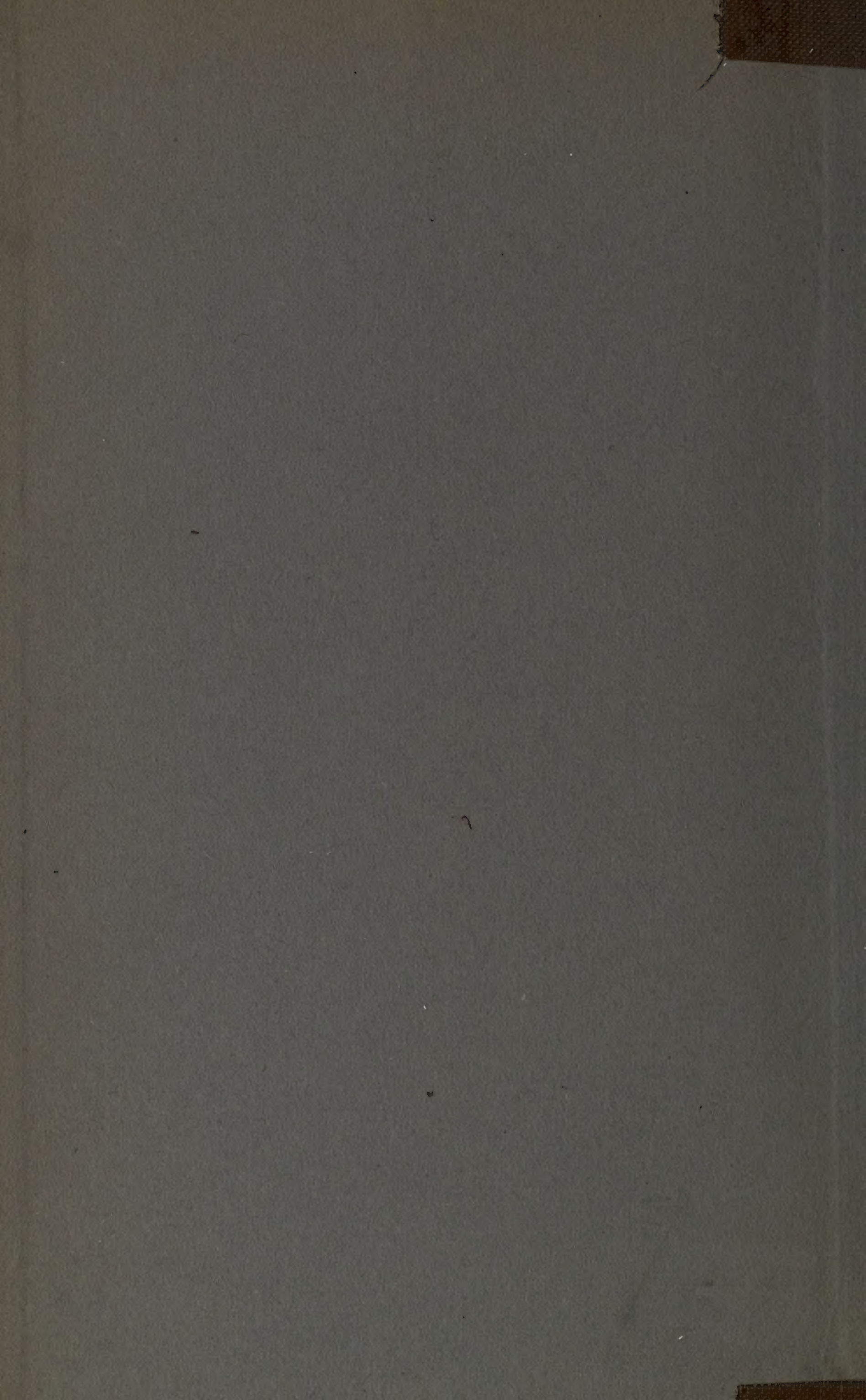
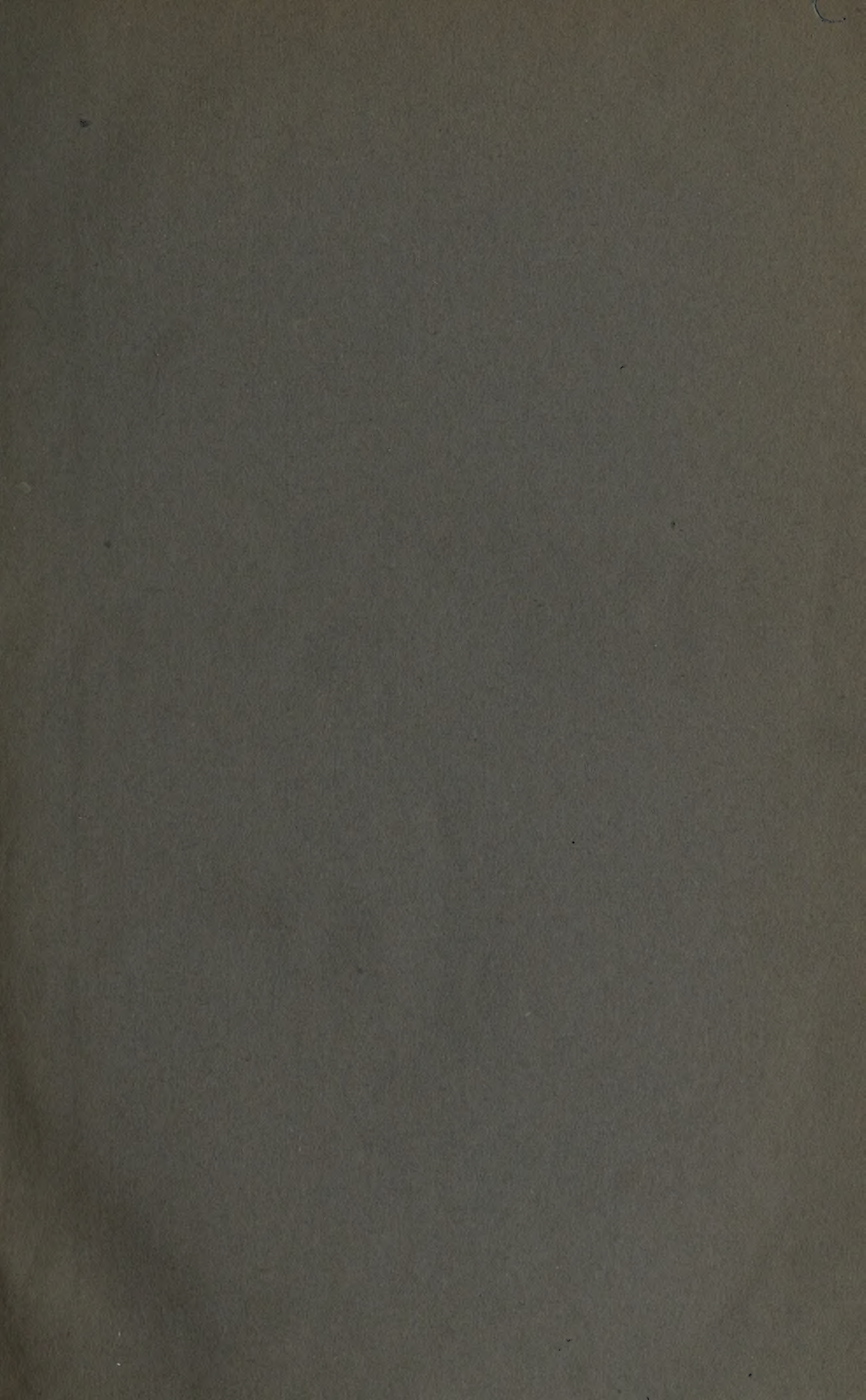
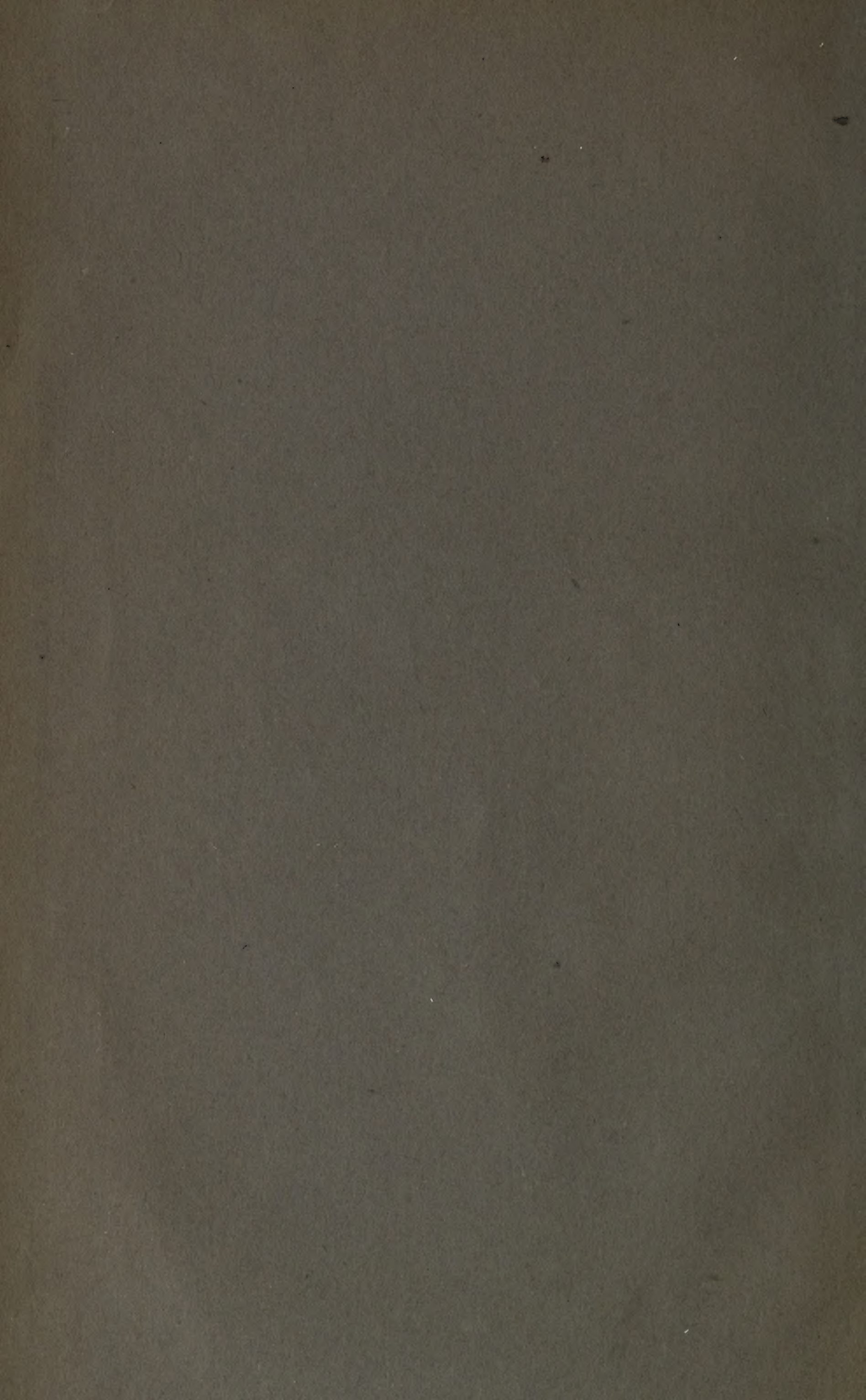






Historische und Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke

Achte Auflage



Erster Band

Charaktere, vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte

Verlag von S. Hirzel in Leipzig / 1918

An Gustav Freytag

zum

13. Juli 1886.

Sie haben dafür gesorgt, mein verehrter Freund, daß Ihr siebzigster Geburtstag ungestört bleibt von allen den lauten Huldigungen, in denen unsere festlustige Zeit sich so gern ergeht.

Den alten Freunden aber kann Ihre Bescheidenheit den Eintritt in das stille Dichterhaus nicht wehren, und zu ihnen darf sich wohl auch dies Buch gesellen, das Ihnen heute in neuer Gestalt entgegentritt.

Sie werden wenig daran verändert finden. Ein Buch ist ein lebendiges Wesen; ihre jugendliche Haltung, ihren oft leidenschaftlichen Ton wollte und konnte ich diesen Bänden nicht nehmen.

Ich habe mich begnügt, in die historischen Abhandlungen einzelne tatsächliche Berichtigungen einzuschalten. Die politischen Aufsätze erscheinen ganz so wieder, wie sie einst in Tagen gärender Ungeduld entstanden. Aber manches, was ich nach zwei Jahrzehnten unvergleichlicher Erfahrungen als veraltet oder verfehlt erkenne, ist in zwei neuen Abhandlungen am Schluß der beiden letzten Bände nochmals kurz erörtert.

Fröhliche Dichtungsgestalten, alle mit deutschen Augen, umdrängen Sie heute, wenn Sie mit den Amseln Ihres Gartens Zwiesprach halten und der reichen Arbeit Ihres Lebens still gedenken. Im Boden des Vaterlandes wurzelt jedes Ihrer Werke; so treu und liebevoll hat keiner der lebenden Dichter die in allem Wandel der Zeiten unverwüstliche Kraft des deutschen Gemütes geschildert. Nehmen Sie aus Freundesmund den Dank eines jüngeren Geschlechts, das wieder gelernt hat, an sich und sein Volk zu glauben.

Heinrich von Treitschke.

Inhalt.

Milton.

(Königstein 1860.)

Die Lust zu scheinen und zu blenden ist eine ewig gleiche Eigenheit unseres Geschlechts, zugleich ein Zeichen unserer vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen. Seltsam nur, in wie verschiedener Weise, je nach der Gesittung der Zeiten, diese Neigung sich Luft macht. In alten Tagen, da ohne kriegerische Tüchtigkeit niemand sich durch das Leben schlug, war das Prahlen mit erfundenen Heldentaten die üblichste Art der Lüge. Heute, da die gute Gesellschaft einen gewissen Grad von Kenntnissen und Belesenheit von jedermann als selbstverständlich erwartet, ist es ein Gewohnheitslaster der höheren Stände geworden, sich mit dem Scheine der Bildung zu schmücken; und der ehrliche Blick erschrickt vor dem Wuste von Unwahrheiten, welcher durch solche Unart in die Welt gekommen. Bemerkungen über die höchsten Probleme des Denkens hören wir aus dem Munde der Kinder und Narren, und ein gewiegtes Urteil über Platon oder Leibniz scheint eine Spielerei für jeden, der sich im Vollgenusse des ersten Frackes tummelt: also, daß ein gutmütiger Gesell über all dem gebildeten Gerede zu dem Glauben gelangen mag, die Stunde der Weltliteratur, von welcher Goethe träumte, habe bereits geschlagen. Auch über den Dichter und Denker, welchem diese Zeilen gelten, ist das allgemeine Urteil längst fertig: seine Name gleicht einer Münze, deren Gepräge uns der Mühe überhebt, ihren Goldgehalt zu prüfen. Und doch werden nur wenige der gebildeten, ja sogar der gelehrten Deutschen unverwirrt standhalten vor der einfachen Frage: Was kennst du von Milton? Gewiß, ein solches Rechnen mit festen überlieferten Begriffen läßt sich nicht gänzlich vermeiden in einer Zeit, für deren eigenes Schaffen die Ergebnisse einer uralten Kultur bloß die Voraussetzung bilden. Nur ein Pedant wird dem Laien zumuten, daß er aus ihren eigenen Schriften jene bahnbrechenden Geister kennenlerne, deren Gedanken uns längst in Fleisch und Blut gedrungen: wer Goethe, Schiller und ihre Nach-

folger kennt, der hat das Unsterbliche der Werke Herders und Wielands genossen. Milton aber ist nicht der Vorläufer größerer Geister gewesen; er steht in der Geschichte der Kunst so einsam wie die Revolution, welcher er als ein gläubiger Kämpfer diente, in der Geschichte der Staaten; und noch immer lohnt es der Mühe, das Bild des Mannes uns vor die Seele zu führen, denn jene einzige Verbindung von künstlerischem Genie und Bürgertugend, die wir in ihm bewundern, hat noch keineswegs das rechte Verständnis in Deutschland gefunden.

John Milton ward am 9. Dezember 1608 zu London geboren, und der frühreife Knabe wuchs auf in einem strengen, gottseligen Hause. Sein Vater, damals Notar, war in jungen Jahren von seinen katholischen Eltern verstoßen worden, als er zur protestantischen Lehre übergetreten, und erfüllte bald des Sohnes Herz mit Begeisterung für den neuen Glauben. Nur die feierlichen Klänge der Musik, welche der Vater mit vieler Begabung übte, unterbrachen dann und wann die gesammelte Stille dieses puritanischen Hauses, dem eine liebevolle und wohltätige Hausfrau mit gemessenem Ernste vorstand. Schon in London ward dem jungen John die Kenntnis des klassischen Altertums durch einige gediegene Gelehrte erschlossen; und denselben eisernen Fleiß wie bisher bewährte er auch, als er, sechzehn Jahre alt, in das Christchurch-College zu Cambridge eintrat. Die Freuden des Burschenlebens lockten ihn nicht. Wie oft, wenn der Schimmer seiner nächtlichen Lampe vor dem Lichte des jungen Tages verblich, wenn der frohe Schlag der Lerche sein stilles Denken störte, hat er damals jenen Zauber des Frühmorgens erlebt, welchen er später mit Vorliebe besungen hat. Doch er war mehr als ein guter Schüler. Der zartgebaute junge Mensch mit den sanften, mädchenhaften Zügen, den seine Kameraden neckend die lady of Christchurch nannten, offenbarte früh einen freien, selbständigen Geist. Ihn empörte die Methode des englischen gelehrten Unterrichts, die selbst in dem freieren Cambridge nicht über mechanische Abrichtung hinausging; und als sein Vater ihm vorschlug, Theolog zu werden, erklärte er, daß er sich nie zu dem Sklavendienst herabwürdigen werde, die Artikel der bischöflichen Kirche zu unterschreiben.

So hat an Milton sich ein Wort erfüllt, daß er als Greis gesprochen: „Die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet.“ In diesem ganzen reichen Leben erscheinen kaum leise Spuren inneren Kampfes. Ernst und keusch und tätig verbringt er seine Tage in puritanischer Strenge und doch voll Bewunderung für die

alte klassische Herrlichkeit. Eine feste Selbstgewißheit, ein glückliches Gleichmaß der Stimmung hebt ihn über Zweifel und Versuchung hinweg, „als ob das Auge seines großen Lehrmeisters immer auf ihm ruhte". Sicher und notwendig wie das allmähliche Anschießen der Zweige und Knospen eines Baumes läßt dieser stetige Entwicklungsgang doch die Grenzen von Miltons Begabung klar erkennen. Wir sind zwar weit entfernt von jenem romantischen Wahne, der in dem Schlammbade jugendlicher Ausschweifungen die notwendige Schule großer Künstler sieht oder gar die leidenschaftlichen Schwächen der Dichter als das untrügliche Kennzeichen ihrer genialen Natur betrachtet. Aber wenn anders die Proteusnatur, die Gabe mit tausend Zungen zu reden, eine wesentliche Dichtertugend bleibt, so muß ein junger Künstler das Liebliche, das Lockende der Sünde, die Gebrechlichkeit der Welt und die Verzweiflung aller Kreatur sehr tief und stark empfunden haben. Denn wie mag er das Leben in der ganzen Fülle seiner Pracht und seiner Widersprüche darstellen, wenn er nicht schrecklich im Innersten die gemeinen Kämpfe der Menschheit durchgefochten hat? In der Tat, wie Miltons Jugend in ihrem geradlinigen Fortgange sich von Grund aus unterscheidet von den stürmischen Anfängen fast aller großen Dichter und mehr an die ersten Tage einseitiger tatkräftiger Naturen erinnert, so ist auch der gereifte Dichter Milton nur groß in seiner Einseitigkeit. Und dieser subjektivste der Poeten, der nie imstande war, ein Bild des ganzen Lebens zu schaffen, der nie etwas anderes schilderte als seine eigene große Seele, — er tritt dennoch ebenbürtig ein in den Kreis der vornehmsten Dichter. Es ist nicht möglich, der lauteren Hoheit seines Charakters ein größeres Lob zu spenden.

Von der hohen Schule kehrte Milton nach Hause zurück. Auf dem freundlichen Landsitze seiner Eltern in der Grafschaft Berk verbrachte er bis zu seinem dreißigsten Jahre eine lange Zeit in stillen Studien und genoß in vollem Maße jenes unschätzbare Glück, das in dem atemlosen Treiben unserer Tage so unendlich selten geworden, das Glück, sich auszuleben und erst in voller gesättigter Reife hinauszutreten auf den Markt des Lebens. Mit herzlichen Worten dankt er seinem Vater für solchen Segen: „Du zwangst mich nicht, den breitgetretnen Pfad zu wandeln, der zum Wohlstand führt; du nahmst mich weit hinweg vom Lärm der Stadt zur tiefen Einsamkeit und ließest mich beseligt weilen an Apollos Seite." Es waren nicht bloß Jahre gelehrter Muße. Er tummelte sich gern in Wald und Feld, denn von seinen lieben Alten

hatte er gelernt, die leibliche Verkümmerung der Gelehrten zu verachten; er schlug eine gute Klinge und verwarf nur die adligen Künste des Reitens und Jagens. Seine kleinen Gedichte aus jenen glücklichen Tagen lassen uns ahnen, daß auch er seinen aufrechten Gleichmut nicht gänzlich ohne Selbstüberwindung errungen hat. Über die gemeinen Zweifel der Jünglingsjahre freilich schreitet er rasch hinweg. Wohl überkommt ihn einmal (in einem Sonett, geschrieben am dreiundzwanzigsten Geburtstage) die Neigung dieses Alters, die Frucht vom blühenden Baume zu verlangen, aber bald schwindet die Reue über die Langsamkeit seiner Bildung, und er ermannt sich in dem klaren Bewußtsein, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Weit bitterer empfand er, daß seine reiche Dichterkraft zur ungünstigsten Zeit, zu spät, geboren sei. „Jener glänzende Abendstern glückseligen Angedenkens, Königin Elisabeth," liest der Brite noch heute dankbar in seinem Prayer-book. Welch eine Zeit, da dies Gestirn noch glänzte über einem reichen, befriedeten Lande und dicht hinter Spenser, dem lieblichen Sänger romantischer Ritterherrlichkeit, der junge Shakespeare erstand! Noch schien die Welt nicht fähig, so viel Schönheit zu ertragen; der einzigen Größe folgte ein jäher Fall. Entsetzlich schnell verwilderte die Bühne nach Shakespeares Tode, sie ward eine Zofe der Stuarts und unterhielt den Hof mit unzüchtigen Späßen. Es war ein Treiben, von Grund aus frivol wie nur das Königtum jener Stuarts selber, die ihren bibelfesten Untertanen befahlen, am Sabbath wider ihr Gewissen den Lärm weltlicher Lustbarkeit zu schauen. Inzwischen hatte der Werkeltag des siebzehnten Jahrhunderts begonnen. Ungeheure Kämpfe zerrütteten Staat und Kirche. Die Wissenschaft stand im Vordergrunde des geistigen Lebens der Völker. „Die Zeit will keine Verse," klagt Hugo Grotius in einem seiner lateinischen Gedichte, „sie fragt: warum freie Worte in unnötige Fesseln schlagen?" Unselige Tage für einen ernsten Dichtergeist, da die Poesie zuchtlos war und die Tugend prosaisch! Sehr früh und mit hellem Bewußtsein nahm Milton eine feste Stellung in dieser schweren Zeit. Sein Bürgerstolz verschmähte die Lakaienrolle eines Bühnendichters, seine herbe Sittenstrenge verwarf den Schmutz des entarteten Theaters. Voll Bewunderung allerdings schaute er auf zu dem Genius Shakespeares, vor dessen Größe der Betrachter „zu Stein erstarre"; doch ein Muster für sich wollte er in den „kunstlosen Waldliedern" dieser grandiosen Naturkraft nimmermehr erkennen. Daß diese ursprüngliche Dichtung zugleich vollendete Kunst und an den Sün-

den ihrer Nachfolger schuldlos war, hat er nie begriffen. Er war ein Gelehrter, er hatte sich, wie Rubens und die italienischen Maler seines Jahrhunderts, sorgfältig geschult an den großen Vorbildern vergangener Kunstepochen. Köstliche Kräfte der Jugend hatte er vergeudet, um mit bedachtsamem Fleiße die Treibhausgewächse der lateinischen Poesie zu erzeugen. Nun gedachte er, der Modedichtung des Tages eine hochgebildete, kunstgerechte Poesie entgegenzustellen, die den Spuren der Alten und der biblischen Sänger folgen sollte. Noch mehr, er tadelte jene echten Dichter, welche, wie Shakespeare, als „fröhliche Kinder der Phantasie" das Schöne, nichts als das Schöne schufen. Er wußte sich berufen zu schreiben „für die Ehre und Bildung seines Vaterlandes und zum Ruhme Gottes". Mit unbefangener schöpferischer Lust hatte Shakespeare den erhabenen Gestalten seiner Kunst allein gelebt. Protestant durchaus, verschmähte er doch mit künstlerischer Weisheit den dogmatischen Streit. Nur dann und wann wirft er einen spöttischen Seitenblick auf die sauersehenden Puritaner, die Hasser der Bühne; und so ganz verschwindet er hinter seinen Gestalten, daß wir eben nur erraten können, der royalistische Dichter selber rede aus den zornigen Worten: „Und soll das Bild von Gottes Majestät, sein Hauptmann, Stellvertreter, Abgesandter, durch Untertanenwort gerichtet werden?" Diese Tage künstlerischer Seligkeit waren dahin. Die Parteien begannen sich zu scheiden. Jetzt galt es zu wählen zwischen dem weltverachtenden Ernste der Puritaner und der vornehmen Leichtfertigkeit der Kavaliere; mitnichten war Miltons Meinung, daß der Dichter solcher Wahl sich entziehen dürfe.

Wie Milton sich in diesem Streite entschied, das mag ein feines Ohr schon heraushören aus den berühmten Gedichten l'Allegro und il Penseroso. In dem heiteren Gedichte besingt der Dichter die lachende Schönheit der Erde, den Zauber des englischen Waldes, die Freuden der Jagd und ländlicher Feste, das trauliche Treiben am winterlichen Herde; deutlich vernehmen wir den gedämpften Nachklang der herrlichen Frühlings- und Winterlieder in Shakespeares love's labour lost. Doch alsbald stellt er im Penseroso diesen nichtigen Freuden, dieser Brut der Torheit ohne Vater geboren, das höhere Glück des Denkers gegenüber, der im Forschen die Welt vergißt, der seine Seele nährt an den großen Geisteswerken alter Tage und endlich im härenen Kleide, in moosiger Zelle die erhabene Weisheit des Propheten erlangt. Beide Gedichte gehören wegen der Pracht und anschaulichen Wahrheit

der Schilderung zu dem Schönsten, was die Zwittergattung beschreibender Dichtung geschaffen; doch keines von beiden gibt rein und unvermischt die Stimmung wieder, welche der Titel andeutet. Weil aber jene schwankende, zweifelnde Verfassung des Gemüts, welcher die Gedichte Ausdruck geben, mehr nachdenklich als heiter erscheint, so hat das allgemeine, selbst von Macaulay geteilte Urteil irrigerweise dem Penseroso den Preis zuerkannt. Ungleich deutlicher spricht Miltons puritanische Gesinnung aus der Hymne auf Christi Geburt, dem Gedichte, das von seinen Jugendwerken den reinsten Eindruck hinterläßt, weil nur hier die wunderbare lyrisch-musikalische Begabung des Mannes zur freien Geltung gelangt. Wohl wirft er da einen wehmütigen Blick auf den Untergang der reichen Welt heidnischer Schönheit, aber ihr verführerischer Glanz verbleicht vor dem reinen Lichte, das von der Wiege des Erlösers ausgeht; die lockenden Gesänge der Nymphen müssen verstummen vor den feierlichen Harfenchören der Seraphim.

Immer aufs neue drängt sich des Dichters puritanischer Eifer hervor. Ein Freund stirbt ihm; er legt einem dorischen Hirten ein Klagelied in den Mund, und selbst in diese Elegie (den vielbewunderten Lycidas) mischt er Zornreden wider die ungetreuen Hirten, welche Gottes Herde verwahrlosen: er droht, schon sei das zweischneidige Schwert erhoben, das die Pfaffen treffen werde. In offenem Kampfe tritt er der unzüchtigen Bühnendichtung entgegen mit dem Maskenspiele „Comus"*). Wie oft hatten die Großen des Hofes den Triumph des Verführers im frechen Mummenschanz dargestellt! Der puritanische Poet feiert den Sieg der Keuschheit über die Versuchung. Die ausgelassenen Geister der Nacht, Comus und sein Gefolge, umschwärmen verlockend ein unschuldiges Mädchen, sie preisen die Wonne süßer Sünden, sie rufen das köstliche Narrenwort: „Was hat die Nacht mit dem Schlaf zu tun?" Doch der Dichter ist mitnichten gemeint, den zügellosen Geistern, wie es ihnen gebührt, den kurzen Rausch eines selig-trunkenen Daseins zu gönnen; sie müssen das ernst-moralische Lob der Keuschheit aus dem Munde der Jungfrau hören und nehmen ein Ende mit Schrecken wie in der Kinderfabel. Gewiß, diese nüchterne Moral wirkt erkältend, sie ist das Gegenteil echter Kunst, und wenn es erlaubt ist, von genialen Pedanten zu reden, so trifft dieser Name unseren Dichter. Doch diesem

*) Diese tendenziöse Bedeutung des Comus hat zuerst überzeugend nachgewiesen A. Schmidt, Miltons dramatische Dichtungen. Königsberg 1864.

England tat not, daß endlich einmal in das wiehernde Gelächter der Lüsternheit die Stimme eines Sängers hineinklang, dem es heiliger Ernst war mit jedem seiner Worte. Dies Maskenspiel ward aufgeführt in dem Hause des Grafen von Bridgewater; und Milton verstand sich anzueignen, was allein in jenen adligen Kreisen der Nachahmung wert war — ein feines, weltmännisches Betragen. Mit seinen Ansichten und seiner Liebe hing er nach wie vor an den Mittelklassen. Wie alle reformatorischen Köpfe Englands, von Wicliffe bis herab zu dem verwegenen Demagogen des neunzehnten Jahrhunderts William Cobbet, fühlte er sich mit Stolz als ein Angelsachse. Dem Volksglauben getreu verehrte er in dem guten Sachsenkönig Edward den Gründer englischer Freiheit; von den Dichtern seines Landes liebte er besonders den alten eifrigen Sachsen Chaucer, und nie hat er sich zu dem Eingeständnis entschlossen, daß sein Sachsenvolk von den Normannen unterworfen worden.

In all diesen vielverheißenden kleinen Gedichten offenbarte sich das Talent eines großen Hymnen- und Elegiendichters, dazu ein Gedankenreichtum und eine plastische Kraft der Zeichnung, die in der beschreibenden Poesie ihresgleichen nicht finden. Aber noch hatte Miltons Genius sein heimisches Feld nicht betreten. Immerhin genügten diese Werke, seinen Namen berühmt zu machen, denn trostlos arm war die Zeit an echten Künstlern. Damals gerade brach Deutschlands uralte Kultur zusammen, als unser Volk für die religiöse Freiheit des ganzen Weltteils blutete; mit Tasso war der letzte von Italiens Klassikern gestorben, und noch hatten die großen Tage der französischen Dichtung nicht begonnen. So war Milton ein berühmter Reisender, als er im Jahre 1638, tief erschüttert durch den Tod seiner Mutter, Italien besuchte, das noch immer wie in Shakespeares Tagen den Briten als das goldene Land der Künste galt. Seine Aufnahme war glänzend; denn man verehrte in ihm den Dichter und den urbanen Gelehrten, und — als erkenne man in ihm eine den Romanen verlorene Lauterkeit des Sinnes und der Sitten — der geistige Adel des Landes kam dem jugendfrischen und jugendlich reinen Inglese mit jener Innigkeit entgegen, welche noch heute den Verkehr der feineren italienischen und germanischen Geister belebt. Dort im Süden schaute Milton eine Farbenpracht und festliche Freudigkeit des Daseins, die der finstere Ernst seiner Heimat verwarf; an der Decke der Sixtinischen Kapelle sah er das verlorene Paradies von Buonarottis Pinsel verherrlicht; auf den zahlreichen

Bühnen trat ihm eine kecke Lust an schönem Spiel und freier, formvollendeter Nachahmung entgegen, die England selbst gekannt, aber längst wieder verloren hatte. In den Akademien der vornehmen Welt atmete er den Zauber feinster geselliger Unterhaltung. Er dichtete im eleganten poetischen Wettkampfe lateinische Elegien und italienische Sonette, ohne doch über der kunstvollen Nachahmung die Kraft selbständigen Schaffens zu verlieren, und ließ sich gefallen, daß seine zierlichen Freunde sein Dichterlob mit romanischer Überschwenglichkeit sangen; ja in Rom, so wird erzählt, war er nahe daran, sein Herz zu verlieren an die schöne Sängerin Leonora Baroni. Dennoch vermochte die Verführung epikuräischen Genusses nicht seinen fertigen Charakter zu biegen oder die durchdringende Schärfe seines Blickes abzustumpfen. Als er in dem Hause des Marchese Manso, eines Freundes Tassos, weilte, ward ihm klar, daß dies Geschlecht von Epigonen, trotz aller Fruchtbarkeit seiner Maler, in der Dichtkunst jeder schöpferischen Kraft entbehrte. Durch solche Einsicht stählte er sich in seinem Lieblingsglauben, daß staatliche Freiheit unentbehrlich sei auch für die geistige Größe eines Volkes. Denn mit Erstaunen und Beschämung erfuhr er, daß England — das England Karls I. — dieser unglücklichen Nation, die unter dem Joche der Spanier seufzte, als ein beneidetes Reich der Freiheit galt. Und wie wertlos erschien dem Puritaner alle künstlerische Herrlichkeit Italiens, als er die römische Hure in ihrem eigenen Babel aufsuchte und den Pomp des Papsttums, „dies schwerste aller Gerichte Gottes", vor Augen sah! In der Stadt des „dreifachen Tyrannen" wappnete er sich mit dem ganzen Stolze eines kühnen Ketzers; den Rat vorsichtiger Freunde verschmähend, gab er laut seinen Abscheu kund über das Treiben der Jesuiten. Voll Ehrfurcht besuchte er den greisen Galilei, das erlauchte Opfer pfäffischen Geisteszwanges. Und mächtiger denn alles, was ihm Italien bot, wirkte auf Milton ein Gespräch zu Paris mit Hugo Grotius, dem Dichter und Denker, dem Vorkämpfer religiöser und bürgerlicher Freiheit.

So vollendete Milton während drei reicher Jahre in Italien seine ästhetische Ausbildung. Aber noch immer suchte seine Dichterkraft unsicher tastend umher. Der Mann des Bürgertums trug sich, angefeuert durch die Erinnerung an Tasso, bereits mit dem Plane eines ritterlichen Heldengedichts von König Artur und seiner Tafelrunde. Da riß ihn der Sturm des Völkerkampfes aus seinen künstlerischen Träumen. Das englische Volk begann jenen Streit, in welchem sich offenbaren sollte,

daß der Protestantismus, nachdem er lange als ein von außen aufgedrungenes Gut nur in den Institutionen des Landes bestanden, jetzt endlich nach langer, stiller, geistiger Arbeit in den Herzen der Nation festgewurzelt, ihr sittliches Eigentum geworden sei. Die große Kunde traf den Dichter, da er eben nach Griechenland, dem teuersten Lande seiner Sehnsucht, überzufahren gedachte. Alsbald kehrte Milton in die Heimat zurück, denn ihm galt es für „schmählich, fern zu weilen, derweil seine Mitbürger für die Freiheit stritten". Ihm war, als sehe er seine „edle und mächtige Nation gleich einem Riesen sich vom Schlummer erheben und ihre Simsonslocken schütteln". Noch ein kurzer, herzstählender Aufenthalt in Genf, der hohen Schule und dem Musterstaate der streitbaren Jünger Calvins; dann betrat er die heimische Insel, die ihm als die Wiege der Reformation galt und nun die letzten blutigen Siege des Protestantismus schauen sollte. Jetzt erfuhr er, welch ein Segen für den Poeten darin liegt, wenn er auch der ungebundenen Rede mächtig ist, damit er nicht nötig habe, die Muse zu mißbrauchen für die endlichen Zwecke, zu deren Verfolgung die Härte des Lebens unerbittlich zwingt: Milton hat kaum je einen satirischen Vers geschrieben, um die persönlichen Händel auszufechten, in welche sein Wirken als Publizist ihn verflocht. —

Wollen wir diesen Streitschriften gerecht werden, womit er während eines Vierteljahrhunderts die drei Grundlagen jedes menschenwürdigen öffentlichen Lebens, die religiöse, die häusliche und die politische Freiheit, verteidigte, so müssen wir uns des gewaltigen Abstandes der Zeit lebhaft bewußt bleiben. Die meisten der Beweisgründe, welche er damals allen zur Überraschung zuerst aussprach, sind im Verlaufe des langen Kampfes um die Freiheit der Völker zu Gemeinplätzen, zu Vorurteilen aller Gebildeten geworden. Eine Eigentümlichkeit der Epoche ist die Form, eine Eigenheit des Volkes ist die Breite der Darstellung, welche Milton mit allen Gliedern dieser Nation lakonischer Sprecher sonderbarerweise teilt. Auch sein Mangel an historischem Sinn bei einer Fülle historischen Wissens wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß das Verständnis für die Geschichte, obwohl der Idee nach im Wesen des Protestantismus enthalten, damals noch unentwickelt war. Die berufene, gewaltige Heftigkeit seiner Polemik endlich, welcher es auf ein pecus oder stultissimum caput nicht ankam, erklärt sich von selbst aus den Sitten einer Zeit, deren göttliche Grobheit noch heute in den Streitschriften der Theologen fortwirkt, aus dem natürlichen Ingrimm

eines Kampfes gegen mächtige Gegner, welche das Verbrennen durch Henkershand als die geeignete Antwort auf mißliebige Schriften ansahen, und aus Miltons persönlichen Erlebnissen. Denn ein hartes Geschick vereinigte in ihm wie in einem Brennpunkte die Leiden, Hoffnungen und Kämpfe seines Volkes. In seinem eigenen Hause sollte er die großen Schmerzen der Zeit erfahren; darum redet eine dramatische Wahrheit aus seinen Schriften. Der gemeinen Mittelmäßigkeit der Menschen ist der Ausdruck einer Meinung wichtiger als die Meinung selber; deshalb ist Milton, der gemäßigte Ansichten mit schonungsloser Ehrlichkeit aussprach, der törichten Nachrede verfallen, er zähle zu den Schwarm- und Rottengeistern, den Demagogen des Protestantismus.

Ausgerüstet für seine Aufgabe war Milton mit einer allseitigen Bildung und einer schöpferischen Gewalt über die Sprache, deren Prosa er mit einer Fülle altertümlich kräftiger Worte bereichert hat. Und was mehr sagen will: er war durchaus getränkt von dem echten Geiste protestantischer Freiheit. Daß, wer erlöst sein will, seinen eigenen persönlichen Glauben haben müsse, blieb seine erste Überzeugung, und er stritt für sie mit reinen Händen. Was auch seine erbosten Gegner über die unlauteren Beweggründe seines Handelns fabelten: jede neue historische Forschung beweist immer klarer, daß nie etwas Niedriges, Unreines, Schwächliches in seine Seele Eingang fand. Vielmehr liegen Miltons Fehler auf der entgegengesetzten Seite — es sind die Sünden kühner, aufstrebender Menschen. Obwohl kein eigentlicher Parteimann, besaß er doch die ganze jüdische Starrheit der Puritaner, er war vollkommen unfähig, die relative Berechtigung seiner Feinde zu begreifen. Er sah in ihnen nur Götzendiener, Hurer, Despoten, Priester des Bauches; und nie begegnet uns in seinen Schriften jenes überlegene, objektive Lächeln, das wir von einem genialen Menschen selbst im Feuer des Parteikampfes dann und wann erwarten. Auch Milton hatte das Schmettern der Posaunen und die frohe Botschaft des Engels vernommen: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große, und eine Behausung der Teufel geworden"; auch ihn, wie die Verwegensten der Puritaner, trieb ein heiliger Eifer, das Volk Gottes zu mahnen zum Auszuge von Babel, „auf daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen". In jedem seiner Bücher liegt sein Innerstes ausgesprochen. Nur die Stimme seines wachen Gewissens hieß ihn die Waffen der Publizistik ergreifen — ihn, der sich immer bewußt blieb, daß er zu Höherem ge-

boren sei und in dem kühlen Elemente der Prosa nur den Gebrauch seiner linken Hand behalte. Doch gerade deshalb verfiel er in den alten Irrtum harmonischer, tief-gewissenhafter Naturen. Er fand einen objektiven Zusammenhang zwischen seinen politischen und religiösen, ästhetischen und sittlichen Meinungen, während dieser Zusammenhang doch nur subjektive Wahrheit haben konnte, nur für ihn, den ganzen einheitlichen Menschen bestand. „Religion und Freiheit hat Gott unzertrennlich in eins verwebt, die christliche Religion befreit die Menschheit von den zwei schrecklichsten Übeln, Furcht und Knechtschaft." Auf diese Sätze gestützt, gebrauchte er dreist religiöse Argumente für politische Zwecke, und umgekehrt — eine Verirrung, die freilich einer Partei sehr natürlich zu Gesicht stand, welche für die Freiheit des Staates und der Kirche zugleich auftrat. Daher hat er das scharfe philosophische Scheiden der Begriffe nicht verstanden, und er so wenig wie irgend ein Brite besitzt die Gabe der deutschen und hellenischen Philosophen, die Dinge auf ihre letzten Gründe zurückzuführen.

Der unvergängliche Wert seiner prosaischen Schriften liegt in der unermüdlichen Durchführung der ewigen Wahrheit, daß die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbedingung bleibt für seine staatliche Größe, die Blüte seiner Kunst und die Reinheit seines Glaubens. Auch darin zeigt sich der glaubenseifrige Puritaner, daß er nicht glänzen will durch einen großen Reichtum von Ideen, sondern überzeugen will durch fortwährende Vertiefung und Klärung weniger, aber mit ganzer Seele ergriffener Gedanken. Nur eines tritt als ein störendes, unharmonisches Werk in seinen Werken hervor. Selbst dieser freie Geist hat, wie alle seine Zeitgenossen und wie noch heute die ungeheure Mehrzahl der Briten, nicht gewagt, die letzten Konsequenzen der protestantischen Freiheit zu ziehen. Auch sein Denken ist theologisch gebunden, ist wesentlich scholastisch. Ihm gilt als selbstverständlich, daß die Forderungen der Vernunft mit den Aussprüchen der heiligen Schrift stets übereinstimmen müssen, und wird der Widerspruch gar zu handgreiflich, so hilft er sich mit dem verzweifelten Ausspruche: „So Unvernünftiges kann die Bibel gar nicht behaupten wollen." Diese theologische Verbildung und die jüdische Härte des puritanischen Wesens entfremdet Miltons Werke gar oft uns Söhnen eines geistig freieren Volkes. Wer den ungeheuren Abstand zwischen deutscher Freiheit und englischer Befangenheit des Geistes ermessen will, der vergleiche Milton mit einem beliebigen Buche unseres Luther. Welche milde, menschenfreundliche

Weisheit verbreitet sich in Luthers Tischreden über alle Höhen und Tiefen des Lebens! Wie herzlich weiß sich der Reformator das Leben der heiligen Familie auszumalen, er sieht es vor Augen, wie die Mutter Maria auf dem Zimmerplatze ängstlich auf ihren Knaben wartet und ihn fragt: Wo bist du denn so lang geblieben, Kleiner? Wie pedantisch erscheint neben diesem traulichen Bilde der Jesus Miltons, der die kindlichen Spiele kalt verschmäht und als Knabe schon sich mit dem „öffentlichen Wohle" beschäftigt! Sicher, der deutsche Theolog predigt eine reinere, weltlich freiere Menschlichkeit, er redet uns auch heute noch lauter und freundlicher zum Herzen als der weltlichste und kühnste Kopf der Puritaner, der uns um anderthalb Jahrhunderte nähersteht.

Der Protestantismus war gefährdet, seit die Kreaturen König Karls versuchten, die anglikanische Kirche durch Verschärfung der bischöflichen Verfassung dem Katholizismus wieder anzunähern. Gegen diesen Grundschaden der englischen Reformation erhob sich Milton in fünf Streitschriften, welche nach seiner Rückkehr in die Heimat in den Jahren 1641 und 1642 erschienen. Mit dem sicheren, praktischen Blicke seines Volkes, den er bei all seinem idealistischen Schwunge durchaus besaß, eiferte er zunächst nur gegen die Verfassung der Kirche. Durch ihn ward zuerst in vornehmer Sprache den Gebildeten der Nation bewiesen, was die eifrigen Apostel der Puritaner schon längst auf den Gassen gepredigt hatten, daß die bischöfliche Kirche — diese „ephesische Göttin" der Götzendiener — nur eine neue, nicht minder unevangelische Hierarchie an die Stelle der gestürzten römischen gesetzt habe. Abschaffung des Prälatentums, Beseitigung der Häufung der Pfründen in einer Hand, welche bereits eine „Verteuerung der geistigen Speise" hervorgerufen, endlich Wahl der Seelsorger durch die Gemeinden — in diesen Forderungen gab er den Wünschen der Mittelstände klaren Ausdruck. Wie alle echten Jünger der Reformation mahnte er zur Rückkehr in die Armut und Einfachheit des apostolischen Zeitalters. Wie vordem Dante und mit Dantes Worten erklärte er die Schenkung Konstantins, welche den weltlichen Reichtum der Kirche gegründet, für „die wahre Büchse der Pandora". Er stützte sich auf jenes goldene Wort, das die Summe aller protestantischen Weisheit über kirchliche Verfassungsfragen enthält: „Wo zwei oder drei von euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Alsbald stürzten die Bischöfe sich auf ihn mit dem furchtbaren Rüstzeuge jener perfiden Mittel, welche nur gereizter Pfaffenhochmut nicht verschmäht.

Weil Milton in seiner eifrigen Strenge einmal von falschen Bärten und Nachtschwärmern gesprochen, so ward die fleckenlose Reinheit seines Wandels verleumdet; denn nur wer Bordelle und Spielhäuser besuche, könne Kunde haben von solchen Dingen. Steinigt diese hündische Mißgeburt zu Tode, auf daß ihr nicht selbst verderbet, — das war der Ton, den die Bischöfe Hall und Usher anschlugen, um den kecken Reformator zu züchtigen. Doch die Entrüstung gegen die Prälaten ward allgemein; und nach seiner kühnen Weise, der es nur in den Vorderreihen der Streiter wohl war, verschmähte Milton jetzt, noch ferner teilzunehmen an einem Kampfe, dessen Ende nicht mehr zu verkennen war.

Als er nach Jahren (1659) wieder über kirchliche Fragen zu schreiben begann, war sein Denken bereits kühner, sein Standpunkt freier. Er hatte erfahren, daß auch die Presbyterianer, denen er selbst zum Siege über die Bischöflichen verholfen, sich nicht frei hielten von jenen theokratischen Neigungen, deren jede organisierte Kirche voll ist. Man weiß, auf welchen zähen Widerstand Cromwell stieß, als er den finsteren Fanatismus seiner Gläubigen zur Duldung bewegen wollte. Milton hatte nicht gesäumt, seinen großen Freund in diesen Kämpfen zu bestärken und anzufeuern, „denn auch der Frieden hat seine Siege". Er sang ihm zu: „Befrei' die Seelen von der Mietlingsrotte, die ihrem Magen frönt als ihrem Gotte." Nach dem Tode des Protektors, da die Gefahr religiöser Verfolgung wieder nähergerückt war, richtete er an das Parlament die Denkschrift „über Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen" — eine Verherrlichung der Duldung. Jetzt wagt er das kühne Verlangen „Trennung von Staat und Kirche"; denn der Vermischung dieser beiden Gewalten verdanken wir alle Kriege des letzten Jahrhunderts. Der Staat, der seinem Wesen nach nur „die Wirkung, nicht den Sitz der Sünde" treffen und strafen kann, verzichte fortan auf die väterliche Gewalt, die der Kirche gebührt. Die Kirche verschmähe, obrigkeitliche Rechte zu üben, „sie ist zu hoch und würdig, um sich gleich einer Weinrebe am Stamme des Staates emporzuranken". — Freilich, wenn die Kirche nicht von dieser Welt ist, so besteht und wirkt sie doch unzweifelhaft in dieser Welt; diese bittere Wahrheit hatte schon Luther erfahren. Noch im siebzehnten Jahrhundert war niemand, auch Milton selber nicht, fähig, den ganzen Sinn des großen Wortes „Trennung von Staat und Kirche" zu begreifen und zu erfüllen. Auch Milton beurteilt den Staat nach religiösen statt nach rechtlichen Begriffen,

und — seine Duldung hat ihre Grenzen. Sie umfaßt alle Sekten, deren Menge er als ein Zeichen des zunehmenden Denkeifers freudig begrüßt, sogar die Sozinianer, welche unseren deutschen Lutheranern geradezu als Heiden erschienen; nur eines umfaßt sie nicht — popery and open superstition. Der Katholizismus ist ihm eine politische Partei, welche unter dem Scheine einer Kirche die priesterliche Tyrannei anstrebt. Selbst die Gottesleugner mag der Staat ertragen, nur diese Papisten nicht, denen der Papst jederzeit einen Freibrief für alle Verbrechen ausstellen kann. Milton so wenig wie nach ihm der Skeptiker Bayle wollte begreifen, daß mit dieser einen Ausnahme der Befreiung der Kirche vom Joche des Staates die Spitze abgebrochen wird. Fürwahr, wenn jede reinere Menschensitte von den Völkern nur auf Umwegen erreicht wird, so sind die Irrgänge der religiösen Duldung die seltsamsten von allen. Wie in Preußen die Toleranz, die köstliche Frucht der inneren Freiheit der Menschen, damit begann, daß sie den widerstrebenden Predigern vom Staate anbefohlen ward, so ward in England das friedliche Leben der Konfessionen nebeneinander erst dadurch möglich, daß man die aggressive Macht der römischen Kirche eine Zeitlang von der allgemeinen Duldung ausschloß. Selbst ein Idealist wie Milton konnte sich dieser handgreiflichen Notwendigkeit nicht verschließen. Sein starker Geist, gewohnt, die historischen Dinge in der ganzen Schärfe ihrer Gegensätze zu begreifen, bekannte sich zu dem Worte: Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt gar nichts — zu jenem schrecklichen Worte, welches nur darum nicht wahr ist, weil der müden Mehrzahl der Menschen der Mut fehlt, ihren Glauben bis in seine letzten Spitzen zu verfolgen. Ein Ketzer ist in Miltons Augen nur, wer in Sachen des Glaubens menschlichem Ansehen folgt; das allein galt ihm als die wahre Sünde wider den heiligen Geist. Und es scheint nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß diese Meinung mit den Lehren der ältesten Kirche, ja sogar noch der päpstlichen Dekretalien sehr nahe verwandt ist.

So war Milton unter die kühnsten religiösen Reformer, unter die Independenten getreten, und eine neue, noch im selben Jahre erschienene Schrift „Gegen die Mietlinge in der Kirche“ gab davon Zeugnis. Hatte er vordem nur den Lippendienst der Agende bekämpft, weil sie die lebendige Kraft des freien Gebetes verdränge, so wendet er sich jetzt gegen die Geistlichkeit selber, den neuen Stamm Levi. Er versteht das Priestertum der Laien, dies Palladium der Protestanten, im ver-

wegensten Sinne, er verwirft die Bildung einer theologischen Kaste und heischt das Recht des Predigens für jeden Bibelkundigen. Hatte er einst die harte puritanische Kirchenzucht verteidigt, so weiß er nun geistliche und weltliche Dinge klarer zu scheiden und erkennt die Ausschließung als die einzige gerechtfertigte kirchliche Strafe. Während seiner reifsten Jahre hat der fromme Dichter nie mehr eine Kirche betreten. Noch im hohen Alter stellte er sich nach den Worten der Bibel eine christliche Dogmatik zusammen und wahrte sich damit sein protestantisches Recht auf einen persönlichen Glauben. Freilich, hätte er vermocht, die Fesseln der Scholastik abzustreifen, so mußte er noch einen Schritt weiter gehen. Denn er bekannte sich zwar im ganzen und großen zu den Lehren des Kalvinismus: vereinigte doch diese Kirche damals, da die schöpferische Kraft des Luthertums erloschen schien, in sich alle treibenden, fortschreitenden Mächte, allen Freiheitsmut des Protestantismus. Aber ein wahrhaft unbefangener Blick in sein Inneres mußte ihm sagen, wie vieles ihn von diesem Glauben trennte. Nicht nur hielt er sich rein von den pfäffischen Verirrungen der Gottseligen, welche, gleich vielen Frommen unserer Tage, mit dem Gottseibeiuns auf weit vertrauterem Fuße lebten als mit dem Herrgott selber; sondern als ein rechter Apostel der Freiheit verwarf er auch die entsetzliche Lehre von der Vorherbestimmung. Ohne die Freiheit des Willens war ihm das Leben des Lebens nicht wert: die Notwendigkeit, „der Rechtsgrund der Tyrannen", fand keine Stelle in seinem Katechismus. Ja, in seinen letzten Jahren erkannte er bereits die Unvergänglichkeit der Materie, die Untrennbarkeit von Leib und Seele und die Immanenz Gottes. Noch mehr, in Worten und in Werken fügte er den mehr negativen Tugenden des Christentums die positiven des antiken Heidentums hinzu. Wie ehrlich gestand er, daß die ersten christlichen Jahrhunderte einen argen Rückschritt in den Sitten zeigen gegen die großen Tage der Hellenen und Römer! Mit welchem naiven Stolze, mit wie heidnischer Unbefangenheit sprach er, gleich dem modernen Heiden Skaliger, von seinem eigenen Werte! Und wie ganz „unchristlich" — nach den theologischen Begriffen der Zeit — war seine Auffassung der Moral: wir sollen zu stolz sein, uns zu hoch halten für die Sünde! „Alle Bosheit ist Schwäche"; er findet nicht Worte genug die Kleinheit, die Verächtlichkeit der Sünde zu schildern. Mit diesen Zügen durchaus antiker Sittlichkeit vermischen sich in seiner Seele die herbsten Gedanken christlicher Askese, eine tiefe Weltverachtung und die

heilige Überzeugung, alles Wissen, alle Kunst der Menschen sei wertlos, wenn sie nicht geradeswegs hinführen zu dem „Leben in Gott" — nur daß er selber dieser Widersprüche nimmer sich bewußt ward. Nach dem geistreichen Holländer Coornhert war Milton der erste Denker, welcher vermochte, in einer Zeit des konfessionellen Hasses den Geist des Christentums in gläubiger Seele zu hegen, ohne sich dem Dogma einer Konfession völlig anzuschließen. —

Inzwischen hatten sorgenvolle Erlebnisse Milton zum Nachdenken geführt über einen anderen Grundpfeiler des Völkerglückes, über die häusliche Freiheit. Der strenge Mann, der nie ein Liebesgedicht geschrieben, fühlte doch nach Art stolzer, spröder Naturen sehr lebhaft das Bedürfnis der Liebe. Er war vielleicht zu sehr ein in abstrakten Begriffen befangener Gelehrter, um jene dämonische Anziehungskraft zu besitzen, welche die Naturgewalt großer Künstler auf die Gemüter der Frauen ausübt; immerhin war er wohl imstande, ein Weib zu beglücken, das tief und innig genug empfunden hätte, um die Schroffheit des Gatten zu tragen und zu mildern. Leider fand er in seiner Gattin Mary Powel nur das platt Alltägliche. Die oberflächliche, vergnügungslustige Tochter eines lustigen Landedelmannes sehnte sich bald hinweg aus der ernsten Einförmigkeit des stillen Gelehrtenhauses. Und Milton empfand die traurigste Nachwirkung politischer Kämpfe: die Wirren des Staates störten den Frieden seines Hauses. Die anerzogenen royalistischen Grundsätze seiner Gattin lehnten sich auf gegen das Puritanertum des Mannes. Nach Verlauf eines Monats entfloh sie zu ihrem Vater, und nachdem Milton vergeblich versucht, sie zurückzuführen, unterfing er sich, die Gesetzgebung seines Landes von einem Makel zu befreien, dessen Schwere er an sich selbst erfahren. Er verfaßte jene vier Schriften über die Ehescheidung (1643—1645), welche der sittlichen Bildung seiner — und leider auch unserer — Tage weit vorauseilten. Die ganze Kühnheit dieses Schrittes begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, wie allgemein dieses Zeitalter — Milton selbst nicht ausgeschlossen — der Unart ergeben war, hinter jeder überraschenden Meinung unlautere persönliche Motive des Schriftstellers zu wittern. Von alters her war die Freiheit der Ehe ein Lieblingsthema jener sinnlichen Naturen, welche der laxen Moral ein bequemes Lotterbett bereiten wollen. Der puritanische Denker dagegen ward ein Verteidiger der Ehescheidung, weil seine stolze Tugend sehr streng und vornehm dachte von dem Wesen der Ehe.

Milton war hier in der mißlichen Lage, allgemeine Regeln aufzusuchen für Fälle, welche als Ausnahmen von der natürlichen Ordnung nur eine individuelle Beurteilung dulden; aber er löste seine Aufgabe mit der Logik eines schlagfertigen Denkers und mit dem Mute eines guten Gewissens. Er will die Welt, wie von der Last des Aberglaubens in der Kirche, so von den eingebildeten Schrecken der Sünde im Kreise des Hauses befreien. Siegreich zeigt er die Sinnlichkeit des kanonischen Rechts, das nur durch fleischlichen Ehebruch die Ehe gelöst wissen will. Sein protestantisches Gewissen empört sich gegen die leichtfertigen Dispensationen vom Gesetz, welche solche übertriebene Härte notwendig veranlaßt. So streitet Milton, ihm selber vielleicht unbewußt, für die harmonische Gleichmäßigkeit der Sitte, die wir modernen Menschen verehren, und gegen die Roheit jener alten Tage, die zwischen Zwang und Ausschweifung haltlos taumelten. Mit ergreifenden Worten schildert er das Glück, das ihm selber versagt war, das Glück der Ehe als einer göttlichen, bürgerlichen und leiblichen Gemeinschaft. Freilich, diese leibliche Gemeinschaft ruhig zu würdigen, war den Männern der Reformation nicht gegeben. Auch Milton haftet noch an der lutherischen Meinung, der natürliche Trieb sei sündhaft, wenn nicht Gottes absonderliches Erbarmen seinen Mantel darüber decke. Der Beruf des echten Liebesgottes, ruft der Puritaner, beginnt und endet in der Seele. Ist jene göttliche Gemeinschaft gebrochen, so ist die leibliche wertlos, so sind die Kinder „Kinder des Zorns". Der Zweck der Ehe ist das Glück der Gatten — und „kein Vertrag kann binden, wenn seine Ausführung dem Zwecke des Vertrages widerspricht". Damit ist einer jener radikalen Sätze gesprochen, die mit ihrem schneidenden Klange die träge Welt aus dem Schlafe rütteln und ihr bei den verschiedensten Anlässen immer und immer wieder in die Ohren gellen: hat doch in unseren Tagen der Freistaat Venezuela genau mit denselben Worten seine Unabhängigkeit gerechtfertigt.

So dringt dieser reine Mensch in allem, was er ergreift, auf das Wesen, auf den sittlichen Kern der Dinge. Nur leider hindert ihn auch hier seine theologische Verbildung, die köstlichsten Früchte seines Denkens zu ernten. Er ahnt diese höchst persönlichen Fragen durch die Aufstellung gesetzlicher Scheidungsgründe niemals gelöst werden können. Aber statt daraus zu folgern, daß sie billigerweise dem Wahrspruche eines Schwurgerichts von Standesgenossen unterliegen sollten, verwirft er kurzweg jede Einmischung der Gerichte in eheliche Verhältnisse; ja, er

will die Entscheidung über die Trennung der Ehe dem Gewissen des Mannes anvertrauen und so unsere milderen Sitten verbessern durch die brutalen Rechtsbegriffe der Juden, welche die Menschenwürde des Weibes nicht fassen konnten!

Abweichend von der dürren Jurisprudenz der Zeitgenossen, aber übereinstimmend mit den großen Staatslehrern unter den Alten, sah Milton in der Familie die Grundlage des Staates. Um dem häuslichen Leben nach allen Seiten hin gerecht zu werden, schrieb er — damals beschäftigt mit der Erziehung der Kinder einiger Freunde — sein Buch „über Erziehung“. Vielleicht hat in jenen Tagen nur der Deutsche Samuel Hartlieb diese Schrift, welche der englische „Schulmeister“ ihm widmete, ganz verstanden; so wenig hatte der Miltonische Plan eines freien, wahrhaft klassischen Jugendunterrichts mit den theologischen Begriffen des Jahrhunderts gemein. — Die häusliche Freiheit ward nicht zur Wahrheit, solange nicht „die Geburt des Gehirns ebenso frei war wie die Geburt des Leibes“, solange der Staat die Preßfreiheit verkümmerte. Die Presbyterianer hatten im langen Parlament die Oberhand gewonnen, aber nach dem Siege bewiesen sie die gleiche Unduldsamkeit wie die gestürzten Bischöflichen, sie beschlossen (1644), daß für den Druck jeder Schrift eine Lizenz eingeholt werden müsse. Da erkannte Milton die Gefahr, daß der große Freiheitskampf seiner Nation mit dem Siege einer Partei über die andere kläglich ende. Er richtete an das Parlament die Areopagitica, die berühmte schwungvolle Rede zum Schutze der Preßfreiheit, unzweifelhaft die schönste seiner prosaischen Schriften. Hier ist Miltons großartiger Idealismus an der rechten Stelle, hier redet sein freudiger, zweifelloser Dichterglaube an die Allmacht der Wahrheit, die — ein umgekehrter Proteus — nur aller Fesseln ledig Worte des Heiles kündet. Ein gutes Buch ist wie eine Phiole voll der reinsten Lebenskraft des schaffenden Geistes; wer einen Menschen erschlägt, tötet ein vernünftiges Wesen, wer ein Buch vernichtet, tötet die Vernunft selber, denn allerdings ist möglich, daß eine Wahrheit, einmal gewaltsam unterdrückt, nie wiederkehre in der Geschichte. Mit der Vernunft hat uns Gott die Freiheit der Wahl gegeben. Daß ein Mensch durch freie Wahl zur Tugend gelange, frommt der Welt mehr, denn daß zehn durch Zwang dazu getrieben werden. — Die Rede vermochte zwar nicht die Herrschsucht der siegreichen Partei zu belehren; doch an einzelnen tieferen Naturen fand der Apostel der Preßfreiheit schon jetzt willige Hörer. Ein Zensor legte sein Amt freiwillig nieder,

weil er durch Milton die Verächtlichkeit seines Wirkens und den päpstlichen Ursprung der Zensur kennengelernt hatte. Erst ein Jahrhundert später ging Miltons Saat auf. Seine Rede ward eine Macht in jenen Kämpfen, welche unter Georg III. die Unabhängigkeit der englischen Presse endgültig entschieden, und kurz vor der Berufung der französischen Nationalversammlung übersetzte Mirabeau die Areopagitica für seine Landsleute und schrieb dazu: nicht seine Verfassung hat den englischen Staat so hoch erhoben, sondern die Durchführung der Miltonischen Ideen, die Achtung vor der öffentlichen Meinung.

Als diese Händel unter steigender Erbitterung der Geistlichkeit durchgefochten waren, verbrachte Milton vier Jahre (1645—1649) in stiller Muße, schrieb an seiner Geschichte Englands in der angelsächsischen Epoche und folgte mit Spannung der anschwellenden Flut der Ereignisse. Das Königtum von Gottes Gnaden wurde von seinem Verhängnis ereilt. Ein Ausspruch Jacobs I. mag die Bedeutung des Kampfes bezeichnen — jenes blasphemische Wort aus der Thronrede vom Jahre 1609: „Gott hat Gewalt zu schaffen und zu zerstören, Leben und Tod zu geben. Ihm gehorchen Seele und Leib. Dieselbe Macht besitzen die Könige. Sie schaffen und vernichten ihre Untertanen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Sachen, selber niemand verantwortlich denn allein Gott. Sie können mit ihren Untertanen handeln als mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen oder herabsetzen.“ Zwischen dieser frivolen Selbstvergötterung eines durchaus ungermanischen Despotismus und dem gekränkten Rechtsgefühle eines gläubigen Volkes war jede Vermittlung unmöglich. Die Entscheidung mußte der Partei zufallen, welche allein den Mut hatte, ehrlich mit dem Königtume zu brechen, der Partei der Independenten, die nach dem eigenen Geständnis der Royalisten durch den Glanz ihrer Talente im Lager und im Rat alle anderen Parteien verdunkelte. Milton hatte ehemals Englands Heil gesehen in dem ehrlichen Befolgen der alten Verfassung mit ihrem „freien Parlamente unter einem freien, nicht bevormundeten Könige“. Er hatte dann sich zu Cromwells Meinung bekehrt, der von Anfang an die Dinge mit königlichem Blicke beherrschte und den Nagel auf den Kopf traf, als er erklärte, mit dem falschen versteckten Stuart sei jedes Verhandeln vergeblich.

Wie sollte ihn, der den Zauber einer tieferen Poesie im Herzen trug, der romantische Reiz der ritterlichen Kavaliersehre blenden? Eine edle Freundschaft verband ihn jetzt mit Cromwell. Er erkannte in dem

Helden, „der Gottes Schlachten schlug", der voran stand, „als des Messias großes Banner flog", den geborenen Herrscher, dem die von Gott gewollte Regierung der Besten zufallen müsse. Wie verschieden geartet die beiden auch waren: der schöne, feingebildete Dichter und der plumpe, wetterfeste, nüchterne Mann des Krieges und der Geschäfte begegneten sich in dem tiefen Ernste ihres Glaubens, in ihrer Verachtung des Scheines, und beide standen hoch genug, um keiner Partei sich gänzlich zu verpfänden. Solche grundverschiedene Naturen mit gleicher Überzeugung schließen sich leicht aneinander zu dauernder, werktätiger Freundschaft. Milton ward der Anwalt der großen Rebellion, er ward nach Dante der einzige große Dichter, der als politischer Schriftsteller sich einen Kranz errungen hat. An ihm mag man die Nüchternheit des gesunden Menschenverstandes verlernen, der schon bei dem Worte „Dichter und Politiker" selbstgefällig zu lächeln beginnt. Sicher, Milton war ein Idealist von verwegenster Kühnheit, er konnte an unabweislichen Tatsachen der Wirklichkeit mit einer, in dieser Nation von Baconianern unerhörten Gleichgültigkeit vorübergehen. Doch es ist gefährlich, zu spotten über die Weissagungen des Genius, denn noch ist keiner als ein falscher Prophet erfunden worden, der an das Edle in der Menschheit glaubte. Wenn die klugen Leute jener Tage des Dichters lachten, der die Befreiung von Griechenland und Italien träumte, mit welcher Ehrfurcht sollen wir vor solcher Sehergabe stehen! Wohl irrte er, wenn er meinte, „der Deutschen männliche Kraft" werde für den Freiheitskampf der Briten in die Schranken treten, denn unser Volk lag damals tief danieder in philisterhafter Verzagtheit und sah in den Puritanern nur eine unbändige Rotte wilder Mörder, — aber wie nun, wenn Milton heute lesen könnte in den Herzen der edelsten Deutschen?

Rasch nacheinander hatte der Sturm der Revolution die bischöfliche und die presbyterianische Partei daniedergeworfen. König Karl stand als Angeklagter vor dem Hause der Gemeinen; das Gemeinwesen von England war gegründet. Aus freiem Antrieb begann Milton, noch während der Prozeß des Königs schwebte, die Schrift „über die Stellung der Könige und Obrigkeiten" und ließ sie kurz nach Karls Hinrichtung erscheinen. Jetzt, da das Wohl des Staates eine große Tat gebieterisch forderte, schien es ihm feig und müßig, nach Präzedenzfällen und Gründen des positiven Rechts zu fragen. Er gab eine unbedingte Rechtfertigung der furchtbaren Tat nach Gründen des Naturrechts. Der

Erfolg war ungeheuer bei Freund und Feind. Die neue Republik ernannte ihren feurigen Verteidiger zum lateinischen Staatssekretär, und im Auftrage des Staatsrats führte er nun den Federkrieg gegen die Kavaliere. Alsbald nach der Hinrichtung des Königs ward offenbar, wie schwere Wunden diese Tat der Sache der Freiheit geschlagen. Der Spruch war gefällt wider das Recht des Landes, in der Person des Königs schien die Sicherheit jedes Bürgers bedroht. Der königliche Märtyrer, der doch „nur für sich, nicht für die Wahrheit Zeugnis abgelegt", fand sentimentale Bewunderer unter denen, welche dem lebenden Tyrannen geflucht, und die Kavaliere säumten nicht, diese weinerliche Stimmung zu benutzen. Der Bischof von Exeter verfaßte die berufene Schrift „Eikon Basilike, das Bildnis seiner geheiligten Majestät in seiner Einsamkeit und Qual". Das Buch, voll gefühlvoller Todesbetrachtungen und frommer Wünsche für England, erschien anonym und gab sich für ein nachgelassenes Werk des Königs selber. Es ward bald in 47 Auflagen im Lande verbreitet, und ihm vornehmlich ist zu verdanken, daß der meineidige, herzlose Stuart fortan als ein edler, großmütiger Herr in dem Herzen der Masse lebte. Unverzüglich antwortete Milton mit seinem grimmigen Eikonoklastes. Dieser Bilderstürmer enthüllte unbarmherzig den plumpen Betrug, welcher jenem königlichen Bilde zugrunde lag. Er sprach goldene Worte wider die weibische Schwäche, welche die großen öffentlichen Sünden eidbrüchiger Fürsten vergißt über den kleinen Tugenden ihrer Häuslichkeit — goldene Worte, welche die harmlosen Bewunderer des musterhaften Familienlebens deutscher Kleinkönige noch heute nicht beherzigt haben.

Ein neuer Anwalt des absoluten Königtums und der bischöflichen Kirche trat auf. Der bekannte philologische Polyhistor Claude Saumaise, der noch vor kurzem das Bistum als eine papistische Einrichtung verdammt hatte, schrieb jetzt „für den Judaslohn von hundert Jakobstalern" die defensio regia. Mit gutem Grunde spottete Milton: wenn Karl Stuart sich den Verteidiger des Glaubens nannte, so mag sich auch Salmasius den Verteidiger des Königs nennen, denn beiden ist eigen, daß sie zerstören, was sie verteidigen wollen. In der Tat, nicht unglücklicher konnte die Sache des Königtums verfochten werden. Wie leicht war es, die Unverantwortlichkeit des Königs als einen unumstößlichen Grundsatz des englischen Rechts aufzuweisen! Ja, selbst die absolutistischen Gewalttaten König Karls boten einem gewandten Sachwalter einen sehr dankbaren Stoff. Keine Frage, sie hatten das

Land an den Rand des Verderbens geführt, aber dem positiven Rechte widersprachen sie keineswegs so unzweifelhaft, wie man gemeinhin behauptet. Hatten doch die Tudors hundert Jahre lang ungestraft ein nicht minder absolutes Regiment, freilich zum Ruhme des Landes und zum Besten der niederen Stände geführt. Aber der Streit zwischen Volk und Krone von England war längst ein großer Prinzipienkampf geworden. So stützte sich denn Salmasius, statt auf die schwer zu widerlegenden Gründe des positiven Rechts, auf das Naturrecht. Er erweiterte die fluchwürdige Politik der Habsburger, das „novus rex, nova lex“ Ferdinands II., zu einem Systeme des Meineids. „Die Kreuzigung Christi war eine unschuldige Kleinigkeit im Vergleich zu Karls Hinrichtung. Wie der einzelne sich freiwillig in ewige Sklaverei verkaufen kann, so auch die Völker. Darum bindet den König kein Schwur, kein Gesetz; seine Gewalt ist göttlich, väterlich, schrankenlos.“ — So furchtbar war die Verblendung und Erbitterung der Parteien, daß selbst ein solches Werk der jungen Republik gefährlich scheinen mußte. Milton schrieb zur Erwiderung die defensio pro populo Anglicano, das berühmteste seiner prosaischen Werke, und brachte damals seinem Lande ein Opfer, würdig der großen Taten römischer Bürgertugend, ein Opfer, schmerzlicher vielleicht als die Hingabe des Lebens. Längst schon war durch die wiederholte Anstrengung der Nachtarbeit die Gesundheit seiner Augen untergraben. Das eine Auge war bereits trübe geworden, und jetzt gerade erklärten ihm die Ärzte, daß auch das Licht des anderen sich nur erhalten lasse durch sorgsame Schonung. Aber Salmasius hatte die Streiter Gottes ein Volk von Räubern und Mördern genannt: Milton ermaß die ganze Schwere des drohenden Verlustes, tröstete sich an dem Bilde des homerischen Achill, wählte gleich ihm ein schmerzenreiches Leben voll Ruhmes, schrieb die Verteidigung seines Volkes und — erblindete für immer. So offenbart sich in Milton in idealer Vollendung, was auch den Weltlichsten mit immer neuer Bewunderung zu diesem finsteren Heiligen hinzieht — die Macht eines Glaubens, der Berge versetzen mag. Die Feinde frohlockten, sie erkannten in Miltons Erblindung Gottes sichtbare Rächerhand und schilderten ihn als das monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademptum.

Er aber schrieb einem Freunde: „Was hält mich aufrecht in so schwerem Leid? Nur dies Gefühl: ich gab mein Augenlicht als Opfer hin für jenen hehren Streit, von dem die Welt im Nord und Süden

spricht.“ Das kleine Buch, geschmückt mit dem Wappen der neuen Republik — dem roten Kreuz und der irischen Harfe — ging von Hand zu Hand; die defensio wurde das politische Erbauungsbuch der Puritaner. Wohl ward das Werk in Paris und Toulouse von Henkershand verbrannt, aber Salmasius erlag dem Fluche des Lächerlichen, den Miltons erbarmungslose Polemik auf ihn herabgerufen. Um den Anwalt der Freiheit drängten sich preisend die Staatsmänner von England und die Gesandten der fremden Mächte. Noch in mehreren kleinen Flugschriften verfocht Milton die Sache der Republik. Das Kriegsrecht herrschte in England; ihn beirrte es nicht. In greuelvollem Kampfe ward Irland unterworfen, also daß die irische Mutter noch heute mit dem Namen Cromwell ihr weinendes Kind zur Ruhe schreckt; dem Dichter aber war kein Zweifel, wider Papisten und Rebellen müsse der Streiter Gottes das Schwert Gideons gebrauchen.

In allen diesen politischen Streitschriften Miltons offenbart sich zunächst, welchen mächtigen Schritt die staatliche Einsicht vorwärts getan durch die Arbeit der Reformatoren. Der Staat war endlich zu seinen Jahren gekommen, er ward gewürdigt nach seinem eigenen Rechte und galt nicht mehr, wie in den Tagen des Papsttums, als ein Reich des Fleisches, als ein dienendes Anhängsel der Kirche. Hatte Luther einst, wie er gern von sich rühmte, als der Erste gezeigt, was Stand und Würde christlicher Obrigkeit sei, so war der Glaube an die Selbständigkeit des Staates nunmehr allen Protestanten in Fleisch und Blut gedrungen. Unmöglich konnte die neue Kirche auf die Dauer sich beruhigen bei der lutherischen Lehre vom leidenden Gehorsam; wer die von Gott eingesetzten Oberhirten der Kirche nicht mehr anerkannte, mußte schließlich auch das unbeschränkte Königtum bekämpfen. Den Kalvinisten bleibt das Verdienst, daß sie die letzten politischen Konsequenzen des Protestantismus gezogen. Seit den Greueln der Bartholomäusnacht ließ sich die Frage nicht mehr abweisen, wann das Recht des Widerstandes gegen tyrannische Obrigkeiten in Kraft trete. In schlagfertigen Schriften verfochten die hugenottischen Politiker, die Hotoman, la Boétie, Languet, das Recht des Volkes, den König, den es sich selber gesetzt, im Falle des Mißbrauchs der Gewalt wieder abzusetzen. Sie alle waren, wie schon früher der Schotte Buchanan, beherrscht von der kalvinistischen Vorstellung, daß der Herr Zebaoth einen Bund, einen covenant, mit seinem gläubigen Volke geschlossen habe. Aber aus einem Wuste unklarer theologischer Begriffe brach doch bereits

jene Lehre hervor, welche zwar noch der festen wissenschaftlichen Begrenzung bedurfte, doch in ihrem Kerne rechtlich und sittlich unanfechtbar bleiben wird, solange freie Männer leben. Hubert Languet faßte das Gleichgewicht der Pflichten und Rechte, die wahre Grundlage des Rechtsstaates, in dem klassischen Worte zusammen: „Wir wollen uns vom Könige beherrschen lassen, wenn er sich von dem Gesetze beherrschen läßt."

An diese Denker knüpft Milton an, und er verhält sich zu ihnen wie die Puritaner überhaupt zu den Hugenotten: er ist kühner, tiefsinniger, aber auch härter, fanatischer. Die unbequemen Tatsachen der Geschichte schiebt der Idealist mit einigen kühnen Griffen zur Seite: das Veto des Königs ist unvernünftig und hat daher wohl niemals in England zu Recht bestanden, das Unterhaus ist sicherlich älteren Ursprungs als das Haus der Lords! Osiris, Saul und David, die Erhebung der Schmalkaldener wider Karl V. werden als Präzedenzfälle für die Hinrichtung Karl Stuarts angeführt. Der Schwerpunkt seiner Beweisführung liegt durchaus in dem großartigen Idealismus einer naturrechtlichen Doktrin. Angeboren ist die Freiheit den Menschen; kein Volk kann für immer darauf verzichten. Der König leitet seine Gewalt vom Volke her und darf sie nur üben innerhalb der Schranken des Gesetzes. Ein Tyrann ist nicht mehr König, nur die Larve eines Königs, er verfällt demselben Strafgesetze wie jeder andere Bürger, denn das Volk ist älter, mächtiger als der König. Doch nicht der Pöbel, zu welchem Milton den Adel und die niederen Klassen zählt, soll herrschen; von dem Kerne der Nation vielmehr, von dem gebildeten Mittelstande wird das christliche Gemeinwesen von England geleitet. Damit, offenbar, ist ohne jede Rücksicht auf die Verschiedenheit der Staatsformen die den Staat auf den Kopf stellende vieldeutige Lehre der Volkssouveränität verkündet — das Kind einer Epoche, welche alles zu fürchten hatte von dem Mißbrauche fürstlicher Gewalt. Sie hat seitdem ruhigeren Theorien das Feld räumen müssen, welche auch erwägen, wie das Königtum zu schützen sei gegen die Übergriffe des Volkes. Dauern aber für alle Zeiten werden jene schlagenden Sätze, womit Milton das göttliche Recht des Königtums widerlegt: „Daß ein Staat bestehe, ist Gottes Ordnung, die Wahl der Staatsformen aber ist in der Menschen Hand gelegt. Es ist mehr Göttliches in einem Volke, das einen ungerechten König entsetzt, denn in einem Könige, der ein unschuldiges Volk unterdrückt." Eben jetzt war überall in Europa das absolute Königtum im Aufsteigen; doch all-

mählich begann in den Gemütern die Miltonische Lehre Wurzel zu schlagen: „Es gibt keine Götter mehr von Fleisch und Blut," und Cromwell durfte das stolze Wort sprechen: „Der Wahn, das Volk gehöre dem Könige, die Kirche und das Heilige dem Papste und den Geistlichen, wie ihr sie nennt — beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden."

Hier wieder indes verfällt Milton seinem tragischen Lose, daß in den Ursachen seiner Größe zugleich die letzten Gründe seiner Irrtümer enthalten sind. Dieselbe Kraft und Innigkeit des religiösen Glaubens, welche allein ihn und seine Genossen befähigte, den Despotismus zu Boden zu schlagen, stürzte ihn auch in die entsetzlichen Lehren des jüdischen Rechts der Rache. Milton hat allerdings, wie Cromwell, die ganze schreckliche Verkettung der Umstände gewürdigt, welche für die Sicherung der Freiheit kaum einen anderen Ausweg offen ließ als die Hinrichtung des Königs. Aber der Beweggrund, welcher seinen Entschluß wirklich bestimmte, war ersichtlich seine tiefe Überzeugung von der Wahrheit der hebräischen Lehre „Aug' um Auge, Zahn um Zahn". Dieser glänzende Geist dachte im Grunde der Seele nicht anders als jene gottseligen Dragoner, welche das Parlament bestürmten, „den Blutmann Karl Stuart zur Rechenschaft zu ziehen für das vergossene Blut". — Die Anhänger des konstitutionellen Königtums waren vorderhand verstummt; nur die feilen Verfechter des frivolen Absolutismus traten dem Dichter entgegen. Was Wunder, daß Milton, solchen Feinden gegenüber, in eine streng republikanische Richtung hineintrieb? Er verdammt jetzt schlechthin die Monarchie. Unter den Menschen ragt kein Geschlecht durch seine Tugenden so unzweifelhaft hervor, wie unter den Pferden die Rasse von Tutbury; unter Gleichen aber — schon Aristoteles sagt es — darf keiner herrschen. Daß gerade die schreiende Ungleichheit unserer Bürger, die Macht unserer sozialen Gegensätze die Monarchie notwendig hervorruft — die Bedeutung dieser verwickelten wirtschaftlichen Tatsache vermag der starre moralische Rigorismus des Puritaners nicht zu begreifen. Er erklärt jede Staatsverfassung kurzerhand aus dem Volkscharakter; lebt ein Volk in einem unfreien Staate, so fehlt ihm eben jener edle Mut, welcher die Freiheit mit der Armut dem behaglichen Luxus der Knechtschaft vorzieht.

Um dieser tief-sittlichen Auffassung des Staates willen stehen Milton und alle die protestantischen Verteidiger der Volkssouveränität, welche die britischen Dissidenten gern als die „liberty authors" anführen, hoch über den Jesuiten, den Suarez und Mariana, welche dem

Wortlaute nach eine sehr ähnliche Lehre verfochten, aber ohne Glauben an die sittliche Würde, an das selbständige Recht des Staates, lediglich zum Zwecke der Herrschaft der Kirche über den Staat. Selbst jene milden Freidenker, welche später, gehoben durch den glücklichen Erfolg der zweiten Revolution, für Englands Volksrechte stritten, selbst Locke und seine Schüler haben zwar die Probleme der Staatslehre mit dem Lichte einer unvergleichlich reicheren Erfahrung erhellt; aber wie weit bleibt ihr mattherziger Versuch, das Gefühl an die Stelle der Tugend zu setzen, zurück hinter Miltons mannhafter, sittlicher Strenge! Wieder und wieder mahnt der blinde Seher seine Landsleute, daß es in ihrer Hand liege, die ungeheure Umwälzung sittlich zu rechtfertigen. „Wenn ihr jetzt nicht alles von euch abweist, was klein und niedrig, wenn ihr jetzt nicht all euer Denken und Tun auf das Große und Erhabene richtet, dann ist jedes Schmähwort des Salmasius bewährt!“ Die Tyrannei trachtet, die Bürger möglichst schafmäßig im Geist und Willen zu machen; ein freies Volk aber soll den Tyrannen im eigenen Busen niederkämpfen und den Staat also gestalten, daß er einem großen Christenmenschen gleiche.

Es läßt sich nicht verkennen: Miltons schwungvoller Idealismus, weil er so hoch denkt von dem Wesen des Staates, vermag nicht die Aufgabe des Staates in festen Grenzen zu halten, er vermengt Recht und Sittlichkeit, er führt in die moderne Politik antike Begriffe ein, welche die soziale Freiheitsliebe der Neueren niemals ertragen wird. Jeder scharfe Kopf mußte fragen, wie denn der Staat eine so ausgedehnte erziehende Gewalt üben könne, wenn es wirklich — wie Milton meint — nur eine religiöse Sittlichkeit gibt, die Religion aber dem Staate nicht unterworfen ist. Sehr erklärlich also, daß der geistreichste Gegner der Puritaner, Thomas Hobbes, mit der souveränen Verachtung eines mathematischen Kopfes auf die Widersprüche der Miltonischen Lehre herabschaute. Zu dem Streite des Salmasius mit Milton meinte er in seiner grimmigen Weise, er wisse nicht, bei welchem von beiden die schönere Sprache und die schlechteren Gründe zu finden seien. Wieviel folgerichtiger wußte Hobbes seine Staatslehre auszuführen, indem er dem alles verschlingenden Leviathan, dem Staate, die ausschließlich höchste Entscheidung über alle menschlichen Dinge zuwies: „Gut und böse, heilig und teuflisch ist, was die Staatsgewalt dafür erklärt.“ Der Verfechter der schrankenlosen Staatsallmacht dachte ebenso niedrig, materialistisch von der menschlichen Natur, wie Milton vor-

nehm, idealistisch; die beiden redeten zwei Sprachen. Jede Verständigung zwischen den zwei größten politischen Denkern, welche England damals besaß, war unmöglich. Das mochten sie selber empfinden, sie haben beide weislich vermieden, sich miteinander zu messen.

Am letzten Ende liegt die welthistorische Bedeutung Miltons darin, daß er kühner, eindringlicher denn irgend einer zuvor, die Freiheit als ein angeborenes Recht der Völker verkündete, während die Völker noch immer nach mittelalterlicher Weise hergebrachte Freiheiten als einen privatrechtlichen Besitz verteidigten. Insofern war der Dichter wirklich einer der Pioniere einer neuen Zeit, deren Morgengrauen wir heute erst schauen, und es ist erklärlich, daß noch in den Tagen der heiligen Allianz ein Übersetzer der defensio in der Schweiz hart bestraft ward. Er selber kannte die Größe seines Wirkens. „Mir ward auferlegt," ruft er, „eine edlere Pflanze als jene, die Triptolemus von Land zu Land trug, von meiner Heimat aus unter den Völkern zu verbreiten, eine freie und bürgerliche Menschensitte in den Städten, den Reichen, den Nationen auszusäen."

Mit schöner Schwärmerei schaute Milton auf den Helden, welchem er nun diente. Seit Cromwell das Ruder der Republik ergriffen, sah die Welt endlich wieder eine wahrhafte Politik der Ideen. Nach innen freilich konnte das kühne Gebäude der Republik nur durch eine eiserne militärische Zucht vorläufig und notdürftig gestützt werden. Man bewegte sich in der unfruchtbaren, rein negativen Staatskunst eines Gemeinwesens „ohne König und Oberhaus". Denn gar zu gewaltsam war der Zusammenhang einer uralten Verfassung zerschnitten, gar zu sehr entfremdet waren die Herzen der Stände, welche die Selbstregierung der Grafschaften vorzugsweise tragen, und gar zu schmerzlich vermißten die geängsteten Gemüter der Menschen in der strengen Ordnung des Freistaates jene belebende Kraft, deren auch der Staat nimmer entbehren kann — die Freude, den harmlos-fröhlichen Genuß der Stunde. Um so großartiger und freier entfaltete sich des Protektors Politik nach außen: der Protestantismus hatte wieder einen gewaltigen Schirmherrn gefunden. Die Staatsschriften, welche Milton im Dienste dieser erhabenen Staatskunst schrieb (ein Teil der unter dem Namen Epistolae Pseudosenatus Anglicani bekannten Sammlung), fesseln nicht bloß durch ihr klassisches Latein, sie reden auch eine Sprache voll Kraft und Wahrheit, welche wie voller mächtiger Glockenklang das dürftige Gezwitscher des „möchte" und „dürfte" gemeiner diplomatischer Redeweise übertönt.

Cromwells Hoffnung war, „den gesamten protestantischen Namen in brüderlicher Eintracht zusammenknüpfen" und diese gesammelte Macht dem Hause Habsburg entgegenzustellen. Unermüdlich mahnte Milton den Großen Kurfürsten von Brandenburg zum Frieden mit Schweden, die Lutheraner und Kalvinisten Deutschlands zum Beilegen des Bruderstreites. Alle protestantischen Höfe rief er in die Schranken zum Schutze der verfolgten Waldenser; ihm schwoll das Herz von Grimm — ein schönes Sonett bezeugt es — wenn er diese ehrwürdige Heimat der Ketzerei mißhandelt sah, „dies Volk, das schon den wahren Gott bekannte, als unsere Väter noch vor Klötzen knieten". So glänzend hatte der Inselstaat seit langem nicht dagestanden als jetzt, da Cromwell durch gebieterische Drohungen den Papst zur Herausgabe englischer Schiffe zwang und von dem Könige von Spanien seine „beiden Augen" — Abschaffung der Inquisition und freien Handel in Westindien — forderte. Freilich, diese protestantische Tendenzpolitik erschien zu spät. Schon begannen andere, rein politische Gegensätze die Welt zu erschüttern, schon hatte die Freiheit Europas mehr zu fürchten von dem begehrlichen Frankreich als von dem tief gedemütigten Spanien, und der Große Kurfürst wußte wohl, warum er in dem protestantischen Schweden seinen Todfeind sehen mußte. Reiche, angeregte Stunden verlebte Milton an dem Hofe des letzten Helden des Protestantismus im Verkehre mit Waller, Georg Wither und Selden; dann und wann erschien Cromwell mit der Lady Protectreß in Miltons Hause und lauschte dem Orgelspiele des Dichters. Und doch lebte man in schwülen Tagen. Nie hatte das englische Volk die Herrschaft eines ruchlosen Königs so unruhig getragen wie das Regiment seines größten Beherrschers. Die Aufstände wollten sich nicht legen, das Pamphlet Killing no murder verlangte die Ermordung des Protektors. Und bald ist Milton selbst, wie es scheint, irr geworden an seinem Helden. Von jenen wüsten Träumern freilich, welche das Nahen des tausendjährigen Reiches erwarteten, schied den eleganten Gelehrten schon sein guter Geschmack. Aber der die Wiedergeburt der antiken Freistaaten gehofft hatte, vermochte sich nicht zu befreunden mit der Fortdauer der Diktatur. Er begann den Staatsmann nicht mehr zu verstehen, welcher den Mut hatte, das Notwendige zu wollen, und das Königtum, das unentbehrliche, neu zu gründen trachtete.

Seinem republikanischen Staatsamte ist der Dichter bis nach Cromwells Tode treu geblieben; und auch in den politischen Federkrieg

trat er wieder ein, als die Zügel des Regiments, den schwachen Händen Richard Cromwells entgleitend, schlaff am Boden hingen, als der Freistaat verlassen ward von dem Glauben des Volkes und immer lauter und zuversichtlicher der Ruf der Kavaliere erklang: the king shall rejoice his own again. Da erfüllte sich Miltons Prophetenwort: die Briten waren „unversehrt durch das Feuer gegangen, um dann an dem Qualm zu sterben“. Keine Spur der harten Tugenden, welche das gefährdete Gemeinwesen heischte: überall die verzweifelte Müdigkeit, die der Anspannung ungeheurer Taten zu folgen pflegt. In offenen Briefen und in der Schrift „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen“ stritt Milton als der letzte für die „gute alte Sache“. Nach der Weise solcher hellsehenden Naturen im einzelnen irrend, aber im großen und ganzen untrüglich, meinte er einen glatten Heuchler wie Monk durch den Hinweis auf die sittliche Reinheit der Republik zu rühren, und zugleich sprach er die tiefsinnigen Worte, daß ein zurückkehrendes Königtum die schlimmste der Gewaltherrschaften sei, daß Englands Volk noch einmal für sein Recht werde bluten müssen.

Eben jetzt, da die kleinen Menschen an dem Gemeinwesen verzweifelten, erhob sich sein Idealismus zum verwegensten Fluge. War nicht mit Cromwells Tode die Gefahr der Tyrannis verschwunden und die Möglichkeit gegeben, den Staat nach den höchsten Anforderungen protestantischer Freiheit umzugestalten, eine feste Burg des Protestantismus, ein westliches Rom zu gründen? Et nos consilium dedimus Sullae, demus populo nunc, schrieb Milton und entrollte den Plan seines Staatsideals. Alle Standesunterschiede sollen schwinden, vornehmlich muß die Anhäufung des Grundbesitzes in wenigen Händen, welche die normannische Eroberung verschuldet, durch eine Äckerverteilung vernichtet und also der Schwerpunkt des Staates, der Mittelstand, gestärkt werden. Unbedingte Freiheit des Glaubens, des Wissens, des Verkehrs. Aber mit nichten wollte Milton, der auf die Masse mit dem vornehmen Stolze aller feineren Geister herabschaute, daß diese demokratisierte Gesellschaft auch demokratisch regiert werde. Auch er bewunderte jene seegewaltige Republik des Protestantismus, welche Cromwell durch einen ewigen Bund mit England zu vereinigen dachte. Ein lebenslänglicher Senat, ähnlich den Generalstaaten im Haag, sollte den verjüngten Freistaat regieren, Großbritannien sollte sich umgestalten zu einem Bunde freier Pro-

vinzen und Gemeinden nach dem Muster der Vereinigten Niederlande, nur mit einer ungleich stärkeren Zentralgewalt. Noch niemals waren die demokratischen Ideen des Kalvinismus so kühnlich durchgeführt worden. Doch dies königliche England war nicht gesonnen, den Träumen seines Dichters zu lauschen. Erst hundert Jahre später, unter den Männern, die ihren puritanischen Glauben über das Weltmeer gerettet, trat das Staatsideal des Independenten ins Leben; aber auch die Union von Nordamerika hat jenen Adel der Geistesbildung nicht entfaltet, welchen der Dichter von der vollendeten Demokratie erwartete.

Das waren die letzten Worte der sterbenden Freiheit. Milton selber verglich sich dem Propheten, der von den tauben Menschen sich abkehrend die schweigende Welt anruft: „O Erde, Erde, Erde!" Höher und höher schwoll „die Sündflut dieses epidemischen Wahnsinns", man hatte die traurigste der Künste gelernt, die ein Volk niemals lernen soll, die Kunst, das Unwürdige zu vergessen. Ohne jede Bedingung ward der Staat einem Stuart ausgeliefert, „auf den Knien ihrer Herzen" begrüßten die Gemeinen von England den legitimen König. Die „Rückkehr nach Ägyptenland" war vollbracht. Das Volk, entledigt des puritanischen Zwanges, tanzte jubelnd um das goldene Kalb, und in den Ratsälen der Cromwell und Bradshaw tummelte sich die Gemeinheit eines verwilderten Hofes. Als jetzt das Gericht der Rache verhängt ward über die großen Rebellen, als man die Leiche des Protektors aus dem Grabe riß, da ward auch Milton von den Verfolgern ereilt. Am 16. Juni 1660 verbrannte der Henker die defensio, und nur der Verwendung einflußreicher Freunde gelang es, den bereits verhafteten Dichter zu befreien. Aber wenn man meinte, der verstockte Rundkopf werde sich freuen, so billigen Kaufes zu entkommen, so kannte man wenig den unbeugsamen Rechtssinn des Mannes: nicht eher schied er aus dem Gefängnis des Hauses der Gemeinen, als bis er eine Klage eingereicht gegen den serjeant at armes, welcher ihm zu hohe Gebühren angerechnet.

Und nun stand der Letzte der Puritaner allein, das England Karls II. hatte keinen Platz für einen Milton. Alles, was ihm heilig, war ein Spott der Buben geworden, und jene wunderbare Fügung, welche unter die Herrschaft des verächtlichsten Königs den Beginn des gesicherten konstitutionellen Regiments in England verlegte — er sollte

sie nicht mehr erkennen. Den ganzen Schmerz eines Patrioten, der an der Würde seines Volkes verzweifelt, legte er nieder in den trostlosen Worten eines Briefes an einen Freund: „Meine kindliche Liebe zum Vaterlande hat mich endlich ohne ein Vaterland gelassen.“ War es möglich, daß ein römischer Bürger das Verderben seines Landes über den Freuden seines Hauses vergessen konnte, so sollte Milton auch dieser Trost versagt bleiben. Häusliches Unglück, das Los der meisten großen Dichter Englands, war auch das seine. Seine ungetreue Gattin hatte nach mehrjähriger Abwesenheit endlich zu Miltons Füßen sich niedergeworfen und die Verzeihung des Sanftmütigen erfleht. Dann waren die beiden bis zu Marys Tode nebeneinander hingegangen, ohne daß ihre Seelen sich fanden. Darauf, in den Tagen seines politischen Wirkens, ward ihm das Glück, in Catharina Woodcock ein Weib nach seinem Herzen zu finden — doch nur für ein kurzes Jahr. Wie oft ist dann die liebliche Gestalt der Toten mit ihrem gütigen Lächeln durch seine Träume geschritten, bis ein trauriges Erwachen ihn zurückführte in die kalte Nüchternheit seiner Vereinsamung: „Ich wache — und der Tag bringt meine Nacht zurück.“ Endlich ließ sich der fünfzigjährige hilfsbedürftige Blinde durch das Zureden seiner Freunde zu einer dritten Heirat bewegen. Den der gewaltige Wechsel der Völkergeschichte zu Boden geschmettert, er sollte jetzt noch durch die Nadelstiche alltäglicher kleinlicher Leiden gepeinigt werden. Die rohe, derbe Haushälterin Elisabeth Minshull blieb seinem Herzen ebenso fremd wie die unholde Kälte seiner älteren Töchter. Und wie sehr mußte er den etwas willigeren Gehorsam seiner jüngsten Tochter Deborah ausbeuten, wenn er sie die unverstandenen griechischen Werke vorlesen ließ oder ihr buchstabenweise seine lateinischen Briefe diktierte. Sein Vermögen war in den Wirren des Bürgerkrieges verloren, sein Haus von dem großen Londoner Brande vernichtet worden. Nur einige armselige Gesellen, wie der Quäker Elwood, wagten noch den gemiedenen Puritaner aufzusuchen, wenn er abends im ärmlichen Zimmer seine Tonpfeife rauchte. Am schwersten aber lastete auf seiner tatenlustigen Natur das Gefühl seines Leibesgebrechens. Wenn die verzärtelte Prüderie der Gegenwart dem Dichter gern das Reden über höchstpersönliche Leiden untersagen möchte, so empfand Milton bei allem Stolze viel zu einfach und sicher, um sich die natürlichste der Klagen zu verbieten. Sein Sonett „On his blindness“ gehört

zu den schönsten Klageliedern aller Zeiten: auf die vorwurfsvolle Frage, warum sein Pfund so frühe sich vergrabe, findet der fromme Poet die tröstliche Antwort, daß der Herr in seinem königlichen Haushalt tausend bereite Diener habe,

und die nur stehn und harren, dienen auch.

Freilich, wie verstand sein feuriger Geist dies „stehn und harren"! Ein Teil seiner selbst geworden war das freudigste aller Bibelworte: „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten gereichen". Auch er, wie alle edleren Naturen, ward durch das Körperleid geadelt, gehoben. Eine Zeit der Schande war gekommen, da jedes ernste, fromme Wort den Schriftsteller in den Verdacht rebellischer Gesinnung brachte. Abermals, und frecher noch als unter Karl I., ward die Unzucht der Bühne vom Hofe begünstigt. Weder Drydens zierliche Reime, noch jene unflätigen Späße, womit Butler in seinem Hudibras die geschlagenen Puritaner bewarf, konnten den Kopf eines Milton beschäftigen. Aus dieser Welt der Flachheit und Gemeinheit flüchtete er unter die unvergänglichen Schätze, die er seit langem im Geiste trug. In den stillen Stunden einsamer Sammlung fühlte er die Kräfte seiner Seele wachsen; laut und lebendig in ihm wurden der Geist der Bibel und die Nachklänge jener großen Dichterwerke, welche die Liebe seiner Jugend gewesen. Während sein leibliches Auge geschlossen war, schwebten vor seiner Seele die reinen Gestalten einer höheren Welt und mahnten ihn, sie festzuhalten. So wurden ihm die Tage körperlicher Leiden, häuslichen Kummers und staatlichen Elends verklärt von einem Glücke, das seinen sonnigsten Jugendtagen so schön nicht gelächelt hatte. Allnächtlich — er selber erzählt es — erschien vor seinem Lager seine Muse, der Geist Gottes, und hauchte ihm himmlische Melodien zu. Der alternde Milton schuf das Verlorene Paradies, und mit gerechtem Stolze durfte er sich selbst der Nachtigall vergleichen, die im Dunkel am herrlichsten singt.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte das Feuer unter der Asche geschlafen, das jetzt in hellen, geläuterten Flammen hervorbrach. Nur selten hatte er die harte politische Arbeit unterbrochen und eines jener Sonette hingeworfen, welche darum so tief und unvergeßlich wirken, weil in ihnen der lange verhaltene Strom poetischer Empfindung mit gesammelter Kraft hervorbricht. Eine alte Schuld war einzulösen, denn wiederholt war in seinen prosaischen Schriften verkündet, daß er sich mit dem Plane eines großen Epos trage.

Wenn andere, ausschließlicher als er für das Schöne geschaffene, Künstler sich weislich hüteten, den Zauber vorlaut zu stören, der über einem werdenden Gedichte wacht, so hatte Milton solche Vorsicht nicht nötig. Die Aufgabe des Dichters war ihm nicht wesentlich verschieden von dem Berufe des Predigers: „er soll die Tugend und öffentliche Gesittung in den Massen pflegen, die Unruhe des Herzens stillen und die Leidenschaften in harmonischen Einklang bringen“. Um einen Gentleman in Tugend und Edelmut zu erziehen, versichert Milton, ist unser weiser und ernster Dichter Spenser ein besserer Lehrer als Scotus oder Thomas von Aquino. — Man darf in dieser Meinung nicht bloß die moralisierende Befangenheit des Puritaners sehen. Wenigstens eine Eigentümlichkeit der Kunst ist damit aufs klarste erkannt: die wunderbare Tatsache, daß die Kunst, indem sie ein Äußerliches darstellt, dennoch den Menschen sammelt und auf sich selber zurückführt, während das Äußerliche der Wirklichkeit uns zerstreut. In diesen Aussprüchen Miltons über den Beruf des Dichters besitzen wir einen Schlüssel, der uns das Verständnis des Paradise lost besser erschließen wird, als der jedes theologische Gedicht verwerfende Christenhaß der Enzyklopädisten oder die bornierte Salbung jener englischen Kritiker, welche, um das „christliche“ Gedicht recht hoch zu erheben, allen anderen Dichtern nur eine uninspired inspiration zuerkennen.

Wie unendlich viel hatte doch das englische Leben an Farbenpracht, an Lebenslust und kerngesunder Freude in dem halben Jahrhundert zwischen Shakespeares und Miltons Tagen verloren! Nie bewährte sich unbarmherziger und schneidender das traurigste und tiefsinnigste der historischen Gesetze, wonach jeder Fortschritt der Völker zugleich notwendig einen Verlust enthält. Der protestantische Glaube war ein Gemeingut des Volkes geworden; aber so gänzlich war in dem besseren Teile der Nation die alte glückliche Lust am künstlerischen Spiel erstorben, daß ein Genius wie Milton in die embryonische Form der Allegorie zurückfallen konnte, wenige Jahre, nachdem sein Volk das vollendete Kunstwerk des Dramas geschaffen! Und so gänzlich hatte frostige Gelehrsamkeit unter den Puritanern die heitere Natürlichkeit der Sitten bewältigt, daß Milton es noch für nötig hält, das Dichten in englischer statt in lateinischer Sprache ausdrücklich zu entschuldigen! Verschwunden war das merry old England der jungfräulichen Königin, vollzogen jene harte Ernüchterung des

Volkscharakters, welche noch heute Englands Epos und Drama in dem engen Kreise des Sittenbildes festgebannt hält. Wie später Byron — der einzige englische Dichter, der nach Milton den Mut fand, den Kothurn zu führen — zu solcher Kühnheit nur durch das Beispiel der deutschen Muse begeistert worden ist, so ward Milton nur auf den Flügeln der Religion, der biblischen Dichtung über die prosaische Kälte seiner Zeitgenossen emporgehoben.

Es konnte nicht fehlen, eine Richtung, so überschwenglich reich an geistigen Kräften wie der Protestantismus, mußte auch nach künstlerischer Verklärung ihrer Ideen streben. Bereits hatte Shakespeare in Gestalten von unerreichter Großheit jene sittliche Weltanschauung des Protestantismus verkörpert, welche den Schwerpunkt der Welt in das Gewissen verlegt, die Idee der Pflicht über alle anderen stellt. Doch solche echte dramatische Kunst, von Grund aus sittlich und dennoch sinnlich schön, konnte dem konfessionellen Eifer einer religiös hochaufgeregten Epoche nimmermehr genugtun. Die junge Kirche bedurfte einer religiösen Dichtung, welche der Stimmung der gläubigen Gemüter hinreißenden Ausdruck gab, die Glaubenswahrheiten des gereinigten Christentums verherrlichte. Wunderbar glücklich entsprach diesem Drange das deutsche Kirchenlied — das Herrlichste, was die spezifisch-religiöse Poesie der Evangelischen aufzuweisen hat, denn nur die Lyrik vermochte dem spiritualistischen, durchaus unsinnlichen Wesen des Protestantismus gerecht zu werden. Aber nicht umsonst lebte man in einer gelehrten Epoche. Hatten die Heiden des Altertums ihre falschen Götter in Epen und Dramen verherrlicht, so sollte auch die religiöse Poesie der Protestanten diesen höheren Flug wagen. Der edle Hugenott Salluste du Bartas war der erste, der dieses widerspruchsvolle Unternehmen versuchte. Sein Epos La Semaine de Création besang die alttestamentarische Schöpfungsgeschichte — ein Werk voll hohen sittlichen Ernstes, an einzelnen Stellen schwungvoll, doch im ganzen prosaisch, lehrhaft, ein dem modernen Leser unerquickliches Gemisch von christlicher Moral und klassischer Mythologie, worin der Herr Zebaoth friedlich neben Venus und dem paphischen Bogenschützen prangt. Das Gedicht fiel zündend zur rechten Stunde mitten hinein in die Erregung der Hugenottenkriege. Mit überschwenglicher Bewunderung dankten die Streiter Gottes ihrem Sänger. Er war der „Fürst der französischen Dichter", sie verhießen ihm au lieu d'un mort laurier l'immortelle couronne

und bezeichneten also mit unbewußter Ironie die Zwitternatur seiner Dichtung. Dem gefeierten Vorgänger folgten glaubenseifrige Dichter in allen Ländern des Kalvinismus — alle überragend Hugo Grotius mit seinem Christus patiens und anderen lateinischen Tragödien aus der heiligen Geschichte.

Auch Milton lebte des Glaubens, daß ein biblischer Stoff „ein heroischerer Gegenstand sei als der Zorn des Achilles". Alle Pläne weltlicher Dichtung, die er vor Zeiten gehegt, stieß er von sich. Dem Höchsten sollte jetzt sein Dichten gelten. Um Beistand und Erleuchtung rief er an „den Geist des Herrn, der mit gespreizten Schwingen gleich einer Taube ob dem Chaos schwebte — den Geist, dem ein aufrechtes, reines Herz willkommner ist als stolzer Tempelbau". Und nicht durch einen Zufall lenkte sich der Sinn des harten Puritaners auf eine Erzählung aus dem Alten Bunde. Aus dem milderen Neuen Testamente hat nur eine Schrift seinen Dichtergeist mächtig erregt — die Offenbarung Johannis; sie fesselte ihn durch ihren phantastischen Schwung und durch ihren starren, judenchristlichen Fanatismus. Von allen Mythen des Alten Testamentes wählte er den schrecklichsten: wie durch den Fall der ersten Menschen der Tod in die Welt kam — und nur kurz verkündet in den letzten Gesängen der Engel des Herrn die Botschaft der Versöhnung, daß „ein größerer Mensch" erscheinen und das verlorene Paradies wiederfinden werde. — Wenn die theologische Einseitigkeit der Briten, sogar eines Hallam, in diesem Stoffe, welcher jeden Nichtgläubigen kalt läßt, das menschlichste Thema aller Dichtung finden will, so können wir nicht entschieden genug betonen, daß das Paradise lost ein symbolisches Werk ist. Milton schafft nicht Bilder, in denen eine Idee ungesucht ihren vollkommenen Ausdruck findet, sondern seinen Bildern hat der religiöse Glaube eine ihnen ursprünglich fremde Idee untergeschoben.

Er war zu sehr Dichter, um gleich seinem trockenen Freunde Harrington einen puritanischen Staatsroman zu schreiben, aber er war zu sehr Theolog, um ein reines Epos zu schaffen. Sein Zweck ist didaktisch, er will

die Wege Gottes dieser Welt erklären
und Zeugnis geben von der ew'gen Vorsicht.

Während die naiven Epiker der Alten den Helden zuerst nennen, dem ihre Gesänge gelten, bekennt der Dichter des Verlorenen Paradieses gleich in der Anfangszeile den abstrakten Inhalt seines Gedichtes:

of man's first disobedience usw. Der harte Sohn eines Jahrhunderts der Kriege, will Milton seine Leser aus dem dumpfen Genußleben des Alltagslebens emporreißen zu der grandiosen Vorstellung, daß die Geschichte der Welt anhebt mit dem Kampfe Gottes wider den Bösen. In der katholischen Zeit hatte der Volksglaube seine derben Possen getrieben mit dem dummen, dem geprellten Teufel. Seit Luther erschien der böse Feind als eine beängstigende, schreckliche Macht. Milton war der erste Dichter, der diesem finsteren Teufelsglauben der Protestanten einen erhabenen Ausdruck gab. Vor seiner Seele schwebten die Bilder der Apokalypse von dem Kampfe der Seraphim mit den gefallenen Engeln: „Michael und seine Engel stritt, und der Draht stritt und seine Engel.“ Er macht Ernst mit den Ideen der Zend-Religion, welche das Judentum in sich aufgenommen. Ihm ist der Teufel der Ahriman, der Fürst der Finsternis. Die Fülle des Wissens und des Könnens leiht er seinem Satan, also daß der jüngere Pitt an der prachtvollen Rhetorik dieses Höllenfürsten sein Rednertalent schulen konnte. Herrliche Worte des Titanentrotzes, unbeugsamer Willenskraft läßt der Sänger seinen Teufel sprechen, und es ist bekannt, wie oft besiegte Helden im Unglück sich an dem unbezähmbaren Mute des Miltonischen Satans erhoben und getröstet haben; dem frommen Dichter aber erschien der Heldenmut, der nicht dem Himmel dient, als das schlechthin Böse. Er kann sich kaum genug tun in der Schilderung der finsteren Herrlichkeit der Hölle. Thrones, Dominations, Princedoms, Virtues, Pow'rs redet Satan die Fürsten des Pandämoniums, die Millionen der Dämonen mit den flammenden Schwertern an. Wohl wird der König der Finsternis zuschanden vor dem Herrn der himmlischen Heerscharen, und der Fluch, welcher auf Adams Samen haftet, wird hinweggenommen durch den Gottessohn, der das Nahen des himmlischen Reiches verkündet. Aber noch wird die Jahrtausende hindurch die Sünde eine Macht sein unter den Menschen, klein die Zahl der Treuen, die inmitten des Abfalls und der Bosheit zu dem Herrn halten und hienieden schon die Seligkeit des göttlichen Friedens genießen. Und nun zieht der Dichter mit dem ungeheuren Stolze selbstgewisser Tugend die gesamte Menschengeschichte vor seinen Richterstuhl und scheidet die Böcke von den Schafen, spendet durch den Mund seines Engels Segen und Fluch. Erbarmungslos geht er ins Gericht mit seinen Zeitgenossen. Die spitzfindigen Dogma-

tiker der Hochkirche, die gewandten, gottlosen Künstler des Königsschlosses von Whitehall sitzen zu den Füßen Satans in Miltons Hölle. Die Frechheit der entfesselten Begierde, die am Hofe Karls II. ihre Orgien feierte, geht gräßlich zugrunde in der Sintflut, die der zornige Herr über die entartete Welt ergießt. Wahrlich, mild ist sie nicht, die Muse des Puritaners.

Nach alledem wird deutschen Lesern einleuchten, daß das Verlorene Paradies ein echtes Epos nicht ist. In der Tat, das siebzehnte Jahrhundert, in welchem gewaltige Gegensätze des staatlichen und des kirchlichen Lebens in bewußtem Kampfe aufeinander prallten, war himmelweit entfernt von jener Einfachheit und naiven Unmittelbarkeit der Empfindung, welcher die epische Dichtung entströmt. Nur mit Wehmut können wir das Los des zu spät geborenen großen Dichters betrachten. Nicht einmal von dem Beifalle seiner Glaubensgenossen ward er getragen. Wenn die Helden der Hugenottenkriege den Sänger der „Woche der Schöpfung“ auf den Schild hoben, so stritt Milton für eine leidende Sache. Er stand

in argen Tagen, unter bösen Zungen,
blind, einsam, von Gefahren rings umdroht,
doch nicht allein.

Noch in einem tieferen Sinne ist das Verlorene Paradies ein zu spät geschaffenes Werk, ein Anachronismus. Der protestantische Glaube kann und darf keine Mythen bilden, und auch Milton ist an diesem Versuch gescheitert. Wenn die unvollkommenen Götter des Homer, die in Milton den gleichen prosaischen Unwillen hervorriefen wie in Platon, unsere volle menschliche Teilnahme herausfordern, so sind die reinen religiösen Begriffe des Christentums poetisch ganz wertlos. Denn was wir blöden Sterblichen so gern als den Fluch unseres Geschlechtes beklagen, die Schwäche, die Beschränktheit unserer Kräfte — das ist in Wahrheit der Kern alles Lebens. Statt geistlos nachzubeten, was Englands Essayisten uns vorgesagt, sollen wir ehrlichen deutschen Ketzer uns ein Herz fassen und gerad heraus bekennen: dem Satan Miltons, seinen Kämpfen und Sünden folgen wir mit dem lebendigsten Mitgefühle, aber kalt und teilnahmlos blicken wir auf den poetischen Gott Vater und Gott Sohn, die nicht fehlen, nicht irren, alles wissen und dennoch kämpfen, deren unfaßbares, zwischen Besonderheit und Allgemeinheit hinschwankendes Wesen mit Gewalt die prosaischen Bedenken der

Logik, das monumentale omnis determinatio est negatio in uns wachruft.

Nicht ungestraft verachtete Milton die Sinnlichkeit, welche dem Dichter ist was den Fischen das Wasser. Sein Bemühen, das Unsinnliche, das Ewige poetisch zu gestalten, mußte oft scheitern, ja, dann und wann in das Komische umschlagen: so wenn Adam dem Gott Vater die Langeweile seiner Einsamkeit klagt, und dieser erwidert: „Was denkst du denn von mir, der ich in Ewigkeit allein bin?“ Auf den ersten Blick mag es scheinen, als böte eine Welt, wo alles Wunder ist, der Phantasie ungeheuren Spielraum. Doch schauen wir schärfer zu, so waren auf dem Gebiete der christlichen Mythologie der schöpferischen Kraft des Dichters sehr enge Grenzen gesetzt. Dem bibelfesten Protestanten ist es schwerer, trockener Ernst mit seinem Glauben; selbst den Wortlaut der heiligen Schrift sieht er nicht gern durch dichterische Änderungen gestört. Wir würden dies noch stärker empfinden, wäre das Paradise lost in deutscher Sprache geschrieben. Die lutherische Bibelübersetzung ist mit unserem Volke gewachsen und wir mit ihr; wer als Kind die herzerschütternden Worte der lutherischen Bibel in seine Seele aufgenommen hat, der überwindet nie gänzlich das Gefühl des Befremdens, wenn ihm die biblische Weisheit in poetischer Umbildung entgegentritt. Auch Milton selber hätte es für eine Blasphemie gehalten, die Glaubenslehren der protestantischen Kirche aus ästhetischen Gründen umzugestalten. Die theologischen Fanatiker Englands sind in ihrem guten Rechte, wenn sie den Dichter wegen seiner arianischen Lehren verketzern; denn allerdings, wäre Milton nicht als ein Arianer überzeugt gewesen, daß kein Zeilchen in der Bibel von der göttlichen Natur Christi rede, nimmermehr hätte er in seinem Gedichte den Gottessohn als einen Menschen dargestellt. Nun aber ist jeder Dichter notwendig Polytheist; schon Goethe gestand dies mit jener edeln Unbefangenheit, welche unsere frommen Leute „heidnisch“ nennen. Auch Milton fühlte die Notwendigkeit, den öden protestantischen Himmel zu bevölkern. Die katholischen Heiligen verwarf sein evangelischer Eifer; so blieben ihm nur die Gestalten der Engel und Teufel und einige allegorische Figuren wie „Urania und ihre Schwester, die himmlische Weisheit“ — frostige Abstraktionen, welche durchaus den Eindruck lebloser Maschinerie hinterlassen. Ja selbst das Los des ersten Menschenpaares wird durch das Einwirken überirdischer

Mächte der menschlichen Teilnahme entrückt. Nur für frei handelnde Menschen empfinden wir Mitgefühl. Wenn aber Gott Vater zu Adam spricht: Alles ist vorher bestimmt, und dennoch deiner freien Wahl anheimgestellt — so erweckt der Dichter philosophische Zweifel, die jedes ästhetische Interesse ersticken. Desgleichen, daß ein geringfügiger Ungehorsam grenzenlosen Jammer über die Menschheit bringt, ist, als freie Erfindung betrachtet, widersinnig und muß, je nach der Stimmung des Lesers, Gelächter oder Empörung erregen; nur der religiöse Glaube führt über diese Widersprüche hinweg. Mögen also die englischen Eiferer und jene Deutschen, welche die Geistesfreiheit unseres Volkes wieder zu der Beschränktheit englischer Rechtgläubigkeit zurückzuführen denken — mögen sie immerhin versichern, es gehe bei dem „HErrn“ des blinden Dichters „gar zu menschlich“ her*)! Der unverbildete Schönheitssinn unseres Volkes wird sich nicht wieder von der goldenen Wahrheit trennen, daß die Poesie nur das Menschliche darstellen kann und Miltons Epos eben deshalb keine ungetrübte Freude erregt, weil diese übersinnliche Welt zu wenig menschlich ist.

Und dennoch ist das Verlorene Paradies ein unvergängliches Werk, das nicht mit dem Maße der ästhetischen Theorie allein gewürdigt werden kann. Als Mulciber, der Künstler der Hölle, den Prachtbau des Pandämoniums gegründet, da — erzählt Milton — „bewunderten die Einen das Werk, die Andern den Meister des Werks“ — eine Unterscheidung von Lessingscher Schärfe, die auch Lessings warmen Beifall fand. Wenden wir dies Wort auf Miltons Gedichte selber an, so ist kein Zweifel, daß dem Meister des Werkes der größere Ruhm gebührt. Vergessen wir bei Homer den Dichter völlig über seinen Helden, so empfängt das Verlorene Paradies seinen ganzen Wert von dem erhabenen Charakter des Dichters, der hinter jeder Zeile hervorschaut. Nie wirkt Milton gewaltiger, als wenn er unter fremdem Namen sein eigenes Leben und Leiden schildert, wenn er den Noah, den Abdiel vorführt, — „der getreu erfunden ward unter den Ungetreuen, er allein getreu“ — oder den Adam neben der reuig vor ihm niedersinkenden Gattin. Die schönsten Stellen des Gedichtes sind jene, wo der Dichter die Schranken des Epos geradezu überspringt, seinem lyrischen Genius die Zügel schießen

*) So Dr. L. Wiese, Milton's Verlorenes Paradies. Berlin 1863.

und einen mächtigen Choral zum Himmel steigen läßt. Das Paradise lost ist ein Werk von wunderbarer subjektiver Wahrheit: in seiner ernsten Hoheit, seiner herben Strenge ein lebendiges Bild des heldenhaften Mannes, der, leidend für eine große Sache, noch den Mut fand, die Geschichte aller Zeiten dem Richterspruche des Puritanertums zu unterwerfen. Es ist unsterblich, als das Werk eines reinen und reichen Menschen, der selbst „die letzte Schwachheit edlerer Naturen", den Durst nach Ruhm, lächelnd überwunden hatte und seine schöpferischen Gedanken nur noch in den höchsten und heiligsten Regionen schweifen ließ,

> hoch ob dem Lärm und Qualm des trüben Punkts,
> den Menschen Erde nennen.

Und nicht bloß die Person des Dichters, auch die Leiden und Kämpfe des puritanischen England treten uns aus den Versen des Paradise lost entgegen. Kein Gesang darin, der nicht mahnend, strafend, begeisternd auf die Nöte des Jahrhunderts wiese. Wenn Milton das Heer des Erzengels wider die Dämonen der Hölle ausziehen läßt, so meinen wir sie mit Händen zu greifen, jene „Männer, wohlgewappnet durch die Ruhe ihres Gewissens und von außen durch gute eiserne Rüstung, feststehend wie ein Mann" — jenes gottbegeisterte Heer, welchem England seine Freiheit dankt. Wir sehen vor Augen das Schlachtfeld von Dunbar, wir schauen, wie die Eisenseiten Oliver Cromwells ihr blutiges Schwert in die Scheide stecken und das Haupt entblößen und über das leichenbedeckte Feld das Siegeslied des streitbaren Protestantismus erschallt: „Lobet den Herrn, alle Helden, preiset ihn, alle Völker!" Dieser Hintergrund einer großen Geschichte verleiht dem Gedichte Miltons jenen Reiz dramatischer Wahrheit, welchem auch Goethe nicht widerstehen konnte.

In diesem subjektiven Sinne ist selbst dies Werk didaktischer Kunst ein Werk harmonischer Schönheit. Denn wie oft wir auch bei den herrlichen Dialogen des Gedichtes die Frage aufwerfen möchten, warum Milton nicht, seinem ersten Plan getreu, ein wirkliches Drama geschaffen, so kehren wir doch immer wieder zu der Einsicht zurück, daß ihm die Berechnung des Momentes, der weltliche Sinn, die bewegliche Raschheit des Dramatikers gänzlich fehlte, daß er der tiefen Innerlichkeit seines Wesens nur in einem philosophischen Gedichte gerecht werden konnte. So wenig ein natürlich empfindender Mensch ein Gedicht zum Lebensbegleiter wählen wird, das uns fortwährend

spannt und emporträgt über Raum und Zeit: so wird gewiß jeden das volle Gefühl menschlicher Kraft und Größe überkommen, der in einer trüben Stunde der Abspannung oder Verwirrung einen Gesang des Paradise lost aufschlägt, um den Heldenmut eines ganzen Mannes zu schauen, welcher „in Worten mächtiger war, als seine Feinde in Waffen“.

Haben wir so den nur bedingten — den mehr historischen und subjektiven als rein=ästhetischen — Wert des Verlorenen Paradieses begriffen, so dürfen wir um so freudiger die gewaltige Dichterkraft bewundern, welche einen widerstrebenden Stoff so sicher beherrscht. Milton hat in diesem Werke das Höchste und Edelste von allem niedergelegt, was ihm je Kopf und Herz bewegte. In poetischer Form kehren hier wieder seine Ideen über das Verhältnis des Menschen zu Gott, über die Freiheit des Willens und die Notwendigkeit eines selbsterrungenen persönlichen Glaubens. Auch der zweite Ideenkreis, der seine Mannesjahre beschäftigte, lebt hier wieder auf — seine Gedanken über das Verhältnis von Mann und Weib. An jenem unsterblichen Gesang, welcher erzählt, wie Eva — „der Himmel war in ihren Augen“ — dem Manne entgegentritt, wie die beiden geschaffen waren

he for God only, she for God in him —

an der ganzen Darstellung des ersten Menschenpaares mag man erkennen, wie warm und innig der strenge Poet von der Seligkeit der Ehe dachte. Nur leider war der alternde Dichter doch einer der wunderlichen Heiligen (das Wort scheint recht eigentlich für die Puritaner geschaffen). Er ist imstande, dicht auf die feurigsten Schilderungen die trockensten moralischen Betrachtungen folgen zu lassen — so jene Rede des Engels, welche dem Adam the rule of not too much einschärft. Er predigt geradezu, die Liebe sei erlaubt, doch nicht die Leidenschaft — was doch nur sagt, das Feuer solle nicht brennen. Milton war nicht bloß verbittert durch schwere persönliche Erfahrungen; er sah auch, wie der Übermut unzüchtiger Weiber Unheil über das Land brachte. Daß die Frauen durch den Reiz der Sinne den Mann und die ganze Welt beherrschen, war ein Lieblingsthema der schmutzigen Poesie des Tages, so der letzten Gesänge von Butlers Hudibras. Nur um so fester hielt der Puritaner seine finstere Meinung, der Mann entwürdige sich, der das Weib als seinesgleichen gelten lasse. Endlich hat Milton auch den Kern seines politischen Nachdenkens in dem Gedichte ausgesprochen. Ganze

Stellen seiner prosaischen Schriften wiederholen sich in poetischer Umschreibung, die staatliche Freiheit wird verherrlicht als die Belohnung der Tugend der Völker, und das Glaubensbekenntnis des Republikaners ausgesprochen in dem berühmten Worte:

man over men God made not lord.

Nicht allein die Früchte seines eigenen Nachdenkens, auch das Köstlichste von fremder Geistesarbeit hat Milton hier versammelt. Aus jedem Gesange tönen uns Anklänge an die Werke älterer Dichter entgegen, ganze Kapitel der Bibel werden umschrieben. Darum hat die kleinmeisterliche Altklugheit der Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts das Verlorene Paradies oft als eine Schatzkammer voll geraubter Kleinodien verdammt. Für uns erledigt sich die Frage durch die eine Tatsache, daß Miltons Werk lebt und leben wird, derweil die unzähligen geistlichen Gedichte, die er ausbeutete, längst der Vergessenheit verfielen. Dem englischen Sänger fällt nicht ein Blatt aus seinem vollen Kranze, wenn man uns nachweist, daß schon vor ihm der gelehrte deutsche Jesuit Jakob Masenius ein lateinisches Epos Sacrotis schrieb, zur Übung der Jesuitenschüler in der lateinischen Verskunst, und darin die Versammlung der höllischen Geister des Pandämoniums schilderte. Uns, die wir zurückschauen auf eine so lange Arbeit frischen, vollkräftigen Künstlertums, steht hoffentlich jene Auffassung des geistigen Eigentums fest, welche zu Recht bestehen wird, solange rüstige Künstler schaffen: der ohnmächtige Schwächling, dem eine gute Idee über Nacht gekommen, hat nicht das mindeste Recht zur Klage, wenn ein schöpferischer Kopf sie seiner unfähigen Hand entreißt und lebendig verkörpert. Miltons Talent war lyrisch und, was die Charakterzeichnung anlangt, dramatisch. Die Kraft des Dramatikers aber liegt im Gestalten, die des erzählenden Dichters im Erfinden. Darum haben Shakespeare, Calderon, Molière kraft göttlichen Rechtes mit höchster Unbefangenheit fremde Dichtungen benutzt. Es scheint, als müßten manche große Stoffe der Poesie erst durch viele Hände gehen, bevor das Eisen zu Stahl wird und nun ein echter Künstler die schneidige Klinge schmieden kann. Darum ist auch Milton durchaus original: die fremden Zieraten sind von einer nicht minder energischen, selbständigen Künstlerhand neu geschaffen wie die harmonischen Helden in Troilus und Kressida; sie fügen sich so harmonisch in die Dichtung ein wie die antiken Kapitäle der Säulen an alten romanischen Kirchen.

In gleicher Weise verfuhr Milton auch mit jenem Gedichte, das ihm offenbar die erste Anregung zu seinem Epos gab, mit der Tragödie Adamus exul von Hugo Grotius. Die Holländer, arm wie sie sind an großen Dichtern, hatten dies Jugendwerk ihres großen Landsmanns schon bei seinem ersten Erscheinen, 1601, mit dem enthusiastischen Zurufe nationalen Stolzes begrüßt, und sie pflegen noch heute nicht selten das Verlorene Paradies für eine Kopie des Vertriebenen Adam zu erklären. Unter den Deutschen könnte dies Märchen nicht so oft nachgesprochen werden, wenn nicht die Tragödie des Grotius zu den literarischen Seltenheiten gehörte. Wer sie kennt, wird zwar die getragene, an Vergil gemahnende Würde der Darstellung preisen und an einzelnen kraftvollen Sentenzen sich erfreuen, indessen das Ganze doch nur als die Schulübung eines geistreichen Jünglings und eleganten Lateiners gelten lassen. Dürr und prosaisch dehnt sich das Stück, in lehrhafter Breite und doch ohne jene Fülle des poetischen Details, die den Dichter bezeichnet. Wie reizlos ist die Eva des Grotius, ein gewöhnliches, schwaches Weib, während sie bei Milton trotz aller Gebrechen nie den Adel, die zauberische Hoheit der Ahnmutter unseres Geschlechtes verleugnet. Rücksichtsloser, als heute dem Dichter gestattet wird, hat Milton einzelne Stellen des Holländers verwendet, doch der Raub wird zur Beschämung für den Beraubten. Wenn der Satan des Grotius sagt:

alto praeesse Tartaro siquidem juvat
caelis quam in ipsis servi obire munia —

so spricht er bei Milton kurz und wuchtig:

better to reign in hell than serve in heav'n.

Dies eine Beispiel sagt mehr als eine lange Betrachtung. Gerade an der Tragödie des Niederländers mag man lernen, wie grundprosaisch dies siebzehnte Jahrhundert empfand, wie einsam Miltons Künstlergeist in solchen Tagen stand. Aus der Heimat des guten Geschmacks und der eleganten Gelehrsamkeit schreibt Grotius seine Vorrede an den Prinzen von Condé und rühmt die Nützlichkeit seines Gedichtes, da viele Verse für den Theologen und Metaphysiker, den Astrologen und Geographen Belehrung böten, welche Stellen dann auch im Index säuberlich verzeichnet stehen! — Dann und wann freilich zeigt sich selbst Milton angekränkelt von dieser prosaischen Schwerfälligkeit seiner Zeit; die ungeheure Gelehrsamkeit des Dichters stört den künstlerischen Eindruck. Wir begreifen leicht, wie

der Klang großer historischer Namen dem blinden Sänger, der das wache Traumleben der Erinnerung führte, eine Welt glänzender Bilder vor die Seele führen mußte. Da geschieht es denn, daß „Dame Gedächtnis", die er die Muse schlechter Dichter nennt, auf Augenblicke auch seine Muse wird: oft füllt er ganze Verse mit mächtig tönenden Namen, und nur des jungen Macaulay blinde Schwärmerei konnte diese Schwäche bewundern. Auch die ausführliche Schilderung der Kämpfe der Engel ist einer gelehrten Grille entsprungen. Es war die Meinung der Ästhetiker der Zeit, das kunstgerechte Epos bedürfe der mit Ariostischer Breite ausgeführten Schlachtszenen. Man wußte nicht, daß Ariost und seine Leser als Freunde der schönen Fechtkunst den Kampfschilderungen ein Kennerinteresse entgegenbrachten, welches im siebzehnten Jahrhundert nicht mehr bestand.

Wie das Werk um seiner subjektiven Erregtheit willen ganz einsam dasteht unter den epischen Gedichten, so ist auch die gedrungene Knappheit der Komposition das gerade Gegenteil der behaglichen Breite epischer Darstellung. Auch der reimlose blank verse, den Milton zum Erstaunen der Zeitgenossen zuerst in das Epos einführt, ist der Vers des Dramas; er gewährt dem sprachgewaltigen Dichter volle Freiheit, hebräische, griechische, altenglische Redewendungen zu gebrauchen. Schon oft wurde das musikalische Gefühl des Dichters bewundert, der durch seine Erziehung, seine Bibelkunde, seine Blindheit und seinen Glauben gleich sehr auf die „christlichste der Künste" geführt ward. Merkwürdiger noch, wie mit dieser musikalischen Innigkeit eine solche Prägnanz der Sprache, eine solche plastische Kraft der Schilderung sich paaren. Denn Milton wußte, wie Shakespeare, das reiche Erbteil der altenglischen Mysterienspiele zu verwerten: er ist Meister im anschaulichen Personifizieren abstrakter Begriffe. Mit so dämonischer Kraft reißt er uns in seine Welt hinein, daß wir den bloß symbolischen Gehalt derselben oft gänzlich vergessen: eine ästhetisch so unbedeutende Tat wie der Apfelbiß berührt uns mit dem ganzen Schauder eines ungeheuren Weltereignisses. Freilich kommt es Milton dabei zugute, daß die wenigsten Leser imstande sind, solche von dem Glauben von Jahrtausenden getragene Mythen mit bloß ästhetischem Blick zu betrachten.

Den ganzen Farbenreichtum seiner Einbildungskraft verschwendet der blinde Dichter, wo es gilt, die Herrlichkeit der Erde zu schildern,

die an goldener Kette dicht bei dem saphirnen Wall des Himmels schwebt — der Erde, deren Pracht auch den vom Himmel niedersteigenden Engel noch mit Bewunderung erfüllt. Die Schrecken der Hölle dagegen liebt er mit anderen, mehr geistigen Mitteln darzustellen. Zwar verschmäht er nicht, seinen diabolischen Figuren jene halb menschliche, halb tierische Mißgestalt zu geben, welche schon die Alten als das Grauenhafteste erkannten. Aber den tiefsten Schauder ruft er hervor durch den sittlichen Ekel; nichts scheußlicher, als jene Reihe von Inzesten, wodurch Tod und Sünde mit Satan verwandt geworden. Die Unmöglichkeit, eine Welt zu schildern, „wo Länge, Höhe, Breite, Zeit und Raum verloren sind", weiß er dadurch zu überwinden, daß er das unseren Sinnen Hohnsprechende recht laut und entschieden betont: die berühmten Darstellungen der „sichtbaren Finsternis" und „des festen Feuers" wirken wie die leibhaftigsten Bilder. Auch Milton allerdings ist nicht immer glücklich mit diesen Versuchen, das Grenzenlose, Unbestimmte, Formlose darzustellen: oft tragen wir statt des Genusses nur einen unklaren panischen Schrecken davon und erinnern uns der echten Künstlerworte Goethes, daß das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels den Menschen erst zum Menschen macht. Noch weniger vermag der puritanische Eiferer die tief-gemeinen, diabolischen Geister in objektiver Wahrheit vorzuführen. Der Charakter des Satans mit seinem erhabenen Ehrgeiz, seiner gewaltigen politischen Leidenschaft ward von Milton verstanden und lebendig verkörpert, aber die niedrigen sinnlich-lüsternen Geister, die Mammon und Belial, wußte er nur mit tendenziöser Bitterkeit zu schildern. Die größte Kunst entfaltet der Dichter in der Schilderung des Paradieses. Hier gelingt ihm das Unmögliche, in das ermüdende Einerlei ungetrübten Glückes einiges Leben zu bringen. Zur rechten Zeit immer weiß er den Schauplatz zu wechseln; nur der kontrastierende Reiz der himmlischen, irdischen, höllischen Szenen macht dem Leser möglich, die überstarke Anspannung der Seele, die der Poet ihm auferlegt, zu ertragen. — Der wahre Zauber des Gedichts, wir wiederholen es, liegt in dem Charakter des Dichters, in dem tief-melancholischen, weltverachtenden Geiste, der das Ganze überschattet.

So wird die Welt dahingehn
Den Guten feindlich und den Bösen hold,
Aufstöhnend unter ihrer eignen Last —

dies der Weisheit letzter Spruch, die der erzählende Engel aus der Betrachtung der Historie zieht. Und selbst der am Ende des Gedichts auftauchende Hinweis auf die Erlösung des Menschengeschlechts vermag nicht den Eindruck dieser ernsten Stimmung zu verwischen.

Durch solche strenge Hoheit des Sinnes ist Milton nahe verwandt mit dem ersten großen christlichen Epiker, Dante. Beide Männer von ungeheurer Willenskraft und sprödem Stolze, durch das untrügliche Bewußtsein eines großen Berufes über die gemeinen Nöte des Lebens emporgehoben, hatten beide die beste Kraft der Mannesjahre an die politischen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet und eine geniale Begabung nicht zu gut gehalten für das Handwerk des Tagesschriftstellers. Und der glühende Verteidiger der kaiserlichen Monarchie, der den Brutus erbarmungslos in die Hölle verstößt, steht dem radikalen Anwalt des Königsmordes, dem Feinde der Cäsaren in seinen politischen Schriften näher, als der oberflächliche Blick erkennen mag. Denn der eine wie der andere lehrte, daß die Obrigkeit besteht um des Volkes willen, eiferte für die Rückkehr der Kirche zur ursprünglichen Einfachheit und Reinheit und ahnte, ohne doch zu den letzten Folgesätzen zu gelangen, die große Wahrheit der Trennung geistlicher und weltlicher Dinge. Nach Bürgerpflicht ergriffen beide Partei, aber der überlegenheit dieser Köpfe blieben die Sünden ihrer Genossen unverborgen: wie Milton aus reiner Höhe vornehm herabschaute auf die plumpe Unduldsamkeit der Puritaner, so mahnte der ghibellinische Dichter: „Mit andern, andern Waffen zieh zum Streit der Ghibelline; jeden wird's gereuen, der trennt den Aar von der Gerechtigkeit.“ Dann sahen beide ihr eigenes Lebensglück in den Schiffbruch ihrer vaterländischen Hoffnungen hineingerissen; gleich schwer vom Schicksal heimgesucht steht der blinde verfolgte Puritaner neben dem landflüchtigen Florentiner, der mit Tränen lernte, wie gesalzen das Brot aus fremden Händen schmeckt, und wie bitter es ist, fremde Treppen zu steigen. Nun sammelten sich beide in ihren reifsten Tagen, um in einem religiös-allegorischen Gedichte die Bilderfülle ihrer stürmischen Laufbahn in dem plastischen Stile Vergils darzustellen, ihre religiösen und politischen Ideale zu verkörpern und die große Summe ihres Lebens zu ziehen. Beiden erschien der Cherub, der einst den Mund des Propheten gesegnet, und sprach: „Siehe, hiermit sind deine Lippen gerühret, daß deine Missetat von dir genommen und deine Sünde versöhnet sei.“

Also von Gott geweiht, sprachen beide ihren Wahrspruch über die Geschichte der Welt, und noch kühner sogar als der Stolz des Protestanten erscheint die hohe Sicherheit der Seele des mittelalterlichen Menschen, der sich vermaß, er, der katholische Christ, das Tun aller Päpste, Kaiser und Könige zu verdammen oder zu begnadigen und von seinem Gedichte also redete: „Gegenstand ist der Mensch, wie er durch Sündigen oder Gutestun nach freiem Willen der Gerechtigkeit der Strafe oder des Lohnes verfällt.“ Beide legen ihrem Werke ein festgeschlossenes System von Glaubenslehren zugrunde, das nicht bloß poetisch wahr sein soll, beide erkennen in der „Hinaufläuterung des Sinnlichen zum Himmlischen“ den Sinn alles Lebens und glauben, der Gerechte werde schon hienieden der Seligkeit teilhaftig. Der eine wie der andere übersieht das gesamte geistige Vermögen seiner Epoche und legt in seinem Gedichte einen Schatz von neu geschaffenem fremdem Wissen und Denken neben seinem eigenen nieder; doch weder Milton noch Dante vermag die lehrhafte Tendenz zu verleugnen und Massen prosaischen Wissens vollkommen in schöne Gestalten umzugießen. Beide verstehen die Eintönigkeit eines übersinnlichen Stoffes reizvoll zu machen, indem sie den Schauplatz und den Ton der Darstellung wechseln. Beide halten eine unübersehbare Fülle von Bildern durch eine kraftvolle Komposition zusammen, nur daß der Bau des Kunstwerkes bei dem modernen Sänger dramatisch, bei dem mittelalterlichen in scholastische Formen gebannt ist. Aber der Florentiner gibt in seinen Selbstgeständnissen zugleich ein vollkommenes Abbild des innersten Wesens seines Zeitalters. Die tiefsinnige Mystik der göttlichen Komödie, ihr phantastischer Frauenkultus, ihr halb antiker, halb kirchlicher Ideengehalt entspricht den tiefsten Herzensgeheimnissen der zwiegeteilten mittelalterlichen Bildung. Die harmonische Gesittung einer protestantischen Zeit dagegen konnte in einem allegorischen Werke nimmermehr ihren vollen Ausdruck finden.

Vor diese beiden christlichen Epen trete jeder, der verstehen will, was dem Dichter der Glaube seines Volkes bedeutet. „Der war in der Hölle!“ raunten sich die Veroneser erschrocken zu, wenn die düstere Gestalt des verbannten Florentiners majestätisch durch die Straßen schritt. Das Kind einer solchen Zeit erscheint Dante — so seltsam es klingen mag — neben Milton als ein naiver Künstler. Gänzlich unbefangen weist er die Zeitgenossen und die

Menschen vergangener Tage der Hölle oder dem Fegefeuer zu; er nennt sie beim Namen, erzählt ihr Geschick, schildert sie ab vom Wirbel bis zur Zehe. Solche Kühnheit durfte Milton inmitten der skeptischen modernen Welt nicht mehr wagen: die Weltgeschichte betrachtet er in Bausch und Bogen in raschem Überblick, und den Zeitgenossen gegenüber muß er sich mit Anspielungen behelfen: wir erraten nur, daß unter den grübelnden Dämonen des Pandämoniums die Dogmatiker der Hochkirche gemeint sind. Dergestalt ist das Gedicht des Italieners ungleich reicher an echt historischem Gehalt. Jeder Gesang der „Hölle" führt uns in monumentaler Großheit ein erschütterndes Bild von Menschenschuld und Menschenleiden vor Augen; und solange warme Herzen schlagen, werden die Erzählungen von Ugolino, von Francesca von Rimini auch jene Leser im Innersten ergreifen, welche für die symbolische Bedeutung des Gedichts, für Dantes mystische Weltanschauung kein Verständnis haben. Solche Szenen von rein-menschlicher Schönheit sind im Paradise lost weit seltener zu finden. Und wieviel würdiger eines Dichters war Dantes Geschick! Sein Italien war das Herz der Welt; alle Schönheit, alle Tugenden und Laster der Zeit drängten sich zusammen in den gewaltigen Städten seiner Heimat, und über dieser farbenreichen Erde prangte noch der katholische Himmel mit seiner Fülle glänzender Gestalten. In dieser Welt lernte Dante den Reichtum des Lebens und des Menschenherzens in ganz anderer Weise kennen als der einseitige Puritaner.

Freier, klarer zum mindesten mögen Miltons sittliche Ideen sein; doch um Dantes Haupt schwebt jener Zauber, welcher der großen Künstlerseele die höchste Weihe gibt, der Zauber der Liebe. Der finstere Sänger, der die Greuel der Stadt der Qualerkorenen kündete, er rühmte sich auch, daß er auf alle Liebestöne lausche, er hat auch — menschlicher als der puritanische Weiberfeind — die schmelzende Weise gesungen; „die ihr die Liebe kennt, ihr edeln Frauen". Der Gedanke der Hinaufläuterung des Fleisches zum Geiste ist für Milton ein philosophischer Satz; Dante erfaßt ihn inniger, künstlerischer, er besingt, wie die irdische Liebe sich zur himmlischen verklärt. Der Puritaner wußte mit kühlerem Gleichmute als der leidenschaftliche Romane den schweren Wandel seines Geschickes zu tragen; gleichmäßig, stetig wuchs er auf, er hat nicht wie dieser einen Tag von Damaskus erlebt. Aber Dante vermag

auch den vollen Sturm der Leidenschaft durch seine Verse brausen zu lassen und das Herz des Hörers sogar noch mächtiger als Milton aufzuregen. Der Florentiner wagte, Gott und göttliche Dinge in der mißachteten Sprache der Frauen zu besingen und erweckte seiner Nation das helle Bewußtsein ihres Volkstums; ja, der gesamten Dichtung der modernen Welt wies er die Bahn, denn sein Gedicht ist das erste seit dem Altertume, das die scharfen Züge eines eigenartigen Menschen zeigt; durch ihn gelangte die Persönlichkeit in der Kunst wieder zu ihrem unendlichen Rechte. Dem englischen Sänger fiel ein härteres Los: als ein Spätling erschien er am Ende einer großen Kunstepoche, und erst lange nach seinem Tode, auf fremdem Boden gab seine Dichtung den Anstoß zu einer neuen Entwickelung der Literatur.

Das große Werk, das dem Dichter zweimal fünf Pfund Sterling einbrachte, hatte Mühe, der Zensur zu entrinnen. Keine Zeile in dem Gedichte, die den Fanatikern der Restauration nicht staatsgefährlich erscheinen mußte, und doch — da ja das Völkchen den Teufel nie spürt — waren es nur zwei Verse, welche der Zensor hochbedenklich fand und nach langem Verhandeln endlich freigab. Noch bei Miltons Lebzeiten ward das Werk viel gelesen, freilich nur von der aufstrebenden Jugend und den Stillen im Lande, die sich daran ihren puritanischen Glauben stärkten. Unter die anerkannten Größen der englischen Dichtung ist das Paradise lost erst eingetreten, seit Addison seine Landsleute darauf hinwies, wie Milton ihrer Sprache neue Kraft und Würde gegeben. Seitdem ward die — leider mehr erbauliche als ästhetische — Bewunderung von Miltons Genius in England so allgemein, daß selbst der arge Spötter Voltaire bei seinem Londoner Aufenthalte den christlichen Dichter bewundern lernte und in Ferney das Bild des Puritaners neben Franklins Porträt bewahrte. Noch mächtiger wirkte Miltons Vorbild in Deutschland. Nachdem einmal der gerade Weg verlassen war, den Shakespeare der modernen Dichtung gezeigt, fand er zuerst wieder den Deutschen einen Pfad, auf dem sie fortschreiten konnten, um die Fülle und Tiefe ihres Gemütslebens in erhabenen Gestalten zu verkörpern. Von ihm erbten unsere Bodmer und Klopstock den Mut, Schwung und Empfindung unserer ernüchterten Sprache wiederzubringen, und nur die Gottsched und Genossen schreckten zurück vor dem, was sie Miltons Überschwenglichkeit nannten. Unfähig, das

Wesen der volkstümlichen Dichtung — also auch des echten Epos — zu verstehen, sah unser achtzehntes Jahrhundert, selbst Lessing nicht ausgeschlossen, in Milton das Urbild des epischen Dichters. Dann verdrängte Shakespeare den puritanischen Sänger aus den Herzen der Deutschen. Erst die politische Bewegung der neuesten Zeit zeigt wieder einige Teilnahme für Milton den Bürger, und eben jene Härte des Charakters, welche die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts erschreckte, erwirbt ihm heute Verehrer.

Hatte in dem Verlorenen Paradiese Milton, der Dichter und der Denker, sein volles Selbstbekenntnis abgelegt, so ist in den beiden Gedichten seines Greisenalters je eine dieser beiden Seiten seines Wesens gesondert zur Darstellung gebracht. Das Wiedergefundene Paradies wird immer aufs neue das Befremden erregen, wie doch ein frommer Christ von den heiligsten Glaubenssätzen der christlichen Kirche so weit abweichen und wie doch ein großer Dichter ein Kunstwerk von so geringem poetischem Werk schaffen konnte. Nicht das Leiden und Sterben und die Auferstehung Christi war für Milton das Bedeutungsvollste in dem Wirken des Erlösers. In allen theologischen Schriften des Puritaners wird dieser letzte, für die Kirche wichtigste Teil des Lebens Jesu nur kurz berührt. In Miltons Glauben ist nichts von Mystik, nichts von Liebe. Ein Mann der Tat, erfüllt von dem alttestamentarischen Gedanken der Gerechtigkeit, sieht er in Jesus vor allem den makellosen, den gerechten Menschen. Das Paradies ward verloren, weil das erste Menschenpaar der Versuchung des Teufels erlag, es wird wiedergewonnen, weil ein gerechter Mensch alle Verführungskünste des bösen Feindes abschlägt. Paradise regained ist die Erzählung von der Versuchung Christi durch Satan. Nicht ästhetische Gründe bewogen den Dichter, zu dem Paradise lost dies Gegenbild zu schaffen; die Idee des Werkes — die Erlösung der Welt — lag ja bereits poetisch genugsam ausgesprochen in den letzten Gesängen des Verlorenen Paradieses. Nur seine Gedanken über die Nichtigkeit und Schalheit weltlichen Tuns und weltlicher Lust wollte er aussprechen; zu diesem didaktischen Zwecke ergriff er den biblischen Stoff und ließ in langen Gesprächen den Erlöser und den Satan den Wert weltlicher Größe philosophisch erörtern.

Schon der Mangel jeder Steigerung des Interesses beweist, daß Milton — ein Meister in der Komposition — gar nicht daran dachte,

seine Leser ästhetisch zu befriedigen. Die Versuchungsgeschichte ist von Matthäus sehr einfach und sehr wirksam dargestellt: dreimal, und mit immer steigender Kühnheit, versucht Satan den Menschensohn zu betören. Diese einfache Form der Erzählung, die sich dem Dichter von selber empfahl, hat Milton verschmäht. Er folgt der weit künstlicheren Schilderung des Lukas und schiebt in die Darstellung des Evangelisten neue, selbsterfundene Versuchungen ein: er will den beiden Disputierenden Gelegenheit geben, ihr Thema, den Unwert irdischer Herrlichkeit, nach allen Seiten hin zu erschöpfen. Und schrecklich, grausam sind die Weisheitssprüche dieses Miltonischen Jesus. Immer mehr verbitterte sich der Geist des einsamen Puritaners inmitten einer verworfenen Zeit, immer tiefer lebte er sich ein in die unmenschliche Härte des Alten Testamentes. Die herbsten, die düstersten Stellen des Paradise lost kehren umschrieben im Paradise regained wieder. In den zwei Büchern de doctrina Christiana, die in diesen Jahren zusammenstellte, verteidigte er sogar die Vielweiberei als eine von Jehovah den Patriarchen gestattete Sitte. Selbst die Gedichte seiner Griechen erscheinen ihm jetzt leer, eitel, weltlich gegenüber den heiligen Gesängen Davids. Ja er läßt seinen Jesus das für einen Dichter entsetzliche Wort sprechen:

> Die Schönheit wird allein bewundert
> von schwachen Seelen, die sich kirren lassen!

Offenbar, ein so trocken lehrhaftes und zugleich so finsteres Gedicht kann keine ästhetische Freude erregen. Daher ist einer unserer geistreichsten Literaturkenner J. W. Loebell, auf die Vermutung gekommen, das Paradise regained sei ein Bruchstück, Milton habe ursprünglich das Leben des Erlösers weiterführen wollen bis zu der Auferstehung, der rechten Wiedereroberung des Paradieses*). Loebell erklärt, nur die Faulheit der Literaturhistoriker, die einander gedankenlos abschreiben, haben diese unzweifelhafte Tatsache übersehen können. Nun, der Vorwurf gegen die Literaturhistoriker ist nicht grundlos; es steht zu fürchten, daß in Zukunft die Behauptung, das Paradise regained sei unvollendet, aus dem Loebell abgeschrieben werde. Darum will ich in Kürze nachweisen, daß diese Vermutung sich nicht halten läßt. Wir wissen, das Wiedergewonnene Paradies war dem Dichter

*) Loebell, Vorlesungen über die Entwicklung der deutschen Poesie seit Klopstock. 1856. I, 185.

das liebste seiner Werke, alle Lebensweisheit seines Alters hatte er darin niedergelegt. Ist es wahrscheinlich, daß er dies Lieblingswerk unvollendet gelassen hätte, da er doch nachher noch den Samson und prosaische Schriften verfaßte? Gehen wir an die erste Quelle, zu der ausgesprochenen Absicht des Dichters selber zurück. Milton eröffnet das Gedicht mit den Worten: „Ich habe vordem besungen, wie das Paradies durch eines Menschen Ungehorsam verloren ward: jetzt will ich singen, wie es wiedergewonnen ward durch eines Menschen festen, in jeder Versuchung erprobten Gehorsam, wie der Versucher abgeschlagen und Eden wieder aufgerichtet ward in der weiten Wildnis." Nun folgt die Versuchungsgeschichte. Auf das Wort Jesu: „Es steht geschrieben: versuche nicht den Herrn, deinen Gott", bricht Satan zusammen und stürzt hinab zur Hölle. Engelscharen erscheinen, tragen den Erlöser auf ihren Schwingen in ein blumiges Tal und singen ihm zu:

> Now, thou hast avenged
> supplanted Adam, and by vanquishing
> Temptation, hast regain'd lost Paradise —

und weiter „ein schöneres Paradies ist jetzt gegründet". — Ich begreife nicht, wie man nach diesen Worten noch bestreiten kann, der Dichter habe die Aufgabe, welche er sich selbst gestellt, wirklich zu Ende geführt. Loebell erklärt es für unmöglich, daß ein Milton ein Gedicht mit den Worten schließen konnte:

> he (Jesus) unobserved
> home to his mother's house private return'd.

Gewiß, diese Verse sind steif und unschön, aber kein unpassender Schluß einer Erzählung. Der Held tritt ab — jene Worte sind das episch ausgeführte exeunt omnes des Dramatikers, ja sie bilden ersichtlich eine Parallelstelle zu dem Schlusse des Paradise lost, wo der Dichter ebenfalls die Helden, Adam und Eva, abtreten läßt:

> they hand in hand, with wand'ring steps and slow
> through Eden took their solitary way.

Und wie diese schönen melodischen Zeilen sich zu jenen hölzernen Versen verhalten, genau so verhält sich der poetische Wert des Verlorenen zu dem des Wiedergewonnenen Paradieses; jenes ist ein herrliches Epos mit einzelnen didaktischen Stellen, dieses ein ernsthaftes Lehrgedicht in epischer Einkleidung. Allerdings, nachdem die Engel dem Menschensohne Glück gewünscht, weil er das Paradies wieder erobert habe, schließen sie ihr Lied mit den Worten:

> Queller of Satan, on thy glorious work
> now enter and begin to save mankind —

Worte, welche in die Zukunft hinausdeuten. Aber wir wissen bereits aus dem Paradise lost: durch die Erscheinung und den straflosen Wandel eines vollkommenen Menschen war, nach Miltons Glauben, der Fluch hinweggenommen, den Adam über unser Geschlecht gebracht; die Vollendung der Erlösung, die Gründung des Reiches Gottes sollte sich erst im Verlaufe der Weltgeschichte, durch fortwährendes Ringen der Gläubigen mit dem Bösen, vollziehen. Wer Milton zutraut, er habe die Leidensgeschichte Christi besingen wollen, der setzt bei dem Puritaner die Gesinnung nicht eines Milton, sondern eines Klopstock voraus.

Dieser Dritte der großen christlichen Epiker nämlich ging zwar gleich dem Puritaner auf die religiöse Erbauung seiner Leser aus, er war beseelt von grenzenloser Verehrung für den englischen Dichter, dessen Bild er „weinend angestaunt wie Cäsar das Bild Alexanders". Aber wie gänzlich hatte sich inzwischen der Protestantismus verwandelt! Das erstarrte Luthertum war, dank den Pietisten von Halle, neu belebt. Eine tief-gemütliche, innige Religiosität beseligte die gläubigen Seelen, und diese Stillen im Lande betonten gerade jene christlichen Dogmen von dem Leiden und Tode des Erlösers, welche Milton kalt ließen. Von diesen deutschen Pietisten, welche „in tätiger, brüderlicher und gemeiner Liebe das Evangelium leben" wollten, ging Klopstock aus. Sein Gott ist der Gott der Gnade, des Erbarmens, Miltons Herr der gerechte, zürnende Jehova der Juden. Erschrecken wir oft vor Miltons Härte, so lachen wir Söhne einer derberen Zeit bereits herzlich über die zerflossene Empfindelei in Klopstocks Versen:

> eine getreue Zähre der Huld — die seh' ich noch immer —
> netzte sein Antlitz; ich küßte sie auf.

Jede Vergleichung des Verlorenen Paradieses mit Klopstocks Messias richtet sich selbst. Beide Dichter freilich waren wesentlich lyrische Genien, aber Milton besaß zugleich jene plastische Gestaltungskraft des Epikers, welche Klopstock versagt war. Während Klopstocks lyrische Gedichte in den Herzen seines Volkes fortleben, hat der Messias heute nur noch historische Bedeutung. Was man auch sagen möge — er ist unlesbar für die moderne Welt; es schwirrt uns vor den Augen, wenn wir ein Epos lesen, das keine Gestalten enthält. Nur eines darf der deutsche Dichter als einen Vorzug für

sich beanspruchen: das humane Lächeln einer milderen Epoche blickt aus Klopstocks Versen.

Seit Jahren lebte Milton wieder wissenschaftlichen Arbeiten, auch in dem Paradise regained war überwiegend sein Verstand tätig gewesen. Da ergoß sich noch einmal alle Leidenschaft des Dichters glühend aus seiner gequälten Brust. Er schrieb das Drama Samson Agonistes.

Die Briten, gewohnt, an jede Tragödie den Maßstab der Shakespearischen Dramatik anzulegen, sind gegen Miltons letztes Werk ebenso ungerecht, wie sie seine anderen Gedichte in der Regel überschätzen. Sie vergessen, daß die Reinheit der Dichtungsart, welche sie in diesem lyrischen Drama vermissen, bei Milton überhaupt nirgends zu finden ist. Und sie bedenken nicht, daß Milton von dem Shakespearischen Drama in bewußter Absicht sich entfernte: die Einmischung des Komischen schien ihm eine Entwürdigung der Tragödie, und er bekannte sich bereits zu der mißverstandenen aristotelischen Lehre von den dramatischen Einheiten. Das Gedicht zeigt Spuren jener manierierten Schreibweise, welche alternde Künstler selten vermeiden. Auch gelehrte Grillen kehren wieder: nach der wunderlichen Art der lateinischen Dramendichter jener Zeit benutzt Milton die Versmaße der Chöre der Alten ohne ihre Musik. Trotzdem bleibt der Samson ein wunderschönes Gedicht, ein Werk aus einem Gusse, wie es Milton sonst nie gelungen, von der ersten bis zur letzten Zeile ein Mark und Bein erschütterndes Klagelied. Der ausgewählte Streiter Gottes, der, geblendet und mißhandelt von den Unbeschnittenen, sich zur letzten Tat heiliger Rache emporrafft, um die Heiden und Lästerer zu Jehovas Ehren in den Staub zu schmettern — wahrlich, das war ein Held, zu dessen Preise dem blinden verfolgten Puritaner die Verse von selbst zuströmen mußten. Hier ist Milton ganz Leidenschaft; die Weisheitssprüche, die auch diesmal nicht fehlen, werden mit einer fanatischen Heftigkeit hervorgestoßen, welche ihnen die lehrhafte Trockenheit nimmt. Die Götzendiener, die ihn mißhandelt, sollten es hören, daß der Tag der Vergeltung nahe; nicht ihn, den Herrn selber hatten sie beleidigt —

der Kampf ist zwischen Gott und Dagon nun allein.

Und wie gewaltig rauschen die Klagen dahin, von dem ersten Ausbruche des Schmerzes:

O Dunkel, Dunkel, Dunkel! Mitten im Mittagsglanz
unwiederbringlich Dunkel! Ewige Finsternis —
und nimmer wird es tagen!
Warum gilt mir nicht Gottes erst Gebot:
Es werde Licht! — und Licht ward's überall? —

bis zu dem finsteren, eines Hiob würdigen Chorgesange über die Falschheit der Weiber und der schweren Frage: was ist der Mensch, wenn die Helden, so Gott feierlich erhoben, dem Schwert der Heiden wehrlos vorgeworfen sind? — Nicht als ein Drama, wohl aber als ein erhabener Hymnus in dialogischer Form ist der Samson das ästhetisch vollendetste von Miltons Gedichten. Schlägt unser Urteil der Meinung der berühmtesten englischen Kritiker ins Gesicht, so steht uns dafür ein deutscher Geistesverwandter Miltons zur Seite: durch den Samson Agonistes ließ Händel sich anregen zu seinem unsterblichen Oratorium.

Dies Werk des Hasses und der Klage war das letzte Gedicht des Sängers, der am 8. November 1674 verschied.

Wir verwerfen die Unart der modernen Kritik, welche nur allzu geneigt ist, die Frage nach dem Kunstwerte eines Gedichts zu vermengen mit der Frage nach dem sittlichen Werte des Dichters. Wir wissen sehr wohl, daß eine geheimnisvolle Fügung gar oft den lauteren Wein der Dichtkunst in unreine Schläuche füllt. Wenn aber ein Dichter die Aufgabe, welche Milton dem Künstler zugewiesen, wirklich löst und sein Leben selbst zu einem wahren Gedichte zu gestalten weiß, dann scheint uns das Höchste gelungen, was dem Menschen zu erreichen beschieden ist. Als ein solcher Mann ist Milton „durch des Lebens eitles Maskenspiel" geschritten. Sein Name wird leben, solange die edeln Geister aller Nationen das große Evangelium der Freiheit singen und sagen werden, solange das Wort eine Wahrheit bleibt:

no sea
swells like the bosom of a man set free.

Lessing.

(Leipzig 1863.)

Allein die Zeitgenossen winden dem Dichter den schönsten der Kränze. Gerechter vielleicht mag die Nachwelt richten, als einen Seherblick des Genius mag sie Einzelnes preisen, was den Mitlebenden unverstanden vorüberschwebte; doch jene fraglose unwillkürliche Rührung der Seelen, die der Künstler als edelsten Lohn erstrebt, wird er am gewaltigsten in seiner Zeit erregen. Wie könnte heute ein Jüngling von den Leiden des jungen Werther so schmerzlich ergriffen werden wie damals, da die Werther noch auf unseren Straßen verkehrten? Und hat je eine moderne Hörerschaft den Scherzen der Narren Shakespeares ein so herzliches, baucherschütterndes Gelächter entgegengebracht, wie es dem Dichter zuscholl aus den Reihen der Gründlinge seines Parterres? Immer wird heute inmitten der jubelnden Menge ein Nüchterner stehen und meinen: so, ganz so empfinden wir nicht mehr. Alle Welt weiß, wie wenigen Dichtern beschieden ward, noch in der Zukunft vom Volke geliebt, nicht bloß durchgrübelt zu werden von den Fachgelehrten. Warum aber ist bei den Deutschen die Zahl der Dichter so auffällig gering, welche den Jahrhunderten getrotzt? Denn wer außer dem Forscher liest noch, was über die Literaturbriefe, über die Werke von Lessings Mannesalter hinausliegt? Es ist wahr, weit später als anderen Völkern ist den Deutschen der Tag der Dichtung erschienen, und in dem Jahrhundert, seit jener Morgen graute, hat unser Volk erstaunlich rasch gelebt. Aber ist mit solcher Antwort das Rätsel gelöst? Warum erfreut sich der Brite noch an seinem Spenser, während Klopstock und Wieland unserem Volke nur Namen sind? Hat doch auch über den Glanz von Spensers Dichtung sein großer Nachfahr Shakespeare seinen breiten Schatten geworfen, und ungeteilte Freude kann der derbe Realismus der Gegenwart an jenen zierlichen Allegorien so wenig empfinden wie unser aufgeregtes Wesen an dem ruhigen Flusse des Epos. Offenbar, wir müssen eine andere Antwort suchen.

Ein Märchen ist es, erfunden in philisterhaften Tagen, als könne je ein vorwiegend literarisches Volk bestehen. Zuerst nach dem Ruhme seiner Fahnen schaut ein Volk aus, wenn es seiner Vergangenheit gedenkt, und gern vergißt es die Mängel, das Veraltete eines Kunstwerkes, wenn die Glorie einer großen Zeit aus der alten Dichtung redet. Nie genug werden wir die Briten um jenes vornehmste Zeichen ihrer Gesundheit und harmonischen Kraft beneiden, daß ihnen die Kunst auf dem festen Boden staatlicher Größe reifte. Liest der Engländer die Verse von der Feenkönigin, so steigt vor seinen Augen auf das Bild der großen Elisabeth, er sieht sie reiten auf dem weißen Zelter vor jenem Heere, dem die unüberwindliche Armada wich, und hinter den kriegerischen Scharen der Engel in Miltons Verlorenem Paradiese erblickt er kämpfend Cromwells gottselige Dragoner. So tritt auch dem Spanier aus den Dichtungen seiner Lope und Cervantes das Weltreich entgegen, darin die Sonne nicht unterging. Also erhalten durch die Wucht erhabener politischer Erinnerungen diese Werke einen monumentalen Charakter. Wo aber fand die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts solch ein Fußgestell staatlicher Größe, daraus sie sich sicher emporheben konnte? Von einem gesunkenen, verachteten Reiche, von einem mißhandelten Volke gingen unsere Sänger aus, und wie ihnen im Leben keines Mediceers Güte lächelte, so auch im Tode sind sie, was sie sind, durch sich selbst allein. Als Lessing sein letztes Drama schrieb, fragte er zweifelnd, ob die Tage reiner Menschensitte so bald erscheinen würden, die dies Werk auf der Bühne ertrügen; Heil und Glück rief er dem Orte zu, der zuerst die Aufführung des Nathan schauen würde. Und — vor zwanzig Jahren ging in Konstantinopel der Nathan in neugriechischer Bearbeitung über die Bretter. Als dann vor den verwunderten Türken die edeln Worte erklangen: „Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen", und die rechtgläubigen Moslemin in lauten Beifall ausbrachen, da mochte wohl ein Deutscher stolzer den Nacken heben. Denn hier, weit über die Grenzen christlicher Gesittung hinaus, wo keiner des Dichters Namen kannte, keine volkstümliche Erinnerung des Gedichtes Zauber erhöhte — hier strahlte siegreich die Macht des deutschen Genius allein, das weltbezwingende Lächeln der Menschenliebe.

Durch sich selbst allein wirken jene Künstler auf die Nachgeborenen. Noch mehr, sie selbst erst sind die Schöpfer eines freieren öffentlichen Lebens in unserem Volke, sie standen unbewußt im Bunde

mit jenen Staatsmännern, die dem deutschen Staatswesen ein menschlicheres Dasein bereitet haben. Wie sich von selbst versteht in einer Zeit, wo das häusliche Leben die beste Kraft der Deutschen erschöpfte, geschah dies Hinüberwirken Lessings auf unser öffentliches Leben vornehmlich durch seine Person, durch die souveräne Selbständigkeit seines Charakters. Erst vor wenigen Jahren ist ein gutes Bild des Knaben Lessing bekannt geworden, und mit schalkhaftem Behagen sehen wir den Mann vorgebildet in den Zügen des Kindes. Da sitzt Theophilus Lessing, sittsam, ernst, in priesterlich langem Gewande, ehrbarlich ein Lämmchen fütternd, daneben der aufgeweckte Bruder, „mit einem großen, großen Haufen Bücher", in der eleganten roten Tracht der Zeit; auch der Unkundige kann erraten, daß jenem bestimmt sei, zu leben als dunkler Ehrenmann und Konrektor, diesem — als Gotthold Lessing. Kraft und Wahrhaftigkeit spricht aus den derben Zügen des Knaben, und wahrlich, hart gebettet hat die Zeit den starken und wahren Mann. Sein Puls schlug bei voller Gesundheit so schnell wie der Puls anderer im Fieber, er besaß im höchsten Maße jene Lebhaftigkeit des Redens, welche die Obersachsen vor anderen Deutschen auszeichnet. Wie rasch jagen sich da Fragen, Ausrufe, schnell wiederholte abgebrochene Worte, und er fand den Mut also zu schreiben, wie seine Landsleute dachten und sprachen. Nie hat ein Schriftsteller getreuer jenes Wort erfüllt, das seltsam genug zuerst ausgesprochen ward in einer Nation, die es nicht versteht — das Wort: le style c'est l'homme. Dramatisch bewegt wie das Leben selber strömt sie dahin, diese schmucklose, wasserklare Prosa — dem Unkundigen ein Kind der Laune, des Augenblicks, dem Tieferblickenden ein Werk vollendeter Kunst, die schwierigste aller Schreibweisen, denn unerträglich verletzend muß jeder triviale Gedanke, jede falsche Empfindung sich verraten unter dieser leichten, nichts verbergenden Hülle.

Und dieser Natürlichste der Menschen wuchs empor in einer Umgebung, wo jedes einfache menschliche Gefühl in feste, herzlose, beengende Formen gebannt war, in einem Vaterhause, wo hart abweisend der Befehl der Eltern, unterwürfig und in schnörkelhaftem Ausdruck die Antwort der Kinder erklang. Der ganze Schmerz um eine verbildete Jugend spricht aus dem Ausruf des Mannes: „Der Name Mutter ist süß, aber Frau Mutter ist wie Honig mit Zitronensaft." Als er dann in Leipzig sich herausriß aus der dürftigen Buchgelehrsamkeit der Schule und jenes Doppelwesen seiner Natur, das

schon das Bild des Kindes ahnen läßt, sich entfaltete — der Gelehrte, der in jedem Buche der Wittenberger Bibliothek geblättert, der an schlechten Büchern mit Vorliebe seinen Scharfsinn übte, und der Weltmann von feinen Formen, der sich gern in Lärm des Tages tummelte, um die rasche Wallung seines Blutes zu übertäuben: — da brach jener schwere Kampf aus mit seinen Eltern, der längst schon gedroht. Man kennt jenes bittere Wort, das Lessing am Abend seines Lebens schrieb: „Ich wünsche was ich wünsche mit so viel vorher empfindender Freude, daß meistenteils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen.“ Seiner Jugend vornehmlich gilt diese Klage wider das karge Glück. Auch der Geduldigste unter uns ertrüge nicht mehr die Öde des Daseins jener Tage: ein Volk ohne Vaterland, darum gezwungen im Hause jede Freude zu suchen, und dennoch unfrei sogar im häuslichen Leben.

Sie werden freilich immer wiederkehren, am heftigsten in fruchtbaren, aufstrebenden Zeiten, jene traurigen Zerwürfnisse von Vater und Sohn, herzergreifend traurig, weil jeder Teil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf. Aber in Lessings Leben — wie herzlich er auch von seinem Vater sprach, wie groß immer die innere Verwandtschaft der beiden Streitenden war — in Lessings Leben erscheint dieser Kampf unmäßig hart, das alte Geschlecht ungewöhnlich klein und gehässig. Denn der Hader bewegte sich nicht um politische und religiöse Fragen, die doch nur mittelbar den Frieden des Hauses berühren; eine große gesellschaftliche Umwälzung vielmehr begann sich zu vollziehen, die Ehre des väterlichen Hauses ward bloßgestellt durch die soziale Stellung des Sohnes. Bis dahin war, wer hinausstrebte aus der Erwerbstätigkeit des Bürgertums, in den Dienst des Staates oder der Kirche gegangen. Die regsamsten Kräfte des Adels und der Mittelklassen hatte das Beamtentum und jene Zunftgelehrsamkeit des Katheders verschlungen, die kaum noch den Namen der akademischen Freiheit kannte. Höchstens dem bildenden Künstler ward gestattet seiner Kunst zu leben, im Gefolge eines Hofes ein Unterkommen zu suchen. Da wagte der Sohn des ehrenfesten Pastorenhauses, was vordem nur verdorbene Talente zu ihrem Unsegen versucht hatten, er wurde der freie Schriftsteller, der erste deutsche Literat — nicht in klarer Absicht, nein, wie die Menschen werden, wozu der Geist sie treibt, weil er nicht anders konnte, weil dieser freie Kopf den

Zwang des Amtes nicht ertrug. Wie er also unserem Volke eine neue ungebundene Berufsklasse erschuf, so wandte er auch zuerst mit Bewußtsein sich an ein neues Publikum. Nimmermehr mochte er der unfreien Weise der Mehrzahl seiner Vorgänger folgen, die nur geziert für die Höfe, plump für das Volk zu schreiben wußten. Wohl dachte er groß und menschlich von den niederen Ständen, von „dem mit seinem Körper tätigen Teile des Volkes, dem es nicht sowohl an Verstand als an Gelegenheit ihn zu zeigen fehlt", er wünschte ihnen als Tröstung Gedichte zum Preise der „fröhlichen Armut". Er selber indes suchte sich andere Leser. Wie er sich hinausgerettet aus dem Bannkreise der alten Stände, so sprach er auch zu einem gebildeten Publikum, das keine Stände kennt, und half also diesen Kern unseres Volkes erziehen, der in der Literatur zuerst, dann im Staate zur entscheidenden Macht emporwachsen sollte.

Zum ersten Male sahen die Deutschen das ruhelose und doch nie würdelose Leben eines abenteuernden Schriftstellers. „Lessing," sagt Goethe, „warf die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können." Wie geistvoll hier der Herzenskündiger geurteilt, das bezeugt ein erst vor kurzem wieder aufgefundenes Epigramm aus Lessings Studienzeit; Goethe hat es nie gekannt, und doch stimmt es wörtlich mit seinem Urteile überein. Achtlos, übermütig wirft der Dichter in den ersten Zeilen seine Würde hin, um sie am Ende gefaßt wieder aufzunehmen — in den Versen:

Wie lange währt's, so bin ich hin
und einer Nachwelt untern Füßen.
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen,
weiß ich nur, wer ich bin.

Worte, überaus bezeichnend für Lessings rasche, ungestüme Weise des Lebens — denn er vor allen besaß jenen gemeinsamen Charakterzug aller vorwärtsstrebenden Geister, die Gleichgültigkeit gegen seine eigenen Werke, sobald sie vollendet waren — aber bezeichnender noch für die Meinung, welche unseres Volkes beste Männer von dem Werte des Nachruhms hegten. Ist den hellen Köpfen der Romanen der Nachruhm das eingestandene höchste Ziel des Schaffens, so leben die Deutschen des Glaubens: der Ruhm sei, wie die Liebe, wie jedes echteste und höchste Glück des Lebens, eine Gnade des Geschickes, die wir in Demut hinnehmen, doch nimmermehr erstreben sollen. Und

noch immer hat unser Volk sich jener Männer mit der wärmsten Liebe erinnert, die am wenigsten davon redeten, daß sie ein solches Gedächtnis erhofften. Einen leisen Schatten freilich hat diese harte, kampferfüllte Jugend in Lessings Wesen zurückgelassen. Jener prosaische, nüchterne Zug, der Lessing von späteren glücklicheren Dichtern in ähnlicher Weise unterscheidet, wie Friedrich der Große einem Cäsar, einem Alexander gegenübersteht, läßt sich nicht allein aus der Naturanlage des Dichters erklären. In den Tagen, wo das Gemüt jede Härte am schmerzlichsten empfindet, hat kein Frauenauge gütig über ihm gewaltet, allein die streng abweisende Mutter, die lieblos meisternde Schwester trat ihm entgegen. Die innige Zartheit der Empfindung aber, die ein hartes Geschick dem Jüngling verkümmerte — wie vermöchte der Mann sie je aus sich heraus zu entfalten?

Also hinausgetreten aus den altgewohnten Kreisen des bürgerlichen Lebens hat er mit unverwüstlichem Mut seinen Kampf geführt wider die falschen Götzen der literarischen Welt. Die Freude am Kampfe, am Widerspruch — vergeblich hat man es leugnen wollen — blieb die herrschende Leidenschaft in ihm, der von früh auf liebte, „Rettungen" verkannter Charaktere zu schreiben, der das Bekenntnis streitlustigen Stolzes niederlegte in dem Worte: „Auf wen alle losschlagen, der hat vor mir Frieden." Wie die Schwäche und zugleich die Größe der modernen Kulturvölker gutenteils darin gelegen ist, daß sie nicht vermögen, wieder ganz jung zu werden, so offenbarte auch die unreife deutsche Dichtung jener Tage alle Mängel der Kindheit und des Greisenalters zugleich. Eine Weltliteratur mag man sie nennen, wenn das widerstandslose Aufnehmen fremdländischer Ideale und Formen zu solchem Namen berechtigt. Und doch war die in festen überlieferten Formen erstarrte Dichtung nicht einmal der korrekten Redeweise mächtig. Von beiden Schwächen hat Lessing unsere Dichtung geheilt. Man erfaßt nur eine Seite seines kritischen Wirkens, wenn man in ihm lediglich den trotzigen Streiter wider die règles du bon goût erblickt, wenn man ihm nicht folgt in jene ersten Jahre, da er mit der peinlichen Strenge des Pädagogen die kläglichen Übersetzungsfehler armseliger Gesellen rügte.

Kein Wunder aber, daß jener Kampf mit den Regeln der französischen Ästhetik allein noch haftet in dem Gedächtnis der Nachwelt. Denn das erste dauernde seiner Werke schuf er erst, da er in den Literaturbriefen auf die zuversichtliche Behauptung: „Niemand

wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe" — seinen kecken Schlachtruf erschallen ließ: „Ich bin dieser Niemand." Allerdings der Zorn des tiefempörten nationalen Stolzes redet aus dieser Polemik. Wider den Dünkel der Kritik lehnt der Kritiker sich auf und hält ihr das Recht des Künstlers entgegen, der sich selber seine Bahnen bricht. Doch schärfer noch befehdet der Deutsche die Anmaßung des fremden Volkes, das jeden anderen Volksgeist in die Enge seiner konventionellen Empfindungen zu bannen gedachte. Wer hört nicht das schadenfrohe Gelächter des nationalen Selbstgefühles aus jenen erbarmungslosen Zeilen, die der untrüglichen französischen Ästhetik beweisen, daß sie die Regeln des Aristoteles nicht verstanden, die Voltaires Dramatik enthüllen wie sie ist — gesucht, gemacht, der Natur entfremdet, „so steif, als wäre jedes Glied an einen besonderen Klotz geschmiedet?" Mochten die einen im derben Liede den Alten Fritz preisen, der sich auf die Hosen klopft und die Franzosen laufen läßt, die andern Beifall rufen, wenn der deutsche Kritiker Voltaires Blöße zeigt: beide feierten Siege eines wiedererwachenden Volkstums.

Wucht und Nachdruck erhielten jene kritischen Schläge erst durch Lessings Dichtertaten. Auch er hatte sich geübt in den überlieferten Formen und Empfindungen anakreontischer Dichtung, und lange Zeit lockte seinen Scharfsinn, der zu spielen liebte, das Grenzgebiet zwischen Dichtung und Prosa: Fabel und Sinnspruch. Doch zur rechten Geltung gelangte das ihm eigene schöne Gleichgewicht ordnenden Verstandes und schöpferischer Phantasie in dem Drama. Das Gleichgewicht, sage ich. Denn jene noch heute oft nachgesprochene romantische Torheit, die dem Dichter der Minna von Barnhelm die echte poetische Kraft absprechen will, ist längst im voraus widerlegt durch den Denker, den Lessing selber als den größten der Ästhetiker verehrte. Aristoteles sagt: Zum Dichten gehört ein Genius, ein kräftig und ebenmäßig geschaffener Geist (εὐφυής), der von Natur schon das Schöne und Wahre findet — oder auch ein Geist von erregbarer, enthusiastischer Phantasie (μανικός). Wenn in Lessings Seele der lichte Verstand unleugbar vorherrschte, dieser ekstatische Rausch seinem nüchternen Wesen fremd blieb, so besaß er dafür jenes Höhere: die harmonische Kraft des Genius, die nichts unternimmt, was sie nicht ganz vollbringen kann. Wie er schon als Student an der wirklichen Bühne sich geschult, ja seine Rollen gedichtet hatte für bestimmte Schauspieler aus der Truppe der Neuberin, die

uns als die Vorläuferin der modernen Schauspielkunst gilt: so kamen seine dramatischen Anschauungen zur Reife im Verkehr mit jener Hamburger Bühne, die heute als die erste Erscheinung des neuen deutschen Schauspiels bezeichnet wird. Und wie er damals schon unter den Franzosen sich die natürlichere Schule Marivaux' zum Muster wählte, so führte er die germanische Dichtung auf den geraden Weg zurück, brachte ihr die Naturwahrheit, die freie Bewegung des Shakespearischen Dramas. Aber ein Reformer — wie der maßvollen Natur des Künstlers ziemt — nicht ein Revolutionär — wie sollte er sich vermessen, auf unsere verwandelte Bühne den ungebundenen Szenenwechsel des altenglischen Schauspiels einzuführen? Der so viele falsche Götzen gestürzt, wie sollte er sich selber Shakespeare als neuen Götzen setzen — was ihm die Gedankenlosen noch heute nachsagen? In der Charakterzeichnung allerdings folgte er Shakespeares Spuren; doch der Bau seiner Dramen wich nur wenig ab von der Weise der Franzosen, die mit ihrer klaren Verstandesschärfe dem Gegner doch sehr nahe standen und in ihm einen billigen Richter fanden. Sogar die Rollen, welche das französische Schauspiel uns überliefert, hat er sorglich beibehalten, nur daß jetzt statt des Liebhabers, des edeln Vaters, der Buhlerin die Tellheim, Odoardo, Orsina erschienen, lebendige Menschen mit dem unendlichen Recht der Persönlichkeit. Auch die dramatischen Probleme, die er sich stellt, sind die höchsten nicht; gewaltigere Kämpfe von reicherem tragischem Gehalt sind seitdem über unsere Bretter gegangen. Doch in seinem engen Kreise schaltet er mit einer dialektischen Kunst und einem Reichtum der Erfindung, die allen Zeiten bewundernswert bleiben werden. Er reißt seine Charaktere in eine leidenschaftliche dramatische Bewegung hinein, die keiner seiner Nachfolger übertroffen hat.

Wenn alle diese gemeinsamen Charakterzüge der Dramen Lessings die Bühne umgestalteten, wie hat doch jedes einzelne davon noch seinen besonderen Einfluß geübt auf unser öffentliches Leben! Schon Sarah Sampson, dies erste bürgerliche Trauerspiel der Deutschen, konnte nur gedichtet werden in einem Volke, dessen Mittelstände sich erhoben, und wirkte belebend zurück auf das Selbstgefühl dieser Klasse. Welch ein Griff aber mitten hinein in das nationale Leben der Gegenwart, als Lessing sich des Stiefkindes unserer Dichter, des Lustspieles, erbarmte und in Minna von Barnhelm — mit Goethe zu reden — ein Werk schuf von spezifisch nationalem Gehalt! Hier klingt etwas wider von dem Lärm des schlesischen Winterlagers, von dem Trommelwirbel der

Grenadiere des alten Dessauers, den der Knabe schon vor den Fenstern von St. Afra gehört. Wie lange hatten unsere Dichter, wenn sie die Form suchten für den unfertigen, nach Gestaltung ringenden Gehalt ihrer Seele, sich hinweg geflüchtet aus der armen Gegenwart und die Heroen einer Vergangenheit, die so nie gewesen ist, „auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen“ lassen! Jetzt endlich wagte ein Dichter das Gemüt der Gegenwart dramatisch zu verkörpern und gab ein Werk, volkstümlich sogar in seinen Schwächen, in der Breite der komischen Szenen, und eben darum ein Werk für alle Zeiten. Denn wie das Erzbild in freier Luft im Laufe der Jahre sich verschönt, so haben manche veraltete Wendungen in diesem Lustspiele für uns Nachlebende einen neuen schalkhaften Reiz gewonnen. Als ein Gott aus der Maschine tritt in dieses Drama noch der Große König hinein, mit seinem Herrscherwort die erregten Gemüter versöhnend.

Wie anders schon der politische Sinn in Emilia Galotti! Nicht allein das Kunstwerk erquickt uns, das, nach Goethe, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weiße-Gellertschen Wasserflut emporstieg, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen“. Keiner unter uns, der nicht den sittlichen Zorn wider höfische Tyrannei und Verderbnis aus diesem Drama vernommen hätte. Und doch, wer hätte vor der Katastrophe der Emilia nicht empfunden, daß der Sinn unseres Volkes seitdem herzhafter und stolzer geworden, daß auch Lessing von der Schüchternheit einer unfreien Zeit sich nicht völlig befreien konnte? Ein Knabe hat mir einst gesagt: Aber warum schlägt der Odoardo nicht lieber den Prinzen tot? — und ich fürchte nicht, daß man dies Wort belächeln werde. Lernen wir erst wieder jene Bescheidenheit Lessings, der vor einem Kunstwerke seiner Empfindung nicht traute, „wenn sie von niemandem geteilt würde“, fassen wir den Mut, unbekümmert um literarhistorische Pedanten, zu bekennen, was wir fühlen, und sagen wir gerad heraus: wir verstehen diesen Mann nicht mehr, der in gerechter Sache die mißhandelte, freilich in ihrem Herzen nicht mehr schuldlose Tochter opfert, statt den frechen Dränger zu töten. Angeekelt von dem falschen Pathos der französischen Tragödie strebte Lessing vor allem die Leidenschaft in seinen Charaktern zu erregen, im schärfsten Gegensatze zu Corneille wies er die Bewunderung aus dem Drama hinweg, und wenn es ihm unfehlbar gelingt, unser Mitleid für seine Helden zu erwecken, so bemerkt er nicht immer, daß unser Mitgefühl mit einem leidenschaftlich bewegten Menschen auch ein achselzuckendes Mit-

leid sein kann. Aber dürfen wir ihm eine Unsicherheit des Gefühles nicht vorwerfen, die einem staatlosen Volke natürlich war, so bleibt ihm allein der Ruhm einer Kühnheit, die unsere freiere Zeit kaum mehr zu würdigen weiß. Welchen Schrecken mußte es in ängstliche Gemüter werfen, daß ein Dichter die sittliche Fäulnis der Mächtigen auf der Bühne erscheinen ließ — wenige Jahre nachdem ein adliges Haus seiner Heimat ein prunkendes Hochzeitsfest gehalten, weil seine Tochter zur Mätresse des Landesherrn erhoben war! Wenn er absichtlich vermied, seine Fabel mit dem staatlichen Leben zu verknüpfen, wenn er nur durch das persönliche Schicksal seiner Heldin die Hörer erschüttern, nur „eine bürgerliche Virginia" schaffen wollte, so hat seitdem die Geschichte seinem Drama einen großen Hintergrund gegeben. Wer hört das Schlußwort des Prinzen, jenen Ausbruch ohnmächtiger, leichtfertiger Reue, und denkt dabei nicht an das gräßliche après nous le déluge? Wer sieht nicht hinter den Gestalten Marinellis und der Orsina die Schreckensmänner der Revolution emporsteigen?

Und was war, blicken wir zurück, mit diesem kritischen und dichterischen Wirken erreicht? Gebrochen war der Aberglaube an fremde Weisheit, den Deutschen der Mut zurückgegeben, in der Kunst sich eigene Pfade zu suchen. Selbständige Werke der Dichtung waren unserem Volke geschenkt, welche aller Glorie der französischen Dramatik vollauf die Wage hielten. Das Kunstverständnis endlich unseres Volkes ward geläutert, die Reinheit der Gattungen in der Kunst wiederhergestellt, der Vermischung von Dichtung und bildender Kunst in der beschreibenden Poesie, der Vermischung von Poesie und Prosa in dem Lehrgedichte ein Ziel gesetzt. Und noch der Lebende sollte die Früchte seines Schaffens schauen; denn nie wieder wagte unter uns ein Mann von Geist ein Lehrgedicht zu schreiben, und sah Lessing auf die jungen Stürmer und Dränger, so hörte er die Deutschen mit Stolz, ja mit Übermut wegwerfend reden von den einst vergötterten Franzosen.

Auch durch die beherrschende Vielseitigkeit seiner Bildung ist Lessing ein Bahnbrecher der gegenwärtigen Gesittung geworden. Der den theologischen Beruf entschieden von sich gewiesen, sollte der Theologie seit Luther die erste nachhaltige Umbildung bringen. Die Freiheit, die wir Luther dankten, die Begründung des Glaubens auf die heilige Schrift, war selber eine neue Knechtschaft geworden. Lessing aber erkannte in den Schriften des neuen Bundes den Beleg, nicht die Quelle des christlichen Glaubens, und leitete also auf den Weg, den die wissenschaftliche

Evangelienkritik der neuen Zeit weiter verfolgt hat. Nicht völlig neu war diese Richtung; freut sich doch selbst jener harmlose Hamburger Naturdichter Brockes, derselbe, der neun Bände lang das irdische Vergnügen in Gott besungen, im stillen an den geheimgehaltenen Streitschriften des Reimarus wider den Offenbarungsglauben. Neu aber war der Mut, herauszusprechen, was Tausende meinten, Schmach und Unglimpf zu ertragen von den „kleinen Päpsten", denen Lessing zuerst das tausendmal nachgesprochene Wort entgegenwarf: Lieber einen großen Papst als diese vielen kleinen — jener Mut, der am schneidigsten aus der „ritterlichen Absage" an Goeze spricht: „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, soviel das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich und meinen Ungenannten angeht, recht gebe, wo Sie nicht recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!" Aber vergleichen wir selbst die heftigsten dieser Streitschriften mit den gleichzeitigen Angriffen der Franzosen auf die Kirche, so nehmen wir mit Erstaunen wahr, daß der deutsche Denker in der Sache die Romanen an Verwegenheit überbietet, in der Form hingegen jenes edle Maß einhält, welches, eine schöne Frucht deutscher Duldung, unsere freien Geister davor bewahrt, Freigeister zu werden in dem von Lessing gebrandmarkten Sinne.

Und läßt sich nicht aus diesem maßvollen Wesen des Denkers das Rätsel erklären: warum doch er, der hinwegschaute über alle geoffenbarten Religionen, für den alten Gedanken einer Union der christlichen Kirchen sich erwärmen konnte? Es ist ein großes Ding, die Weissagung des Genius; nicht heute, nicht morgen, nicht so erfüllt sie sich, wie der am Buchstaben haftende Deuter sie auslegt. Jene Union, belächelt als ein Unding von denen, die an der Oberfläche der Dinge verweilen — alltäglich, stündlich schreitet sie vorwärts, seit die Bildung des Protestantismus, die Ideen Lessings beginnen das Eigentum unseres ganzen Volkes zu werden. Auf eine solche Union, die alle kirchlichen Schranken überwunden hat, auf ein solches „neues Evangelium" deutet das reifste Werk dieser theologischen Kämpfe Lessings, die Erziehung des Menschengeschlechts. Seine ersten Schriften liegen noch jenseits der Grenze dessen, was modernen Menschen lesbar scheint; mit dieser tritt er bereits mitten hinein in die neue Wissenschaft. Denn lösen wir ab, was uns befremdet, die parabolische Hülle, und wir schauen als Kern: eine Philosophie der Geschichte; wir hören die Lehre von dem Fortschreiten der Menschheit und von dem Gott, der die ganze Welt

beseelt, wir finden jenen historischen Sinn der Gegenwart, der in den positiver Religionen „den Gang des menschlichen Verstandes" erkennt und seinen stolz-demütigen Ausdruck erhält in Lessings Worten: „Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unseren Irrtümern nicht?" Wohl mochte er empfinden, daß diesem kühnsten Fluge seines Geistes die Zeitgenossen nicht folgen konnten; darum bat er: Lasset mich stehen und staunen, wo ich stehe und staune.

Auch die Dichtung, welche diesen Kämpfen entsproß, ragt hinaus über das Verständnis seiner, und soll ich nicht auch sagen: — unserer Zeit. Denn wohl in tausend Herzen lebt jenes Evangelium der Duldung Nathans des Weisen. Aber vor diesem Werke am schmerzlichsten empfinden wir, daß die besten Männer unseres Volkes Helden des Geistes waren; hier gerade tut sich vor uns auf eine unselige Kluft zwischen den Gedanken unseres Volkes und seinem politischen Zustand. Erst wenn die Ideen des Nathan in unserer Gesetzgebung sich vollständig verkörpert haben, dann erst dürfen wir uns rühmen, in einer gesitteten Zeit zu leben. Wie man auch denken möge über den Inhalt von Lessings theologischem Systeme — in einem mindestens ist er schon jetzt der anerkannte Lehrer unseres ganzen Volkes: er hat die sittliche Gesinnung vorgezeichnet, daraus alle wissenschaftliche Forschung entspringen soll. Er sagte: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit zu opfern. Aber das weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren." Zum Gemeinplatze geworden sind seine Aussprüche über das Recht der freien Forschung, und noch hat keiner die Kühnheit jenes Wortes überboten: „Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über Gott und göttliche Dinge der bürgerlichen Gesellschaft je nachteilig geworden; nicht die Spekulationen — der Unsinn, die Tyrannei ihnen zu steuern."

Und alle diese Werke in einer durchsichtigen Form, daraus überall das leuchtende Auge des Denkers hervorblickt. Komisch beinahe, wie in seinen ersten Werken das leidenschaftlich bewegte Herz ankämpft gegen die Steifheit des überlieferten Verses. Wie anders der der ungebundenen Rede aufs nächste verwandte Jambus des Nathan und jene Prosa, die gar nicht anders kann als die augenblickliche Stimmung des Schreibers getreulich widerspiegeln! Die augenblickliche Stimmung, sage ich, denn wenn so häufig geklagt wird über die Widersprüche in Lessings Schriften, über die Schwierigkeit, aus seinen Briefen seine Herzensmeinung herauszulesen, so kann ich in dieser

Klage nur den sichersten Beweis für die Wahrhaftigkeit, die Unmittelbarkeit seiner Schreibart finden. Wie ihm zumute war, hat er geschrieben, jede Regung der Neckerei, des Widerspruchsgeistes, jeden Einfall eines halbfertigen Gedankenganges rücksichtslos herausgesprochen, jeder Übertreibung übermütig eine andere entgegengestellt. Und eben weil ihn beim Schreiben nie der Gedanke störte, als könne je die Nachwelt über seinen Schriften grübeln, eben darum ist es so leicht, den einen ganzen Menschen aus allen seinen Widersprüchen herauszufinden.

Fragen wir endlich, wie Lessing sich stellte zu dem größten Gegenstande männlicher Arbeit, zum Staate, so ließe sich wohl dawider fragen: ist es nicht genug an den politischen Taten, die ich soeben geschildert? Waren es nicht politische Taten, als er die Schranken der bestehenden Stände durchbrach, als er ein Erzieher wurde des modernen Bürgertums, als er unserem Volke ein starkes Selbstgefühl zurückgab gegenüber der Kunst der Fremden und einer Nation gedrückter Kleinbürger den unendlichen Gesichtskreis der Humanität erschloß? Gewiß, nur jene sich liberal dünkenden Pedanten, welche alles staatliche Leben allein in bestimmten Verfassungsformen enthalten glauben, werden hierauf mit einem kurzen Nein antworten. Aber auch zu einem herzhaften Ja werden sich nur wenige zwingen. Denn gelernt haben wir endlich, jeden Mann zu fragen, ob er ein Vaterland habe, ob er das Wohl und Weh des Gemeinwesens als seine Lust und sein Leid empfinde? Hier aber erscheint modernen Augen eine Lücke in Lessings Bildung. Wer stimmt ihm nicht zu, wenn er die Freunde Ramler und Gleim tadelt, daß in ihren preußischen Kriegsliedern der Patriot den Dichter überschreie? Wer entschuldigt es nicht, daß dem Mitlebenden der welthistorische Sinn des siebenjährigen Krieges verschlossen blieb, und er darin allein den großen Genius des Königs zu bewundern fand? Und doch, stellet eine Ode Ramlers oder das Lied des preußischen Grenadiers: „Auf einer Trommel saß der Held“ neben jenen geistsprühenden Brief Lessings, der in solchem Patriotismus nur „eine heroische Schwachheit“ sah — und ihr werdet gestehen, daß auf diesem Gebiete Lessing jene ärmeren Geister um ihren Reichtum beneiden konnte: sie waren reicher um die große Empfindung der Vaterlandsliebe.

Selbst in Tagen, die des freien politischen Lebens entbehren, entzieht sich keiner gänzlich der Einwirkung des Staates. So läßt sich

auch von Lessing manches Wort und manche Tat aufweisen zum Belege, daß er die Unfreiheit, die Kleinheit des deutschen Staatslebens empfand: wie er gleich seinem Geistesverwandten Thomasius hinausstürmte aus der Zahmheit und Enge des kursächsischen Wesens, wie er mit überlegenem Lächeln auf den Gegensatz des Sachsentums und Preußentums hinabsah, wie er das engherzige Mäzenatentum des Pfälzer Kurfürsten hochsinnig zurückwies, wie auch ihm die Klage sich entrang: wann werde Deutschland je einem Beherrscher gehorchen? Aber blicken wir von solchen vereinzelten Zügen auf jene Freiheitstragödie Henzi, die von blinden Verehrern als ein ganz modernes Werk gepriesen wird, so erkennen wir sofort, wie ganz anders als die Gegenwart Lessings Tage sich zu den Kämpfen des Staatslebens stellten. Welche Armut der Motive hier bei ihm, der uns überall sonst durch den Reichtum poetischen Details entzückt! Wie künstlich wird doch die lebendige Fülle des Parteiwesens zugespitzt zu dem kahlen abstrakten Gegensatze von Tyrannei und Freiheit! Nicht bloß die Jugend des Dichters ist schuld an solcher Armut, die Gesinnung eines Bürgertums vielmehr spiegelt sich darin wider, das die werktätige Teilnahme am Staate noch nicht kannte und darum von dem Inhalt politischer Kämpfe noch keine Anschauung besaß. Offenbar hat Lessings Denken die politischen Fragen nur berührt, an wenigen Stellen berührt. Den Publizisten von Gewerbe rief er sogar, seinem praktischen Wesen getreu, die Mahnung zu, solche Dinge zu überlassen „dem Staatsmanne und vornehmlich demjenigen, den die Natur zum Weltweisen machen wollte, weil sie ihn zum Vorbilde der Könige machte“.

Trotzdem sind jene hingeworfenen politischen Gedanken Lessings keineswegs überlebt, nicht einmal erledigt. Denn wie man von der Humanität der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts gesagt hat, sie sei herabgestiegen vom Himmel auf die Erde, so hat auch Lessing, der die alltäglichen Pflichten des Staates übersah, einige der höchsten Probleme der Staatskunst beleuchtet, die erst eine ferne Zukunft lösen wird. Die Gesittung der Gegenwart steht zugleich über und unter den Ideen der Humanität unserer Väter. Sie blickt hernieder auf ein Volk von Privatmenschen, das den Patriotismus nicht kannte, aber demütig schaut sie empor zu jenen Weisen, die, menschlichen Sinnes voll, nach der Grenze fragten, „wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört“. Mit der traurigen Wirklichkeit, die Lessing umgab, mit dem Elend der Notstaaten, darin er lebte, entschuldigen wir es, daß auch ihm, wie allen

deutschen Denkern seiner Zeit, sehr schwer ward, die Notwendigkeit des Staates zu verstehen, daß auch ihn jene Frage beschäftigt hat, die ein Volk mächtiger und glücklicher Bürger nie lange betrachten mag, die Frage: ist die Abschaffung des Staates möglich oder zu wünschen? Desgleichen in die überwundene Epoche vorherrschenden Privatlebens verweisen wir seine Lehre, daß der Staat, obwohl er erst „den Anbau der Vernunft möglich mache", doch nur ein Mittel sei für die Bildung des einzelnen Menschen. Aber weit hinaus über den Gesichtskreis der Nachwelt selber schweift er wieder, wenn er in den Freimaurergesprächen das tiefsinnige Problem durchdenkt: wie lassen sich die Übel der Beschränktheit und der Härte heben, die das Bestehen mehrerer Staaten notwendig hervorruft? Wie ist eine Verbindung möglich aller guten Menschen ohne Ansehen des Standes, des Landes und des Glaubens zum Zweck rein menschlicher Gesittung? In diesen Worten, fürwahr, eröffnet sich die Aussicht auf einen menschlichen Verkehr der Völkergesellschaft, den erst ferne Tage schauen werden. Wie aber? Steht nicht dies Weltbürgertum ein Todfeind gegenüber dem ersten und berechtigtsten Streben der Gegenwart, dem Drange nach nationaler Staatenbildung? Ich denke, nein. So tiefsinnig, so überschwenglich reich ist das Leben der Staaten, daß niemals eine Geistesrichtung allein darin herrschen kann. Noch heute leben sie, jene Gedanken von dem Weltbürgertume, und eben jene dürfen sich heute Lessings getreueste Diener nennen, die — seinem Geiste, nicht dem Klange seiner Rede folgend — am rührigsten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erst von den großen Kulturvölkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeiste heraus seinen Staat sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die größten, die gefährlichsten Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgertum sich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste. Dann auch wird die Welt den Kern der Wahrheit herausfinden aus einem Worte, das in dem schwer ringenden Menschengeschlechte niemals ganz sich verwirklichen darf — aus dem himmlisch milden: was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert.

Und Lessing ahnte, daß Zeiten harten, aufreibenden staatlichen Kampfes unserem Volke kommen würden. Das bezeugt sein gehaltvolles Urteil über die Geschichte. Wie sicher begreift er das der

Kunst verwandte Wesen der Geschichtschreibung, wenn er die Bildung des „Gelehrten und des schönen Geistes zugleich“ von dem Historiker fordert. Und sollte wirklich nur eine skeptische Laune und nicht vielmehr eine Ahnung der politischen Bedeutung historischer Wissenschaft sich aussprechen in seinem vielgescholtenen Paradoxon: im Grunde könne ein jeder nur die Geschichtschreiber seiner eigenen Zeit sein —? So scheinen ihm alle Vorteile umfassender archivalischer Forschung nichtig gegen die Vorzüge des zeitgenössischen Geschichtschreibers, daß er seinen Menschen bis in Herz und Nieren blicken, daß er seine Leser durch die Erzählung von ihrer eigenen Schuld und Strafe im Innersten ergreifen und — vor allem — daß er eine Macht werden kann unter den Lebenden.

Soll ich noch schildern, wie wenig die Mitlebenden ihm dankten, wie schwer das Geschick bis zum Ende ihn heimsuchte? Das widrige Sprichwort, das in jenen weichlichen Tagen von Mund zu Munde ging, das Wort: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz“ hatte der Jüngling schon mit der stolzen Gegenrede abgewiesen:

> Was nutzt mir's, daß ein Freund mit mir gefällig weine?
> Nichts, als daß ich in ihm mir zwiefach elend scheine.

Einsam ist er durch das Leben geschritten, und sein alle Weichheit des Gefühls mißachtender Sinn neigte sich zu dem Grundsatze antiker Sittlichkeit, der Weiber und Sklaven von den höchsten Forderungen des Sittengesetzes ausschloß. Dann hat ihm der klare und heitere Geist seiner Eva König jene treue und tiefe Neigung erweckt, die mit ihrem verständigen, derb bürgerlichen Wesen in den Herzensgeschichten der Dichter ihresgleichen nicht findet. Ein Jahr einer glücklichen Ehe lehrte ihn größer von den Frauen zu denken; dann am Abend seines Lebens entrang sich ihm jene schreckliche Klage: „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Es ist mir lieb, daß mir viele solche Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht.“ Wenn er aber aus dem tiefen Schmerze hinausblickte in sein Haus und in die Welt der Kunst, so hat er sicher empfunden, daß seine Saat aufging. Die Kinder seines Weibes hörte er verkehren in dem Tone schlichter offener Herzlichkeit, er sah eine segensreiche Verwandlung des häuslichen Lebens und durfte sich sagen, daß er selber ein Großes daran gewirkt. Und in der Kunst, deren Fesseln er gebrochen?

Da stürmte Götz von Berlichingen über die Bretter, und die Jünglinge klagten in überströmender Empfindung um die Leiden des jungen Werther. Mochte der Maßvolle der regellosen Weise des jungen Geschlechtes zürnen und spotten über die weichen Gefühle, die seinen hellenischen Sinn nie berührt, und die Rechte der Kultur verteidigen wider Rousseaus Naturschwärmerei: — mit freudigem Verständnis hat er doch den Genius begrüßt, als Goethe jene grandiose Fabel besang, die zu ewig neuen Liedern den Sinn der Sterblichen begeistern wird, die Fabel von dem Lichtbringer Prometheus.

Und das Todesjahr Lessings ging von der Einsiedelei in Sanssouci die denkwürdige Schrift aus „Über den Zustand der deutschen Literatur". Zu ihr möchte ich alle jene führen, die noch immer das Tendenzmärchen wiederholen, dem großen König habe das Herz gefehlt für unser Volk. Ist es nicht genug an dem einen Fluche der Deutschen, der noch heute gewaltig fortwirkt in allen Zweigen unseres Volkslebens bis hinab in die Sprache und die traulichen Umgangsformen des Hauses — daß Luther der einen Hälfte der Nation der gepriesene Erretter, der anderen ein Greuel ist? Noch fern ist die Zeit — doch auch sie wird erscheinen — wo alles, was deutsche Zunge redet, den deutschen Helden in Luther begrüßen wird. Schon jetzt aber ist die Stunde gekommen, den anderen Mann, der nächst Luther am gewaltigsten für die neueren Deutschen gewirkt, von den Schmähungen zu entlasten, womit blinde Parteiwut ihn bedeckt hat. Nicht die preußische Neigung des heutigen Liberalismus hat unserem großen König den Ruhm eines nationalen Helden angedichtet; kein anderer als Goethe sprach das gute Wort: Friedrich der Große erst habe durch seine Taten unserem Volksleben jenen großen heroischen und nationalen Inhalt gegeben, den Lessing in schöne Formen bildete. Ihn, der also den Stoff geboten für die neu erstandene Dichtung — hören wir ihn reden über die Kunst der Deutschen! Klagen, bittere Klagen über die form- und zuchtlose Sprache, Klagen, daß unsere Sprache noch nicht in die Schnürbrust eines Wörterbuches der Akademie eingezwängt sei, daß die Dramen Shakespeares „würdig der Wilden von Kanada", und die „abscheulichen Plattheiten" des Götz von Berlichingen das rohe Volk erfreuen! Wir erstaunen über diesen unerhörten Beweis der französischen Bildung des Königs und seiner gänzlichen Unkenntnis der deutschen Dichtung; doch lesen wir weiter in derselben Schrift, so redet uns mächtig zum Herzen die deutsche Empfindung

desselben Mannes, der bewegte Ausdruck des Zornes und der Scham über solche Armut der Kunst seines Volkes, das frohe Aussprechen endlich einer großen nationalen Hoffnung. Nicht an Geist gebreche es den Deutschen; schon sei der Ehrgeiz der Nation erwacht, „und vielleicht werden, die zuletzt kommen, alle Vorhergehenden übertreffen. Ich bin wie Moses," ruft der König am Ende, „ich sehe das gelobte Land aus der Ferne, doch ich bin zu alt, um es je zu betreten."

Nun halte man neben diese Worte des Königs Lessings berufene Klage: der Charakter der Deutschen sei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen — in wie seltsamem Irrtum verfingen sich doch die beiden! Der König erwartet den Glanz unserer Dichtung von den französischen Regeln, und siehe, er kam durch die Freiheit. Der König meint in der Ferne das gelobte Land zu sehen, und siehe, er selbst stand mitten darin. Desgleichen der Dichter, der so schmerzlich fragte nach dem Nationalcharakter der Deutschen — hätte er lesen können in der Seele jener preußischen Soldaten, die bei Roßbach die Franzosen warfen und bei Leuthen in der Winternacht das „Herr Gott dich loben wir" sangen, gewiß er hätte begriffen: die lebendige Staatsgesinnung, die er suchte, sehr unreif war sie, doch sie war im Werden. So standen die beiden im Nebel der Nacht: der König, der einen Lessing suchte für unsere Kunst, und der Dichter, einen Friedrich suchend für unseren Staat. Inzwischen ist es Tag geworden, die Nebel sind gefallen, und wir sehen die beiden dicht nebeneinander auf demselben Wege: den Künstler, der unserer Dichtung die Bahn gebrochen, und den Fürsten, mit dem das moderne Staatsleben der Deutschen beginnt.

Und wäre es denn ein Zufall, daß achtzig Jahre nach Lessings Tode gerade sein Bildnis den Anstoß gab zu einem heilsamen Umschwunge unserer Bildnerkunst? Versuchen wir uns zu versenken in die Seele des Künstlers, dem jene Aufgabe ward. Sollte er Lessing bilden in der Toga — ihn, der das gespreizte Römertum der Franzosen erbarmungslos verspottete? Oder in dem beliebten Theatermantel — ihn, der im Leben jeden falschen Schein verschmähte? Da blieb kein Ausweg: kraftvoll, schlicht und wahrhaft wie er selber — oder gar nicht mußte Lessings Bild erscheinen. Und der glückliche Entschluß einmal gefaßt, hat unserem Rietschel jedes Glück des Genius gelächelt, aus jeder Not ward ihm eine Tugend. Der steife Haarbeutel ward ihm ein Anlaß, die vollendeten Linien des wallenden Haares zu

zeichnen, und die Enge des kurzen Beinkleides erlaubte ihm, die gedrungene Kraft der Glieder zu zeigen. So sehen wir Lessings Bildnis vor uns — die erste Bildsäule der Deutschen, darin der entschlossene wahrhaftige Realismus der Gegenwart sich in höchster Ehrlichkeit offenbart — schmucklos und stark, gehobenen Hauptes, und diese trotzigen Lippen scheinen zu reden:

> Was braucht die Nachwelt, wen sie tritt, zu wissen,
> weiß ich nur, wer ich bin.

Heinrich von Kleist.

(Leipzig 1858.)

Wer unter den Hellenen nicht verstand, eine feste Stelle zu gewinnen in der gegebenen Ordnung des Staates und der Sitte, der ging zugrunde, verachtet und vergessen. Der strenge Bürgergeist der Alten verdammte den Einzelwillen, der sich erdreistete, etwas zu gelten neben dem Willen des Ganzen; ihr auf das Große gerichteter Sinn blickte gelassen hinweg über die geheimsten Schmerzen der ringenden Menschenseele; ihre Schamhaftigkeit scheute sich den Schleier zu heben, der diese Abgründe des Herzens verhüllt. Erst die moderne Welt zeigt ein liebevoll mitleidiges Verständnis für die Fülle des Elends, die in dem Worte liegt: ein verfehltes Leben! Und sie hat guten Grund zu solchem Mitleid. Sie läßt den einzelnen aufwachsen in fast schrankenloser Ungebundenheit: mag er nachher selber zusehen, wie dies junge trotzige Ich nach hartem Kampfe sich einfüge in die handelnde Gemeinschaft der Menschen. Nicht in den brausenden Jünglingsjahren, deren glückselige Torheit allein den philisterhaften Sittenprediger erschreckt — erst später, um die Mitte der zwanziger Jahre, wenn die Zeit des Schaffens anhebt, pflegen dem modernen Menschen die schwersten, die gefährlichsten Stunden zu kommen. Welcher Mann von halbwegs reicher Erfahrung hätte nicht an dieser Markscheide des Lebens einen geliebten Genossen seiner Jugend zugrunde gehen sehen und schmerzvoll mit Heinrich von Kleist gerufen:

> Die abgestorbene Eiche steht im Sturm,
> doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
> weil er in ihre Krone greifen kann.

Die fette Mittelmäßigkeit schwimmt behaglich obenauf, doch manche der Besten sinken unter, weil ihr reicher Geist sich nicht fügen will dem Gebote des Lebens: du sollst einen Teil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen — einem Gebote, dessen Härte der Gedankenlose gar nicht fühlt. Wie viele flattern dahin ihr Leben lang wie mit gelähmter

Schwinge, weil ein Mißgriff, ein Körpergebrechen, ein alberner Zufall sie ausschließt von dem Wirkungskreise, in dem sie ihr Höchstes, ihr Eigenstes leisten konnten. Unter allen, die nicht wurden was sie wollten, leidet niemand so furchtbar wie der hochstrebende Geist, der sich durch sein ganzes Sein, durch eine unwiderstehliche innere Stimme in einen bestimmten Beruf — und nur in diesen — getrieben fühlt und schließlich doch entdeckt, daß seine Kraft nicht ausreicht. Solche Grausamkeit der Natur trifft am härtesten die reizbare Seele des Künstlers; denn er vermag weniger als irgend ein anderer Arbeiter die Mängel der Begabung durch die Kraft des Willens zu ersetzen, und die Kunst kennt keine Mittelstraße, sie kennt nur vollendete oder verfehlte Werke. — In Vischers Ästhetik, einem der besten und bestbestohlenen Werke unserer Literatur, wird sehr richtig neben dem Genius, der sich selber die Regel ist, und dem Talente, das auf geebneter Bahn frisch und kräftig vorwärts schreitet, noch eine dritte Form der künstlerischen Anlage unterschieden: das partielle Genie — die Begabung jener tief unglücklichen Geister, welche dann und wann in seligen Augenblicken mit der Kraft des Genius das Klassische, das Ewige schaffen, um alsbald ermattet zurückzusinken und sich zu verzehren in heißer Sehnsucht nach dem Ideale. Solche Naturen gleichen einem herrlichen, großgedachten Gemälde, das irgendwo an auffälliger Stelle durch eine Lücke, eine widrige Verzeichnung verunstaltet wird, sie besitzen alles, was den unsterblichen Meister bildet, bis auf jenen kleinen Punkt über dem i, der den Buchstaben fertig macht. Die deutsche Dichtung, die nicht emporwuchs aus einer reifen Volksgesittung, sondern ihr voranging, zählt eben deshalb solcher unfertiger, unglücklicher Genies nur allzu viele, und unter ihnen ragt Heinrich von Kleist als der Gewaltigste, der Wahrhaftigste hoch empor. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keines“ — so bezeichnet er den Fluch seines Lebens, und nur er selber darf also reden, denn die Halbheit, die Armut seiner Gaben genügt vollauf, um eine Handvoll tüchtiger Künstler mit überschwenglichem Reichtum zu segnen.

Wir Deutschen rühmen uns, daß von den Helden unseres Geistes nicht so unbedingt wie von den meisten Dichtern anderer Völker gesagt werden darf: des Künstlers Leben sind seine Werke. Es ist ein echt deutscher Spruch, den Schiller einmal hinwirft: „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht größer war als seine Werke.“ Selbst vor Goethes Faust überkommt uns die stolze Ahnung, daß der Dichter

noch immer eine Fülle überschüssiger Kraft zurückbehalten hat in seiner reichen Seele. Darum lassen wir uns die Freude nicht nehmen, den größeren Mann zu suchen hinter den großen Werken, und auch wer die Vorliebe der Gegenwart für die Briefe und Papierschnitzel unserer Dichter nicht teilt, darf das berechtigte Gefühl nicht verkennen, das diesem Übermaß zugrunde liegt. Die düstere Gestalt Heinrich Kleists verbietet uns solchen Genuß. Während seine Werke oft den Tadel, immer das Lob entwaffnen, einige darunter bis zu den Höhen menschlichen Schaffens hinaufreichen, ist sein Leben doch nur eine entsetzliche Krankheitsgeschichte. Zweifel und Kämpfe, wie sie niemals grausamer ein Menschenherz gepeinigt, Siechtum des Leibes und der Seele, der ungerechte Kaltsinn der Zeitgenossen, der Zusammenbruch des Vaterlandes und die gemeine Not um das liebe Brot — das alles vereinigt sich zu einem erschütternden Bilde; dem Betrachter bleibt zuletzt nur ein Gefühl grenzenlosen Mitleides und der wehmütige Hinblick auf die von dem Unglücklichen so oft angerufene „Gebrechlichkeit der Welt". — Die Biographie steht darum dem reinen Kunstwerke so nahe, weil in dem Dasein jedes bedeutenden und gesunden Mannes die Geschichte seiner Zeit wie in einem Mikrokosmos erscheint. Kleists Leben aber, wie mächtig auch die Stürme des Jahrhunderts diesen tiefen Geist erschütterten, ist die Geschichte höchstpersönlicher Leiden, ein psychologisches Problem.

Wir kennen nicht die Züge seines Gesichts; denn das einzige erhaltene Porträt — ein greisenhafter Knabenkopf, den ein Gottverlassener, dicht auf der Grenze zwischen dem Maler und dem Weißbinder stehend, zusammengepinselt hat — erweckt keinen Glauben. Von den geheimen Kämpfen seiner Seele hat er selbst ein treues Bild gegeben in den Briefen an seine Schwester, die mit ihrer dämonischen Leidenschaft, ihrem verzehrenden Schmerze in unserer Literatur einzig dastehen; wohl nur Mirabeaus Jugendbriefe schildern mit gleich schreckhafter Wahrheit den Aufruhr in einem großen Menschengeiste. Aber selbst wer diese rückhaltlosen Geständnisse kennt, steht zuletzt doch traurig vor einem Unbegreiflichen, vor einer krankhaften Naturanlage, die dem Dichter selbst ein Rätsel blieb. In allen seinen Irrgängen begegnet uns kein Zug, der nicht ehrlich, hochherzig, bedeutend wäre. Er ringt nach der Erkenntnis des Wahren und des Schönen, nach den Kränzen höchsten Dichterruhms; an den platten Freuden des Lebens geht er vorüber mit einer stolzen Verachtung, die unserem genußsüchtigen Zeitalter

fast unfaßbar erscheint, kaum daß dann und wann die Sehnsucht, nicht nach dem Behagen, sondern nach dem Frieden des Hauses sich in seine Klagen mischt. Für ihn wie für wenige Menschen gilt das Wort: ihn ganz verstehen heißt ihm ganz verzeihen.

Geboren am 10. Oktober 1776 zu Frankfurt an der Oder tritt der feurige junge Mensch nach dem Brauche seines Soldatenhauses frühzeitig in die Armee. Während er teilnimmt an den rheinischen Feldzügen, erschüttern die Ideen des philosophischen Jahrhunderts sein Herz. Er sehnt sich hinaus in die Freiheit, in das unendliche Reich des Wissens, er will „die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, durch menschenfreundliche Taten bezahlen". In seinem zweiundzwanzigsten Jahre fordert er seinen Abschied und kehrt als überreifer Student in seine Vaterstadt zurück. Er wird der Lehrer, der geistige Mittelpunkt für einen heiteren Kreis junger Verwandten, er verschlingt die Bücher in rastloser Arbeit und meint mit seinem Forschen bis in den Kern der Nuß einzudringen. Aber schon nach Jahresfrist treibt ihn eine verzehrende innere Unruhe hinweg von den Studien, von seiner kaum gefundenen Braut. In Berlin sodann trifft ihn wie ein Wetterstrahl die Lehre Kants, daß der Mensch nicht die Dinge kennt, nur seine Anschauung von den Dingen. In maßlosem Schmerz bricht der junge Himmelsstürmer zusammen vor dieser Erkenntnis. Die Verzweiflung an aller Wahrheit, an allen Gesetzen des sittlichen Lebens klagt fortan schauerlich in seinen Briefen: „Daß wir ein Leben bedürften, um zu lernen, wie wir leben müßten! — Und so mögen wir am Ende tun was wir wollen, wir tun recht!" Und dazwischen immer von neuem die glühende Sehnsucht nach dem Ewigen: „Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht an Ahndungen reicher, als Gedanken fassen und Worte sagen können!"

Schon in früher Jugend quält ihn die überfeine Zartheit des Gewissens, welche wir so gern als ein Zeichen innerer Reinheit begrüßen möchten, während sie doch in den meisten Fällen nur der Vorbote ist eines verdüsterten, selbstquälerischen Alters. Mit unbarmherzigem Auge verfolgt er selbst jeden seiner Schritte, wie ein Geisteskranker belauscht er sich; selbst über seine tollsten Streiche, seine finstersten Seelenkämpfe gibt er sich und anderen Rechenschaft — das alles ganz unbefangen, ganz wahrhaftig, ganz frei von jedem Streben sich interessant zu machen. Darüber gehen ihm natürlich viele jener Augenblicke verloren, wo der Mensch, ganz mit sich einig, ohne Wahl und Frage

sein Bestes schafft. Das Dopelleben, das so viele Künstler führen, wird ihm zur verzehrenden Krankheit. Nicht genug, daß seine Stimmung in jähen Sprüngen von kindlich harmloser Fröhlichkeit zu finsterem Unmut, von rasch auflodterndem Stolze in kleinmütige Verzagtheit umschlägt, daß seine Unbeständigkeit ihm den bitteren Ausruf entringt, Gleichmut sei die Tugend nur des Athleten; nicht genug, daß seine schneidende Verstandesschärfe ungesellig steht neben einer glühenden Einbildungskraft und einem weichen Gemüte; auch seine Phantasie bringt ihm keinen Trost. Der so viele mit dem reichen Spiele seiner Erfindung entzückt, ihm bleibt selbst das harmloseste Vorrecht des Künstlers versagt. Nicht einmal Luftschlösser kann er bauen, nicht einmal im Geiste sich zu seinen Lieben versetzen; es ist, als sei seine Phantasie für das tägliche Leben nicht vorhanden. Er haßt die Menschen; denn sein Herz und Nieren prüfender Scharfblick zeigt ihm ihre Kleinheit, und sein düsterer Sinn vermag nicht, mit überlegenem, freundlichem Lächeln das Recht solcher Kleinheit zu würdigen. „Vielleicht" — so schreibt er einmal seiner Braut — „hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt." Fremd, beklommen steht er in den höheren Kreisen der Gesellschaft, wo das Verbergen jedes starken Gefühls für gute Sitte gilt; und doch kann er des Beifalls der Mißachteten nicht entbehren. Die Welt beginnt die Achsel zu zucken über sein zielloses Träumen, er fühlt die spöttischen Blicke seiner Umgebung auf seinen Wangen brennen. Der Drang nach Taten erwacht und lastet auf ihm „wie eine Ehrenschuld, die jeden, der Ehrgefühl hat, unablässig mahnt"; er will schaffen, rastlos, unermüdlich: „der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich des Schicksals harten Boden öffnen". Auch seine Freunde, seine Braut, seine geliebte Schwester Ulrike drängen und fragen ihn, was er denn werden, was er leisten wolle. O ihr Erinnyen mit eurer Liebe! ruft er außer sich.

Wer hätte nicht einmal in schweren Stunden erfahren, wie qualvoll solche zudringliche Einmischung der Welt uns bedrückt, wenn eine ernste Entscheidung vor unsere Seele tritt? Und eben jetzt, da jedermann ihm von seinen wissenschaftlichen Plänen spricht, ist Heinrich Kleist schon verekelt an aller Wissenschaft, er ahnt, daß Gelehrte und Künstler Antipoden sind und — daß er selber ein Dichter sei. Auch dies müssen wir schweigend hinnehmen als ein psychologisches Rätsel, daß in einem

solchen Dichtergeiste die Ahnung seines Berufes so unbegreiflich spät erwachte. Kein Liebeslied, kein rhetorischer Dithyrambus hat ihm, wie anderen glücklicheren Künstlern, die holde Schwärmerzeit des Lebens verschönt; die Erstlinge seiner Muse sind — seine schmerzbewegten Briefe an Ulrike. Wir fühlen nach, wie das Ohr des Künstlers sich erfreut an diesen verhaltenen Gedichten, an dem vollen Klange dieser leidenschaftlichen Klagen. Zuweilen tritt schon die Sehnsucht nach dem Schönen klarer hervor; er schildert die Reize der Natur in prächtigen Farben, er ruft: „Wir sollten täglich wenigstens ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören oder ein herzliches Wort mit einem Freunde wechseln." — Dann stürmt er hinaus in die Ferne; jahrelang, auf unsteten Wanderfahrten durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz jagt er dem Traumbilde des Dichterruhmes nach, das flammend vor seiner Seele steht. Er will der größte der Kleiste werden — denn ein naiver Familienstolz liegt in seinem Geiste dicht neben der Schwärmerei für die Gleichheit der Menschen. Das Sprichwort der märkischen Vettern „jeder Kleist ein Dichter" soll sich glorreich erfüllen, der Lorbeer des alten Ewald Kleist soll verwelken neben dem seinen. Er berauscht sich an Goethes Werken, Schillers ideales Pathos ergreift diesen durch und durch realistischen Kopf nur wenig. Zugleich sagt ihm eine geheimnisvolle Ahnung, daß in ihm selber eine Gewalt dramatischer Leidenschaft schlummere, die Goethes harmonischer Genius so nicht kannte: ich will ihm den Kranz von der Stirne reißen, ruft er frevelnd. Was hat er nicht ausgestanden bei dem wohlweisen Lächeln der Philister um ihn her, die ihm seine „Versche" nicht verzeihen können; wie soll das armselige Volk erstaunen, wenn er einst heimkehrt als der erste der deutschen Dichter!

Und schon ist der Plan gefunden, der alle Wunder von Weimar mit einem Schlage überbieten soll: das Drama Robert Guiscard. Auf diesen einen Wurf setzt er sein Alles: gelingt ihm dies Gedicht, „das der Welt Deine Liebe zu mir erklären soll", — dann will er sterben, so schreibt er der Schwester. In dem geheimnisvollen Ringen um dieses Werk verzehrt sich die edelste Kraft seiner Jugend. Bald schwelgt er in „der Erfindung, diesem Spiele der Seligen", bald umflattern die werdenden Gestalten des Gedichts sein Haupt wie ein verfolgendes Dämonengeschlecht, also daß er mitten in froher Gesellschaft mit halblauter Stimme zu dichten beginnt. Wieder und wieder vernichtet er das Werk, das seinen glühenden Wünschen nie genügt. Dann klagt er

das Schicksal an, warum es nicht die Hälfte seiner Gaben zurückgehalten habe, um ihm dafür Selbstvertrauen und Genügsamkeit zu schenken; dann überfällt ihn die Reue um die verlorenen Stunden, die ungenossenen wie die ungenützten, und eine tiefe Verachtung des Lebens: „Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch tot ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indem er es pflegt.“ Und bald strahlt er wieder von kecker Siegeszuversicht und ruft gleich seinem Prinzen von Homburg: O Cäsar Divus, die Leiter setz' ich an deinen Stern! Sein äußeres Leben in diesen angstvollen Tagen schildert er selbst in der Klage: „An mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit.“ Er wandert und wandert, schließt Bekanntschaften mit bedeutenden Männern, um sie ebenso schnell zu lösen, entwirft neue Lebenspläne, um sie sogleich fallen zu lassen. Er will als ein Landsmann in der Schweiz sich eine stille Hütte bauen und bricht mit seiner Braut, weil sie ihm nicht folgen will; er versucht einmal, inmitten der Pracht der Alpen, auf einer Insel in der Aar, mit einem anmutigen Schweizermädchen ein beschauliches Künstlerleben zu führen — und das alles zieht an ihm vorüber wie ein Traum, leer und nichtig neben dem einen, was ihm wirklich ist — neben dem Dichterschmerz um sein Drama. Da endlich erfolgt die Enttäuschung, deren schneidenden Jammer nur die eigenen Worte des Unglücklichen schildern können. Am 5. Oktober 1803 schreibt er der Schwester:

„Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: „Mein Gedicht ist fertig.“ Aber Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr tut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, „Wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben so viel thäte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen.“ Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du

es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kure auf Goldminen gibt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten?" —

Gleich darauf eilt er nach Frankreich, um unter Bonapartes Fahnen in England zu landen und — dort „den schönen Tod der Schlachten zu sterben. Unser aller Verderben lauert über den Meeren. Ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab". Eine schwere Krankheit rettet ihn aus diesem Anfalle des Wahnsinns; doch die Narben aus jenen Kämpfen bleiben unvertilgbar seinem Geiste aufgeprägt. Von neuem beginnen die unsteten Wanderfahrten; über lange Abschnitte seines Lebens sind wir noch heute ohne sichere Kenntnis. In diesem reichen Geiste arbeiten dämonische Kräfte, die über die Enden des Menschlichen hinausgreifen, er schwankt zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild, zwischen dem Gott und dem Tier. Sein poetischer Genius bricht sich endlich seine Bahn durch alle diese Leiden, entfaltet sich stolz und sicher, stetig anwachsend. Dann bringt das Unglück des Vaterlandes seinem verwüsteten Leben wieder einen neuen reichen Inhalt: mit der inbrünstigen Liebe eines großen Herzens klammert der Dichter sich fest an sein versinkendes Volk, und während er die herrlichen Werke schreibt, die ihn an die Spitze unserer politischen Sänger stellen, trägt der Unbegreifliche jenen finsteren Lebensüberdruß mit sich umher, der ihn schließlich zum Selbstmord treibt.

Es hieße an jeder Freiheit des Willens verzweifeln, wollte man in einem so unseligen Leben keine Schuld finden. Aber wer ist so vermessen, nach den dürftigen Nachrichten das Maß seiner Verschuldung und das Maß seines Unglücks abzuwägen? Nur einige widrige Umstände, an denen Kleists Wille wenig ändern konnte, seien erwähnt. Durch seinen frühzeitigen Eintritt in den Soldatenstand ward sein Entwicklungsgang unterbrochen, seine ganze spätere Bildung autodidaktisch und verwirrt. Und wie unentbehrlich war nicht eine strenge Geisteszucht gerade einem so erregbaren, so leicht und vielseitig auffassenden Kopfe! Ein geborener Edelmann war er hinabgestiegen zu einem Berufe, der jenen Tagen noch für bürgerlich galt, und vermochte

doch den stetigen, folgerechten Fleiß des bürgerlichen Arbeiters sich niemals anzueignen. Noch tiefer und unheilvoller mußte auf ihn wirken, daß das Leben seinem Gemüte so wenig Freuden bot. Eine wahre, beglückende Liebe hat er nie genossen. Und wenn wir seine Richtung auf das Drama, sein für jene Zeit wunderbar lebendiges Interesse am politischen Leben bedenken, wenn wir uns fragen: welch ein Geist mußte es sein, der in dem Käthchen von Heilbronn, in der willenlos sich hingebenden Liebe sein weibliches Ideal finden konnte? — so erkennen wir, daß, bei aller Reizbarkeit, das männliche, ja das männische Wesen der hervorstechende Charakterzug seiner Natur war, so verstehen wir auch, wie schmerzlich dieser stolze Mann den Mangel teilnehmender Liebe empfinden mußte. Seine Braut hat ihn nie beglückt, das bezeugen seine Briefe. Diese Liebesbriefe eines Dichters, die uns mit einer Flut dürrer, doktrinärer Prosa überschütten, seien allen denen empfohlen, welche nicht begreifen können, aus wie seltsamen, widerstrebenden Stoffen der Mensch gemischt ist. Jeder Brief beginnt mit einigen zärtlichen Worten, deren abstrakte Methaphern starke Zweifel an der Tiefe der Empfindung erregen; darauf folgt eine regelrechte Schulstunde; er fordert seine Braut zu Denkübungen auf, er legt ihr Fragen vor, wie: was ist prächtig? was niederschlagend? Kurz, er liebt sie nicht, er will sie erst bilden, und auch eine reiche Phantasie kann eine solche Täuschung des Gefühls nicht mit poetischem Zauber verklären.

Ulrike Kleist hat mit rührender Hingebung ihr Vermögen, ihr Glück, ihr Alles dem Bruder geopfert, doch sie war nur die Schwester, zudem mit ihrem männlichen exzentrischen Wesen dem Dichter allzu verwandt: „es läßt sich an ihrem Busen nicht ruhen". Auch eine zweite Geliebte, die er zu Dresden in Körners Hause fand, verstand nicht in die Launen seines herrischen Geistes sich zu fügen, und er stieß sie von sich. Wer ein Ohr hat für die leisen Schwingungen des Gefühls, der errät auch aus den Werken mannhafter Dichter, ob ihr Herz verödet blieb oder ob sie einmal wahr und rein und glücklich liebten — ein feiner und tiefer Unterschied, der mehr in der Form als im Wesen der Empfindung sich kundgibt. Wenn es lichte Geister gibt, die in der Einsamkeit des schaffenden Genius erhaben sind über solcher Bedürftigkeit — Kleist zählte nicht zu ihnen. Ergreifend klingt seine Klage: „So viele junge blühende Gestalten, mit unempfundnem Zauber sollen sie an mir vorübergehn? O dieses Herz! Wenn es nur einmal noch erwarmen könnte!" Er schildert die Liebe selten unbefangen als die

welterhaltende Macht, die in dem Stammeln des Kindes als die erste Regung der Menschlichkeit erscheint und den Trotz des Mannes zu der Natur zurückführt; er stellt sie gern dar als eine Krankheit des Leibes und der Seele und verirrt sich zuweilen in die Mysterien des geschlechtlichen Lebens, die der Kunst schlechthin verschlossen sind. Er schildert gern das Nackte, und seine lebensvolle Sinnlichkeit berührt oft die zarte Grenze, welche die schöne Wärme der Leidenschaft von der fliegenden Hitze des Gelüstes trennt.

Auch der Freunde besaß er wenige. Einige ausgezeichnete Männer unter seinen Kriegskameraden, wie Rühle und Pfuel, standen seinem Dichterschaffen allzu fern; und der Verkehr mit dem anmaßenden Phantasten Adam Müller verwirrte nur sein Urteil. Erscheint es nicht fast tragikomisch, daß der derbe, grundprosaische Zschokke und der jüngere Wieland, den die Nachwelt nur als einen warmherzigen Patrioten kennt, die einzigen Poeten waren, mit denen ihn eine gewisse Gemeinschaft künstlerischer Arbeit verband? Die Stunden der Andacht und Penthesilea! — Was frommte ihm der Beifall des alten Wieland, der schon mit einem Fuß im Grabe stand? Der eine, zu dem er emporblickte, Goethe, konnte das Grauen vor den krankhaften Zügen dieses leidenschaftlichen Talentes nicht verwinden; und die lauten Stürmer der romantischen Schule, die mit ihren formlosen Experimenten den Markt beherrschten, verziehen ihm seine Tugenden nicht, sie verachteten den prosaischen Sinn des Mannes, der den Mut besaß festzuhalten an der strengen Kunstform des Dramas. Den christlichen Poeten des Tages war der erste Bekenner Kantischer Sittlichkeit unheimlich: wenn Fouqué mit ihm zusammentraf, so sprachen sie selbander — über die Kriegskunst. Von solchen Stimmungen beherrscht erwies die Lesewelt den Werken Kleists eine unbelehrbare Mißgunst; kein einziger froher Erfolg verschönte sein Leben. Als er einst einer Freundin einige seiner Verse rezitierte und jene voll Bewunderung nach dem Verfasser fragte, da schlug er sich verzweifelnd an die Stirn: „Auch Sie kennen es nicht? O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?" Man mag einen jungen Poeten verachten, der die Kraft nicht findet, das unvermeidliche Schicksal eines Erstlingswerkes zu ertragen; doch hier erschüttert uns die gerechte Klage des verkannten Genius. Fester und fester spann er sich ein in sein einsiedlerisches Treiben: das Leid, sprach er stolz, drückt um so schwerer, wenn mehrere daran tragen. Der Fluch der Einsamkeit kam über ihn: sie nährte sein mißmutiges Grübeln, sie gewährte ihm

nur zu viel Muße, die Dinge wieder und wieder zu bedenken, also daß jeder Entschluß, kaum gefaßt, ihm alsbald zum Ekel ward. Und wenn wir schaudern vor den frevelhaften Spielen der Phantasie, die in solchen Stunden sein Hirn betörten, so sollen wir doch auch unbarmherzig die Mitschuld seiner Zeit bekennen: dies Künstlervolk ließ den Sänger des Prinzen von Homburg verhungern, während Kotzebue und Zacharias Werner als große Dichter gefeiert wurden.

Es liegt am Tage, daß ein so qualvoll ringender Dichtergeist unwillkürlich Probleme von subjektiver Wahrheit wählen mußte. Kleist wußte wohl, warum er die Frage aufwarf, die ihm viele begabte Dramatiker nachgesprochen haben: ob es denn nicht möglich sei, die Frauen mindestens für einige Abende vom Theaterbesuche auszuschließen. Seine edelsten Werke sind Bekenntnisse, ganz verständlich nur dem reifen Manne, dem verwandte Kämpfe die Seele erschütterten. Wer sich aber hineingefunden hat in diese subjektive Welt, den umfängt sie auch wie ein Zauberkreis. Kleist besitzt eine dramatische Energie, welche dem gemütvollen, gern in die Weite schweifenden deutschen Wesen fast unheimlich erscheint und von keinem anderen unserer Dichter erreicht wird. Ein hoher dramatischer Verstand wirft alles zur Seite, was aufhalten, was den Sinn des Hörers von dem Wesentlichen ablenken könnte. Unaufhaltsam, wie in den Effektstücken gedankenloser Bühnenpraktiker, flutet die Handlung dahin; und doch ist nichts bloß gedacht und gedichtet, alles erlebt und angeschaut. Mit wunderbarer Sicherheit weiß er jederzeit die Stimmung in uns zu erwecken, die sein Stoff verlangt; mit ein paar Worten versetzt er uns in jede fremde Welt. Vor der Wahrheit seiner Charaktere verstummt die Kritik: diese Menschen leben, und wenn der Sturm der Leidenschaft sie packt, dann verliert selbst der nüchterne Hörer die Besinnung. In Kleists reiferen Stücken sind auch die geringfügigen Nebenpersonen des Studiums der tüchtigsten Schauspieler würdig: der Knecht Gottschalk im Käthchen war eine der glänzendsten Rollen Ludwig Devrients. Freilich verführt ihn die Fertigkeit, sich selbst zu belauschen, auch in der Zeichnung seiner Charaktere oft zu virtuoser Kleinmalerei. Er wagt manchmal, jene flüchtigen Gedankenblitze darzustellen, die uns wider Willen durchzucken, die nur durch ihr augenblickliches Verschwinden erträglich werden und darum jeder Darstellung sich entziehen; dann haben wir den Eindruck, als redeten seine Menschen im Traume. In jenen Augenblicken der höchsten Wut, wo in der Wirklichkeit die Leidenschaft stumm bleibt oder nur zerrissene

Reden ausstößt, verschmäht Kleist oft das schöne Vorrecht des Dichters, der mächtigen inneren Bewegung Worte zu leihen; solche Szenen machen bei ihm, weil er sich zu sehr an die Natur hält, nur den Eindruck des Richtigen, nicht der poetischen Wahrheit.

Die maßlose Leidenschaft, daran des Dichters Leben sich verblutete, dringt oftmals störend auch in seine Werke: er liebt das Schreiende, Gräßliche, verfolgt jedes Motiv gern bis zur äußersten Spitze, seine Helden jagen ihrer Sehnsucht nach so ungestüm, so unersättlich wie er selber dem Traumbilde seines Robert Guiscard. Als Kleist zu dichten begann, hatte er schon zu Vieles, zu Ernstes erlebt, um zu meinen, es ließen sich die großen Widersprüche der Welt mit einer „schönen Stelle" lösen. Aber selbst diese echt künstlerische Tugend wird an ihm oft zum Fehler: er haßt nicht bloß die Phrasen, er flieht die Ideen. Als einen Mangel müssen wir es bezeichnen, daß die von Lessing verpönten langweiligen Aushilfen verlegener Dichter in seinen Dramen fast gänzlich fehlen. Das Trauerspiel hohen Stils verlangt solche Worte der Weisheit, nur daß sie natürlich aus Handlung und Charakter sich ergeben müssen; der Hörer atmet bei ihnen auf, er ahnt den hellen Dichtergeist hinter den Schrecken des tragischen Schicksals. Nicht Mangel an Genie erschwerte ihm, den idealen Gehalt seiner Fabeln an den Tag zu bringen, wohl aber Mangel an Ruhe: seine Stoffe lasteten auf ihm in noch ganz anderer Weise, als jedes unfertige Bild den Künstler bedrückt. Er besaß andauernder Begeisterung genug, um fast nur größere Werke zu schaffen, er arbeitete langsam und kehrte mit gewissenhaftem Fleiße immer wieder zu dem Geschaffenen zurück. Er schildert jede Einzelheit mit peinlicher Genauigkeit; und doch fühlen wir aus der Mehrzahl seiner Werke die innere Rastlosigkeit des Dichters heraus, seinen Drang, des Stoffes ledig zu werden. Man lese die „Episode aus dem letzten Feldzuge", ein keckes Reiterstück, die einfachste Geschichte von der Welt. Wie ein Husar in einem von den Franzosen bedrohten Dorfe unbekümmert um die Bitten des Wirtes behaglich ein paar Gläser trinkt, dann mit einem wilden Fluche davonsprengt und sich durch die Feinde durchhaut — das wird auf mehreren Seiten geschildert, keine Handbewegung des Reiters wird uns erlassen. Und trotzdem kommen wir dabei nicht einen Augenblick zur ruhigen Betrachtung, so atemlos ist die Erzählung.

Auf Kleists Schaffen paßt Wort für Wort die Klage, die Schiller einmal über die Aufgabe des Dramatikers schlechthin ausspricht: „Ich muß immer beim Objekt bleiben; jedes Nachdenken ist mir versagt,

weil ich einer fremden Gewalt folge.“ Und fragen wir, warum Heinrich Kleist mit aller Schöpferkraft seiner Phantasie doch hinter dem Genius Schillers weit zurückbleibt, so lautet die Antwort: Schiller ist ein Klassiker, er sucht Probleme, die für alle Zeiten wahr sind, und löst sie mit der Sicherheit eines Geistes, der in den Ideen lebt; und weiter: Schiller steht seinen Werken frei gegenüber — trotz jener Selbstanklage, die ihn nicht trifft. Kleist aber wird in der Tat oft unfrei, willenlos fortgerissen von der Gewalt seines Stoffes; ja wir fühlen nicht selten, wie eine glänzende Erscheinung vor ihm aufsteigt, wie sie Macht gewinnt über seinen Geist und ihn zwingt, sie zu gestalten, auch wenn die Harmonie seines Planes darunter leiden sollte. Einzelne traumhaft schöne Bilder kehren in seinen Gedichten immer wieder, fast wie fixe Ideen, die er nicht abschütteln kann.

Trotzdem ist Kleist ein denkender Künstler. Zwar kommt ihm niemals bei, in seinen Briefen über die Gesetze seines Künstlerschaffens zu sprechen, ja in einem Aufsatz voll köstlichen zynischen Humors verhöhnt er alle Kunsttheorien und meint, „daß es, nach Anleitung unserer würdigen alten Meister, mit einer gemeinen, aber übrigens rechtschaffenen Lust an dem Spiel, deine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen, völlig abgemacht ist“. Doch in seinen Werken ist solcher Naturalismus nicht zu finden: gewissenhaft hat der Mann, dem die Schule der Bühne verschlossen blieb, nachgedacht über die Gesetze des Dramas; sorgfältig hält er die Kunstformen auseinander. In seinen Dramen ist alles Handlung, in den Novellen alles Erzählung, also daß selbst der Dialog zumeist in indirekter Rede berichtet wird. Man vergleiche das lange Gedicht an die Königin Luise, das Graf York vor kurzem in den Grenzboten mitteilte, mit dem schönen prägnanten Sonette, das offenbar aus jenem Entwurf entstanden ist, und man wird ahnen, wieviel Gedankenarbeit in diesen wenigen Zeilen liegt. Auch in der Form seiner Gedichte bewährt sich der bewußte Künstler. Die ganze Tonleiter der Empfindung steht dem Sprachgewaltigen zu Gebote, doch am glücklichsten gelingt ihm der Ausdruck der stürmischen Leidenschaft; er kennt die Laute des edeln Heldenzornes wie der tierischen Wildheit. Sein Stil ist höchst persönlich, von unverkennbarer Eigenart und eben darum echt deutsch: eine knappe, markige Sprache, auch in der Prosa allein aus dem deutschen Wortschatz geschöpft, reich an volkstümlichen, anschaulichen Wendungen, und wenn es sein muß derb und grob, so wie er einst im Regimente gegen seine „Kerls“ gewettert hatte. Der me-

lodische Tonfall lyrischer Rede reizt ihn nicht; ihn kümmert's wenig, ob seine Jamben zuweilen hart, zerhackt, durch häßliche Flickwörter entstellt erscheinen; nur dramatisch, ausdrucksvoll, ein treuer Spiegel des Inhalts sollen sie sein, und sie sind es.

Mag ihn die Literaturgeschichte immerhin zu der romantischen Schule zählen — die stolze Ursprünglichkeit dieser Erscheinung wird durch einen Gattungsnamen mit nichten erschöpft. Jedes Gedicht Kleists entspricht der Mahnung, die er einst den nachahmenden Künstlern zurief: die Werke der alten Meister sollten „die rechte Lust in euch erwecken, auf eure eigene Weise gleichfalls zu sein". Er hat die Märchenpracht der Romantik mit ahnungsvoller Zartheit besungen, ja der Kantianer sehnte sich auf Augenblicke nach dem Frieden, den nur die Formenschöne des katholischen Kultus gewähren könne; aber dicht neben diesen phantastischen Träumen liegt in seinem Geiste der strenge Realismus, die Freude an dem Schlicht-Natürlichen, die Verstandesklarheit des protestantisch-norddeutschen Wesens. Der uns soeben die gaukelnden Gestalten einer Wunderwelt geschildert, führt uns im nächsten Augenblick in die Kämpfe des politischen Lebens, läßt uns in vollen Zügen die frische, scharfe Luft der Zeitgeschichte atmen. So steht der wunderliche Grübler vereinsamt wie ein Fremder in einer Zeit, deren Kämpfe und Leiden er doch tiefbewegt im Inneren mitempfindet; und wir Nachlebenden wissen nicht zu sagen, ob wir ihn beklagen sollen als einen Spätling oder als einen zu früh Geborenen. Er erschien zu spät — denn dem geistigen Vermögen einer jeden Epoche ist ein festes Maß gesetzt, es war unmöglich, daß die deutsche Kunst noch bei Lebzeiten Goethes jenen neuen Stil hätte finden können, von dem Kleist träumte. Und wieder: er kam zu früh, denn erst der Bürgersinn, der realistische Zug der Gegenwart beginnt den Kern dieses Dichtergeistes zu verstehen, erst den Dramatikern unserer Tage sind seine Werke ein Vorbild.

Nur der Torso des ersten Aufzuges läßt uns ahnen, welch ein Werk der „Robert Guiscard" zu werden bestimmt war; doch weder das Bruchstück selbst noch die Überlieferung der Normannengeschichte gibt uns einen klaren Begriff von dem Plane. Wir vermuten lediglich, wenn wir „das Volk" als Masse reden und klagen hören, daß dem Dichter eine Erneuerung des antiken Chors in ganz moderner, dramatischer Form, eine Verbindung des charakteristischen und des idealisierenden Stiles vorgeschwebt haben mag. Eine wunderbare, von Kleist selber nie wieder erreichte Pracht der Sprache hebt uns sofort auf die Höhen

des Menschenlebens; hier ist sie wirklich, die gorgeous tragedy in sceptred pall, die Tragödie der Könige und Helden. Wir blicken in das wogende Gewimmel eines Völkerlagers, und wie der alte Löwe Robert Guiscard soeben majestätisch unter die klagenden Normannen tritt, da brechen die Szenen ab, die einzigen, welche Kleist nach der Vernichtung des Werkes zu erneuern gewagt hat, und traurig legen wir die Blätter aus der Hand, an denen das Herzblut eines edeln Mannes haftet.

Noch während dieser Plan auf der Seele des Dichters lastete, versuchte er sich an einem bescheideneren Werke, dem Drama „Die Familie Schroffenstein“. Neben seiner großen Tragödie erschien ihm das kleinere Gedicht bald armselig, wie „eine elende Scharteke“; fast gewaltsam mußten ihn die Freunde überreden, das Drama zu vollenden. Kein Wunder, daß die Kritik mit diesem Erstlingswerke nichts anzufangen wußte; der Dichter war, da er als Neuling auf den Markt trat, längst in der Stille durch eine harte Schule dramatischer Arbeit gegangen, längst hinaus über die rhetorische Überschwenglichkeit der Jugend.

Der Bau der ersten Akte ist mit der Sicherheit eines gereiften Verstandes entworfen; die Charaktere, voll gewaltiger, wortkarger Leidenschaft, sind gezeichnet mit jener unerbittlichen Wahrheit, welche die Frauen so leicht von Kleists Werken zurückschreckt; das Ganze ein Bild finsterer, blutiger Kämpfe, ohne jede Spur einer höheren Idee. Wenn Hegel recht hätte mit seinem Satze, daß ein idealistischer Anfang in der Kunst immer bedenklich sei, so müßte man dies Erstlingswerk mit dem günstigsten Auge betrachten. Und doch liegt gerade in dem Mangel jedes idealen Momentes der Grund seines Fehlschlagens.

Kleist schildert den ererbten Haß zweier verwandter Häuser, deren Kinder sich lieben und endlich durch den Frevel der Väter untergehen. In Shakespeares Romeo und Julie wird der Haß der Familien vorausgesetzt, der Schwerpunkt liegt in der Schuld der Liebenden. Bei dem deutschen Dichter erscheint das Leiden der Liebenden nur als eine Episode, als das heitere Gegenbild der finsteren Fabel, freilich als ein Bild von rührender Innigkeit und bezaubernder sinnlicher Wärme. Der Kern seiner Aufgabe ist, zu entwickeln, wie die lang gehegte Erbitterung der beiden Geschlechter durch ein Nichts, einen leeren Verdacht zum finsteren Hasse gesteigert wird, wie der Wahnsinn des Argwohns die beiden Stammeshäupter — zwei grundverschiedene und doch in ihrem zähen, schweren Wesen nahe verwandte Naturen — übermächtig

packt und sie fortreißt von Untat zu Untat. Und dies ist dem Künstler so vollständig gelungen, wirkliche und vermeinte Schuld, Schein und Wahrheit verschlingen sich so fest ineinander, daß der Hörer und schließlich auch der Dichter die Klarheit seines sittlichen Urteils verliert. Dem Dichter selbst wird „das Gefühl verwirrt" wie seinen Helden, er steht ratlos vor dieser jämmerlichen und doch so furchtbaren Kleinheit der Menschen, die in ihrem Grimm befangen nicht rechts noch links von ihrem Wahn hinwegzublicken weiß; er meint zuletzt, die durch den Aberwitz der Sterblichen verschuldete Verwicklung durch einen Aberwitz des Schicksals lösen zu dürfen. Durch einen grundhäßlichen Zufall erschlägt jeder der Väter, in der Meinung, das Kind des Feindes zu treffen, sein eigenes Kind. Vor den unschuldigen Opfern kommt endlich die Nichtigkeit des Argwohns, der all dies Unheil herbeigeführt, an den Tag, und die schuldigen Väter feiern eine weder glaubhafte noch erhebende Versöhnung. Mit sichtlicher Unlust hat der Dichter den Schluß zu diesem krankhaftesten seiner Dramen auf das Papier geworfen; es ist sein eigenes verstörtes Gemüt, das durch den Mund seines Helden verzweifelnd gen Himmel schreit:

> Gott der Gerechtigkeit,
> sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß,
> auch was er soll! —

Als endlich sein Geist sich langsam erholte von dem Zusammenbruch seiner liebsten Träume, da begann er eine Neuschöpfung des Molièreschen Amphitryon. Eine Neuschöpfung, sage ich, denn bloß zu übersetzen war diesem trotzigen Dichter unmöglich; in ihm lag nichts von weiblicher Empfänglichkeit, und selbst die Aufgabe, das Werk Molières umzugestalten, hätte ihn schwerlich gereizt, wenn nicht die unharmonische Natur des Stoffes jedem neuen Bearbeiter einen weiten Spielraum eröffnete. Die berühmte Fabel, wie Zeus in der Gestalt Amphitryons dessen Weib Alkmene erkennt, bietet in der tollen Verwechslung der Personen, in der Figur des geprellten Ehemanns, diesem zweideutigen Liebling des Lustspieles aller Zeiten, überreichen Stoff zu komischen Szenen; aber, zu grausam für einen Scherz, zu lächerlich, um tiefere Empfindungen zu erregen, kann sie nie einen reinen Eindruck hervorbringen. Als ein Meister hat Molière verstanden die bedenkliche Kehrseite der Handlung zu verdecken, mit herzerquickendem Selbstgefühl stellt er sich als ein moderner Mensch der antiken Welt gegenüber — so übermütig wie nur Shakespeare in Troilus und Cressida. Er ver-

flacht absichtlich den nationalen Gehalt des Stoffes, er will nichts wissen von dem religiösen Schauer, den die Erscheinung des Göttervaters in der Brust des gläubigen Hellenen erweckt. Seine Götter sind ein lebenslustiges, übermütiges Völkchen, von den Menschen nur durch ihre Macht verschieden und sehr geneigt, diese Übermacht zu mißbrauchen. Er beginnt mit einem Prologe voll köstlicher Laune: Merkur fordert die Nacht auf, einige Stunden länger über Theben zu verweilen, damit Zeus seine Freude bis auf die Hefe genießen könne; sie weigert sich, denn man müsse „das Dekorum der Göttlichkeit" wahren, doch gibt sie nach, als er ihre Neigung für galante Abenteuer, wovon sie sich allerdings nicht freisprechen läßt, ihr vorhält. Mit diesen Späßen und dem possenhaften Wortspiele Bon jour, la Nuit — adieu, Mercure, das den Prolog schließt, gelangen wir sofort zu der leichtfertigen, lustigen Stimmung, die der Dichter verlangt. Nun folgt ein buntes Durcheinander lächerlicher Szenen. Merkur in der Gestalt des Sklaven Sosias zankt sich mit dem wahren Sosias über sein Ich, zerprügelt ihn wiederholt mit göttlicher Urkraft; und zu diesen alten Witzen, wodurch schon der Amphitryon des Plautus und des Camoens ihre Hörer entzückten, tritt eine neue glückliche Erfindung hinzu: der eheliche Zwist im Hause des Fürsten wiederholt sich possenhaft im Hause des Sklaven. Die gewollte Oberflächlichkeit seiner Charakterzeichnung wird dem Dichter erleichtert durch den Genius seiner Sprache: die französische Leidenschaft tritt in viel zu rhetorischer Form auf, als daß sie uns tief ergreifen könnte. Mit leichtfertiger Grazie schlüpft er über die ernsten Auftritte dahin, so daß wir nie zum Nachdenken, nie aus dem Gelächter herauskommen.

Der tiefe Gegensatz deutschen und französischen Kunstgefühles tritt uns vor die Augen, wenn wir nunmehr den deutschen Dichter in seiner Werkstatt belauschen, wie er das fremde Gebilde zu packen und auf den Kopf zu stellen wagt. In den rein komischen Szenen reicht Kleist, trotz der ersichtlichen Bemühung, sie mit lustigen Einfällen zu bereichern, an die schalkhafte Leichtigkeit seines Vorbildes nicht heran; dafür versucht er, die ernste Seite des Dramas zu vertiefen, zu bereichern durch die Macht und Glut deutscher Leidenschaft. Als Amphitryon seinem Weibe nicht glauben will, daß er selbst sie am vergangenen Abend besucht, da ruft sie ihm nicht, wie bei Molière, seine transports de tendresse, seine soudains mouvements — und wie sonst die französischen Phrasen lauten — ins Gedächtnis: leibhaftig vielmehr tritt der Vorgang vor

uns hin, wie Alkmene in der Dämmerung am Rocken saß, wie der vermeinte Gatte heimlich ins Zimmer schlich und sie auf den Nacken küßte — und so folgen wir Schritt für Schritt dem Entzücken jener seligen Nacht. Bezeichnend genug liegt bei dem romanischen Dichter der Schwerpunkt des Stückes in den Situationen, bei dem Deutschen in den Charakteren. Alkmene, bei Molière eine sehr gewöhnliche Erscheinung, ist bei Kleist ein herrliches Weib, „so urgemäß dem göttlichen Gedanken in Form und Maß, in Sait' und Klang"; sie bleibt rein in der Umarmung des fremden Mannes, denn „alles was sich dir nahet ist Amphitryon". Kleist schildert nicht die noble Passion eines galanten großen Herrn, sondern den geheimnisvollen Zauber eines begeisterten Festes der Liebe. Er wagt noch mehr: der christliche Mythus von der unbefleckten Empfängnis der Maria schwebt ihm vor Augen, und er erkühnt sich, der alten Heidenfabel ihren religiösen Inhalt wiederzugeben. Sein Zeus ist der Gott, das irdische Haus muß sich geehrt, begnadigt fühlen durch den Besuch des Allmächtigen. Dergestalt haben zwar die ernsten Szenen unendlich gewonnen. Wie in den Gesprächen mit Alkmene das göttliche Wesen des Zeus durch die irdische Hülle hindurchbricht, wie er endlich mit dem Donnerkeil in der Hand aus dem Gewölke tritt und zu den in heiligem Schrecken zusammenbrechenden Sterblichen redet, das sind Auftritte voll Majestät. Aber das Wesentliche, die Einheit des Stückes, geht verloren. Diese erhabenen Bilder stehen in grellem Widerspruch zu dem possenhaften Treiben der beiden Sosias; es ist unmöglich, Mitleid zu empfinden mit dem tiefen Schmerze des Amphitryon, den wir soeben erst seinen Sklaven in höchst prosaischer Weise prügeln sahen; und mit aller Pracht der Sprache gelingt dem Dichter nicht, uns die Göttlichkeit eines Wesens glaubhaft zu machen, das so groß spricht, aber so grausam und zweideutig handelt wie dieser Zeus. Die zerrissenen, nichtssagenden Reden, womit das Volk zuletzt die Kunde von der seltsamen Gnade des Gottes aufnimmt, beweisen, daß Kleist selbst nicht daran glaubte. Recht behält die faunische Weisheit des Molièreschen Sosias: sur telles affaires toujours le meilleur est de ne rien dire.

Wie anders der fast zur selben Zeit vollendete „Zerbrochene Krug", das einzige selbständige Lustspiel des Dichters — ein Werk aus einem Gusse, rund und fertig, harmonisch bis in die letzte Zeile. Kleist hatte sich einst in der Schweiz mit Zschokke und Ludwig Wieland an einem Kupferstiche ergötzt, der einen plumpen, dicken Richter darstellte inmitten

hitziger Parteien, die um die Scherben eines Kruges sich streiten. Die jungen Leute wählten dies zum Thema eines literarischen Wettkampfes, und als nun der Grübler sich in das Bild vertiefte, da kam ihm ein Einfall, so einfach, daß er unserem blasierten Publikum kaum auffällt, und doch so glücklich, so echt komisch, daß wir in der armen Geschichte des deutschen Lustspieles nur wenige seinesgleichen finden: der Richter selber hat den Krug zerbrochen bei einem unsauberen Liebesabenteuer und muß, indem er verhört, sich selbst entlarven. Mit virtuoser Kühnheit macht sich Kleist die Arbeit so schwer als möglich; er hält sich genau an das Bild: das ganze Lustspiel stellt, bis auf eine einleitende Szene, nur die eine auf dem Kupferstiche wiedergegebene Situation dar, und zum Überfluß spielt die Handlung in Holland unter breitspurigen Menschen, die mit umständlichem Phlegma jedes Nichts erörtern. Der entscheidende Hergang rollt sich nicht vor unseren Augen ab, er wird nachträglich enthüllte; die Entwicklung des Dramas ist analytisch, sie erinnert an die Komposition vieler antiker Tragödien. Doch der Dichter hat wirklich die Not zur Tugend gemacht, er weiß den Gang des Verhöres so gewandt zu entwickeln, daß wir auf das Geschehene nicht minder gespannt sind wie in anderen Lustspielen auf das Künftige. Und welch ein psychologisches Meisterstück — dieser Richter Adam, wie er sich festlügt mit frecher Stirn, wie er dann aufgescheucht wird aus allen Schlupfwinkeln seiner dummdreisten Schlauheit, wie er sich nach und nach entpuppt als ein Ungetüm von feiger Unverschämtheit, ein holländischer Falstaff. — Wieviel Kraft des Willens lag doch in Kleists Seele, wenn er seinen düsteren Sinn zwingen konnte zu der ausdauernden Heiterkeit der Komödie! Nur an einzelnen Stellen verrät der gepreßte künstliche Ton des Scherzes, daß der Dichter diese derblustigen Gestalten schuf, um sein selbst zu vergessen.

Durchaus nicht auf der Höhe seiner Dramen stehen Kleists Erzählungen. Nicht als ob ihm das erzählende Talent gefehlt hätte: seine Virtuosität in der Detailmalerei konnte sich hier vielmehr am freiesten tummeln. Aber die lose Kunstform legt seinem stürmischen Geiste die Zügel nicht an, deren er bedarf; alle krankhaften Neigungen seines Wesens, welche die ideale Strenge des Dramas mäßigte, lassen sich hier haltlos gehen. Es scheint nicht überflüssig dies hervorzuheben: unsere besten Dichtertalente sind heute auf dem Felde der Erzählung tätig; dabei laufen wir Gefahr, den natürlichen Wert der Kunstgattung zu vergessen. Nimmermehr hätte Kleist in dramatischer Form so ganz Ver=

fehltes geschaffen wie die häßlichen Schauergeschichten „Der Findling" und „Das Bettelweib von Locarno", oder gar die weinerliche Legende von der heiligen Cäcilie. Nur die Manier der Erzählung, nicht das Talent verrät, daß diese verunglückten Versuche aus derselben Feder flossen, welche das „Erdbeben in Chili" und „Die Verlobung in St. Domingo" schrieb. Das fürwahr sind echte Novellen im Stile der alten Italiener: das neue unerhörte Ereignis, das launische Spiel des Schicksals, nicht der Kampf in der Seele des Menschen gilt dem Dichter als das Wesentliche. In leidenschaftlicher Hast stürmt die Erzählung vorwärts, wunderbar glücklich stimmt die schwüle Luft der indischen Welt zu dem rasenden Wechsel der Geschicke; dem Leser wird zumute, als ob ihm selber die Glut der Tropensonne sinnbetörend auf den Scheitel brenne. Am meisten gerundet in der Form ist die Novelle „Die Marquise von O." Aber alle Kunst des Dichters bringt uns nicht dahin, daß wir den schändlichen und — was schlimmer ist — grundhäßlichen Ausgangspunkt der Erzählung verwinden, daß wir dem Helden einen Frevel an einem bewußtlosen Weibe vergeben. Immerhin bleibt erstaunlich, wie der natürliche Adel des Talents selbst beim Ringen mit einem widerlichen Stoffe sich nicht verleugnet. Kleists Freund Zschokke mißbrauchte dasselbe Motiv zu einer Novelle voll fauler Späße; unser Dichter schreitet über das Gemeine rasch hinweg, um sich in eine feine und ernste Seelenschilderung zu vertiefen.

Noch stärker überwiegt das psychologische Interesse in der großen Erzählung „Michael Kohlhaas". Nur der Deutsche empfindet ganz die tragische Macht dieser einfachen Geschichte: wie ein schlichter Mann, in seinem Rechte gekränkt, vergeblich den Schutz des Gesetzes anruft und dann, verzweifelnd an der Ordnung der Welt, in unbändiger Rachgier Frevel auf Frevel häuft, bis endlich der überfeine Rechtssinn des Rechtsbrechers an der Kleinheit seines Gegenstandes sich selbst die Spitze abstößt. Wir meinen den Schleier fallen zu sehen von einem Herzensgeheimnis des deutschen Mittelalters. Die Unersättlichkeit, die Wollust der Rache konnte so wahr, so überzeugend nur ein Dichter schildern, dem selber das Hirn wirbelte bei dem Gedanken an die Vernichtung des Landesfeindes, der selber soeben seinem Volke zurief:

> wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert,
> wert der Leiche, die zu Grabe geht!

Aber während die modernen Novellisten sich zumeist in eine Seelenmalerei verlieren, welche der Aufgabe des Dichters ebensosehr wider-

spricht wie die breite Naturschilderung, und mit peinlicher Langsamkeit das Herz ihres Helden zerfasern und zerschneiden, bleibt Kleist unwandelbar der Erzähler. Sein Held ist immer in Bewegung, obgleich wir jeden seiner Gedanken erfahren, der Fluß der Ereignisse stockt niemals, obschon uns kein Nebenumstand erlassen wird — bis wir leider plötzlich entdecken, daß dem Dichter die Kraft versagt, die Gestalten unter seinen Händen zerfließen und die so herrlich begonnene Fabel in willkürlichen Visionen endet. Die Erzählung lehrt zugleich, wie übermütig der echte Dichter umspringen darf mit jener „historischen Treue", deren Wert von der überbildeten Gegenwart so wunderlich mißverstanden wird. Dem Bilde, das wir alle von Johann Friedrich dem Großmütigen im Herzen tragen, schlägt Kleist fast mutwillig ins Gesicht; das moderne Dresden wird mit größten Sorgfalt in das sechzehnte Jahrhundert zurückversetzt, während wir doch wissen, daß die Handlung in Dresden gar nicht spielen konnte. Und doch drängt sich uns nicht der mindeste Zweifel auf: so lebendig tritt uns alles vor die Augen, und so glücklich trifft der Erzähler jenen derben, biederen Ton der Rede, der uns die Weise unserer Altvordern weit eindringlicher schildert, als die sorgfältigste Zeichnung des Kostüms vermöchte. Erst von dem Augenblicke an, wo den Dichter die poetische Kraft verläßt, wo er sich in nachtwandlerische Träume verliert, werden unsere historischen Bedenken wach. Und nochmals erhebt sich die Frage: warum Kleist nicht, nach dem Rate seines Freundes Pfuel, diesen köstlichen Stoff zu einem Drama verwendet hat? In seinen Dramen tritt „die Unart seines Geistes", das schlafwandlerische, phantastische Wesen zuweilen störend, nie zerstörend auf; hier in der Erzählung läßt er sich gehen, und das schöne Gedicht, ein Werk seiner reifsten Jahre, wird ganz und gar verwüstet.

Verfolgen wir sein dramatisches Schaffen weiter, so beobachten wir fortan ein mächtiges Aufsteigen seiner dichterischen Kraft, zunächst an der Tragödie Penthesilea. Man erzählt von Hegel, daß er einst, als Tieck den Othello vorlas, entsetzt ausrief: „Wie zerrissen mußte dieser Mensch, Shakespeare, sein, daß er den Jago so darstellen konnte" — worauf Tieck entgegnete: „Herr Professor, sind Sie des Teufels?" Die Schnurre ist wenn nicht wahr, doch gut erfunden. Wer der Kunst nicht lebt, nur zuweilen aus der befriedeten Welt des Gedankens sich in ihren Zauberkreis hinüberstiehlt, wird sich leicht versucht fühlen, den Künstler, der ein krankes Menschenherz schildert, selber für krank zu halten. Und

freilich, solange Kleists Briefe noch verborgen lagen, blieb die Penthesilea, das subjektivste seiner Werke, unverständlich wie der Traum eines Fiebernden; seit wir jene Geständnisse kennen, erscheint gerade diese wilde Dichtung als der Anfang seiner Genesung. Er faßte sich endlich das Herz, den Kämpfen seiner letzten Jahre ins Gesicht zu sehen, er wagte sie zu einem Kunstwerke zu gestalten, und sobald ein Dichter sein Leid gesteht, beginnt er schon es zu überwinden. Die Erlösung freilich, die reine dauernde Versöhnung, welche ein Goethe in solchem Geständnis seiner Qualen fand, sollte dieser Unglückliche niemals erreichen. Der ganze Schmerz und Glanz seiner Seele, so sagte er selbst, ist niedergelegt in der Penthesilea; sein eigenes Ringen und Leiden, jene wilde Jagd nach dem Ruhm, dem vollendeten Kunstwerk, und sein fürchterlicher Fall erschüttern uns in dem Schicksal dieser Königin der Amazonen, die den Schönsten, den Herrlichsten der Männer zu ihren Füßen niederzwingen will und nach kurzem Rausche des Übermuts in rasendem Toben untergeht — denn nicht dem Speer des Feindes,

dem Feind in ihrem Busen wird sie sinken!

Wie glücklich fühlt sich der Dichter, „einmal etwas recht Phantastisches zu schreiben", die einfache Großheit des Achilleus und des Diomedes inmitten der Farbenpracht einer traumhaften Wunderwelt zu schildern! Wie dürr und kahl erscheinen neben dem Duft und Glanz dieser Verse die gleichzeitigen, durchweg unglücklichen Versuche der Romantiker, das Altertum auf ihre Weise wiederzubeleben — ganz zu geschweigen jener langweiligen Penthesilea, welche Tischbein damals auf die geduldige Leinwand sündigte. An seine Heldin verschwendet der Dichter alle Schätze seines Herzens, denn er liebt sie, und oft klingt uns aus seinen Worten die unbefangene Sinnlichkeit der Heiden entgegen. Er wagt sich an das unheimliche Geheimnis der Schönheit, das schon Vater Homer kannte, er will ein Weib schildern, so entzückend schön, daß jedes sittliche Urteil vor ihr verstummt. Ihm ist zumute wie jenen Greisen von Troja, die auf den Mauern sitzend das Verderben bejammern, das um eines Weibes willen über ihr Volk kam — und da die Unheilvolle plötzlich unter sie tritt, wagen sie doch nicht zu zürnen, so schrecklich (αἰνῶς) packt sie der Anblick der schönen Helena.

Aber selbst die Kraft unseres Dichters wird zunichte vor der Unnatur seines Stoffes. Schon vor einer antiken Amazonenstatue verweilen wir mit seltsam befremdeter Empfindung, und doch darf die bildende Kunst in diesem Falle mehr wagen als die Dichtkunst. Unser Erstaunen

steigert sich zum Grauen, sobald uns das Seelenleben eines Mannweibes, dies wilde Durcheinanderwogen von Heldenstolz und Kampflust, von edler Liebe und roher Brunst in der hellen Beleuchtung eines modernen Dramas entgegentritt. Nun gar das Umschlagen der Wollust in Blutgier, dies allerscheußlichste Rätsel des Menschenherzens, an einem Weibe zu beobachten, wer könnte das ertragen? Was gilt uns die prachtvolle Schilderung der Rosenfeste von Themiskyra, wo die kriegerischen Amazonen, seligen Schauers voll, die besiegten Jünglinge bekränzt zum Altare der Aphrodite führen? Von dem Liebeswahnsinn dieser Jungfrau, die ihre Zähne in den zuckenden Leichnam des Bräutigams schlägt, wendet sich jedes natürliche Gefühl. Und sogar die schöne Form leidet zuletzt unter der Verkehrtheit der Idee, da die Raserei der Königin in läppischen Irrsinn übergeht.

Wir fühlen, wie krampfhaft das Herz noch zuckte, dem diese wilden Verse entströmten, aber auch wie erleichtert der Dichter aufatmen mußte, da er also seinen Schmerz bekannt hatte. Endlich einmal schien das Geschick dem Unglücklichen freundlich zu werden; er gründete in Dresden eine literarische Zeitschrift, den Phöbus, hoffte zuversichtlich, sich jetzt einen ehrenvollen Platz in der Künstlerwelt zu erobern, trat den geselligen Freuden wieder näher. Schon mehrmals früherhin hatte der „arme Brandenburger" seinen Wanderstab ruhen lassen auf diesem lieblichen Winkel deutscher Erde und stundenlang die Madonnenbilder der Galerie betrachtet und die dunkeln Waldgründe durchstreift, die in das lachende Elbtal münden, und droben von der Brühlschen Terrasse träumend hinabgeschaut auf die sanften Windungen des Flusses und das alles in entzückten Briefen der Schwester geschildert. Es war noch das alte Dresden, die prächtige und doch stille Stadt, die Canaletto gemalt hat, so recht ein Platz zum Träumen und zum Dichten, noch nicht der abgetretene Spaziergang blasierter Touristen. Und — so seltsam spielt der Reiz des Kontrastes in dem Künstlergemüte — gerade hier in dem Schmuckkästlein des Rokokostils erwachte dem Dichter der Sinn für die heimische Vorzeit; sein Geist, der so lange in die Ferne geschweift, kehrte ein in die Fülle des deutschen Lebens, um seine schönsten und reifsten Werke aus dieser reinen Quelle zu befruchten. Er fühlte sich jetzt Mannes genug, einen neuen Herzenskummer, der ihn traf, sofort als Künstler zu überwinden. All die Träume von Liebesglück, die ihm so schmerzlich zerronnen waren, rief er wach, um im Gedichte ein Weib zu schaffen, wie er es

ersehnte und nie finden sollte, und alle sanften, glücklichen Erinnerungen seines Lebens versammelte er um sich, um dem geliebten Bilde eine freundliche Umgebung zu bieten. Die alte gotische Kirche stieg wieder vor ihm auf, die seinem Vaterhause gegenüberstand, mit ihrem schweren Turme und den geborstenen roten Backsteinzinnen, die der Knabe so oft ahnungsvollen Blickes betrachtet; er sah die finsteren Tore und die steilen Giebelhäuser in der alten Oderstadt; jene zarten Bilder von dem „Cherub mit gespreizter Schwinge“, von dem „süß duftenden Holunder“, die in seinen älteren Gedichten flüchtig wie ein Sonnenblick aus dichtem Gewölk erschienen, erwachten wieder und mahnten ihn, sie reich und fertig zu gestalten. Also schuf der seltsame Mann, der in allem von der Regel abweicht, in seinem zweiunddreißigsten Jahre das jugendlichste seiner Werke: das Käthchen von Heilbronn.

Wir fühlen ihm nach, wie er mit der naiven Freude des Entdeckers vor den wundersamen Gestalten steht, die er in der Vorzeit seines Volkes aufgefunden; ein frischer Duft weht uns an wie der Erdgeruch aus dem umgebrochenen Acker. Seine Heldin nennt er selbst „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung wie jene durch Handeln“. Noch nicht sechzig Jahre sind verflossen, seit dies Werk zuerst an der Wien vor die Lampen trat; und schon mutet es uns an wie eine Sage aus uralter Vorzeit, kaum mehr verstanden von der hellen, strengen Gegenwart. In jedem Volke begegnen uns einzelne Dichtungen, welche, ohne den Stempel klassischer Vollendung zu tragen, doch unantastbar dastehen, weil sie geweiht sind durch die Liebe eines vergangenen Geschlechts; sie fordern, daß der Nachlebende sie dankbar hinnehme wie ein Gebilde der Natur. So dies Gedicht; aus ihm reden alle jene holden, traulichen Träume, die unseren Müttern die Jugend beseligten, die Herzenssehnsucht einer Zeit, die unser kälterer Verstand zugleich übersieht und um die Innigkeit ihres Gefühls beneidet. Ich kann nicht ohne Rührung der Stunden denken, da mir meine Mutter von ihren ersten Gängen zum Theater erzählte: wie glückselig hat dies unschuldige Mädchengeschlecht dem Käthchen gelauscht, wenn sie unter dem Fliederbusch ihre keusche Liebe träumt! Der Dichter aber, der so glücklich einen Schatz aus dem Gemüte seiner Zeit zutage gefördert, er war längst nicht mehr, als das Käthchen endlich auf allen Bühnen sich einbürgerte; wir meinen oft seinen Schatten zu sehen, wie er niederschaut auf diese verspäteten Erfolge und bitter lachend wie sein Prinz von Homburg die Achseln zuckt:

Nur schade, daß das Auge modert,
das diese Herrlichkeit erblicken soll!

Selbst heute noch können wir die Kraft des einfachen Märchens erproben: in unseren Vorstadttheatern weilt ein Publikum, zu arm an Bildung und zu schwer bedrückt von den Sorgen des eigenen Lebens, um die Gewalt des tragischen Schmerzes zu ertragen, doch nach deutscher Art zu gesetzt, um allein dem Lustspiele zu huldigen. Hier ist der rechte Tummelplatz für das ernste Drama mit glücklichem Ausgange; hier hat das Femgericht noch seine Schrecken, hier findet der erbärmliche Darsteller des wackeren Gottschalk noch seine Bewunderer, die Kunigunde ihre leidenschaftlichen Feinde. Wir müßten sehr niedrig denken von dem sittlichen Berufe der Kunst, wollten wir solche Erscheinungen über die Achsel ansehen; danken wir Gott, daß das Pariser Hetärendrama noch nicht überall sein Szepter schwingt. Es ist nicht bloß der ritterliche Lärm und Pomp, was diese braven Leute so tief ergreift; noch mächtiger wirkt die Kraft der volkstümlichen Sprache, die Innigkeit des Gemüts, die aus jeder Zeile redet, die Anschaulichkeit der einfach verständlichen Motive. Selbst der Haß, sonst der deutschen Gutmütigkeit so schwer faßlich, erklärt sich hier von selbst. „Der Mensch wirft alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, nur kein Gefühl" — das versteht auch der gemeine Mann, nicht die Worte, doch den Sinn.

Freilich muß das Drama von kundigen und rücksichtsvollen Händen vorgeführt werden, mit Pietät nicht vor den schwachen Nerven der Hörer, sondern vor der kräftigen Eigentümlichkeit des Dichters. Welche Barbarei, wenn der zartsinnige Regisseur die Szene, wo Graf Wetter vom Strahl dem Käthchen mit der Peitsche droht, verletzend findet, statt der Roheit eine Niederträchtigkeit einfügt und den Grafen das Schwert zücken läßt auf die Wehrlose! Freilich muß man die Ansprüche der absoluten Kritik daheim lassen. Ist die hingebende Liebe des Käthchens nicht schon selbst wunderbar genug? Ist es nicht bare Tautologie, das größere Wunder durch ein kleineres zu erklären? Verliert Käthchens Liebe nicht an Wert durch den zwingenden Zauber, der sie an den Ritter kettet? Und geht nicht zuletzt der ideale Gehalt des Gedichts geradezu verloren, da nicht das arme Bürgerkind durch die Macht der Liebe über den Stolz des Ritters triumphiert, sondern die Kaiserstochter dem Grafen ihre ebenbürtige Hand reicht? Solche unwiderlegliche Einwände vergessen nur das Entscheidende, daß ein

Märchen, ein dramatisch behandelter epischer Stoff nicht unbedingt den Gesetzen des Dramas gehorchen kann; liegt es doch im Wesen des Märchens, die Wunder des Herzens durch die Aufhebung der Ordnung der Natur zu erklären, Lohn und Strafe in der allersinnlichsten Form erscheinen zu lassen. Der zarte Duft des volkstümlichen Stücks verfliegt, wenn wir mit so derber Hand daran treten. Wir beklagen nur, was der Dichter selbst aufs bitterste bereut hat, daß er dem märchenhaften Charakter des Stücks nicht treu geblieben. Rücksicht auf die Ansprüche der Bühne, denen das Käthchen doch niemals völlig genügen kann, verleitete ihn, statt der zaubergewaltigen Fee Kunigunde jenes nüchterne rationalistische Scheusal zu schaffen, das so widerwärtig erscheint hier in der heiteren Fabelwelt, wo höhere Geister noch gern mit dem farbenreichen Menschenleben verkehren. Die maßlose Heftigkeit des Dichters verführt ihn auch diesmal, jedes Motiv zu Tode zu hetzen. Er kann sich nicht genug tun in der Schilderung seiner Heldin, er jagt sie durch alle Stufen der Erniedrigung hindurch, und während er ihr eine übermenschliche Demut leiht, die der Selbstentwürdigung zuweilen nahe kommt, häuft er auf ihre Feindin Kunigunde eine ganz unmögliche Last der Schändlichkeit. Er litt noch unter dem Schmerze um seine verlorene Braut und meinte sich berechtigt, ein Weib ohne Herz mit seinem Hasse zu zeichnen.

Während Kleist so liebevoll die Gestalten der deutschen Vorwelt schilderte, war in ihm längst der heilige Schmerz erwacht um die Gegenwart des Vaterlandes. Er hatte wohl einst über seinem Dichterleide die weite Welt und Deutschland mit ihr vergessen, den Tod gesucht, wo es auch sei. Sobald er sich selber wieder angehörte, regte sich doch der preußische Offizier. Der Künstler steht der Natur näher als der Denker; löst er sich ab von seiner Heimat, so geschieht ihm wie dem starken Baume, der in fremden Boden verpflanzt die Schollen des mütterlichen Erdreichs an seinen Wurzeln mit sich nimmt. Der freie Geist des Dichters hatte das öde Einerlei des Garnisondienstes nicht ertragen, er mochte zuweilen von der Höhe seiner philosophischen Bildung mitleidig herablächeln auf die militärischen Barbaren daheim. Die stolzen kriegerischen Erinnerungen seines Vaterhauses, dem des Königs Rock als das Kleid der Ehre galt; die glänzenden Bilder des preußischen Waffenruhms, die durch die Träume seiner Kinderjahre geschritten waren, hafteten doch weit fester, als er sich selbst gestand, in seinem treuen Gemüte; und als das Verderben an seinen Staat heran=

trat, da erwachte der Stolz des Preußen, des Deutschen, die angelernten philantropischen Ideen fielen zu Boden. Schon während des Feldzugs von 1805 fragt er bitter, warum der König nicht sofort, nachdem die Franzosen durch Ansbach marschiert, seine Stände zusammenberufen und durch einen kühnen Krieg die Verletzung des preußischen Gebiets gerächt habe. Immer häufiger erklingt fortan in seinen Briefen die Klage über die finstere Zeit, wo das Elend jedem in den Nacken schlägt. Auf die erste Kunde von der Schlacht von Jena schreibt er mit dem ganzen Stolze und der ganzen Verblendung eines friderizianischen Offiziers: „20 000 Mann auf dem Schlachtfeld und doch kein Sieg!“ Dann erfährt er wie ein Betäubter die volle schreckliche Wahrheit, dann übergibt ein Mann, der seinen Namen führt, die erste Festung Preußens schimpflich an den Feind, dann sieht der Dichter in Königsberg aus nächster Nähe den tiefen Fall des Hofes und des Staates, und endlich muß er die Faust des Unterdrückers noch an seinem Leibe empfinden. Sein scharfer Verstand hatte schon vor Jahren, da er umnachteten Sinnes durch Frankreich irrte, die prahlerische Nichtigkeit der eiteln Welteroberer unbarmherzig durchschaut; auch ihre Roheit sollte er jetzt erfahren, da er während des Feldzuges von 1807 durch ein Mißverständnis als Spion gefangen und nach Frankreich geschleppt wurde. Er saß dann durch lange finstere Wochen auf dem Schlosse Joux hoch im Jura, auf derselben Festung, wo einst Mirabeau die wildesten Stunden seiner Jugend verlebt hatte.

Nun kehrte er heim in sein geschändetes Vaterland, mit dem vollen Verständnis für die Größe der Zeit, er sah „Ungeheures, Unerhörtes nahen“, eine Macht des Unheils heranfluten wider jedes Heiligtum der Menschheit. Und diese Empfindung wuchs und wuchs, sie wurde etwa seit der Vollendung des Käthchens (1808) die herrschende Macht in seinem Geiste, also daß Dahlmann den Selbstmord des Dichters kurzweg aus der Verzweiflung am Vaterlande erklärt. Wer kennt nicht eine jener einsiedlerischen Naturen, die in tiefer Stille mit der ganzen Macht ihrer unzerstreuten Leidenschaft alle Zuckungen der vaterländischen Geschicke mitempfinden? So lebte auch Kleist in seinem einsamen Zimmer ein hocherregtes historisches Leben: prächtig, eine himmelhohe Flamme schlug dann das entfesselte Gefühl aus seiner verschlossenen Brust empor. Er brauchte nicht erst, wie die zum Vaterlande zurückkehrenden Gelehrten, die Fichte und Arndt, auf den weiten Umwegen des Gedankens die Idee des Volkstums und ihr Recht sich

selber zu erklären. Er liebte Deutschland, wie dem Dichter ansteht, unwillkürlich, unmittelbar, „weil es mein Vaterland ist“ — so läßt er in seinem patriotischen Katechismus einen deutschen Knaben sprechen. Die glorreiche Fahne, die er einst in seinen jungen Händen getragen, da lag sie im Staube. Ihre Ehre war die seine. Ihre Schmach zu rächen greift er zu jeder Waffe, er schreibt Pamphlete, Satiren und ohne jedes ästhetische Bedenken Gedichte. Er hätte sie nicht verstanden, die armselige Frage, die in einer späteren müden Zeit unter uns aufgeworfen ward, die Frage, ob eine Poesie des Hasses ein Recht habe zu sein. Er wußte, daß die Dichtung jedes berechtigte Gefühl der Menschenbrust schildern darf und daß in diesen Tagen der Haß die letzte und höchste Empfindung des deutschen Mannes war. Es galt das Dasein der Nation; die Begeisterung der Ideologen, die Stimme des natürlichen Gefühls und die Berechnung des Staatsmannes fielen in eines zusammen; nur eine solche Zeit konnte einen so ganz in der Anschauung, der Empfindung lebenden Geist zur politischen Dichtung führen.

Kleist ward, nach dem alten Gleim und den Poeten des Siebenjährigen Krieges, der erste unserer neueren Dichter, der seine Muse den politischen Zwecken des Augenblickes dienen ließ, der erste, dem dies Wagnis völlig glückte. Er weiß und will nur eines — den Kampf der Waffen, augenblicklich, unverzüglich. Er lacht der „Schwätzer“, der Tugendbündler und Philosophen, die von einem Kampfe der Gedanken faseln, wirft ihnen Spottverse ins Gesicht ganz so ungeschlachtet und ungerecht wie jene, die er einst gegen Goethe geschleudert hatte. Es leidet ihn nicht mehr im Norden, als der Krieg von 1809 beginnt, er eilt hinaus nach dem Schlachtfelde von Aspern, und da auch diesmal die Heere der Feinde siegen, faßt er in vollem Ernst den Gedanken auf, mit dem die erbitterte Jugend jener Tage spielte: er will durch die Ermordung Napoleons das Vaterland befreien und — mit einer großen Tat sein eigenes zerrüttetes Dasein beenden. So berichtet eine nicht streng beglaubigte, aber keineswegs unglaubhafte Überlieferung; allem Anschein nach hat nur ein Zufall den gräßlichen Plan vereitelt. Und derselbe dämonische Haß, dieselbe fürchterliche Wildheit tobt auch durch seine patriotischen Gedichte. Feuriger hat nie ein Sänger zu unserem Volke gesprochen als Kleist in der mächtigen Ode „Germania an ihre Kinder“:

Schlagt ihn tot, das Weltgericht
fragt euch nach den Gründen nicht!

Die Lust der Vergeltung, unzertrennlich von jeder Erhebung eines miß=

handelten Volkes, hat auch in unserem Freiheitskriege mächtiger gewaltet, als wir nach den verblaßten Schilderungen der Nachlebenden gemeinhin annehmen; schrieb doch Gneisenau nach dem Tage von Leipzig frohlockend wie ein antiker Held: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen.“ Wollen wir Kleists furchtbare Zeilen: „alle Triften, alle Stätten färbt mit ihren Knochen weiß“ geschichtlich verstehen, so müssen wir uns der Stimmung erinnern, die im Jahre 1813 in den unteren Schichten unseres Volkes lebte: — der wilden Kriegsweise der Landwehrmänner: „Schlag ihn tot, Patriot, mit der Krücke ins Genicke“; der gefangenen Rheinbundsoffiziere, denen der preußische Soldat die französischen Orden von der Brust riß; des gräßlichen lautlosen Würgens in der ersten Landwehrschlacht, bei Hagelberg, und all der rohen Auftritte, welche des Krieges Gefolge bilden.

Nur diese Glut der Leidenschaft erlaubt unserem Dichter das Unmögliche: ein Poet zu bleiben, indem er die allerbestimmteste Tendenz verfolgt. Seine Lieder halten sich ganz in der Sphäre der reinen Empfindung und streifen nie über in das Gebiet der Reflexion, der Phrase, wohin seine Nachfolger, die Sänger der Freiheitskriege, sich nicht selten verirren. Zwar, dem Manne, der seinen Hermann sagen läßt, einen Gallier, einen Deutschen könne er sich wohl als Weltherrscher denken, „doch nimmer diesen Latier, der keine andre Volksnatur verstehen kann“ — ihm wird man nicht vorwerfen, er habe die Idee des großen Kampfes nicht verstanden. Auch vermag er zuweilen sein erregtes Gefühl zu gehaltenem, maßvollem Ausdrucke zu zwingen; wie würdig und edel stellt er die sittliche Größe des gedemütigten preußischen Staates dem rohen Hochmut des Siegers gegenüber, indem er den nach Berlin heimkehrenden König also anredet:

> Blick auf, o Herr, du kehrst als Sieger wieder,
> wie hoch auch jener Cäsar triumphiert!

Doch der Grundton, der vorherrschende Charakterzug seiner patriotischen Poesie bleibt nichtsdestoweniger der Haß, und darum stellt sie nur eine Seite der großen Erhebung dar, welche ein Jahr nach des Dichters Tode begann. Denn Gott sei Dank, nicht so nach Spanierart, wie dieser Dichter träumte, sollten die Deutschen in den Entscheidungskampf hineinstürmen. Von dem sittlichen Pathos und der religiösen Begeisterung der jungen Freiwilligen, von der Gutherzigkeit und dem Edelmute, die unser Volk auch in seinem wilden Hasse sich bewahrte — von diesen herzgewinnenden Tugenden, wodurch die deutschen Freiheits-

kriege in der gesamten modernen Geschichte einzig dastehen und allmählich selbst die Bewunderung ihrer eiteln Feinde erwecken — von alledem ist in Kleists Gedichten wenig zu spüren. Er redet die Sprache einer gequälten Zeit, die sich in wilden Träumen hinaussehnt nach dem Kampfe und nur den einen Gedanken zu denken vermag: „zu den Waffen, zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen". Erst mit der Erhebung, mit der Gewißheit des Sieges konnte die patriotische Leidenschaft Maß und Haltung gewinnen. Und wer darf bezweifeln, daß Kleist, hätte er den Tag der Befreiung erlebt, fähig gewesen wäre, mit einzustimmen in die reineren und freieren Klänge jener glücklichen Zeit? Wer fühlte nicht, daß der Haß des Dichters nur die Kehrseite ist einer innigen Liebe?

Derber, roher noch redet der Ingrimm in den prosaischen Schriften. Mit unbeschreiblich grausamem Spott wird das märkische Edelfräulein geschildert, das sich von einem französischen Gecken verführen läßt, der sächsische Offizier, der mit patriotischem Hochgefühl unter den Fahnen des Rheinbundes weiter dient. Dann folgen Anekdoten aus dem letzten Kriege, kleine Züge preußischen Soldatenmuts, die den Geist des Heeres beleben sollen, vorgetragen im allerderbsten Wachstubentone, mit zynischem, wildem Humor; der Erzähler weiß sich vor Entzücken kaum zu halten, wenn seine Helden noch sterbend mit „einem ungeheuren Witze" die Franzosen verhöhnen. Auch die erhabene Rhetorik Arndts, den Ton des „Geistes der Zeit" versucht der Dichter in einzelnen pathetischen Aufsätzen nachzuahmen. Ganz unbefangen wiederholt er die Bilder und Wendungen seiner Gedichte in den prosaischen Schriften. Mit vollem Rechte; denn der Wert dieser unförmlichen Versuche liegt allein in der wilden Naturkraft einer patriotischen Leidenschaft, welche in unserer gesamten Literatur kaum ihresgleichen findet. — Was immer uns erschrecken und empören mag an diesem erregten Tun, wir freuen uns doch, den Dichter also zu sehen. Sein Auge, das so lange in unfruchtbarem Mißmut nur in sich hineingeschaut, blickt freier, offener in die Welt hinaus; die krankhaften Züge seines Wesens treten zurück vor der Hoheit einer großen Leidenschaft.

Schon vor dem Kriege von 1809 hatte Kleist in seiner „Hermannsschlacht" ein Bild des Befreiungskampfes gezeichnet, wie er ihn sich dachte. Wir überschauen mit *einem* Blicke das Aufsteigen unseres Volkes von der lyrischen zur dramatischen Empfindung, wenn wir dies mächtige Werk, wo selbst die „See, des Landes Rippen schlagend, Frei-

heit brüllt", mit Klopstocks Hermannsschlacht vergleichen. Nichts mehr von dem unbestimmten Pathos, das bisher immer den Schilderungen der germanischen Urzeit angehaftet hatte; leibhaftig, in voller sinnlicher Wahrheit tritt diese fremde Welt vor uns hin, ausgemalt bis in den kleinsten Zug und doch ohne alle gelehrte Genauigkeit. Nichts mehr von dem „Bardengebrüll" abstrakter Heroengestalten; wir sehen den Hermann der Geschichte, den staatsmännischen Barbaren, der um des Vaterlandes willen keine der argen Künste römischen Truges verschmäht. Er sucht den Tod im Freiheitskampfe, und nichts soll ihn bewegen, „das Aug' von dieser finstern Wahrheit ab buntfarb'gen Siegesbildern zuzuwenden"; nichts ist ihm hassenswürdiger, als was sein Herz erweichen, dem großen Werke entfremden könnte: „Was brauch' ich Latier, die mir Gutes tun?" Seines Landes Blüte, die Gefühle seines Weibes, die Treue des gegebenen Wortes opfert er ohne Bedenken; der geborene Herrscher, wohin er tritt, spielt er voll übermütigen Humors mit seiner Umgebung; doch an der religiösen Andacht, womit er seinen Plan betreibt, mag man erkennen, wie zartbesaitet das Gemüt dieses rauhen Helden ist. Nur einem Boten vertraut er die verhängnisvolle Botschaft an Marbod, denn „wer wollte die gewaltigen Götter also versuchen"? — und als endlich die große Stunde erscheint, als die Barden ihren erhabenen Gesang beginnen, da bricht der eiserne Mann, jedes Wortes unfähig, in tiefer Bewegung zusammen. Wie in übermütiger Laune, in bewußtem Gegensatze zu den leeren Tugendmustern der Klopstockschen Muse zieht der Dichter das Idealbild der Thusnelda in die Kleinheit des zeitgenössischen Lebens herab; er schildert sie „wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen", als eine Geistesverwandte jenes märkischen Edelfräuleins.

Das Gelungene nimmt der Leser hin als selbstverständlich; wenige fühlen, welcher Künstlerweisheit der Dichter bedurfte, um einen so ganz unästhetischen Stoff zu gestalten. Die Römer werden durch berechneten Verrat in das Verderben gelockt; die Gefahr liegt nahe, daß unsere Teilnahme von den Unterdrückten sich zu den Unterdrückern wende. Aber der frevelhafte Übermut dieser Fremdlinge macht jedes Mitleid mit ihrem Untergange unmöglich; und doch ist der Römerstolz zu anziehend geschildert, als daß sie uns ästhetisch beleidigen könnten. Der Grimm des Helden steckt uns an; wir glauben, wir verzeihen alles der Wahrhaftigkeit dieses Hasses, wir rufen mit ihm:

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben!

Der epische Stoff gestattet nicht eine wahrhaft dramatische Verwicklung. Die ersten vier Aufzüge enthalten nur die Exposition, und der Schluß, die Teutoburger Schlacht, kann, da das Drama der epischen Massenbewegung nicht mächtig ist, dem weit ausholenden Anlaufe nicht ganz entsprechen. Auch diesen unheilbaren Mangel weiß der Dichter durch kunstvolle Steigerung mindestens zu verdecken: wir folgen dem Anschwellen der Volksbewegung mit wachsender Spannung, wir sehen die schwarzen Wasser Zoll für Zoll emporsteigen und zittern dem Augenblicke, da die Flut über den Damm hinüberschlagen muß, mit einer Angst entgegen, welche der echten dramatischen Spannung sehr nahe kommt. Darum bleibt immerhin möglich, daß das Werk noch einmal dauernd für die Bühnen gewonnen werde. Allerdings nur für die zwei oder drei Bühnen, welche noch ein erträgliches Ensemble zustande bringen; denn ewiger Vergessenheit möge er anheimfallen, der zähnefletschende, in einem Löwenfelle einherstolzierende Unhold, der sich vor einigen Jahren auf einem namhaften Theater böswillig für Hermann den Cherusker ausgab: — und wo ist der Schauspieler zweiten Ranges, der sich an die kleine Rolle des Varus wagen darf? der den geknickten Stolz des Römerfeldherrn, die Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, das Grauen vor den Schicksalsworten der Alraune in einem Monologe von vier Versen veranschaulichen könnte?

In einigen Zügen maßloser Wildheit verrät sich wieder der Sänger der Penthesilea. Man mag die gräßliche Szene ertragen, wo der alte Germane sein geschändetes Kind ersticht: der Dichter hat mit glücklicher Ahnung erkannt, daß Verbrechen wider die Frauen bei allen edeln Völkern jederzeit ein Haupthebel großer Empörungen waren. Doch schlechthin empörend bleibt der Auftritt, wo Thusnelda ihren römischen Verehrer von der Bärin zerfleischen läßt — unerträglich schon, weil *diese* Thusnelda solcher Rache nicht wert ist. Die Tendenz des Gedichts tritt mit solcher Unbefangenheit hervor, daß wir auf die Rheinbundskönige unter den Germanenfürsten mit Fingern weisen können; aber die Tendenz liegt in dem Stoffe selbst. Und stehen wir selber denn heute, da die alte Blutschuld der Könige von Napoleons Gnaden noch immer nicht gesühnt ist, den Leidenschaften dieser napoleonischen Zeit ganz freien Gemüts gegenüber? Darf der Deutsche gänz-

lich untergehen in dem Ästhetiker? Darf er nicht auch seine patriotische Freude haben an der erhabenen poetischen Gerechtigkeit, welche dieser Hermann vollstreckt? Ich bekenne gern, daß ich niemals ohne herzliche Erquickung lesen kann, wie dem Ubierfürsten Friedrich von Württemberg der Kopf vor die Füße gelegt wird.

Wie der Dichter einst der finsteren Erscheinung der Penthesilea die rührende Gestalt des Käthchens hatte folgen lassen, so trieb ihn jetzt ein glücklicher Geist, diesem Gemälde seines patriotischen Hasses ein heiteres Bild der Heimatliebe entgegenzustellen. Er schuf das reifste seiner Werke, den Prinzen von Homburg, und knüpfte schöne Hoffnungen daran. Aber die kalte Aufnahme des Werkes sollte ihm zeigen, wie wenig eine politisch bewegte Zeit fähig ist zu begreifen, daß eine patriotische Idee dem Künstler selten mehr sein kann als ein Motiv. Er sollte erfahren, wie wenige Leser in jeder Zeit imstande sind, das Ganze eines Kunstwerks zu fassen. Wir hofften, hieß es, einen Helden zu schauen voll Kraft und edler Gedanken, der alles besitzt, was unserem gedrückten Geschlechte fehlt; und nun bringst du uns diesen wächsernen Achilles, so schwach und menschlich wie wir selbst? Und doch ist Kleists Prinz von Homburg die idealste Verherrlichung des deutschen Soldatentums, welche unsere Dichtung besitzt. Seltsam genug schreibt das große Publikum dem „Lager Wallensteins" dies Verdienst zu. Weil Schiller uns selbst unter der ruchlosen Soldateska des Friedländers heimisch macht, weil die seltene Erscheinung seines Humors hier in glänzenden Funken sprüht, so hat man sich gewöhnt, dem nur dramatisch Gültigen absoluten Wert beizulegen. Unsere Soldaten singen das ganz dramatisch gedachte Reiterlied so harmlos, als wäre die rohe Kampfwut einer entsetzlichen Horde ein passendes Gefühl für unser Volk in Waffen. Wie bei so vielen Gedichten Schillers ist auch hier durch den langen Gebrauch der wahre Sinn verlorengegangen. Nun gar was sich heute Soldatenpoesie nennt — jene witzelnden Klatschgeschichten aus der Langeweile des Rekrutendrillens und des Parademarsches — das ist jedem rechten Soldaten ein Greuel. Hier aber redet jener schöne Idealismus des Krieges, der jedem rechten Deutschen unverwüstlich im Blute liegt. In jeder Zeile kriegerisches Feuer, überall die kecke, frische deutsche Reit- und Schlaglust, und doch so gar nichts von dem polternden Säbelgerassel der Franzosen. Es ist als ob der Dichter vor- und rückschauend ein ideales Durchschnittsbild gezogen hätte aus der Geschichte der preußischen Armee von Fehrbellin

bis Königgrätz. Tapfere Krieger, geschart um einen heldenhaften Fürsten, in fester Manneszucht geschult, und doch freie Männer, deutsche Naturen, die auch unter der harten Ordnung des Gesetzes sich noch ein selbständiges Herz bewahren und dem Herrscher aufrecht die Wahrheit sagen — so war, so ist das Heer, das Deutschlands Schlachten schlug, und hier wird es uns geschildert mit einfacher Treue, mit jener anheimelnden Wärme, welche nur das Selbsterlebte dem Dichter in die Seele haucht.

Von diesem bewegten Hintergrunde nun hebt sich ab eine fein und tief gedachte dramatische Verwicklung. Jetzt endlich ist Kleist ganz Dramatiker; nachdem er sich so oft in epische Stoffe verloren, hält er sich hier streng in den Schranken seiner Kunstform. Er zeigt uns, wie der Jüngling vom Manne träumt und dann zum Manne wird — ein Problem, althergebracht in den Romanen und leicht zu lösen für den Romandichter, doch überaus schwierig für den Dramatiker. Und wieder wie in der Penthesilea, aber milder, heiterer als dort, erzählt uns der Dichter die Geschichte seines Herzens; er leiht seinem Helden seine eigene wundersame Empfindung, diese jähe, stürmische Leidenschaft, die dann plötzlich wie in Zerstreutheit innehält, sich verliert in süße Selbstvergessenheit. Der Prinz erscheint zu Anfang als ein unreifer, übermütiger Jüngling, er lebt wie einst der Dichter selbst immer in der Zukunft, nie dem Augenblicke; begehrlich schweifen seine stolzen Träume den Taten um eine Welt voraus; mit all seiner Liebenswürdigkeit ist er doch noch erfüllt von jener naiven Selbstsucht der Jugend, die den Gedanken der Pflicht, des Gesetzes nicht fassen kann. In solcher Stimmung unternimmt er in der Schlacht von Fehrbellin gegen den Befehl des Kurfürsten den kecken Angriff, der den Sieg entscheidet. Und hier weiß der Dichter mit bewunderungswürdigem Künstlerverstande selbst die dramatisch ganz unbrauchbare rührende Geschichte von dem Opfertode des Stallmeisters Froben als einen Hebel der Entwicklung zu verwenden. Der Kurfürst gilt für tot, man hat sein weißes Schlachtroß im Getümmel fallen sehen. Der Prinz fühlt sich darum als den Führer des Heeres, als den Beschützer des verwaisten Hofes, er bekennt der Prinzessin Natalie seine Liebe und steigt zum Gipfel des Übermutes empor: alle Kränze des Ruhmes und der Liebe wähnt er mit einem Griffe auf seine trunkene Stirn herabzureißen — gleich dem Dichter des Guiscard. Da erscheint der totgeglaubte Kurfürst wieder. Dem Jüngling tritt der Mann entgegen, so groß und so schlicht, so

streng und so weich, eine herrliche Fürstengestalt, von der wir nur bewundernd sagen können: das ist deutsche Herrschergröße. Der vorwitzige Knabe soll jetzt den Ernst des Gesetzes empfinden, der ungehorsame General wird zum Tode verurteilt. Unbarmherzig, wie immer, wenn es gilt einen tiefen Gedanken bis auf die Hefe auszuschöpfen, treibt nun der Dichter den aus seinen Träumen Aufgestörten hinab in die tiefste Entwürdigung. Der Prinz bettelt um sein Leben, und erst als er endlich die Gerechtigkeit des harten Spruchs erkennt, sein Haupt freiwillig dem beleidigten Gesetze zur Sühne darbietet, wird Gnade und Versöhnung dem Jüngling zuteil, den wir vor unseren Augen in fünf kurzen Akten zum Manne heranwachsen sahen.

Haben wir also die Idee des Dramas begriffen und uns befreundet mit der ungewohnten Erscheinung eines Bühnenhelden, welcher nicht fertig vor uns hintritt, sondern erst wird, dann verstehen wir auch, daß der Dichter in dieser scheinbar höchstpersönlichen Seelengeschichte einen höheren Gedanken darstellen wollte als das Recht der militärischen Subordination: er gab ein Bild von dem Werden des Mannes, hier zum ersten Male gelang ihm eine typische Gestalt. Dann erscheint auch die seltsame Schlafwandlerszene am Eingang lediglich als ein phantastisches Beiwerk, das den Sinn des Sängers gefangen hielt wie ein schöner Traum und doch den Gang des Dramas nicht wesentlich beirrt. Nur ein Mißklang stört das herrliche Gedicht: jene verrufene Szene, die uns den Prinzen in feig unwürdiger Todesfurcht vorführt. Gewiß, die Demütigung des Helden ist unerläßlich für den Plan des Dramas, und ihre poetische Wahrheit empfindet jeder, dem jugendliche Stoiker verhaßt sind. Hundertmal lieber diese hellenische Natürlichkeit, dies naive Schaudern vor dem Tode, als jene gespreizten Eisenfresser der Nachahmer Schillers, welche zur selben Zeit auf allen Bühnen pathetisch bejammerten, daß der Mensch nur einmal den Heldentod sterben kann. Aber die ungestüme Hast unseres Dichters hat leider versäumt, die Hörer, deren tief eingewurzelte Ehrbegriffe er verletzen will, auf das Unerwartete vorzubereiten: wir sahen den Prinzen zuletzt aufgeregt, doch in männlicher Haltung, und plötzlich ohne jeden Übergang windet sich derselbe Mensch jämmerlich im Staube. So jähe Sprünge erträgt die Seele des Hörers nicht. Dazu tritt die unleugbare Versündigung gegen das historische Kostüm. Uns beirrt nicht das prosaische Bedenken, ob im Jahre des Heils 1675 ein brandenburgischer General also denken durfte? Doch wir fragen ungläubig: wie kann dieser Kurfürst,

dieser Oberst Kottwitz, der hier auf der Bühne vor uns steht, dem Prinzen einen so häßlichen Verstoß gegen alle ritterliche Haltung verzeihen? In solcher Umgebung erscheint der Prinz mit seiner antiken Naivität allerdings wie eine Gestalt aus einer anderen Welt.

Jedes echte Kunstwerk ist unerschöpflich, bietet einen Ausblick in das Unendliche. In die leitende Idee des Dramas spielt noch eine zweite Gedankenreihe hinein, welche freilich aus dem hastigen Tun des Helden nicht klar hervortritt, desto klarer aus den Reden der Offiziere. Der Dichter verherrlicht das Recht des freien Heldenmuts, der rettenden Tat neben der toten Regel. Und hören wir die schönen Worte des alten Kottwitz:

> Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
> das wirken soll in deiner Feldherrnbrust,
> das ist der Buchstab deines Willens nicht,
> das ist das Vaterland, das ist die Krone,
> das bist du selber, dessen Haupt sie trägt —

wer sollte da den Sehergeist des Dichters nicht bewundern? Denn geradeso dachten drei Jahre später die Männer des ostpreußischen Landtags, als sie, ohne den Ruf des Königs abzuwarten, für ihn und für das Vaterland sich erhoben.

Noch vor wenigen Jahren wurde auf der Leipziger Bühne der Schlußvers des Dramas, der Schlachtruf der Offiziere: „in Staub mit allen Feinden Brandenburgs", nicht geduldet. Er lautete dort, obschon der mißhandelte Jambus sich heulend wider den Frevel verwahrte, „in Staub mit allen Feinden Germaniens"! Ich aber glaube, daß eine nahe Zukunft den „preußischen Partikularismus", welcher der königlich sächsischen Vaterlandsliebe so anstößig erschien, dem Dichter zum Ruhme anrechnen wird. Der Prinz von Homburg darf noch auf ein langes Bühnenleben zählen, denn er ist, kurz und gut, das einzige gelungene historische Drama hohen Stils, das seinen Stoff aus der neuen deutschen Geschichte schöpft — aus der Geschichte, die noch in Wahrheit die unsere ist, aus der Geschichte, die mit der derben Prosa ihrer Lebensformen uns doch traulicher zum Herzen redet als die phantastische Pracht des Mittelalters. Wir atmen die freie Luft des historischen Lebens und fühlen uns doch behaglich wie in unserem Hause: niemand unter uns, der nicht einmal seine Freude gehabt hätte an dem ehrlichen grauen Schnurrbart eines wirklichen Obersten Kottwitz. Wer ganz empfindet, wie von Grund aus das Gemüt unseres Volkes seit den Stürmen des

Dreißigjährigen Krieges sich verwandelt hat, der weiß diesen glücklichen Griff des Dichters auch ganz zu würdigen. Und jetzt, da endlich unter dem Segen des preußischen Heerwesens die alte stolze Waffenfreudigkeit unseres Volkes überall in Deutschland wieder erwacht ist, wird auch dies schönste Werk deutscher Soldatendichtung zu Ehren kommen, und selbst die Schwaben und Obersachsen werden dem Sänger verzeihen, daß er ein Preuße war. In dem großen Zusammenhange unserer neuen Geschichte erhält Kleists Gedicht eine noch tiefere Bedeutung. Fast anderthalb Jahrhunderte hindurch stand das Heer der Hohenzollern und sein kriegerischer Adel verständnislos und unverstanden der wieder aufblühenden Kunst und Wissenschaft der kleinen Staaten gegenüber. Wohl berührten sich einmal leise die beiden Gegensätze, als das Heldentum des großen Königs der deutschen Dichtung einen neuen Inhalt schenkte, als der Dichter des Frühlings, Ewald Kleist, „für Friedrich kämpfend niedersank" wie seine Grabschrift sagt — und die preußischen Offiziere in Leipzig dem alten Gellert ihre Verehrung bezeigten. Doch hier zum ersten Male ward der Waffenruhm der Preußen von einem Sohne des märkischen Adels mit der vollen Pracht der deutschen Dichtung gefeiert, und dies erscheint dem Nachlebenden wie die erste Annäherung zweier Mächte der deutschen Geschichte, die beide gleich einseitig der Ergänzung bedurften.

Wie frei und glücklich schwebt des Sängers Geist über dem selbstempfundenen Leide, das er in diesem Gedichte uns darstellt! Wie sollte der Dichter nicht endlich selber die Versöhnung gefunden haben, die er so heiter an seinem Helden geschildert? Und doch stand es anders, ganz anders um den Unglücklichen; nur für kurze Stunden war ihm das heitere Spiel der Kunst ein Labsal. Er hatte weder aus seinem edeln Werke den selbstgewissen Frohmut des Künstlers geschöpft, noch im Verkehr mit Dahlmann die patriotische Zuversicht gelernt, welche so fest und mannhaft aus der ruhigen Versicherung des Freundes sprach: Napoleon wird fallen, wenn wir nur ausharren! Er sah das Reich des „Höllensohnes" wie ein nimmersattes Ungetüm ein Glied nach dem anderen vom Leibe unseres Vaterlandes reißen, und allenthalben wohin er schaute — so sagt die erschütternde Klage seines „letzten Liedes" —

> kommt das Verderben mit entbundnen Wogen
> auf alles was besteht herangezogen.

Er sah vor sich ein ruhmloses, sorgenvolles Leben, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Noch einige schlechte Novellen, einige kleine Anekdoten, um

wenig Geld für ein Berliner Winkelblatt hastig auf das Papier geworfen, dann wird er matt und matter

und legt die Leier tränend aus den Händen.

Ich lasse mir nicht einreden, die Schätze dieses Geistes, der bis dahin durch Pein und Krankheit hindurch unaufhaltsam zu immer schöneren Werken aufgestiegen war, seien schon erschöpft gewesen. Was diesem Dichter fehlte, war ein gehobenes, ein großes Vaterland. Ein einziger Sonnenblick des Glücks — und wenn auch nur der Brief Dahlmanns, der den Freund gastlich nach Kiel lud, in die rechten Hände gekommen wäre! — und der Unselige konnte auch diesen Anfall des Siechtums wie so viele vordem überstehen, um in einer schöneren Zeit sein freies Vaterland mit edeln Gedichten zu entzücken. Es sollte nicht sein. Eben jetzt, da der Trieb der Selbstzerstörung wieder in ihm wühlt, tritt ihm eine Freundin näher, welche krank wie er, sich nach dem Grabe sehnt, und abermals überfällt ihn der gräßliche Gedanke, den er einst der Schwester schrieb: „Das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.“ — Erhaben wegwerfen! Ach, wenn auch nur ein Zug der Erhabenheit zu spüren wäre in dem jämmerlichen Ende des Dichters. Gleichmütig wie ein Mann, der abends aus einem Zimmer in das andere geht, um sich zur Ruhe zu legen, mit der ganzen schrecklichen Gelassenheit des Irrsinns gab Heinrich Kleist der Freundin und sich selbst den Tod (21. Nov. 1811).

Die Gerechtigkeit der Geschichte hat auch seine Schuld gesühnt. Grausamer strafte sie keinen als diesen Träumer, der zu früh verzweifelte an seinem Volke. Noch sproßte kaum der Rasen auf dem einsamen Grabe am Ufer des Havelsees, da brachte das Schicksal den glühenden Wünschen dessen, der dort ruhte, die überschwengliche Erfüllung. Da klirrte durch die Marken der Lärm der Waffen; da wies ein anderer, ein größerer Prinz von Homburg durch eine rettende Tat unserem Volke den Weg zum Siege; da dröhnten über das befreite Land die Donner einer anderen Hermannsschlacht, die herrlicher, menschlicher war als des Dichters Traumbild. Vielleicht daß einmal unter den preußischen Offizieren ein Wort des Mitleids fiel um den treuen Kameraden, der nicht warten konnte und nicht den Tod des Helden starb. Doch was fragten die Hunderttausende, die zur Freiheit erwachten, nach einem gebrochenen Herzen? Sie stürmten vorwärts, dem Siege entgegen, und brausend klang es um die alten Fahnen:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“

Fichte und die nationale Idee.

(Leipzig 1862.)

In rascher Folge haben sich in den jüngsten Jahren die Feste gedrängt, welche das Andenken der großen Männer unseres Volkes feierten. Aber laut und schneidend klingen in den Jubel der Menge die fragenden Stimmen der Mahnung und des Spottes: ob wir denn gar nicht müde werden, uns behaglich die Hände zu wärmen an dem Feuer vergangener Größe? Ob uns denn gar zu wohl sei in dem Bewußtsein einer epigonenhaften Zeit? Ob wir denn ganz vergessen, daß alle Straßen und Plätze von Athen prunkvoll geschmückt waren mit den Standbildern seiner großen Männer, zur Zeit da Griechenland des Eroberers Beute ward? — Nicht ein Wort mag ich erwidern auf den Vorwurf, daß wir in einem Zeitalter der Epigonen lebten. Denn mit solchem Willen soll eine jede Zeit sich rüsten, als ob sie die erste sei, als ob das Höchste und Herrlichste gerade ihr zu erreichen bestimmt sei; und ruhig mögen wir einem späteren Jahrhundert überlassen zu entscheiden, ob unser Streben ein ursprüngliches gewesen — wie ich denn sicher hoffe, es werde unseren Tagen dies Lob dereinst nicht fehlen. Aber wohl gebührt sich eine Antwort auf den anderen Vorwurf der Selbstbespiegelung. Nein, nicht die Eitelkeit, nicht einmal jene ehrenwerte Pietät, die andere Völker treibt, ihre großen Toten zu ehren — ein tieferes Bedürfnis der Seelen ist es, was gerade jetzt unser Volk bewegt, seiner Helden zu gedenken mit einer Innigkeit, die von den Fremden vielleicht nur der Italiener versteht.

Auf uns lastet das Verhängnis, daß wir staatlosen Deutschen die Idee des Vaterlandes nicht mit Händen greifen an den Farben des Heeres, an der Flagge jedes Schiffes im Hafen, an den tausend sichtbaren Zeichen, womit der Staat den Bürger überzeugt, daß er ein Vaterland hat. Nur im Gedanken lebt dies Land; erarbeiten, erleben muß der Deutsche die Idee des Vaterlandes. Jeder edlere Deutsche hat entscheidungsvolle Jahre durchlebt, da ihm im Verkehre mit

Deutschen aus aller Herren Ländern die Erkenntnis anbrach, was deutsches Wesen sei, bis endlich der Gedanke, daß es ein Deutschland gebe, vor seiner Seele stand mit einer unmittelbaren Gewißheit, die jedes Beweises und jedes Streites spottet. Wachsen wir so erst im Verkehre mit den Lebendigen zu Deutschen heran, so begreift sich das Volk als ein Ganzes in seiner Geschichte. Und das ist der Sinn jener Feste, deren die politisch tiefbewegte Gegenwart nicht müde wird, daß wir, rückschauend auf die starken Männer, die unseres Geistes Züge tragen, erfrischen das Bewußtsein unseres Volkstums und stärken den Entschluß, daß aus dieser idealen Gemeinschaft die Gemeinschaft der Wirklichkeit, der deutsche Staat erwachse. Darum fällt die Feier solcher Tage vornehmlich jenen als ein unbestrittenes schönes Vorrecht zu, die sich nicht genügen lassen an dem leeren Worte von der Einigkeit der Deutschen, sondern Kopf und Hände regen zum Aufbau des deutschen Staates. — Und das auch ist ein rühmliches Zeichen für das lebende Geschlecht, daß aus der langen Reihe von Jahrhunderten, welche dies alte Volk hinter sich liegen sieht und in der Gegenwart gleichsam neu durchlebt, keine Epoche uns so traulich zum Herzen redet, uns so das Innerste bewegt, wie jene siebzig Jahre seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da unser Volk sich losrang zuerst von der Geistesherrschaft, dann von dem politischen Joche unheimischer Gewalten. Erst heute werden die Helden jener Zeit von ihrem Volke verstanden, besser oft verstanden als von den Zeitgenossen; und wenn es ein Herrliches war, eine Zeit zu schauen, die einen Stein und Goethe gebar, so mögen wir auch als ein Glück preisen, in Tagen zu leben, die diesen Männern zuerst ganz gerecht geworden.

Ein gesegneter Winkel des obersächsischen Landes fürwahr, der in kaum hundert Jahren den Deutschen Lessing, Fichte, Rietschel schenkte — drei Geister im Innersten verwandt, wie fremd sie sich scheinen, der kühne Zertrümmerer der französischen Regeln unserer Dichtung, der tapfere Redner und der weiche sinnige Bildhauer — jeder in seiner Weise ein Träger der besten deutschen Tugend, der Wahrhaftigkeit. Ein Dorfwebersohn, wuchs Fichte auf in dürftiger Umgebung, in der altfränkischen Sitte der Lausitzer Bauern. Frühzeitig und stark arbeitet er im Innern mit dem Verstande und mehr noch mit dem Gewissen. Der so begierig lernt, daß er eine Predigt nach dem Hören wiederholen kann, wie rüstig kämpft er doch gegen die Dinge, die so lebendig auf ihn eindringen! Das schöne Volksbuch vom hörnernen Siegfried wirft

er in den Bach als einen Versucher, der ihm den Geist ablenkt von der Arbeit. Als ihm dann durch die Gunst eines Edelmannes eine gelehrte Erziehung auf der Fürstenschule zu Pforta zuteil wird, stemmt sich der eigenwillige Knabe wider jene Verkümmerung des Gemüts, welche der familienlosen Erziehung anhaftet, sein waches Gewissen empört sich gegen die erzwungene Unwahrhaftigkeit der Gedrückten. Er gesteht seinen herrischen Oberen den Entschluß der Flucht; er flieht wirklich; auf dem Wege, im Gebete und im Andenken an die Heimat kommt das Gefühl der Sünde über ihn; er kehrt zurück zu offenem Bekenntnis. So früh sind die Grundzüge seines Wesens gereift, wie zumeist bei jenen Menschen, deren Größe im Charakter liegt. Der Knabe schon bezeichnet seine Bücher mit dem Sinnspruch, den der Mann bewährte: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Schwerer, langsamer entscheidet sich die Richtung seiner Bildung. Kümmerlich schlägt er sich durch die freudlose Jugend eines armen Theologen, und sein Stolz — „die verwahrlosteste Seite meines Herzens“ — schämt sich bitterlich der Armut. Erst in seinem siebenundzwanzigsten Jahre wird ihm das Schicksal gütiger. Er sammelt auf der weiten Fußwanderung nach einer Hauslehrerstelle in Zürich eine für jene Zeit ziemlich ausgedehnte Erfahrung von dem Elend des armen leidenden Volkes, er wird in der Schweiz mit der großen Arbeit der deutschen Literatur vertraut, er lernt in Zürich das schmucklose Wesen eines ehrenhaften Freistaates verstehen, das seinem schlichten Stolze zusagt, und findet dort endlich in Johanna Rahn, einer Nichte Klopstocks, das herrliche Weib seiner Liebe. Eine verwandte Natur, sehr ernsthaft, wirtschaftlich nach Schweizer Weise, nicht gar jung mehr und längst schon gewohnt, ihr warmes Blut in strenger Selbstprüfung zu beherrschen, tritt sie ihm fertig und ruhig entgegen, und oftmals mochten ihre Augen strenge unter dem Schweizerhäubchen hervorblicken: „Höre, Fichte, stolz bist du. Ich muß dir's sagen, da dir's kein anderer sagen kann.“ Auch in der abhängigen Stellung des Hauslehrers weiß er sich seine feste Selbstbestimmung zu wahren; er zwingt die Eltern, die Erziehung bei sich selber anzufangen, führt ein gewissenhaftes Tagebuch über ihre wichtigsten Erziehungsfehler. Nach zwei Jahren sieht er sich wieder in die Welt getrieben; eine Fülle schriftstellerischer Pläne wird entworfen und geht zugrunde.

Da endlich erschien seines inneren Lebens entscheidende Wendung, als er, bereits achtundzwanzigjährig, in Leipzig durch einen Zufall

Kants „Kritik der reinen Vernunft“ kennenlernte. „Der Hauptendzweck meines Lebens ist der,“ hatte er früher seiner Braut geschrieben, „mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher, ich merke darin viel Eitles, sondern) Charakterbildung zu geben. Ich habe zu einem Gelehrten von Metier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht bloß denken, ich will handeln, ich mag am wenigsten denken über des Kaisers Bart.“ Und mit der gleichen Verachtung wie auf die Gelehrten von Metier schaute er hinab auf die „Denkerei und Wisserei“ der Zeit, auf jene Nützlichkeitslehre, welche nur darum nach Erkenntnis strebte, um durch einzelne hastig und zusammenhanglos aufgegriffene Erfahrungssätze die Mühsal des Lebens bequemer, behaglicher zu gestalten. Der rechte Gelehrte sollte gar nicht ahnen, daß das Wissen im Leben zu etwas helfen könne. Sein Trachten stand nach einer Erkenntnis, die ihn befähigte, „ein rechtlicher Mann zu sein, nach einem festen Gesetze und unwandelbaren Grundsätzen einherzugehen“. Aber woher diese Sicherheit des Charakters, solange sein Gemüt verzweifelte über der Frage, die vor allen Problemen der Philosophie ihn von früh auf quälend beschäftigte, über der Frage von der Freiheit des Willens? Sein logischer Kopf hatte sich endlich beruhigt bei der folgerichtigen Lehre Spinozas, wie Goethes Künstlersinn von der grandiosen Geschlossenheit dieses Systems gefesselt ward. Sein Gewissen aber verweilt zwar gern bei dem Gedanken, daß das Einzelne selbstlos untergehe in dem Allgemeinen, doch immer wieder verwirft es die Idee einer unbedingten Notwendigkeit, denn „ohne Freiheit keine Sittlichkeit“. Welch ein Jubel daher, als er endlich durch Kant die Autonomie des Willens bewiesen fand, als er jenes große Wort las, das nur ein Deutscher schreiben konnte: „Es ist überall nichts in der Welt, überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Über Kants Werken verlebt er jetzt seine seligsten Tage; all sein vergangenes Leben erscheint ihm ein gedankenloses Treiben in den Tag hinein, der Weisheit Kants verdankt er „seinen Charakter bis auf das Streben, einen haben zu wollen“. Der Verkündigung dieser Lehre soll nun sein Leben geweiht sein; „ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verderbt ist“. Und zum sichersten Zeichen, daß er hier einen Schatz von Gedanken gefunden, der seinem eigensten Wesen entsprach, entfaltete sich jetzt seine Bildung ebenso rasch und sicher, als sie schwer und tastend begonnen hatte. Eine Reise nach Polen

und Preußen führte ihn zu dem Weisen von Königsberg, dem er ehrfürchtig naht, „wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper“. Bei ihm führt er sich ein durch die rasch entworfene Schrift „Kritik aller Offenbarung, 1791“.

Damit beginnt sein philosophisches Wirken, das näher zu betrachten nicht dieses Orts noch meines Amtes ist, so reizvoll auch die Aufgabe, zu verfolgen, wie die Denker, nach dem Worte des alten Dichters, die Leuchte des Lebens gleich den Tänzern im Fackelreigen von Hand zu Hand geben. Es genüge zu sagen, daß Fichte die Lehre von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Willens mit verwegenster Kühnheit bis in ihre äußersten Folgesätze hindurchführte. Weil die Bestimmung unseres Geistes sich nur verwirklichen läßt im praktischen Handeln, das praktische Handeln aber eine Bühne fordert, deshalb und nur deshalb ist der Geist gezwungen, eine Außenwelt aus sich herauszuschauen und als eine wirkliche Welt anzunehmen. „Ich bin ja wohl transzendentaler Idealist,“ gesteht Fichte, „härter als Kant, denn bei ihm ist noch ein Mannigfaltiges der Erfahrung; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen reproduziert wird.“ Hatte Kant die große Wahrheit gefunden, daß die Dinge sich richten nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens: sein Nachfolger schreitet weiter und behauptet getrost: „Die Dinge werden erst durch unser Ich geschaffen; es gibt kein Sein, sondern nur Handeln; der sittliche Wille ist die einzige Realität.“ Allein an der Kühnheit dieser Abstraktionen, der verwegensten, die deutscher Denkermut zu fassen wagte, können wir den aufrechten Trotz des Mannes ermessen. Zuversichtlich glauben wir ihm, daß „seine wissenschaftliche Ansicht nur die zur Anschauung gewordene innere Wurzel seines Lebens“ selber war; denn „was für eine Philosophie man wählt, richtet sich danach, was für ein Mensch man ist“. In sicherem Selbstgefühle faßt der Mann sich jetzt zusammen, als die namenlose Schrift des Anfängers für ein Werk des Meisters Kant gehalten wird und der triviale Lärm seichter Lobreden ihn rasch die Nichtigkeit der literarischen Handwerker durchschauen läßt.

So steht sein Charakter vollendet, mannhaft, fast männisch, des Willens, die ganze Welt unter die Herrschaft des Sittengesetzes zu beugen, gänzlich frei von Schwächen, jenen kleinen Widersprüchen wider die bessere Erkenntnis — und eben darum zu einem tragischen Geschicke bestimmt, zu einer Schuld, die mit seinem Wesen zusammen-

fiel, die er selber unwissend bekannte, indem er sich also verteidigte: „Man paßt bei einer solchen Denkart schlecht in die Welt, macht sich allenthalben Verdruß. Ihr Verächtlichen! Warum sorgt ihr mehr dafür, daß ihr euch den andern anpaßt, als diese euch und sie für euch zurechtlegt?" — Andere für sich zurechtlegen — das ist die herrische Sünde der idealistischen Kühnheit. Als in der Not des Krieges von 1806 sein Weib, einsam zurückgeblieben in dem vom Feinde besetzten Berlin, voll schwerer Sorge um den fernen Gatten, in Krankheit fällt, da schreibt ihr der gewaltige Mann: „Ich hoffte, daß Du unsere kurze Trennung, gerade um der bedeutenden Geschäfte willen, die Dir auf das Herz gelegt waren, ertragen würdest. Ich habe diesen Gedanken bei meiner Abreise Dir empfohlen und habe ihn in Briefen wieder eingeschärft. Starke Seelen, und Du bist keine schwache, macht so etwas stärker — und doch!" So hart kann er reden zu ihr, die ihm die Liebste ist; denn er glaubt an die Allmacht der Wahrheit. Ihm ist kein Zweifel, wo die rechte Erkenntnis sei, da könne das rechte Handeln, ja das rechte Schicksal nicht fehlen, und jeden Einwand menschlicher Gebrechlichkeit weist er schroff zurück. Darum keine Spur von Humor, von liebenswürdigem Leichtsinn, nichts von Anmut und Nachgiebigkeit in ihm, der das derbe Wort gesprochen: „Eine Liebenswürdigkeitslehre ist vom Teufel." Nichts von jener Sehnsucht nach der schönheitssatten Welt des Südens, die Deutschlands reiche Geister in jenen Tagen beherrschte. Unfähig, ungeneigt sich liebevoll zu versenken in eine fremde Seele, verkündet er kurzab, er lehre alle Dinge nur von einer Seite zu betrachten, „nämlich von der rechten".

Entfremdet der Natur, die ihm nur besteht, um unterjocht zu werden von dem Geiste, mahnt er zur Hingebung, zur Selbstvergessenheit eine sinnliche, selbstsüchtige Zeit: auch essen und trinken sollen wir nur um Gottes willen. Nicht die leiseste sinnliche Vorstellung soll uns den erhabenen Gottesgedanken trüben: „Ein Gott, der der Begierde dient, ist ein Abgott. Gott will nicht, Gott kann nicht das Gute, das wir gern möchten, uns geben außer durch unsere Freiheit; Gott ist überhaupt nicht eine Naturgewalt, wie die blinde Einfalt wähnt, sondern ein Gott der Freiheit." Die Freuden des Himmels, die bequeme Tröstung schwacher Gemüter, müssen schwinden vor einer geistigeren Auffassung: „die Ewigkeit kommt der neuen Zeit mitten in ihre Gegenwart hinein"; die vollendete Freiheit, die Einheit mit Gott ist schon im Diesseits möglich.

Beseelt von solchen Gedanken der Ertötung alles Fleisches, der asketischen Sittenstrenge, ist Fichte ein unästhetischer Held geblieben, wie groß er auch dachte von der Kunst, die der Natur den majestätischen Stempel der Idee aufdrücke. Auch in ihm, wie in allen edleren Söhnen jener an den Helden Plutarchs gebildeten Tage, wogte und drängte ein großer Ehrgeiz; er gedachte an seine Existenz für die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; aber, fährt er fort, „ob ich's tat braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht!" Jene hohe Leidenschaft, die dem strengsten aller Dichter, Milton, nur als die letzte Schwäche edlerer Naturen erscheint, der Durst nach Ruhm, wird scharf und schonungslos als eine verächtliche Eitelkeit verworfen von dieser selbstgewissen Tugend, welche leben will aus dem erkannten rein Geistigen heraus. In Augenblicken des Zweifels — als gelte es Schillers witziges Epigramm zu bewähren — prüft der gestrenge Mann, auf welcher Seite seine Neigung stehe, um dann mit freudiger Sicherheit des anderen Weges zu gehen. Selber folgerichtig im Kleinsten wie im Größten, sagt er den Zeitgenossen erbarmungslos auf den Kopf zu, welches die notwendigen Folgen ihrer weichlichen Grundsätze seien. Trocken spricht er: „Dies weiß man gewöhnlich nicht, gibt es nicht zu, ärgert sich daran, glaubt es nicht; aber es kann alles dieses nichts helfen, so ist's." Er findet unter den Menschen nur wenige bösartig und gewalttätig — „denn hierzu gebricht es bei der Mehrzahl an Kraft: — sondern sie sind in der Regel bloß dumm und unwissend, feige, faul und niederträchtig". In diese Welt tritt er ein mit dem stolzen Bewußtsein eines apostolischen Berufs: „So bin ich drum wahrhaft Stifter einer neuen Zeit — der Zeit der Klarheit — bestimmt angebend den Zweck alles menschlichen Handelns, mit Klarheit Klarheit wollend. Alles andere will mechanisieren, ich will befreien." — Wenn Goethe fürchtete, der eigenrichtige Mann sei für sich und die Welt verloren: für den Philosophen war das Widerstreben der Welt gar nicht vorhanden. „Wenn ich im Dienste der Wahrheit stürbe," sagt er einfach, „was täte ich dann weiter als das, was ich schlechthin tun müßte?" —

Eine Eloge zu halten ist nicht deutsche Weise, und in Fichtes Geiste am wenigsten würde ich handeln, wenn ich nicht trotzig sagte, wie gar fremd unserer Zeit, die an sich selber glaubt und glauben soll, dieser Idealismus geworden ist, der so nur einmal möglich war und keinen Schüler fand. Seit jenen Tagen ist das Leben unseres Volkes

ein großer Werkeltag gewesen. Wir haben begonnen in harter Arbeit den Gedanken der Welt einzubilden und sind darüber der Natur freundlich nähergetreten. Sehr vieles nehmen wir bescheiden hin als Ergebnis der Natur und Geschichte, was Fichte dem Sittengesetze zu unterwerfen sich vermaß. Mit dem steigenden Wohlstande ist ein hellerer Weltsinn in die Geister eingezogen; ein schönes Gleichmaß von Genuß und Tat soll uns das Leben sein. Wer unter uns bezweifelt, daß die Sittlichkeit der Athener eine reinere war als die Tugend der Spartaner und dem Genius unseres Volkes vertrauter ist? Seitdem ist auch die gute Laune wieder zu ihrem Rechte gelangt, wir heißen sie willkommen selbst mitten in der Spannung des Pathos; die kecke Vermischung von Scherz und Ernst in Shakespeares Gedichten ist erst dem realistischen Sinne der Gegenwart wieder erträglich geworden. Doch eben weil jener Idealismus Fichtes unserem Sinne so fern liegt, weil längst der Zeit verfiel, was daran vergänglich war, weil Lust und Not des rastlosen modernen Lebens uns von selber ablenken von jeder Überspannung des Gedankens — ebendeshalb gereicht es unseren fröhlicheren Tagen zum Segen, sich in diese weltverachtenden Ideen weltverachtender Sittlichkeit zu versenken wie in ein stählendes Bad der Seele, Selbstbeherrschung daran zu lernen und zu gedenken, daß ein tatloses Wesen dem Humor anhaftet und der Dichter sicher wußte, warum er seinem Hamlet die Fülle sprudelnden Witzes lieh. Wie beschämt muß all unsere heitere Klugheit verstummen vor dem einen Worte: „Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch nicht der Tod, beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas."

Noch immer, leider, werden übergeistreiche Beurteiler nicht müde, das Bild des Denkers in eine falsche Beleuchtung zu rücken. Man nennt ihn einen Gesinnungsgenossen der Romantiker — ihn, dessen spartanische Strenge so recht den Gegensatz bildet zu der vornehm spielenden Ironie der Romantiker — ihn, der, obwohl nicht frei von mystischen Stimmungen, dennoch als ein herber Protestant für alle katholisierenden Richtungen nur Worte schärfster Verachtung hatte. Auch Fichte genoß ein wenig von dem Segen jener schönen, reizvollen Geselligkeit, welche die Gegenwart nicht mehr kennt; geistreiche Frauen saßen zu seinen Füßen und stritten sich um die Ehre, ihm Famulusdienste zu leisten, wenn er über die höchsten Gegenstände der Erkenntnis sprach. Und doch ist nie ein Mann freier gewesen von jeder romantischen Vergötterung der Frauen. Abhängigkeit, Bedürftigkeit

war ihm das Wesen des Weibes. Leidenschaftslos, voll warmer, treuer Zuneigung steht er ehrenfest neben seinem Weibe, gleich einem jener derben Bürger auf alten deutschen Holzschnitten; kein schöneres Lob weiß er ihr zu sagen als „männlichere Seele, Johanna"! — Das Ärgste aber in der Umkehrung der Wissenschaft hat Stahl geleistet; er nennt Napoleon das verkörperte weltschaffende Ich Fichtes. Also, in dem Helden der souveränen Selbstsucht wäre Fleisch geworden das System des deutschen Denkers, der unermüdlich eifert, es sei die Seligkeit des Ich, sich der Gattung zu opfern?! — Auch das ist vielen ein Rätsel gewesen, wie dieser schroffe, schneidige Charakter gerade aus dem obersächsischen Stamme hervorgehen konnte. Er selber sagt von seiner Heimat, sie berge „einen Grad von Aufklärung und vernünftiger Religionskenntnis, wie ihn in dieser Ausdehnung gegenwärtig kein Land in Europa besitzt". Doch das alles sei „durch eine mehr als spanische Inquisition eingezwängt. Daraus entsteht denn eine knechtische, lichtscheue, heuchlerische Denkungsart." In der Tat, alle Voraussetzungen echter Geistesfreiheit, eine Fülle von Bildungsmitteln, eine weit verbreitete Volkskultur waren vorhanden in dem Mutterlande der Reformation. Aber Druck von oben und das Übermaß geistigen Schaffens, dem kein großes politisches Wirken das Gegengewicht hielt, hatten in dem ohnedies mehr elastischen als massiven Stamme endlich jene Schmiegsamkeit und Höflichkeit erzeugt, welche schroffe, reformatorische Naturen nur schwer erträgt. Nächst dem schwäbischen hat das obersächsische Land die größte Zahl von Helden des deutschen Geistes geboren; aber Obersachsen verstieß die Mehrzahl seiner freieren Söhne. In allen diesen Heimatlosen, in Pufendorf und Thomasius, in Lessing und Fichte, erhebt sich der freie Geist, der solange mit der zahmen Sitte seiner Umgebung gerungen, zu schroffem Stolze; rücksichtsloser Freimut wird ihnen allen zur Leidenschaft. —

Dem Vielgewanderten kamen endlich frohere Tage, als eine Änderung seiner äußeren Lage ihm erlaubte, seine treue Johanna heimzuführen, und der Ruf ihn traf zu der Stelle, die ihm gebührte, zum akademischen Lehramte in Jena. Schon der erste Plan des jungen Mannes war der kecke Gedanke gewesen, eine Rednerschule zu gründen in einem Volke ohne Rednerbühne. Nach seiner Auffassung der Geschichte wurden alle großen Weltangelegenheiten dadurch entschieden, daß ein freiwilliger Redner sie dem Volke darlegte, und er selber war zum Redner geboren. Zur Tat berufen sind jene feurigen Naturen,

denen Charakter und Bildung zusammenfallen, jede Erkenntnis als ein lebendiger Entschluß in der Seele glüht; doch nicht das unmittelbare Eingreifen in die Welt konnte den weltverachtenden Denker reizen. Von ihm vor allem gilt das Stichwort des philosophischen Idealismus jener Tage, daß es für den wahrhaft sittlichen Willen keine Zeit gibt, daß es genügt, der Welt den Anstoß zum Guten zu geben. Auf den Willen der Menschen zu wirken, des Glaubens, daß daraus irgendwo und irgendwann die rechte Tat entstehen werde, das war der Beruf dieses eifernden, geselligen Geistes. Daher jener Brustton tiefster Überzeugung, der, wie alles Köstlichste des Menschen, sich nicht erklären noch erkünsteln läßt. Daher auch der Erfolg — in diesem seltenen Falle ein sehr gerechter Richter — denn was der große Haufe sagt: „Ihm ist es Ernst," das bezeichnet mit plumpem Wort und feinem Sinn den geheimsten Zauber menschlicher Rede. Vergeblich suchen wir bei Fichte jene Vermischung von Poesie und Prosa, womit romanische Redner die Phantasie der Hörer zu blenden lieben. Sogar die Neigung fehlt ihm, freie Worte als ein Kunstwerk abzuschließen; der Adel der Form soll sich ihm gleich der guten Sitte ungesucht ergeben aus der vollendeten Bildung. Nur aus der vollkommenen Klarheit erwächst ihm jede Bewegung des Herzens; die Macht seiner Rede liegt allein begründet in dem Ernste tiefen gewissenhaften Denkens, eines Denkens freilich, das sichtbar vor unseren Augen entsteht.

Er strebt nach der innigsten Gemeinschaft mit seinen Hörern; an der Energie seines eigenen Denkens soll ihre Selbsttätigkeit sich entzünden; er liebt es, „eine Anschauung im Diskurs aus den Menschen zu entwickeln". „Ich würde," sagt er schon in einer Jugendschrift, „die Handschrift ins Feuer werfen, auch wenn ich sicher wüßte, daß sie die reinste Wahrheit, auf das bestimmteste dargestellt, enthielte, und zugleich wüßte, daß kein einziger Leser sich durch eigenes Nachdenken davon überzeugen würde." Diese Selbstbesinnung des Hörers zu erwecken, ihn hindurchzupeitschen durch alle Mühsal des Zweifels, angestrengter geistiger Arbeit — dies ist der höchste Triumph seiner Beredsamkeit, und es ist da kein Unterschied zwischen den „Reden" und den Druckschriften; alle seine Werke sind Reden, das Denken selber wird ihm alsbald zur erregten Mitteilung. Ein Meister ist er darum in der schweren Kunst des Wiederholens; denn wessen Geist fortwährend und mit schrankenloser Offenheit arbeitet, der darf das hundertmal Gesagte noch einmal sagen, weil es ein neues ist in jedem Augenblicke, wie jeder

Augenblick ein neuer ist. Doch vor allem, er denkt groß von seinen Hörern, edel und klug, zugleich hebt er sie zu sich empor, statt sich zu ihnen herabzulassen. Die Jugend vornehmlich hat dies dankend empfunden; denn der die Menschheit so hoch, das gegenwärtige Zeitalter so niedrig achtete, wie sollte er nicht das werdende Geschlecht lieben, das noch rein geblieben war von der Seuche der Zeit? Der stets nur den ganzen Menschen zu ergreifen trachtete, er war der geborene Lehrer jenes Alters, das der allseitigen Ausbildung der Persönlichkeit lebt, bevor noch die Schranken des Berufs den Reichtum der Entwicklung beengen. Endlich — fassen wir die Größe des Redners in dem einen von tausend Hörern wiederholten Lobe zusammen — was er sprach, das war er. Wenn er die Hörenden beschwor, eine Entschließung zu fassen, nicht ein schwächliches Wollen irgend einmal zu wollen, wenn er die Macht des Willens mit Worten verherrlichte, die selbst einem Niebuhr wie Raserei erschienen: da stand er selber, die gedrungene überkräftige Gestalt mit dem aufgeworfenen Nacken, den streng geschlossenen Lippen, strafenden Auges, nicht gar so mild und ruhig, wie Wichmanns Büste ihn zeigt, welche die Verklärung des Toten verkörpert, voll trotzigen Selbstgefühles und doch hoch erhaben über der Schwäche beliebter Redner, der persönlichen Eitelkeit — in jedem Zuge der Mann der durchdachten Entschließung, die des Gedankens Blässe nicht berührte. Darum hat sich von allen Lehrern, die neuerdings an deutschen Hochschulen wirkten, sein Bild den jungen Gemütern am tiefsten eingegraben; sein Schatten ist geschritten durch die Reihen jener streitbaren Jugend, die für uns blutete und in seinem Sinne ein Leben ohne Wissenschaft höher achtete denn eine Wissenschaft ohne Leben.

Jene „mehr als spanische Inquisition" seiner Heimat sollte endlich auch ihn ereilen. Eine pöbelhafte Anklage bezichtigte Fichte bei dem kursächsischen Konsistorium des Atheismus und vertrieb ihn aus Jena, weil er nicht imstande war, den Schein des Unrechts auf sich zu nehmen, wo sein Gewissen ihm recht gab. Da wollte eine glückliche Fügung, daß der Rat des Ministers Dohm ihn nach Preußen führte, in den Staat, der gerade diesem Manne eine Heimat werden mußte. Der Staat Preußen hat den Lehrer und Philosophen zum Patrioten gebildet.

Ein strenger Geist harter Pflichterfüllung war diesem Volke eingeprägt durch das Wirken willensstarker Fürsten, fast unmenschlich schwer die Lasten, die auf Gut und Blut der Bürger drückten. Was andere

schreckte, Fichte zog es an. Nur das eine mochte ihn abstoßen, daß jener Sinn der Strenge schon zu weichen begann, daß zu Berlin bereits ein Schwelgen in weichlichen unpoetischen Empfindungen, eine seichte, selbstzufriedene Aufklärung sich brüstete, deren Haupt Nikolai unser Held bereits in einer seiner totschlagenden humorlosen Streitschriften gezüchtigt hatte. Ein rührender Anblick, wie nun der Kühnste der deutschen Idealisten den schweren Weg sich bahnt, den alle Deutschen jener Tage zu durchschreiten hatten, den Weg von der Erkenntnis der menschlichen Freiheit zu der Idee des Staates: wie ihn, dem die Außenwelt gar nicht bestand, die Erfahrung belehrt und verwandelt. Noch zur Zeit der Austerlitzer Schlacht konnte er schreiben: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Mögen doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt. Der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinne können wir über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen bis an das Ende der Tage." Dann ward durch den Wandel der Weltgeschicke auch der Sinn des weltverachtenden Philosophen nicht verwandelt, aber vertieft und zu hellerem Verständnis seiner selbst geführt. Kein Widerspruch allerdings, aber eine höchst verwegene Weiterentwicklung, wenn Fichte jetzt erkennt, daß der Deutsche Licht und Recht nur in Deutschland finden könne. Er begreift endlich, daß der Kosmopolitismus in Wirklichkeit als Patriotismus erscheine, und verweist den einzelnen auf sein Volk, das „unter einem besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm" stehe. —

Längst schon war der Philosoph der freien Tat durch das Wesen seines Denkens auf jene Wissenschaft geführt worden, welche den nach außen gerichteten Willen in seiner großartigsten Entfaltung betrachtet. Aber sehr langsam nur lernte er die Würde, den sittlichen Beruf des Staates verstehen. Auch er sah — gleich der gesamten deutschen Staatswissenschaft, die ihre Heimat noch allein auf dem Katheder fand — im Staate zuerst nur ein notwendiges Übel, eine Anstalt des Zwanges, gegründet durch freiwilligen Vertrag, um das Eigentum

der Bürger zu schützen. Unversöhnlichen Krieg kündete er dem Gedanken an, daß der Fürst für unsere Glückseligkeit sorge: „Nein, Fürst, du bist nicht unser Gott; gütig sollst du nicht gegen uns sein, du sollst gerecht sein.“ Diese Rechtsanstalt des Staates aber soll sich entwickeln zur Freiheit, also daß jeder das Recht habe, „kein Gesetz anzuerkennen, als welches er sich selbst gab“; der Staat muß das Prinzip der Veränderung in sich selber tragen. — Der also dachte, war längst gewohnt, von dem vornehmen und geringen Pöbel sich einen Demokraten schelten zu lassen. Und radikal genug, mit dem harten rhetorischen Pathos eines Jakobiners, hatte er einst die Revolution begrüßt als den Anbruch einer neuen Zeit, und die staatsmännische Kälte, womit Rehberg die große Umwälzung betrachtete, gröblich angegriffen. Mit grimmiger Bitterkeit hatte er dann die Denkfreiheit zurückgefordert von den Fürsten; denn die einzigen Majestätsverbrecher sind jene, „die euch anraten, eure Völker in der Blindheit und Unwissenheit zu lassen und freie Untersuchungen aller Art zu hindern und zu verbieten.“

Doch im Grunde ward sein Geist nur von einer Erscheinung der Revolution mächtig angezogen: von dem Grundsatze der Gleichheit des Rechts für alle Stände. Privilegien fanden keine Gnade vor diesem konsequenten Kopfe: aus seinen heftigen Ausfällen wider den Adel redet der Zorn des sächsischen Bauernsohns, der eben jetzt seine mißhandelten Standesgenossen sich erheben sah gegen ihre adligen Bedrücker. Sehr fern dagegen stand er den Ideen der modernen Demokratie, welche die freieste Bewegung des einzelnen im Staate verlangen; eine harte Rechtsordnung sollte jede Willkür des Bürgers bändigen. Dieser despotische Radikalismus trat in seiner ganzen Starrheit hervor, als er jetzt das Gebiet des „Naturrechts“ verließ und das wirtschaftliche Leben der Völker betrachtete. In sozialistischen Ideen ist jederzeit der verwegenste Idealismus mit dem begehrlichsten Materialismus zusammengetroffen. Durch die Mißachtung des banausischen Getriebes der Volkswirtschaft wurde Platon auf das Idealbild seiner kommunistischen Republik und die Alten alle zu dem Glaubenssatze geführt, daß der gute Staat des Notwendigen die Fülle besitzen müsse; durch die Überschätzung der materiellen Güter gelangten die modernen Kommunisten zu ihren luftigen Lehren. Und wieder die Verachtung alles weltlichen Genusses verleitete den deutschen Philosophen zu dem vermessenen Gedanken: der Staat, als eine lediglich für die niederen Bedürfnisse des Menschen bestimmte Zwangsanstalt, müsse sorgen für

die gleichmäßige Verteilung des Eigentums. Solchem Sinne entsprang die despotische Lehre von dem „geschlossenen Handelsstaate", der in spartanischer Strenge sich absperren sollte von den Schätzen des Auslandes und das Schaffen der Bürger also regeln sollte, daß ein jeder leben könne von seiner Arbeit.

Auf dem Gebiete des Rechtes und der Wirtschaft gelang es dem Idealisten wenig, die Welt für sich zurechtzulegen. Indessen sank der Staat der Deutschen tiefer und tiefer. „Deutsche Fürsten," ruft Fichte zornig, „würden vor dem Dey von Algier gekrochen sein und den Staub seiner Füße geküßt haben, wenn sie nur dadurch zum Königstitel hätten kommen können." In diesen Tagen der Schmach brach ihm endlich die Erkenntnis an von dem Tiefsinn und der Größe des Staatslebens. Er sah vor Augen, wie mit dem Staate auch die Sittlichkeit der Deutschen verkümmerte, er begriff jetzt, daß dem Staate eine hohe sittliche Pflicht auferlegt sei, die Volkserziehung. Auf diesem idealsten Gebiete der Staatswissenschaft hat Fichte seine tiefsten politischen Gedanken gedacht. Wir fragen erstaunt: wie nur war es möglich? Ist doch dem Politiker die Erfahrung nicht eine Schranke, sondern der Inhalt seines Denkens. Hier gilt es, nach Aristoteles' Vorbild, mit zur Erde gewandtem Blicke eine ungeheure Fülle von Tatsachen zu beherrschen, Ort und Zeit abwägend zu schätzen, die Gewalten der Gewohnheit, der Trägheit, der Dummheit zu berechnen, den Begriff der Macht zu erkennen, jenes geheimnisvolle allmähliche Wachsen der geschichtlichen Dinge zu verstehen, das die moderne Wissenschaft mit dem viel mißbrauchten Worte „organische Entwicklung" bezeichnet. Wie sollte er dies alles erkennen? Er, dessen Bildung in die Tiefe mehr als in die Breite ging, der die Menschheit zur Pflanze herabgewürdigt sah, wenn man redete von dem langsamen natürlichen Reifen des Staates? Er hat es auch nicht erkannt; nicht einen Schritt weit kam sein Idealismus der Wirklichkeit entgegen. Aber er lebte in Zeiten, da allein der Idealismus uns retten konnte, in einem Volke, das, gleich ihm selber, von den Ideen der Humanität erst herabstieg zur Arbeit des Bürgertums, in einer Zeit, die nichts dringender bedurfte als jenen „starken und gewissen Geist", den er ihr zu erwecken dachte. Mit der Schlacht von Jena schien unsere letzte Hoffnung gebrochen; „der Kampf — so schildert Fichte das Unheil und den Weg des Heils — der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue

Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters." Wohl mögen wir erstaunen, wie klar der Sinn des nahenden Kampfes in diesen Tagen der Ermannung von allen verstanden ward, wie diese Worte Fichtes überall ein Echo fanden. Die Regierung selber erkannte, daß allein ein Volkskrieg retten könne, allein die Entfesselung aller Kräfte der Nation, der sittlichen Mächte mehr noch als der physischen — „einer der seltenen, nicht oft erlebten Fälle," sagt Fichte rühmend, „wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen." So, gerade so, auf dieser steilen Spitze mußten die Geschicke unseres Volkes stehen, einen Krieg der Verzweiflung mußte es gelten um alle höchsten Güter des Lebens, eine Zeit mußte kommen von jenen, die wir die großen Epochen der Geschichte nennen, da alle schlummernden Gegensätze des Völkerlebens zum offenen Durchbruch gelangen, die Stunde mußte schlagen für eine Staatskunst der Ideen, wenn gerade dieser Denker unmittelbar eingreifen sollte in das staatliche Leben.

Nicht leicht ward ihm, seine Stelle zu finden unter den Männern, die dieser Staatskunst der Ideen dienten. Denn was den Nachlebenden als das einfache Werk einer allgemeinen fraglosen Volksstimmung erscheint, das ist in Wahrheit erwachsen aus harten Kämpfen starker, eigenwilliger Köpfe. Wie fremd stehen sie doch nebeneinander: unter den Staatsmännern Stein, der Gläubige, der schroffe Aristokrat, und Hardenberg, der Jünger französischer Aufklärung, und Humboldt, der moderne Hellene, und Schön, der trotzige Kantianer; unter den Soldaten die denkenden Militärs, die Scharnhorst und Clausewitz, denen die Kriegskunst als ein Teil der Staatswissenschaft erschien, und Blücher, dem der Schreibtisch Gift war, der eines nur verstand — den Feind zu schlagen, und York, der Mann der alten militärischen Schule, der Eiferer wider das Natterngezücht der Reformer; unter den Denkern und Künstlern neben Fichte Schleiermacher, dessen Milde jener als leichtsinnig und unsittlich verwarf, und Heinrich v. Kleist, der als ein Dichter mit unmittelbarer Leidenschaft empfand, was Fichte als Denker erkannte. Ihm zitterte die Feder in der Hand, wenn er in stürmischen Versen die Enkel der Kohortenstürmer, die Römerüberwinderbrut zum Kampfe rief. Einen Schüler Fichtes meinen wir zu hören, wenn Kleist seinem Könige die Türme der Hauptstadt mit den stolzen Worten zeigt: „Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken, für beßre Güter in den Staub zu sinken." Und er selber war es, der Fichte die höhnenden Verse ins Gesicht warf:

Setzet, ihr träft's mit eurer Kunst und zögt uns die Jugend
nun zu Männern wie ihr: liebe Freunde, was wär's?

Wenn er seine Adler geschändet sah von den Fremden, wie mochte der stolze Offizier ertragen, daß dieser Schulmeister herantrat, die Nöte des Augenblicks durch die Erziehung des werdenden Geschlechts zu heilen? Und dennoch haben sie zusammengewirkt, die Männer, die sich befehdeten und schalten, einträchtig in dem Kampfe der Idee gegen das Interesse, der Idee des Volkstums wider das Interesse der nackten Gewalt.

Schon vor der Schlacht von Jena hatte sich Fichte erboten, mit dem ausrückenden Heere als weltlicher Prediger und Redner, „als Gesandter der Wissenschaft und des Talents", zu marschieren, denn was — ruft er in seiner kecken, die Weihe des Gedankens mitten in die matte Wirklichkeit hineintragenden Weise — „was ist der Charakter des Kriegers? Opfern muß er sich können; bei ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, das über dies Leben hinaus liegt." Doch das letzte Heer des alten Regimes hätte solchen Geist nicht ertragen. Die Stunden der Schande waren gekommen. Fichte floh aus Berlin und sprach: „Ich freue mich, daß ich frei geatmet, geredet, gedacht habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen." Auch ihn überwältigte jetzt auf Augenblicke die Verzweiflung, da er zufrieden sein wollte, ein ruhiges Plätzchen zu finden, und es den Enkeln überlassen wollte zu reden — „wenn bis dahin Ohren wachsen zu hören!" Nicht die Zuversicht fand er wieder, aber die Stärke des Pflichtgefühls, als er nach dem Frieden dennoch redete zu den Lebendigen ohne Hoffnung für sie, „damit vielleicht unsere Nachkommen tun was wir einsehen, weil wir leiden, weil unsere Väter träumten". In Stunden einsamer Sammlung war nun sein ganzes Wesen „geweiht, geheiligt"; der alte Grundgedanke seines Lebens, in eigener Person das Absolute zu sein und zu leben, findet in dieser weihevollen Stimmung eine neue religiöse Form, erscheint ihm als die Pflicht „des Lebens in Gott". Rettung um jeden Preis — dieser ungeheuren Notwendigkeit, die leuchtend vor seiner Seele stand, hatte er manches geopfert von der Starrheit des Theoretikers. Er pries jetzt sogar Machiavellis Weisheit der Verzweiflung; denn von der entgegengesetzten, der niedrigsten, Schätzung des Menschenwertes gelangte dieser Verächter aller hergebrachten Sittlichkeit doch zu dem gleichen Endziele, der Rettung des

großen Ganzen auf Kosten jeder Neigung des einzelnen. Gereift und gefestigt ward dieser Ideengang, als Fichte jetzt sich schulte an den großartig einfachen Mitteln uralter Menschenbildung, an Luthers Bibel und an der knappen Form, der herben Sittenstrenge des Tacitus.

Also vorbereitet hielt er im Winter 1807/8, belauscht von fremden Horchern, oft unterbrochen von den Trommeln der französischen Besatzung, zu Berlin die „Reden an die deutsche Nation“. Sie sind das edelste seiner Werke, denn hier war ihm vergönnt, unmittelbar zu wirken auf das eigentlichste Objekt des Redners, den Willen der Hörer; ihnen eigen ist im vollen Maße jener Vorzug, den Schiller mit Recht als das Unterpfand der Unsterblichkeit menschlicher Geisteswerke pries, doch mit Unrecht den Schriften Fichtes absprach, daß in ihnen ein Mensch, ein einziger und unschätzbarer, sein innerstes Wesen abgebildet habe. Doch auch der Stadt sollen wir gedenken, die, wie eine Sandbank in dem Meere der Fremdherrschaft, dem kühnen Redner eine letzte Freistatt bot; die hocherregte Zeit und die hingebend andächtigen Männer und Frauen sollen wir preisen, welche des Redners schwerem Tiefsinn folgten, den selbst der Leser heute nur mit Anstrengung versteht. Riesenschritte — hebt Fichte an — ist die Zeit mit uns gegangen; durch ihr Übermaß hat die Selbstsucht sich selbst vernichtet. Doch aus der Vernichtung selber erwächst uns die Pflicht und die Sicherheit der Erhebung. Damit die Bildung der Menschheit erhalten werde, muß diese Nation sich retten, die das Urvolk unter den Menschen ist durch die Ursprünglichkeit ihres Charakters, ihrer Sprache. — Unterdrücken wir strenge das wohlweise Lächeln des Besserwissens. Denn fürwahr ohne solche Überhebung hätte unser Volk den Mut der Erhebung nie gefunden wider die ungeheure Übermacht. Freuen wir uns vielmehr an der feinen Menschenkenntnis des Mannes, der sich gerechtfertigt hat mit dem guten Worte: „Ein Volk kann den Hochmut gar nicht lassen, außerdem bleibt die Einheit des Begriffs in ihm gar nicht rege.“ — Diesem Urvolke hält der Redner den Spiegel seiner Taten vor. Er weist unter den Werken des Geistes auf die Größe von Luther und Kant, unter den Werken des Staates — er, der in Preußen wirkte und Preußen liebte — auf die alte Macht der Hansa und preist also die streitbaren, die modernen Kräfte unseres Volkstums — im scharfen und bezeichnenden Gegensatze zu Fr. Schlegel, der in Wien zu ähnlichem Zwecke an die romantische Herrlichkeit der Kaiserzeit erinnerte.

In diesem hochbegnadeten Volke soll erweckt werden „der Geist der höheren Vaterlandsliebe, der die Nation als die Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersteren willen da ist, sich eben opfern soll." Und weiter — nach einem wundervollen Rückblick auf die Fürsten der Reformation, die das Banner des Aufstandes erhoben nicht um ihrer Seligkeit willen, deren sie versichert waren, sondern um ihrer ungeborenen Enkel willen — „die Verheißung eines Lebens auch hienieden, über die Dauer des Lebens hinaus, allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann". Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, da der Tod uns allen gemein und der Krieger ihn nicht wollen darf, sondern Siegen schlechtweg. Solchen Geist zu erwecken, verweist Fichte auf das letzte Rettungsmittel, die Bildung der Nation „zu einem durchaus neuen Selbst" — und fordert damit, was in anderer Weise E. M. Arndt verlangte, als er der übergeistigen Zeit eine Kräftigung des Charakters gebot. Noch war die Nation in zwei Lager gespalten. Die einen lebten dahin in mattherziger Trägheit, in der lauwarmen Gemütlichkeit der alten Zeit; ihnen galt es eine große Leidenschaft in die Seele zu hauchen: „Wer nicht sich als ewig erklärt, der hat überhaupt nicht die Liebe und kann nicht lieben sein Volk." Das sind dieselben Töne, die später Arndt anschlug, wenn er dem Wehrmann zurief: „Der Mensch soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden; das kann kein Tier, weil es leicht vergisset." Den anderen schwoll das Herz von heißem Zorne; schon war unter der gebildeten Jugend die Frage, wie man Napoleon ermorden könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs. Diese wilde Leidenschaft galt es zu läutern und zu adeln: „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft." Ein neues Geschlecht soll erzogen werden fern von der Gemeinheit der Epoche, entrissen dem verderbten Familienleben, erstarkend zu völliger Verleugnung der Selbstsucht durch eine Bildung, die nicht ein Besitztum, sondern ein Bestandteil der Personen selber sei. In Pestalozzis Erziehungsplänen meint Fichte das Geheimnis dieser Wiedergeburt gefunden. War doch in ihnen der Lieblingsgedanke des Philosophen verkörpert, daß der Wille, „die eigentliche Grundwurzel des Menschen", die geistige Bildung nur ein Mittel für die sittliche sei; gingen sie doch darauf aus, die Selbsttätigkeit des Schülers fort und fort zu erwecken. Wenn die Stein und Humboldt

unbefangen den gesunden Kern dieser Pläne würdigten: dem Philosophen war kein Zweifel, der Charakter der Pestalozzischen Erziehungsweise sei — „ihre Unfehlbarkeit"; fortan sei nicht mehr möglich, daß der schwache Kopf zurückbleibe hinter dem starken.

Zu solchem Zwecke redet er „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben". „Bedenket — beschwört er die Hörer —, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als eines nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höheren Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen anderen Geschäfts- und Lebensgang annehmen, und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?" — Auch den letzten kümmerlichen Trost raubt er den Verzagten, die Hoffnung, daß unser Volk in seiner Sprache und Kunst fortdauern werde. Da spricht er das furchtbare Wort: „Ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig, seine Sprache aufzugeben." So geschieht ihm selber, was er seinem Luther nachrühmte, daß deutsche Denker, ernstlich suchend, mehr finden als sie suchen, weil der Strom des Lebens sie mit fortreißt. In diesem radikalen Satze schlummert der Keim der Wahrheit, welche erst die Gegenwart verstanden hat, daß ein Volk ohne Staat nicht existiert. — „Es ist daher kein Ausweg," schließen die Reden — „wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Wir Nachgeborenen haben den bewegenden Klang jener Stimme nicht gehört, welche die andachtsvollen Zuhörer zu Berlin ergriff, — und jeder rechte Redner wirkt sein Größtes durch einen höchst persönlichen Zauber, den die Nachwelt nicht mehr begreift — aber noch vor den toten Lettern zittert uns das Herz, wenn der strenge Züchtiger unseres Volkes „Freude verkündigt in die tiefe Trauer" und an die mißhandelten Deutschen den stolzen Ruf ertönen läßt: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend." — Und welchen Widerhall erweckten diese Reden in der Welt? Achselzuckend ließ der

Franzose den törichten Ideologen gewähren, gleichgültig erzählte der Moniteur von einigen Vorlesungen über Erziehung, die in Berlin einigen Beifall gefunden. Die Fremden wußten nicht, aus wie tiefem Borne dem deutschen Volke der Quell der Verjüngung strömt, und kein Verräter erstand, ihnen den politischen Sinn der Reden zu deuten. Mit wieviel schärferem politischem Blicke hatte einst Machiavelli seinem Volke den allerbestimmtesten Plan der Rettung mit den bestdurchdachten Mitteln vorgezeichnet! Aber sein Principe blieb ein verwegenes Traumbild, die Reden des deutschen Philosophen wurden einer der Funken, daran sich die Glut der Befreiungskriege entzündete. Fichte freilich meinte, sein Wort sei verhallt in den „tiefverderbten" Tagen, sein ganzes System sei nur ein Vorgriff der Zeit. Denn es ist das tragische Geschick großer Männer, daß sie ihren eigenen Geist nicht wieder erkennen, wenn er von den Zeitgenossen empfangen und umgeformt wird zu anderen Gestalten, als sie meinten. Und dennoch war der Redner an die deutsche Nation nur der Mund des Volkes gewesen, er hatte nur dem, was jedes Herz bewegte, einen kühnen, hochgebildeten Ausdruck geliehen. Denn was war es anderes, als jene höhere Vaterlandsliebe, die der noch ungeborenen Enkel denkt — was anderes war es, das den Landwehrmann von Haus und Hof und Weib und Kindern trieb, das unsere Mütter bewog, alles köstliche Gut der Erde bis zu dem Ringe des Geliebten für ihr Land dahinzugeben? Was anderes war es, als daß sie unser gedachten? In diesem Sinne — denn wer ermißt die tausend geheimnisvollen Kanäle, welche das durchdachte Wort des Philosophen fortleiteten in die Hütte des Bauern? — in diesem Sinne hat Fichtes Wort gezündet, und die Kundigen stimmten ein, wenn Friedrich Gentz, diesmal wahrhaft ergriffen, sagte: „So groß, tief und stolz hat fast noch niemand von der deutschen Nation gesprochen."

Wieder kamen Jahre stiller Arbeit. Unter den ersten wirkte Fichte bei der Gründung der Berliner Hochschule, die dem erwachenden neuen Geiste ein Herd sein sollte. Ein Glück, daß Wilhelm Humboldt, als ein besonnener Staatsmann, an die altbewährten Überlieferungen deutscher Hochschulen anknüpfte und die verwegenen Gedanken des Philosophen verwarf; denn mit der ganzen Strenge seiner herrischen Natur hatte Fichte einen Plan mönchischer Erziehung entworfen, der die Jugend absperren sollte von jeder Berührung mit den Ideenlosen, doch in Wahrheit jede echte akademische Freiheit vernichtet hätte. Um so

unerschütterlicher bekämpfte er auf der neuen Hochschule die falsche akademische Freiheit; er fand es verwerflich, grundverderblich, Nachsicht zu üben mit alten unseligen Unsitten der Jugend. Das wüste Burschenleben war ihm eine bewußte, mit Freiheit und nach Gesetzen hergebrachte Verwilderung. In diesen Jahren weihte er seine ganze Kraft dem Lehramte. Die gewohnte Macht über die jugendlichen Gemüter blieb ihm nach wie vor. Er nutzte sie, den Keim zu legen zu der deutschen Burschenschaft. Er förderte, wie schon früher in Jena, unter den Studierenden den Widerstand gegen den Unfug der alten Landsmannschaften und warnte die Gesellschaft der „Deutsch-Jünger" vor jenen beiden Irrtümern, welche später die Burschenschaften lähmten: sie sollten sich hüten, mittelalterlich und deutsch zu verwechseln, und sorgen, daß das Mittel — die Verbindung — ihnen nicht wichtiger werde als der Zweck — die Belebung deutschen Sinnes. —

Endlich erfüllten sich die Zeiten; dies Geschlecht, das er verloren gab, fand sich wieder; denn so tief war es nie gesunken, als der Idealist meinte. Die Trümmer der großen Armee kehrten aus Rußland heim, die Provinz Preußen stand in Waffen, der ostpreußische Landtag harrte auf das Wort des Königs. Der König erließ von Breslau den Aufruf zur Bildung von Freiwilligenkorps; aber noch war der Krieg an Frankreich nicht erklärt. Auf der Straße begegneten den französischen Gendarmen dichte Haufen still drohender Bauern, die zu den Fahnen zogen; und Fichtes Schüler zitterten vor Ungeduld, dem Rufe des Königs zu folgen, doch sie warteten des Lehrers. Wer meinte nicht, daß in diesen schwülen Tagen der Erwartung ein glühender Aufruf aus Fichtes Munde wie ein Blitzstrahl hätte einschlagen sollen? — Schlicht und ernst, wie nach einem großen Entschlusse, tritt er endlich am 19. Februar 1813 vor seine Studenten. Nur selten berichten die lauten Annalen der Geschichte von dem Edelsten und Eigentümlichsten der großen historischen Wandlungen. So ist auch das Herrlichste der reinsten politischen Bewegung, die je unser Volk erhob, noch nicht nach Gebühr gewürdigt — jener Geist schlichter, gefaßter Mannszucht, der das Ungeheuere vollzog so ruhig, so frei von jedem falschen Pathos, wie die Erfüllung alltäglicher Bürgerpflichten. Nichts staunenswürdiger an diesen einzigen Tagen, als jener ernste, unverbrüchliche Gehorsam, der unser Volk selbst dann noch beherrschte, da die hochgehenden Wogen volkstümlicher Entrüstung die Decke sprengten, die sie lange gehemmt. Ein Heldenmut ist es, natürlich, selbstverständlich in den

Tagen tiefer Bewegung, dem Rohre der feindlichen Kanone freudig ins Gesicht zu blicken, aber jedes Wort des Preises verstummt vor der mannhaften Selbstbeherrschung, die unsere Väter beseelte. Als ein Heißsporn des ostpreußischen Landtags die Genossen fragte: „Wie nun, meine Herren, wenn der König den Krieg nicht erklärt?" — da erwiderte ihm Heinrich Theodor von Schön: „Dann gehen wir ruhig nach Hause." Durchaus getränkt von diesem Geiste ernster Bürgerpflicht war auch die Rede, die Fichte jetzt an seine Hörer richtete. Er habe, gesteht er, lange geschwankt, ehe er mit solchem Worte vor seine Schüler getreten sei. Die Wissenschaft allerdings sei die stärkste Waffe gegen das Böse, und in diesem Kampfe würden Siege erfochten, dauernd für alle Zeit. Aber zu dem geistigen Streite bedürfe es des äußeren und des inneren Friedens: und nur darum, weil diese Ruhe des Gemütes ihn selber, trotz vielfacher Übung in der Selbstbesinnung, zu verlassen beginne, schließe er jetzt seine Vorlesungen. — Das einfache Wort genügte, die Jünglinge in die Reihen der Freiwilligen zu führen. Noch einmal ist ihm dann der Gedanke gekommen, als ein Redner in das Lager zu gehen — noch einmal vergeblich. Dann ist Fichte krank und halbgelähmt mit den gelehrten Genossen und dem kaum mannbaren Sohne in den Landsturm getreten; Lanze und Säbel lehnten nun an der Tür des Philosophen.

Als die Kunde erscholl von den herrlichsten deutschen Siegen, von den Tagen von Hagelberg und Dennewitz, selbst dann hat er nicht gelassen von der alten tüchtigen Weise, den Dingen nachzudenken bis zum Ende. Im Sommer 1813 hielt er vor den wenigen Studierenden, die dem Kampfe fern blieben, Vorlesungen über die Staatslehre. Auch jetzt noch bewegt er sich ausschließlich im Gebiete der Ideen; seinen kühnsten Sätzen fügt er stolz abweisend hinzu: „Es gilt vom Reiche (der Vernunft), nicht von ihren Lumpenstaaten." Noch immer geht er dem Staate der Wirklichkeit mit radikaler Härte zu Leibe; Erblichkeit der Repräsentation ist ihm ein absolut vernunftwidriges Prinzip, „die erste Pflicht der Fürsten wäre, in dieser Form nicht da zu sein," der Wahn der Ungleichheit ist bereits durch das Christentum praktisch vernichtet. Aber wieviel reicher und tiefsinniger erscheint ihm jetzt der Staat! Mit scharfen Worten sagt er sich los von der naturrechtlichen Lehre, die er bereits in den Reden an die deutsche Nation verlassen hatte. Er verwirft die „schlechte Ansicht", welche im Staate nur den Schützer des Eigentums erblickt und darum Kirche, Schule, Handel und Gewerbe

allein den Privatleuten zuweist und im Falle des Krieges die Ruhe für die erste Bürgerpflicht erklärt. Der Staat ist berufen, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. In den beiden schönen Vorlesungen, die „von dem Begriffe des wahrhaften Krieges" handeln, stellt er scharf und schroff die sinnliche und die sittliche Ansicht vom Staate einander gegenüber. Nach jener gilt „zuerst das Leben, sodann das Gut, endlich der Staat, der es schützt". Nach dieser steht obenan „die sittliche Aufgabe, das göttliche Bild; sodann das Leben in seiner Ewigkeit, das Mittel dazu, ohne allen Wert, außer inwiefern es ist dieses Mittel; endlich die Freiheit, als die einzige und ausschließende Bedingung, daß das Leben sei solches Mittel, drum — als das einzige, was dem Leben selbst Wert gibt". — Der einst mit dem Mißtrauen des deutschen Gelehrten die Zwangsanstalt des Staates betrachtet, er sieht jetzt mit der Begeisterung eines antiken Bürgers in dem Staate den Erzieher des Volkes zur Freiheit, alle Zweige des Volkslebens weist er der Leitung des Staates zu. Nur in einem solchen Staate ist „ein eigentlicher Krieg" möglich, denn hier wird durch feindlichen Einfall die allgemeine Freiheit und eines jeden besondere bedroht; es ist darum jedem für die Person und ohne Stellvertretung aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

Schon längst waren seine radikalen Theorien dann und wann erhellt worden durch ein Aufblitzen historischer Erkenntnis; bereits in seiner Jugendschrift über die französische Revolution hatte er Friedrich den Großen gepriesen als einen Erzieher zur Freiheit. Doch erst jetzt beginnt er die historische Welt recht zu verstehen. Er erkennt, daß ein Volk gebildet werde durch gemeinsame Geschichte, und berufen sei, „in dem angehobenen Gange aus sich selber sich fortzuentwickeln zu einem Reiche der Vernunft". Alle Staaten der Geschichte erscheinen ihm jetzt als Glieder in der großen Kette dieser Erziehung des Menschengeschlechts zur Freiheit. Ist diese Erziehung dereinst vollendet, dann wird „irgendeinmal irgendwo die hergebrachte Zwangsregierung einschlafen, weil sie durchaus nichts mehr zu tun findet", dann wird das Christentum nicht bloß Lehre, nein, die Verfassung des Reiches selber sein. In diesem Reiche werden „die Wissenschaftlichen" regieren über dem Volke, denn „alle Wissenschaft ist tatbegründend". So gelangt auch Fichte zu dem Platonischen Idealbilde eines Staates, welchen die Philosophen beherrschen. Und wenn der nüchterne Politiker betroffen zurückweicht vor diesem letzten Fluge des Fichteschen Geistes, so bleibt

doch erstaunlich, wie rasch die große Zeit sich ihren Mann erzogen hat: der Held des reinen Denkens wird durch den Zusammenbruch seines Vaterlandes zu der Erkenntnis geführt, daß der Staat die vornehmste Anstalt im Menschenleben, die Verkörperung des Volkstums selber ist. Näher eingehend auf die Bewegung des Augenblicks schildert er das Wesen des gewaltigen Feindes, der unter den Ideenlosen der Klügste, der Kühnste, der Unermüdlichste, begeistert für sich selber, nur zu besiegen ist durch die Begeisterung für die Freiheit. So stimmt auch Fichte mit ein in die Meinung unserer großen Staatsmänner, welche erkannten, daß die Revolution in ihrem furchtbarsten Vertreter bekämpft werden müsse mit ihren eigenen Waffen. Fast gewaltsam unterdrückt er den unabweislichen Argwohn, daß nach dem Frieden alles beim alten bleibe. Nicht ungerügt freilich läßt er es hingehen, daß man in solchem Kampfe noch gotteslästerlich von Untertanen rede, daß die Formel „mit Gott für König und Vaterland" den Fürsten gleichsam des Vaterlandes beraube. Aber alle solche Makel der großen Erhebung gilt es als schlimme alte Gewohnheiten zu übersehen; „dem Gebildeten soll sich das Herz erheben beim Anbruche seines Vaterlandes". Beim Anbruche seines Vaterlandes — die aus der Ferne leidenschaftlos zurückblickende Gegenwart mag diese schöne Bezeichnung der Freiheitskriege bestätigen, welche die hart enttäuschten Zeitgenossen kummervoll zurücknahmen.

Auch zu einer rein publizistischen Arbeit ward der Denker durch die Sorge um den Neubau des Vaterlandes veranlaßt. Alsbald nach dem Aufrufe des Königs an sein Volk schreibt er den vielgenannten „Entwurf einer politischen Schrift". Die wenigen Blätter sind unschätzbar nicht bloß als ein getreues Bild seiner Weise zu arbeiten — denn hier, in der Tat, sehen wir ihn pochen und graben nach der Wahrheit, den Verlauf des angestrengten Schaffens unterbrechen mit einem nachdenklichen „Halt, dies schärfer!" und die Schlacken der ergründeten Wahrheit emporwerfen aus der Grube — sondern mehr noch, weil uns hier Fichte entgegentritt als der erste namhafte Verkündiger jener Ideen, welche heute Deutschlands nationale Partei bewegen. Schon oft war, bis hinauf in die Kreise der Mächtigsten, der Gedanke eines preußischen Kaisertums über Norddeutschland angeregt worden. Hier zuerst verkündet ein bedeutender Mann mit einiger Bestimmtheit den Plan, den König von Preußen als einen „Zwingherrn zur Deutschheit" an die Spitze des gesamten Vaterlandes zu stellen. Parteien

freilich im heutigen Sinne kannte jene Zeit noch nicht, und Fichte am wenigsten hätte sich der Mannszucht einer Partei gefügt; er schreibt seine Blätter nur nieder, damit „diese Gedanken nicht untergehen in der Welt". Aber kein Parteimann unserer Tage mag das tödliche Leiden unseres Volkes, daß es mediatisiert ist, klarer bezeichnen als er mit den Worten, das deutsche Volk habe bisher an Deutschland Anteil genommen allein durch seine Fürsten. Noch immer schwebt ihm als höchstes Ziel vor Augen eine „Republik der Deutschen ohne Fürsten und Erbadel", doch er begreift, daß dieses Ziel in weiter Ferne liege. Für jetzt gilt es, daß „die Deutschen sich selbst mit Bewußtsein machen". — „Alle großen deutschen Literatoren sind gewandert," ruft er stolz; und jenes freie Nationalgefühl, das diese glänzenden Geister trieb, die Enge ihres Heimatlandes zu verlassen, muß ein Gemeingut des Volkes werden, damit zuletzt der Einzelstaat als überflüssig hinwegfalle. Ein haltbarer Nationalcharakter wird gebildet zunächst durch die Freiheit, denn „ein Volk ist nicht mehr umzubilden, wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen". Aber auch im Kriege wird ein Volk zum Volke, und hier spricht er ein Wort, dessen tiefster Sinn sich namentlich in Fichtes Heimatlande als prophetisch bewährt hat: „Wer den gegenwärtigen Krieg nicht mitführen wird, wird durch ein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden können." Als einen Erzieher zur Freiheit, zur Deutschheit brauchen wir einen Kaiser. Österreich kann die Hand nie erheben zu dieser Würde, weil es unfrei und in fremde undeutsche Händel verwickelt ist; sein Kaiser ist durch sein Hausinteresse gezwungen, „deutsche Kraft zu brauchen für seine persönlichen Zwecke". Preußen aber „ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als Kaiser durchaus kein Interesse zu unterjochen, ungerecht zu sein. Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reich (das will sagen: zum Vernunftreiche); nur so kann es fortexistieren, sonst geht es zugrunde."

So — nicht eingewiegt, nach der gemeinen Weise der Idealisten, in leere Illusionen, aber auch nicht ohne frohe Hoffnung ist Fichte in den Tod gegangen für sein Land. Welch ein Wandel seit den Tagen der Revolutionskriege, da er der Geliebten noch vorhielt, daß sie gleichgültig sei gegen die Welthändel! Der Schwung der großen Zeit, die opferbereite Empfindung weiblichen Mitgefühls führt jetzt Johanna Fichte unter die wunden Krieger der Berliner Hospitäler. Alle guten

und großen Worte des Gatten von der Macht der göttlichen Gnade werden ihr lebendig und strömen von ihrem Munde, da sie die unbärtigen Jünglinge der Landwehr mit dem hitzigen Fieber ringen, in letzter Schwäche, in unbezwinglichem Heimweh die Heilung von sich weisen sieht. In den ersten Tagen des Jahres 1814 bringt sie das Fieber in ihr Haus. Einen Tag lang verweilt der Gatte an ihrem Lager, eröffnet dann gefaßt seine Vorlesungen und findet, zurückgekehrt, die Totgeglaubte gerettet. In diesen Stunden des Wiedersehens, meint der Sohn, mag den starken Mann der Tod beschlichen haben. In seine letzten Fieberträume fiel noch die Kunde von der Neujahrsnacht 1814, da Blücher bei der Pfalz im Rheine den Grenzstrom überschritt und das feindliche Ufer widerhallte von den Hurrarufen der preußischen Landwehr. Unter solchen Träumen von kriegerischer Größe ist der streitbare Denker verschieden am 27. Januar 1814. Sein Lob mag er selber sagen: „Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei und von ihnen begeistert."

Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, Fichtes Name ist im Wechsel gepriesen worden und geschmäht, ist aufgetaucht und wieder verschwunden. Als die kriegerische Jugend, heimkehrend von den Schlachtfeldern, in die Hörsäle der Hochschulen zurückströmte, da erst ward offenbar, wie tief das Vorbild des „Vaters Fichte" in den jungen Seelen haftete. „Die Jugend soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben sein," war seine Mahnung, und wirklich, wie Fichtes Söhne erschienen diese spartanischen Jünglinge, wie sie einherschritten in trutziger Haltung, abgehärteten Leibes, in altdeutscher Tracht hochpathetische Worte voll sittlichen Zornes und vaterländischer Begeisterung redend. Die Ideen, welche diese jungen Köpfe entzückten, lagen zwar tief begründet in der ganzen Richtung der Zeit, aber unzweifelhaft gebührt den Lehren Fichtes daran ein starker Anteil. Vor seinem Bilde, dessen lautere Hoheit uns kein Schopenhauer hinwegschmähen wird, erfüllt sich das junge Geschlecht mit jenen Grundsätzen herber Sittenstrenge, die unseren Hochschulen eine heilsame Verjüngung brachten. Und welch ein Vorbild der „Deutschheit" besaß die Jugend in ihm, der aus der dumpfen Gemütlichkeit des kursächsischen Lebens sich emporrang zu jenem vornehmen Patriotismus, welcher nur noch „Deutsche schlechtweg" kennen wollte und den Kern unserer Nation in der norddeutsch-protestantischen Welt erblickte. Mochte er immerhin

seinen politischen Ideen die abwehrende Weisung hinzufügen: „Auf Geheiß der Wissenschaft soll die Regierung jene bändigen und strafen, welche diese Lehren auf die Gegenwart anwenden“: — die Jugend wußte nichts von solcher Unterscheidung. Die Hoheit seiner Ideen und der Radikalismus seiner Methode wirkten berauschend auf die deutschen Burschen. „Der deutsche Staat ist in der Tat einer; ob er nun als einer oder mehrere erscheine, tut nichts zur Sache“ — solcher Worte diktatorischer Klang drang tief in die jungen Seelen. Die Vorstellung, daß das Bestehende schlechthin unberechtigt sei und einem deutschen Reiche weichen müsse, ward durch Fichtes Lehren mächtig gefördert.

Als eine edle Barbarei hat man treffend die Stimmung der Burschenschaft bezeichnet, und auch an den Sünden dieser edeln Barbaren ist Fichte nicht schuldlos. Seine mönchische Strenge spiegelt sich wider in dem altklugen, unjugendlichen Wesen, das uns so oft zurückstößt von der wackeren teutonischen Jugend. Wenn er immer wieder die Bildung des Charakters betonte, war es da zu verwundern, daß schließlich die Jugend, die den Wert eines gereiften Charakters noch nicht zu beurteilen vermag, mit Vorliebe den polternden Moralpredigern folgte und an alle glänzenden Geister unseres Volkes den Maßstab der „Gesinnungstüchtigkeit“ legte? Wenn er unermüdlich die Jugend darstellte als den noch reinen Teil der Nation und die „Wissenschaftlichen“ als die natürlichen Lenker des Volkes: — mußte da nicht endlich die Anmaßung aufwuchern in der wissenschaftlichen Jugend? — „Unser Urteil hat das Gewicht der Geschichte selbst, es ist vernichtend!“ — in solchen Reden, die im Burschenhause zu Jena, als Arnold Ruge jung war, widerhallten, offenbart sich die Kehrseite des Fichteschen Geistes. Fichte starb zu früh; bei längerem Leben wäre all seine wache Sorge dahin gegangen, die edle Barbarei der Jugend maßvoll und bescheiden zu erhalten. Weder Luden noch Oken oder Fries, und am allerwenigsten der alte Jahn standen hoch genug, um die spartanische Rauheit des jungen Geschlechts zu mäßigen. — Vornehmlich in dieser sittlichen Einwirkung auf die Gesinnung des werdenden Geschlechts liegt Fichtes Bedeutung für die Geschichte unserer nationalen Politik — und wer darf leugnen, daß der Fluch dieses Wirkens tausendmal überboten ward von dem Segen? Nimmermehr wird diesem Denker gerecht, wer ihn lediglich beurteilt als einen politischen Schriftsteller. Der Publizist mag lächeln über Fichtes ungeübten politischen Scharfblick, der „Gelehrte von Metier“ mag erschrecken vor seiner mangel-

haften Kenntnis der politischen Tatsachen; aber hoch über die Fachgelehrten und die Publizisten hinaus erhebt sich der Redner an die deutsche Nation, wenn er mit der Kühnheit des Propheten das Ethos unserer nationalen Politik verkündet, wenn er den zersplitterten Deutschen den Geist der echten Vaterlandsliebe predigt, der über den Tod hinaus zu hassen und zu lieben vermag.

Das war mithin kein Zufall, daß der Name dieses Denkers durch den deutschen Bundestag in den Kot getreten ward. Viel zu milde, leider, lautet das landläufige Urteil, daß unser Volk mit Undank belohnt worden für die Errettung der Throne, die sein Blut erkauft. Als ein Verbrechen vielmehr galt zu Wien und zu Frankfurt der Geist des Freiheitskrieges. Und wer hatte den „militärischen Jakobinismus" des preußischen Heeres schroffer, schonungsloser ausgesprochen als Fichte in den Worten: „Kein Friede, kein Vergleich! Auch nicht, falls der zeitige Herrscher sich unterwürfe und den Frieden schlösse! Ich wenigstens habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen, nicht für seine Angelegenheit, sondern für die meinige, meine Freiheit." Wie sehr mußte die Woge demokratischen Zornes und Stolzes, welche in diesen Worten brandet, jene Schmalz und Kamptz erschrecken, die den Freiheitskrieg für eine Tat gewöhnlichen Gehorsams erklärten, vergleichbar dem Wirken der Spritzenmannschaft, die zum Löschen befehligt wird! Darum, als die Zentral-Untersuchungskommission zu Mainz den unbeschämten Augen des Bundestags die demagogischen Umtriebe darlegte, standen obenan unter den verbrecherischen Geheimbünden — die Vereine, welche in den Jahren 1807—13 sich gebildet zum Zwecke der Vertreibung der Franzosen, und die Liste der Verdächtigen ward eröffnet mit den erlauchten Namen von — Fichte und Schleiermacher. Nur mit Erröten denken wir der Tage, da man in Berlin verbot, die Reden an die deutsche Nation aufs neue zu drucken.

Mag es sein, daß Fichtes nervige Faust den Bogen zu heftig spannte und über das Ziel hinausschoß; in der Richtung nach dem Ziele ist sicherlich sein Pfeil geflogen. Die Zeit wird kommen, die Sehergabe des Denkers zu preisen, der Preußen die Wahl stellte, unterzugehen oder fortzuschreiten zum Reiche. Mag es sein, daß der verwegene Idealist oftmals abirrte in der nüchternen Welt der Erfahrung: — ein Vorbild des Bürgermutes ist er uns geworden, der lieber gar nicht sein wollte, als der Laune unterworfen und nicht dem Gesetz. Und auch das praktisch Mögliche hat der Theoretiker dann

immer getroffen, wenn er handelte von den sittlichen Grundlagen des staatlichen Lebens. Alle Vorwände der Zagheit, all das träge Harren auf ein unvorhergesehenes glückliches Ereignis — wie schneidend weist er sie zurück, wenn er versichert, keiner der bestehenden Landesherren „könne Deutsche machen", nur aus der Bildung des deutschen Volksgeistes werde das Reich erwachsen. Wenn wir willig diesem Worte glauben, so hoffen wir dagegen — oder vielmehr wir müssen es wollen, daß ein anderer Zukunftsspruch des Denkers nicht in Erfüllung gehe. Schon einmal sahen wir ihn, nach der Weise der Propheten, sich täuschen in der Zeit: sechs Jahre schon nach den Reden an die deutsche Nation erhebt sich das Geschlecht, das er gänzlich aufgegeben. Sorgen wir, daß dies Volk nochmals rascher lebe als Fichte meinte, daß wir mit eigenen Augen das einige deutsche Reich erblicken, welches er im Jahre 1807 bescheiden bis in das 22. Jahrhundert verschob. — Wieder ist den Deutschen die Zeit des Kampfes erschienen; wieder steht nicht der Gedanke gerüstet gegen den Gedanken, nicht die Begeisterung wider die Begeisterung. Die Idee streitet gegen das Interesse, die Idee, daß dieses Volk zum Volke werde, wider das Sonderinteresse von wenigen, die an das nicht glauben, was sie verteidigen. Wenn die Langsamkeit dieses Streites, der uns aus sittlichen noch mehr denn aus politischen Beweggründen zu den Fahnen ruft, uns oft lähmend auf die Seele fällt, dann mögen wir uns aufrichten an dem Fichteschen Worte der Verheißung, daß in Deutschland das Reich ausgehen werde von der ausgebildeten persönlichen Freiheit und in ihm erstehen werde ein wahrhaftes Reich des Rechts, gegründet auf die Gleichheit alles dessen, was Menschenangesicht trägt. Damit, fürwahr, sind bezeichnet die bescheidensten, die gerechtesten Erwartungen der Deutschen. Was die Deutschen, wenn sie den Einmut finden, ihren Staat zu gründen, bei mäßiger Macht dennoch hochstellen wird in der Reihe der Nationen, ist allein dieses: kein Volk hat je größer gedacht als das unsere von der Würde des Menschen, keines die demokratische Tugend der Menschenliebe werktätiger geübt.

Mit schönen Worten pries Fichte das Schicksal des großen Schriftstellers: „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage." Nicht ganz so glücklich ist das Los, das den Werken Fichtes selber fiel; denn nur wenige scheuen nicht die Mühe, den echten Kern

seiner Gedanken loszuschälen aus der Hülle philosophischer Formeln, welchen die Gegenwart mehr und mehr entwächst. Doch daß der Geist des Redners an die deutsche Nation nicht gänzlich verflogen ist in seinem Volke, davon gab die Feier seines hundertjährigen Geburtstages ein Zeugnis. Wohl mancher Nicolai verherrlichte an jenem Tage den lauteren Namen des Denkers und ahnte nicht, daß er seinen Todfeind pries. Aber nimmermehr konnte ein ganzes, ehrliches Volk einen Helden des Gedankens als einen Helden der Nation feiern, wenn nicht in diesem Volke noch der Glaube lebte an die weltbewegende Macht der Idee. Und er wird dauern, dieser vielgeschmähte Idealismus der Deutschen. Und dereinst wird diesem Volke des Idealismus eine schönere Zukunft tagen, da eine reifere Philosophie die Ergebnisse unseres politischen Schaffens, unseres reichen empirischen Wissens in einem großen Gedankensysteme zusammenfaßt. Wir Lebenden werden Fichtes Geist dann am treuesten bewahren, wenn alle edleren Köpfe unter uns wirken, daß in unseren Bürgern wachse und reife der „Charakter des Kriegers“, der sich zu opfern weiß für den Staat. Die Gegenwart denkt, wenn Fichtes Name genannt wird, mit Recht zuerst an den Redner, welcher diesem unterjochten Volke die heldenhaften Worte zurief: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“ —

Hans von Gagern.

(München 1861.)

Auch in der Darstellung der Geschichte bewährt sich der Glaubenssatz jedes Künstlers, daß das Individuelle zugleich das Allgemeine bedeutet. Aus einer anspruchslosen Skizze von dem Wachsen eines innerlich ringenden und arbeitenden Charakters treten uns die Widersprüche des Lebens, die Gesetze der menschlichen Entwicklung leicht unmittelbarer, ergreifender entgegen als aus der Schilderung eines ganzen Zeitraumes. Sogar einige politische Wahrheiten lassen sich am klarsten aus dem Leben einzelner Menschen erkennen. Die ganze Schwere eines staatlichen Übels empfinden wir nie lebhafter, als wenn wir die Kraft eines wackeren Mannes dadurch verkümmert und auf falsche Wege geführt sehen. Unter den Staatsmännern der deutschen Kleinstaaten ist Hans Gagern von keinem in Lauterkeit des Willens, von wenigen in Einsicht übertroffen worden. Wenn wir dennoch in dem Leben des edlen Mannes so gar viel des Widerwärtigen erblicken, bald wahrhaft ungeheuerlichen Irrtum, bald verlorene Arbeit für reine Zwecke, bald das klägliche Schauspiel vergeudeter herrlicher Kraft im engsten Kreise: dann überkommt uns überwältigend und beschämend das Bewußtsein der Unreife, der Verworrenheit, der Kleinlichkeit unserer Zustände. Und schwer fällt uns Gagerns eigenes Wort auf das Herz: „Echte und gesunde politische Maximen, wie sie die anderen Nationen um uns her bereits praktisch befolgen, sind bei uns noch roh, Gegenstand der Kontroverse.“ Nur der Unverstand wird sich dieser ernsten Betrachtung mit dem leichtfertigen Troste entziehen: weil uns die Irrtümer der Gründer des deutschen Bundes heute fast unerklärlich erscheinen, eben deshalb sind wir ihnen entwachsen. Sicherlich haben sich seitdem unsere theoretischen Überzeugungen wunderbar verwandelt; und nicht bloß wir, die wir der optischen Täuschung der Nähe unterliegen, — auch die Nachwelt wird dereinst gestehen, unser Volk habe in diesem halben Jahrhundert erstaunlich rasch gelebt. Aber noch heute spukt in tausend

Kämpfen der verderblichste Wahn jener alten Zeit, als genüge für den nüchternen Ernst unseres politischen Daseins die gute Gesinnung, der ehrliche Wille, einträchtiglich zu leben. Auch die Institutionen des deutschen Bundes sind die alten geblieben und werden immer wieder die gleichen Verirrungen gebären. Solange wir als Volk politisch noch nicht existieren, solange wir einen deutschen Staat noch nicht besitzen oder nicht mindestens den festen Entschluß gefaßt haben, diesen einen deutschen Staat zu bauen — rund und nett, ohne jeden partikularistischen Vorbehalt: — ebensolange gibt es keine gesunde deutsche Staatskunst. Bis dahin wird die Politik unserer Kleinstaaten nach wie vor in unreinen Händen ein verräterisches Spiel treiben mit dem Vaterlande, in reinen Händen sich verflüchtigen in politischen Dilettantismus oder mit bitterer Enttäuschung endigen. Aus dem Leben des alten Gagern wird sich uns diese Erkenntnis dann ungesucht ergeben, wenn wir es schildern mit jener schlichten Aufrichtigkeit, die ihn selber zierte, aber ohne jene gutmütige Schonung, welche er, oft zur Unzeit, an Freund und Feind übte.

Schon die Erlebnisse seiner Jugend waren ganz dazu angetan, die wohlwollende, versöhnliche Milde des Charakters zu entwickeln, welche dem Reichsfreiherrn Hans Ernst Christoph von Gagern angeboren war. Sein Vater, dem er am 25. Januar 1766 zu Kleinniedesheim bei Worms geboren ward, hatte nach der Weise der Zeit, trotz seines reichsritterlichen Geschlechts, in seiner Jugend im Regimente Royal-Deuxponts, unter französischen Fahnen, gefochten und war dann im Zweibrückner Hofdienste zu den höchsten Würden aufgestiegen. Auch der Sohn ward natürlich zuerst von einem französischen Hofmeister erzogen. Dann brachte man den protestantischen Knaben zu den Jesuiten nach Worms, und die geistlichen Herren sorgten, daß der Zögling fleißig lerne, ohne sich um sein ewiges Heil zu kümmern. Endlich ward die Vorbildung des künftigen Weltmannes vollendet auf jener berühmten Schule des alten Pfeffel zu Kolmar, welche so viele tüchtige junge Leute aus guten Häusern nach den unzweifelhaften Grundsätzen deutsch-französischer Aufklärung erzogen hat. Schon im sechzehnten Jahre bezog Gagern die Leipziger Universität, später die hohe Schule der jungen Diplomaten des heiligen Reiches, die Georgia Augusta. Lernte er bei Pütter die damals übliche fable convenue vom deutschen Staatsrechte, so ward sein historischer Sinn geweckt durch Spittlers Vorträge. Es war ein leichter, heiterer Bildungsgang. Von früh auf hatten gewaltige

Kulturgegensätze nach und nebeneinander auf den jungen Mann gewirkt: deutsches und französisches Wesen, protestantische und katholische Weltanschauung, Religion und Philosophie, die kaiserlichen Traditionen der reichsritterlichen Häuser wie die kleinstaatlichen Begriffe seines heimischen Hofes. Seine sanguinische, friedfertige Natur sprang leicht über diese Widersprüche hinweg. Die humanen Ideen der Zeit wurden sein Eigentum, als er in emsiger, doch nie gewaltsamer Arbeit an Herder, Hume, Montesquieu sich begeisterte. Aufrichtig fromm und herzlich dankbar seinem wohlwollenden Gotte, blieb er ein im guten Sinne weltlicher Mensch, dem Lichte zugewendet, gänzlich unempfänglich für mystische Ideen. Eifrige, doch leider unmethodische Studien machten ihn vertraut mit dem politischen Leben aller Völker und Zeiten; und zu so umfassender wissenschaftlicher Kenntnis sollte bald eine reiche praktischer Erfahrung hinzutreten. Aber sein rasch fassender, leicht verarbeitender Kopf war nicht original, nicht selbständig genug, um diese Vielseitigkeit der Bildung zu ertragen. Er wußte sich in seiner Gutmütigkeit mit den großen Gegensätzen des Lebens nicht besser abzufinden, als indem er versuchte, das Unversöhnliche zu versöhnen.

Das Vermitteln und Beschwichtigen ward ihm im Leben zur Leidenschaft, wie der Eklektizismus in seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Studien. Leibhaftig steht der zart gebaute, bewegliche Mann mit den feurigen Augen vor uns, wie er, rastlos mit den Armen zuckend, im lebhaften Gespräche zwischen dem Orthodoxen und dem Ungläubigen einhergeht, aufmerksam jedem Einwurfe lauschend, froh, bald den Karl Borromäus, bald einen großen Heiden mit warmen Worten zu preisen, bis er zuletzt mit seinem gewinnenden Lächeln sagt: „Ich bin Rationalist, aber ich hasse das kalte ergo, ergo, das endlich zu der Frage führt: wozu das Gebet? — Also so etwas wie Jacobi!“ Das achtzehnte Jahrhundert, selber überreich an eigenartigen Charakteren, hegte herzliche Vorliebe für die Biographie; unzähligen seiner Söhne ward die Lebensbeschreibung eines großen Mannes bestimmend für das eigene Leben. Gagern fand ein solches Werk in dem Leben Ciceros von Middleton; vor dem Bilde des römischen Vaters des Vaterlandes kräftigte er den Entschluß, sein ganzes Sinnen dem Staate zu widmen, und der unselbständige Eklektizismus des römischen Denkers entsprach seiner eigenen Sinnesrichtung. Mit dieser vermittelnden Neigung vertrug sich sehr wohl ein starkes Rechtsgefühl, eine vornehme Abwendung von allem Niedrigen und Gemeinen. An Gagerns Bilde haftet etwas von dem friedlichen Zauber

des Zeitalters der Humanität. Aber ehrte es die Zeit und den Menschen, wenn schon der Knabe in der Jesuitenschule an dem Zeitalter Ludwigs XIV. nicht den Schlachtenruhm, sondern die Werke Corneilles und Racines als das Höchste pries, wenn noch der Greis die Alten des Orients darum rühmte, daß die Priester den Kriegern voranstanden: so kamen doch eiserne Tage, wo nur die schneidige Einseitigkeit einer leidenschaftlichen Überzeugung retten konnte. Und leider ist auch in der Zeit des Kampfes Gagerns versöhnliche Natur oft stärker gewesen als das klare Gebot der Notwendigkeit. Solche sanguinische, leicht erregbare Menschen ändern wohl später ihre Meinung über dies und jenes, doch ihre eigentliche Entwicklung schließt früh ab. Gagern gehört zu jenen Männern, die wir uns am liebsten im Alter vorstellen; jene milde Weisheit, die an dem jüngeren Manne leicht fälschlich als Mangel an Grundsätzen erscheint, steht dem alten Herrn, der in dem Garten von Hornau seine Reben zieht, vortrefflich zu Gesicht.

Von solcher humaner Bildung erfüllt war Gagern, als er in den Zweibrückner Staatsdienst trat. Er blieb nur kurze Zeit, wenig erbaut von dem wüsten Regiment. Da traf ihn in seinem einundzwanzigsten Jahre ein Ruf, welcher über sein Leben entschied. Das Fürstentum Nassau-Weilburg bedurfte eines Premier-Ministers. Familienverbindungen lenkten die Wahl auf den pfälzischen Assessor. Er schulte sich erst nach altem Reichsbrauch ein Jahr lang am Wiener Reichshofrate, widerstand den lockenden Anerbietungen des Fürsten Kaunitz — denn sein Ehrgeiz war von dem kleinen, ruhigen Dienste der rheinischen Heimat vollauf befriedigt — und übernahm sein leichtes Amt. Ein Kollegium alter, bewährter Räte hatte das Ländchen schlicht und recht, ganz nach dem Sinne des neuen Präsidenten, verwaltet. So gingen die Dinge im selben Geleise weiter; der brave junge Minister erwarb sich bald die Liebe des Landes und hatte Muße genug, die ersten Freuden einer glücklichen Ehe zu genießen. Damals glaubte er die Meinung, es gebe kein vollkommenes Glück, als einen Wahn zu erkennen.

In diesen Jahren muß auch seine Auffassung der deutschen Politik sich gebildet haben, jene sonderbare Mischung kaiserlicher und kleinstaatlicher Gedanken, welche Stein später am treffendsten bezeichnete, wenn er von dem „Exföderalisten" Gagern sprach. Seines eigenen reinen Willens sicher, vermochte der wackere Reichsritter keineswegs, in dem verfaulten heiligen Reiche jenes monstrum politicum zu erblicken, welches die großen Politiker vor seiner Zeit darin erkannt hatten und

welches die nächste Zukunft jedem unverblendeten Auge offenbaren sollte. Er fand darin sein Lebtag eine heilsame Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente. Der Zauber jener historischen Romantik, welcher die Kaiserkrone und die großen Namen des Reichsadels umschwebte, blendete ihn gänzlich, der gegen die Dichtkunst kalt und der religiösen Mystik fremd blieb. Er sah sehr wohl, daß in dieser grauenhaften Wildnis des historischen Naturwuchses seit Jahrhunderten kein bewußter Wille aufgeräumt hatte, daß es keinen klaren Begriff mehr in diesem Reichsrechte gab, daß nicht einmal die Grenzen des Reiches fest bestimmt waren. Aber gerade jenes „lose Band", das Schlesien, Preußen, die Schweiz, die Niederlande an Deutschland kettete, war ihm „der echte Germanismus". „Wer uns zu anderen Formen, zu anderem Sinn bringen will, der drückt und preßt uns wider die Natur." Corpus nomenque Germaniae — in diesen klingenden Worten liegt ihm das Wesen der deutschen Politik. Er sah, daß die Anarchie im Reiche herrschte, die kaiserliche Gewalt ein Possenspiel geworden war. Aber selbst die Eifersucht gegen die kaiserliche Würde war ihm erfreulich; denn sie erhalte eine wachende Politik, die sehr nötig sei in einem Staatskörper, der immer in Gefahr schwebe einzuschlafen. Darum schien ihm der Fürstenbund Friedrichs des Großen, jener anarchische Notbehelf in einem tief verderbten Reiche, ein gutes Zeichen; Preußen sei dazu berufen, immer an der Spitze der Opposition zu stehen. Während die anderen Nationen wie die asiatischen Sklaven sich in große Monarchien zwängen ließen, „sind wir unbesiegt geblieben und der Freiheit Lieblingssöhne". — Wir fassen uns heute an die Stirn, wenn wir solche Worte lesen, und fragen uns, wie es möglich war, daß geistreiche Patrioten jene unselige Libertät der deutschen Stände als einen Vorzug rühmen konnten. Aber ist diese Denkweise, welche damals Tausende teilten, bereits völlig überwunden? Haben wir etwa gelernt, das Abc der Politik auf den deutschen Bund anzuwenden, oder streiten wir nicht vielmehr noch heute alles Ernstes über die Frage, ob die erbliche Opposition von Staat gegen Staat im deutschen Bunde ein Vorzug sei oder ein Übel?

Zu jener Überschätzung des alten Reiches, die den Reichsrittern gemein war, gesellte sich bei Gagern die Vorliebe für die kleinen Staaten. Während von den regsameren seiner Genossen die Mehrzahl sich nach Österreich wandte, wohin sie der Name des deutschen Staates lockte, ging der größte der Ritter des Reiches, Stein, nach Preußen, wo

er das Wesen des deutschen Staates fand; Gagern aber war in einen jener Kleinstaaten geführt worden, welche bald darauf den Reichsrittern als die bittersten Feinde galten. Er sah das Ländchen glücklich, er bekannte sich zu dem allgemeinen Wahne der Epoche, welche den Kleinstaaten die Förderung der Kultur und des Wohlstandes als eine eigentümliche Tugend nachrühmte, ja er wollte die großen Mächte nur als ein notwendiges Übel gelten lassen in einer Zeit der Kriege. So bildete sich ihm der Entschluß, die Kleinstaaten als die getreuesten Stützen des Reiches zu verteidigen, insbesondere gegen Österreich und Preußen. Wohl sprach er schon damals mit Achtung, ja oft mit einer gewissen furchtsamen Scheu von Preußen. Aber der barsche Militärstaat war ihm unheimlich; das in jener Zeit zu einem vollen Dritteile slavische Land erschien dem eifrigen Deutschen als eine fremde Macht. Gedachte er vollends der polnischen Teilung, so überkam ihn ein erklärliches Mißtrauen. Wie die Mehrzahl der aufgeklärten Zeitgenossen wollte er die furchtbare Notwendigkeit dieser Tat nicht erkennen; er sah darin nicht ein Symptom jener Kabinettspolitik, welche seit Jahrhunderten die großen wie die kleinen Höfe beherrschte, sondern eine den Großmächten eigentümliche Schandtat, die „wahre Büchse der Pandora". — In allen inneren Streitfragen blieb er, der Aristokrat von Geburt und Gesinnung, den liberalen Ideen der neuen Zeit sehr zugänglich; er wußte sich das konstitutionelle System in seiner Weise zu idealisieren, dachte es sich mit Montesquieu in den deutschen Wäldern erfunden und nur während einer Übergangszeit durch einen undeutschen Despotismus verdrängt. Wie die Zustände der deutschen Gesamtheit immerdar um eine Welt zurückblieben hinter der politischen Durchbildung der Einzelstaaten, so geschah es auch mit den politischen Ideen der Zeit. Der Chef der tüchtigen, aufgeklärten Verwaltung eines Kleinstaates huldigte in der Reichspolitik der hohlsten Phantastik. Derselbe vage Idealismus, der den Begriff des Vaterlandes weit über seine politischen Grenzen, bis zum Texel und zum Genfer See, ausdehnte, getröstete sich der gutmütigen Hoffnung, der rechtliche Sinn der Reichsfürsten werde die zerrüttete Reichsverfassung in jeder Gefahr erhalten.

Bald sollte dieser Gesinnung eine fürchterliche Probe bereitet werden. Die Heere der Revolution überschwemmten das Reich, und mit bitterem Unmute sah der wackere Reichsritter die Schmach seines Landes wie das Gebaren der Pariser Schreckensherrschaft. In ritter-

licher Begeisterung für die Tochter seiner Kaiser erbot er sich, natürlich umsonst, Marie Antoinette zu verteidigen; in einem Aufruf beschwor er seine Landsleute, durch einen Bund der besseren Reichsstände das Reich zu retten. Der Baseler Frieden ward geschlossen, und in seinem patriotischen Zorne wollte Gagern nie begreifen, daß dieser Friedensschluß sich von selbst ergab aus der, auch von ihm gepriesenen, erblichen Opposition Preußens im Reiche. Der Nassauer Hof flüchtete unter preußischen Schutz. Dort im Exile, auf der Eremitage bei Baireuth, entstanden Gagerns erste literarische Versuche, zumeist gegen revolutionäre Erscheinungen des Tages gerichtet, darunter ein Sendschreiben an den jungen Gentz. Gagern erkannte sehr fein den revolutionären Geist, der in dem berühmten Briefe von Gentz an Friedrich Wilhelm III. — in der Form mehr als im Inhalt — sich aussprach. Er stellte „den Berliner" streng zur Rede und hatte später die Genugtuung, daß der bekehrte Gentz ihm in tiefer Zerknirschung dankte für die wohlverdiente Züchtigung jener „törichten und heillosen Anmaßung, bei der mich mein guter Genius ganz und gar verließ". In dieser Zeit begann auch Gagerns diplomatische Tätigkeit. Nie ward ihm das Glück, in einem wirklichen Staate die harte Schule einer auf Traditionen und Interessen ruhenden Politik zu durchlaufen und eine ernste Verantwortlichkeit zu tragen. Mit dem gerechten Bewußtsein, daß er fähig sei, in der ernsten Zeit ein gutes Wort zu sprechen, aber ohne jeden Rückhalt an seinem lächerlichen Zwergstaate, trieb der unermüdliche Mann hinein in vage, allbereite Vielgeschäftigkeit und spielte nur zu oft die Rolle des ungerufenen Raters, des ungebetenen Vermittlers. So schon jetzt, als er, um die Wende des Jahrhunderts, nach Wien ging und dem kaiserlichen Hofe einen Bund der Mindermächtigen als das Heil des Reiches predigte. Seiner Seele fehlte die große Leidenschaft, der Ehrgeiz, an entscheidender Stelle in einem wirklichen Staate Großes zu wirken; aber so wenig er daran dachte, das Stilleben des Kleinstaates gänzlich zu verlassen, Selbstgefälligkeit und wohlmeinender Pflichteifer reizten ihn doch fortwährend, aus der Ferne keck hineinzureden in die großen Geschicke der Welt. In solcher schiefen Stellung erscheint der wackere Mann schonungslosem Urteile oftmals als eine komische Person.

Das Gebot der Not riß ihn aus diesem dilettantischen Treiben. Die deutsche Fürstenrevolution begann, das heilige Reich brach zusammen. Es galt, dem Hause Nassau seinen Anteil zu sichern an dem großen Raubzuge der Erbfürsten wider die geistlichen Staaten. Gagern

ging mit unbeschränkter Vollmacht nach Paris. Selbst in dieser erniedrigenden Lage wußte er mindestens die äußere Haltung zu bewahren. Er überließ es anderen deutschen Fürsten und Gesandten, mit dem Schoßhündchen Talleyrands zu kosen, um sich die Gunst des Mächtigen zu sichern. Aber die kleinen Mittel der alten Diplomatie verschmähte er nicht, nicht das glänzende Haus und das eifrige Spiel „als ein Mittel der Annäherung", nicht die geheimen Verhandlungen in der Dachstube des Straßburger Matthieu, welcher damals die Geschicke unserer Fürsten entschied. Dort begründete sich auch die vielfach angefochtene Freundschaft des deutschen Ritters mit Talleyrand. Ein feiner Kopf, ein tüchtiger Gelehrter, im Grunde des Herzens gutmütig und ein stolzer Aristokrat, war der verschlagene Franzose dem Deutschen mehrfach verwandt. Fand sein gewissenloses Handeln an dem deutschen Freunde einen allzu milden Richter, die kurzsichtige Schlauheit seiner Staatskunst einen willigen Bewunderer, so lernte er dagegen Gagern schätzen, als selbst in den Tagen des Rheinbundes der deutsche Klein-Minister niemals zum Sklaven Frankreichs herabsank. So haben die beiden manches Jahr, bald in der Rue du Bac zu Paris, bald in Warschau und Wien Gedanken ausgetauscht, große und kleine Pläne geschmiedet, und nur allzuoft sollte der Deutsche das arglose Werkzeug des fremden Ränkeschmieds werden. Sie blieben bis zu Talleyrands Tode im Verkehr, und der Vielgewandte pflegte im Alter zu sagen, daß niemand ihn so ganz verstanden habe wie Gagern.

Die Früchte dieser Freundschaft reiften schnell. Gagern durfte sich rühmen, das Gesamtreich Nassau auf das Doppelte seines Umfangs gebracht zu haben. In welche seltsamen Widersprüche trieb doch die harte Zeit den milden Mann hinein! Er war ein Verehrer der konstitutionellen Monarchie, und doch mußte er auch an den absolutistischen Gewaltstreichen der Epoche teilnehmen. Stücke von Kurtrier waren an Nassau gefallen. Mit Widerstreben sah sich Gagern gezwungen, die landständische Verfassung dieser Lande zu beseitigen; gutmütig erklärte er in derselben Verordnung, welche die Verfassung aufhob, die Regierung erkenne sehr wohl die Vorzüge „dieser durch legislativische Weisheit und durch die Erfahrung geprüften Verfassungsform". Sein Vater war des Reichs vom Adel und hatte noch auf dem Rastatter Kongresse mit zähem Stolze die Ansprüche der oberrheinischen Reichsritterschaft vertreten. Auf den Sohn war vieles übergegangen von solcher Gesinnung. Wenn in späteren Tagen die Konser-

vativen der neuen Zeit allzu eifrig redeten von der Legitimität der angestammten Fürstenhäuser, dann brauste das reichsritterliche Blut auf, und er rief: „Ich kenne noch eine andere, bessere Legitimität: die des deutschen Wahlkaisertums und — meine eigene, die freilich nur in der Mitherrschaft in einem Dorfe bestand!" — Und doch schuf er jetzt — „durch seine plastische Hand", wie Stein spottete — aus den Trümmern der alten Legitimität einen neuen Kleinstaat. Noch mehr. Er war Patriot, und doch förderte er im Eifer seiner dynastischen Ergebenheit, obwohl widerwillig, jene schmachvollen Verträge, welche die Linie Nassau-Oranien für den Verlust der Niederlande durch deutsche Ländersetzen entschädigten. So trieb man dem Verderben entgegen.

Das Jahr 1804 sah die Gewaltigen unseres Westens, auch den nassauischen Minister, zu Mainz den Thron des neuen Imperators umgeben. Im folgenden Jahre war Gagern mutig genug, jede unmittelbare Teilnahme am Kriege gegen Österreich zu verweigern. Aber als bald darauf Preußen um Nassaus Bundesgenossenschaft warb, gab man keine Antwort. Damit war Nassaus künftige Stellung gegeben. Zerfallen mit den deutschen Großmächten, Rebellen gegen das Reich, wie sollten die Kleinen zaudern, wenn sie wählen mußten zwischen Rheinbund und Vernichtung? Die Kunde kam, daß der Allgewaltige, nachdem die geistlichen Fürstentümer des heiligen Reichs säkularisiert waren, nunmehr die weltlichen Fürsten und Herren zu mediatisieren gedenke. Alsbald drängten sich die geängsteten Kleinfürsten um den Imperator, flehten ihn an, ihr Schirmherr zu werden oder gar die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Auch Gagern eilte wieder nach Paris, und wie einige Jahre zuvor in der Mansarde Matthieus, so mußte er jetzt in dem finsteren Hinterzimmer des blinden Pfeffel markten und bitten für sein Fürstenhaus. Zufall und Laune entschied alles. Einmal warf Napoleon den Gedanken hin, Nassau zu mediatisieren. Der Minister des bedrohten Hauses aber vermittelte die Geldgeschäfte Talleyrands mit den deutschen Fürsten. Durch solche unziemliche Beflissenheit rettete Gagern das Dasein seiner Dynastie. Der Handel war für die deutsche Linie des Hauses Nassau um so schmählicher, da Napoleon gleichzeitig die holländische Linie Nassau-Oranien aus einem Teile ihres neuerworbenen deutschen Fürstentums verjagte und die deutschen Nassauer zwang, sich auf Kosten ihrer holländischen Verwandten zu vergrößern. Jede erdenkliche Demütigung ward den beute- und gunstsuchenden deutschen Ministern bereitet; man erlaubte ihnen

nicht einmal, sich über die Rheinbundsakte gemeinsam zu beraten. Vom Spieltische hinweg rief Talleyrand eines Abends seinen deutschen Freund, zeigte ihm die fertige Gründungsakte des Rheinbundes — und Gagern unterschrieb. Glänzend bewährte sich Talleyrands Gunst: Nassau, ein neufürstliches Haus, erhielt die Herzogskrone und sogar den Vorsitz in dem Fürstenrate des Rheinbundes.

Da bestand er endlich, jener von Gagern ersehnte „Bund der Mindermächtigen“! Wie anders hatten ihn seine Träume gemalt! Und Gagern hat nie begriffen, daß ein solcher Bund der Kleinen in anderer Weise auf die Dauer nicht bestehen kann. Nichts törichter, als jene wohlfeile Gesinnungstüchtigkeit, welche wegen dieser rheinbündischen Tage über Gagern rasch den Stab bricht. Stein freilich machte damals seinen großen Namen zuerst der Welt ruchbar durch jenen herrlichen Brief an den Herzog von Nassau, worin er die Hoffnung aussprach, auch die Schützlinge Napoleons würden dereinst, wie jetzt die Reichsritter, vernichtet werden, „und Gott gebe, daß ich dieß glückliche Ereigniß erlebe“! Doch Gagern war darum noch kein Verräter, weil er nicht vermochte, sich zu einer Großheit des Sinnes zu erheben, die von den Zeitgenossen kaum verstanden ward. Der treue Diener glaubte in der kritischen Lage seine Dienste seinem Fürsten nicht versagen zu dürfen; und konnte er ihm zur Selbstvernichtung raten in einem Augenblicke, wo sie nur Deutschlands Feinden zugute kommen mußte? Wir Nachlebenden aber sollten, wenn wir beschämt die guten Namen Gagern und Reizenstein unter der Urkunde des Rheinbundes lesen, die furchtbare Wahrheit begreifen, daß für die Ohnmacht unserer kleinen Staaten, sobald sie auswärtige Politik treiben, die Grundsätze der Sittlichkeit nicht vorhanden sind.

Unwillig war er an das häßliche Werk gegangen und hatte jeden Lohn verschmäht. Doch kaum war der Bund gegründet, so begann er auch mit allem Eifer seines leichten Blutes die Gunst der Lage auszubeuten. Die Schlacht von Jena hatte die kleinen Dynasten des Nordens zu Napoleons Füßen geworfen. Jetzt war der Augenblick, sich als Retter der Kleinen zu erweisen. Er eilte über Berlin nach Polen in das französische Hauptquartier, und von Anhalt, von Lippe, von Reuß, Waldeck und den Ernestinern kamen ihm Briefe oder Gesandte oder gar die Fürsten selbst, um Rettung flehend. Auch Friedrich August von Sachsen erschien in Berlin, das leibhaftige Bild der versunkenen alten Zeit, groß geworden in der spanischen Etikette seines alt-

väterischen Hofes, unfähig zu begreifen, „wie man mit diesen Leuten leben solle". Gagern hatte Trost für jeden. Der romantische Reiz der erlauchten Namen und das menschliche Mitleid mit den armen Kleinen mußten seine föderalistische Überzeugung noch bestärken. Er schmeichelte Napoleon und Talleyrand mit der feinen Frage, ob sie als Edelleute aus altem Hause es über sich gewinnen könnten, Deutschlands hohen Adel zu verderben? Auch drängte die Stunde: Napoleon bedurfte neuer deutscher Truppen für den Winterfeldzug. Und zu Gagerns Glück ließ der gutmütige La Besnardière, der jetzt an Matthieus und Pfeffels Stelle Deutschlands Verteilung besorgte, mit sich handeln. „Schenken Sie mir einige Ihrer Fürsten," meinte der Franzose. „Nicht einen! Il faut les avaler, und sollten Sie daran ersticken!" So gelang die rettende Tat, und jene Fürstenhäuser stammten ihren Völkern wieder an — durch ein Mißverständnis, wie wir jetzt aus den Memoiren des Grafen Senfft wissen. Napoleon sagte später zornig, über Lippe, Reuß und Waldeck sei er getäuscht worden; hätte er gewußt, wie es mit ihnen stände, so würden diese Staaten nicht mehr bestehen. In der Tat, ein eigentümliches Zeugnis für Gagerns diplomatische Feinheit.

In eigner Sache hatte der nassauische Minister, wenn wir seiner Versicherung trauen dürfen, Bestechung verschmäht. Zum Besten anderer Dynastien scheute er, jetzt wie vordem in Paris, auch vor diesem Mittel nicht zurück und half sich mit dem leidigen Troste, daß er bloß bezahlt, doch nie gehandelt habe. Über diesen deutschen Händeln verging der Winter. Gagern war glücklich, daß das Unrecht der Teilung Polens durch die Gründung des Großherzogtums Warschau gesühnt sei, er schwärmte für das ritterliche Polen und seine schönen Frauen, und sein scharfer Blick erkannte sofort in dem Tage von Eylau den Wendepunkt des Napoleonischen Glücks. Eine kurze Zeit trug er sich wohl mit dem Gedanken, Napoleon für den Plan eines karolingischen, wesentlich deutschen Reiches zu gewinnen, und noch im Jahre 1808 widmete er dem Kaiser, „dem großen Völkerhaupte meiner Zeit", den ersten Teil seiner Sittengeschichte, allerdings mit dem für einen Rheinbundsminister seltsamen Motto: virtus et in hoste laudanda. Aber das Gefühl der tiefen Unsittlichkeit der rheinbündischen Dinge lastete von Tag zu Tag quälender auf ihm. Stein ward geächtet, sein Besitztum eingezogen, und nur mit Mühe gelang es dem wohlwollenden nassauischen Minister, der bei solchem Werke helfen mußte, die bit-

tere Not abzuwenden von der Familie des Patrioten. Als endlich das Edikt von Trianon (1811) alle auf dem linken Rheinufer Geborenen für französische Untertanen erklärte, so ergriff er gern diesen Vorwand und verließ den nassauischen Dienst, um in Wien als ein freier Mann für die Befreiung des Landes zu arbeiten.

Es war ihm heiliger Ernst mit dieser Arbeit, nur lag in seinem gutartigen Wesen keine Spur von jenem dämonischen, vernichtenden Franzosenhasse, dessen die Leiter der Bewegung bedurften, um den langen Schlaf zu enden. Überhaupt war unter den Männern der Kleinstaaten eine solche grimmige verzehrende Erbitterung nicht möglich wie in dem freventlich mißhandelten Preußen. Unsere reinsten Kräfte wirkten damals, daß die Nation wieder lerne, an sich selbst und ihre Größe zu glauben. Unter ihnen auch Gagern, als er in Wien seine „Nationalgeschichte der Deutschen" begann, kein wissenschaftliches Werk natürlich, aber eine beredte, feurige Schilderung der germanischen Vorzeit und — eine Verherrlichung des „echten Germanismus". „Der Mann wollte noch etwas mehr als ein Buch schreiben," urteilte Goethe, und der Erfolg des Werkes rechtfertigte die Meinung. Aber auch diesmal verleugnet sich nicht der Jünger der Humanität. Dasselbe Buch, das die Nation für den Entscheidungskampf entflammen soll, preist als das Ideal des Staatsmannes — Probus, den milden Sieger, der den bezwungenen Völkern das Glück der Reben bringt.

Es war die Zeit, da die Edelsten und Kühnsten das finstere Handwerk des Verschwörers trieben, da ein Stein mit chemischer Tinte schrieb und Pläne entwarf, die Truppen des Rheinbundes in Masse zum Eidbruche zu verführen. Die Katastrophe von Moskau brach herein. Da ward auch Gagern in die geheimen Entwürfe der Patrioten eingeweiht. Erzherzog Johann hegte mit Hormayr und anderen Häuptern des Gebirgskrieges von 1809 die Absicht, das einzige zu beginnen, was noch retten konnte, den Volkskrieg zu entzünden in den Bergländern von Tirol bis Dalmatien. Gagern, der schon während der Revolutionskriege am Rhein bei den kleinen Höfen das Aufgebot des Landsturmes empfohlen hatte, nahm teil an der Verschwörung. Aber treu seinem alten Glauben, daß man die kleinen Dynastien um jeden Preis erhalten müsse, hoffte er auch jetzt noch zu vermitteln zwischen der drohenden Volkserhebung und den Interessen der Höfe. Er hatte Verbindungen in München und meinte sehr richtig, Bayern werde gegen volle Entschädigung auf Tirol verzichten. Noch weit minder

als Gagern selber war das Wiener Kabinett gesonnen, die rheinbündischen Höfe durch eine hochbegeisterte Volkserhebung zu zermalmen. „Dem siegreichen Feinde stopfe ich mit einer Provinz den Mund; aber das Volk bewaffnen, heißt den Thron untergraben“ — diesem alten Worte Cobenzls war das Haus Habsburg nur ein einziges Mal, im Jahre 1809, während der kurzen Monde der Verwaltung Stadions, untreu geworden. Unter Metternich stand die überlieferte Hauspolitik wieder hoch in Ehren. Kaum erhielt der Hof durch einen Verräter Kunde von dem Plane der Volkserhebung, so ward das alte Mißtrauen des Kaisers gegen den Ehrgeiz seiner Brüder geweckt. Die einheimischen Verschworenen verschwanden in Festungen, Erzherzog Johann in den steirischen Bergen. Gagern ward des Landes verwiesen, aber Metternich bat ihn (März 1813), in das Hauptquartier der Verbündeten zu gehen und Österreichs nahen Übertritt insgeheim anzukündigen. In diesem Gespräche enthüllte der Staatskanzler die geheimste Unwahrheit der habsburgischen Staatskunst: die persönliche Bekämpfung Napoleons sei die Aufgabe, nicht der phantastische Gedanke der Wiedererwerbung des linken Rheinufers. Und sein Zuhörer — bewunderte die Klugheit des Fürsten und erkannte „sein deutsches Herz und Gemüt“! Auch als später die Folgen dieser Politik der kleinen Menschen und der kleinen Mittel sich offenbarten, als mit dem Eintritt Österreichs in die Allianz der Volkskrieg zusammenschrumpfte zu einem Kriege der Kabinette, als Österreich in den Verträgen von Ried und Fulda die Souveränität der Rheinbundskönige anerkannte und somit jede Aussicht auf eine ernsthafte Neugestaltung der deutschen Verfassung abschnitt, da murrte der treue Anhänger des alten Reiches wohl über „so leere, zweideutige Verträge“, aber sein Vertrauen auf den Wiener Meister blieb unerschüttert. Nach dem Frieden fragte ihn Kaiser Franz mit jener zweifellosen Selbstgefälligkeit, welche den vollendeten Despoten bezeichnet: „Schaun's, bin ich nicht viel gescheiter gewesen als Sie? Hab' ich nicht in Ordnung getan, was Sie in Unordnung tun wollen?“ — und Gagern war so unverzeihlich gutmütig, diese Zurechtweisung ganz gerecht zu finden.

So voll Vertrauen auf Österreichs edle Absichten, überdies mit dem glücklichen Bewußtsein, daß er zu Wien die Heirat des Erzherzogs Karl mit einer nassauischen Prinzessin vorbereitet — wandte sich Gagern nach Breslau. Er sah es vor Augen, das Erwachen jener einzigen Tage, er sah dies Volk hingeben „Gold für Eisen“, er sah

die endlosen Züge der Freiwilligen, die einen Volkskrieg ohnegleichen verkündeten. Aber den ein zweideutiges Gespräch Metternichs von Österreichs Treue überzeugte, er blieb angesichts solcher Erscheinungen störrisch bei dem alten Mißtrauen gegen die preußische Habsucht! Schon auf seiner Reise hatten sich wiederum zitternde Kleinfürsten an den alten bewährten Retter gewendet; der Erbprinz von Oranien, der Prätendent der Niederlande, bedurfte der erprobten Dienste des treuen nassauischen Staatsmannes. Gagern trat als Vertreter dieses Fürsten und des entthronten Kurfürsten von Hessen in den provisorischen deutschen Verwaltungsrat unter Steins Befehle. Einsam stand dieser gewaltige Mensch unter den Genossen, der, hohen Sinnes, die Einheit als das große Ziel des Kampfes erblickte — „und ist sie nicht möglich, eine Vermittlung, einen Übergang". Hatte Gagern sich geschmeichelt, „seine Hochachtung im Sturm zu erobern", so stand er bald ratlos vor „dem heißen Kopfe und exasperierten Gemüte" des großen Mannes. Wir wissen heute: war die Hitze dieses Kopfes und die Erbitterung dieses Gemütes nur um einen Grad geringer, so endete der deutsche Krieg am rechten Ufer des Rheines „mit einem Possenspiele". Es war nicht wohlgetan, wenn Gagern jetzt versuchte, seinem Chef „Wasser in den Wein zu gießen", und Stein gab keine Antwort, als der Dienstwillige sich erbot, der Melanchthon dieses Luther zu werden.

Aber wie hoch auch Stein emporragte über seine Umgebungen, so war es gerade für einen Vertreter „rein-deutscher" Staaten sehr wohl möglich, einen heilsamen Einfluß auf Stein zu üben. Sein in Rußland gefaßter Plan, die Fürsten des Rheinbundes als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers zu behandeln, erwies sich schon jetzt als unausführbar, weil die Verbündeten selbst vor solcher Kühnheit zurückschraken und mehr noch, weil die Völker damals noch fest an ihren Dynastien hingen und nirgends wagten, sich wider den Willen des Fürstenhauses für Deutschland zu erheben. Wenn Gagern in diesem Falle die wirkliche Lage richtiger beurteilte als Stein, so begegneten sich beide in der klaren Einsicht, man müsse schon jetzt für Deutschlands künftige Verfassung bindende Verträge schließen. Am wichtigsten aber war, dem einzigen entgegenzuwirken, was sich Stein in dieser Zeit vorwerfen läßt und von Gagern richtig durchschaut wurde, — seinem allzu großen Vertrauen auf Rußland. Wenigstens versuchen konnte der rein-deutsche Minister, für die eroberten kleinen Staaten zu erreichen, was in Altpreußen durch die Schön und Auerswald be-

reits erreicht war — die Verwaltung des Landes durch ausschließlich deutsche Behörden. Statt dessen begann er wieder mit kleinen dynastischen Bestrebungen. Gagern erwirkte den Beschluß, daß der Kurfürst von Hessen sofort in sein Land zurückgeführt werden sollte. Also geschah es, daß Kurhessen, dank dem unverbesserlichen Geize seines Fürsten, keinen Anteil nahm an dem Freiheitskriege, und Stein über den zurückgekehrten Herrscher in die grimmigen Worte ausbrach: „Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen.“ Zu Gagerns Glück rief ihn, bevor der offene Bruch mit Stein sich entschied, der Erbprinz von Oranien zu sich nach England.

Damit erschloß sich ihm endlich ein größerer Wirkungskreis, aber leider nicht auf dem Boden eines wirklichen, sondern in dem luftigen Bereiche eines erst zu bildenden Staates. Und phantastisch genug waren die Ideen, die damals in seinem regsamen Geiste entstanden. „Nassau-Oranien! Je maintiendray“ — der historischen Poesie dieser Klänge vermochte er nicht zu widerstehen. Dieses Haus, dessen deutscher Zweig längst in Nichtigkeit versunken war, während der holländische längst aufgehört hatte deutsch zu sein, erschien ihm jetzt als der geborene Träger der „Politik der rechten Mitte“ in Deutschland und in Europa. Die Zustimmung, die er bei Stein vergeblich gesucht, fand er jetzt bei dem Grafen Münster, der sich in ähnlichen Spielen einer traumhaften Welfenpolitik gefiel. Während Stein alle dynastischen Ränke in solcher Zeit verächtlich als Streitigkeiten der Montecchi und Capuletti verdammte, begegneten sich in den Tagen, da Napoleons Herrschaft ins Wanken kam, sämtliche Staatsweise unserer Kleinstaaten in dem einen Gedanken: nicht von Preußen dürfe Deutschlands Rettung kommen. Daneben trug sich ein jeder mit der Hoffnung, von seinem Fürstenhause werde die Befreiung Europas ausgehen. So hoffte der Sachse Senfft, Deutschland werde befreit werden durch — die Polen, da ja das Haus Wettin in Warschau regierte oder vielmehr regiert wurde. Vor Gagerns leichterregter Seele stiegen sinnbetörend die Heldengestalten des schweigsamen und des dritten Wilhelm von Oranien empor, und Münster träumte von der Herrlichkeit Heinrichs des Löwen. Während Stein auf den Staat Preußen und dessen soeben herrlich bewährte Lebenskraft seine Hoffnungen gründete, bauten die beiden ministeriunculi (wie Stein in grobem Zorne zu sagen pflegte), weil sie nie in der Zucht eines wirklichen Staates gelebt hatten, auf die Wunderkräfte zweier fürst-

licher Häuser, die ihrer alten Größe seit langem untreu geworden. Bei Münster trat dazu ein neidischer Preußenhaß, der Gagerns ängstliches Mißtrauen weit überbot. Der welfische Staatsmann gedachte — in dem Jahre der Schlachten von Dennewitz und Großbeeren! — Altpreußen den Russen zu geben und Preußen auf das Land zwischen Weichsel und Elbe einzuschränken. Als Preußen sich erhob, um in blutiger Arbeit die vor sechs Jahren wirklich erlittene Mißhandlung zu rächen, da polterte er wider die preußische Habgier. Dafür meinte er die Stunde gekommen, das den Welfen vor sechs Jahrhunderten (1180) angeblich widerfahrene Unrecht zu sühnen!

Vor solchen Ausbrüchen bösartigen Hasses bewahrte Gagern schon sein billiger Sinn. Aber als er im Sommer 1813 in England und Schweden in oranischen Geschäften umherreiste und mit Münster deutsche Projekte austauschte, mahnte er doch dringend: kein russischer Bund, aber auch kein preußischer! Darum sollte der deutsche Verwaltungsrat in Hannover seinen Sitz nehmen — in demselben Hannover, dessen Leistungen für den deutschen Krieg auch den geringsten Anforderungen nicht entfernt entsprachen. Preußen könne je nach Umständen eintreten oder draußen bleiben; dagegen sei es wünschenswert, den Wirkungskreis des Verwaltungsrates auf die Schweiz und die Niederlande auszudehnen! — In London überredete Gagern auch den Herzog von Braunschweig mit großer Mühe, daß er sich an Hannover, nicht an die unter preußischem Einflusse stehende deutsche Zentralverwaltung anschließe. Die Projekte der beiden Staatsmänner erweisen sich schon deshalb als verkehrt, weil beide von groben tatsächlichen Irrtümern ausgingen. Gagern nämlich gefiel sich in dem vertrauensseligen Wahne, kein deutscher Fürst habe den Rheinbund wirklich gewollt, man denke in München ebenso gut deutsch als in Berlin usf. Münster aber ahnte nicht die gewaltigen sittlichen Bande, womit ein ruhmreicher Staat seine Glieder umschlingt; er war bitterlich enttäuscht, als das Volk aufstand für „den preußischen Prügel und Ladestock" und nirgends die Sehnsucht sich regte nach der „welfischen Freiheit". — Gern wenden wir den Blick von diesem kleinen Treiben in großer Zeit und freuen uns, den tüchtigen Patrioten wieder zu erkennen in der Schrift „Berichtigung einiger politischer Ideen". In dem Augenblicke, da man im Hauptquartiere der Verbündeten ernstlich daran dachte, am Rheine stehenzubleiben, forderte er mutig die avulsa imperii, Elsaß und Lothringen, zurück; das sei

der Weg für Österreich zur Kaiserkrone, für Preußen zu unbeneideter Vergrößerung.

Gegen Ende des Jahres sandte ihn sein Souverän in das wiedergewonnene oranische Land Dillenburg. Dort leitete Gagern ein Jahr lang die Verwaltung, wirkte redlich für die Heeresrüstungen und erfuhr schon jetzt, wie die Oranier die „Politik der rechten Mitte“ verstanden. Im November erhob sich das holländische Volk und rief das oranische Haus zurück; im Laufe des Winters wurden die Festungen des Landes vornehmlich durch preußische Waffen den Franzosen entrissen. Der Erbprinz erlangte von der begeisterten Nation die Souveränität in den Niederlanden — also mehr, als sein Haus je besessen hatte — und dennoch forderte er, der für die Befreiung der Welt durchaus nichts getan, mit maßloser Begehrlichkeit noch außerdem die für die verlorenen Niederlande vormals empfangenen deutschen Entschädigungslande — die Sache und den Preis, wie Gagern ihm mahnend vorstellte. Der Oranier hoffte, die Niederlande durch deutsche Gebiete am Niederrhein also zu vergrößern, daß die Länder der deutschen und der holländischen Nassauer eine zusammenhängende Masse — ein Groß-Nassau von Bieberich bis zum Texel — bildeten. Doch beirrten solche Erfahrungen den deutschen Staatsmann keineswegs in seiner dynastischen Gesinnung.

Erfüllt von ausschweifenden oranischen Entwürfen kam er auf den Wiener Kongreß als Gesandter des Erbprinzen und des Gesamthauses Nassau. In Wien rühmte man bald sein gastfreies Haus, den Koch aus Vérys Schule und die edeln Nassauer Weine. Zu Deutschlands Unheil traf er hier seinen alten Freund Talleyrand, der jetzt mit eiserner Stirn unter dem Banner der Lilien dieselben Pläne französischen Ehrgeizes verfolgte, welche er vordem unter dem kaiserlichen Adler betrieben hatte. Arglos trat Gagern abermals mit dem argen Feinde unseres Volkes in vertrauliche Verbindung. Den zweiten Gesandten Frankreichs, Emmerich Dalberg, einen deutschen Überläufer, dem alle Deutschen mit herber Mißachtung begegneten, nahm er gutmütig unter seinen Schutz; er verwunderte sich, was man denn an dem witzigen, unterhaltenden Manne zu tadeln finde. Nach allen Seiten hin knüpfte er Verbindungen an und begann eine unermüdliche Tätigkeit. Der Boden für die oranischen Hoffnungen war der günstigste. Da Österreich sich entschieden weigerte, die Herrschaft in Belgien wieder anzutreten, so hatten sich die Mächte schon während des Winterfeldzuges in

Frankreich dahin verständigt, die hergestellten Niederlande durch Belgien und vielleicht auch durch einen Teil des linken Rheinufers (das Roer-Departement mit Köln und Aachen) zu vergrößern. England war der große Gönner des neuen Staates, denn die Kolonien Hollands waren in seiner Hand; auch die Flotte, welche im Antwerpener Hafen durch überwiegend deutsche Truppen erbeutet worden, war nach England abgeführt; und das Kabinett von St. James durfte nur dann hoffen, diese reiche Beute zu behalten, wenn man die Niederlande auf dem Kontinente entschädigte. Man gefiel sich zu London in der von den Oraniern schlau genährten Hoffnung, Belgiens Industrie und den Hafen von Antwerpen durch solche gehäufte Wohltaten der englischen Handelspolitik dienstbar zu machen. Auch trug man sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, den Prinzen von Oranien mit der Erbin des englischen Thrones, der Prinzessin Charlotte, zu vermählen.

Welch eine Gelegenheit für Gagern, die luftigsten Pläne zu spinnen! Schien sie nicht wiederzukehren, die Zeit, da der dritte oranische Wilhelm England und Niederland und mit ihnen den Weltteil lenkte? Ward nicht durch den Bund der beiden Seemächte eine schon von Blackstone gepriesene „Ur- und Fundamentalidee der englischen Verfassung" erneuert? — Die anderen Mächte huldigten wieder dem schwächlichen Gedanken der alten Barrierenpolitik. Mit einigem Scheine ließ sich beweisen, daß man im Norden an einer ähnlichen strategisch wichtigen Stelle ein ähnliches neutrales Bollwerk zwischen Deutschland und Frankreich einschieben müsse wie im Süden die ebenfalls vielsprachige und konfessionell gespaltene Schweiz. So wurden die Niederlande das „Schoßkind der Mächte", das sie nach Metternichs Geständnis „mit wahrer Affenliebe" großzogen. Gagern verschloß sich nicht der Einsicht, daß diese Barrierenpolitik lediglich hervorgerufen werde „durch die Überlegenheit der französischen Einheit über die deutsche Vielheit". Die Frage endgültig zu lösen, indem man der französischen Einheit eine deutsche Einheit gegenüberstellte — dieser Gedanke war damals unausführbar und hätte an Gagern, dem Verehrer der Kleinstaaterei, einen Gegner gefunden. Einen anderen Weg schlug bald nach dem Frieden Alexander Everett vor, der als Gesandter der Vereinigten Staaten im Haag die innere Schwäche des neuen Staates scharf durchschaute. Wollte man Deutschland wirklich vor Frankreich schützen, meinte der Amerikaner mit dem sicheren Menschenverstande seines Volkes, so mußte man Preußen die Herrschaft über ganz Norddeutschland einräumen. Auch dies war

auf dem Wiener Kongresse unmöglich, nachdem Preußen bereits in die Wiederherstellung und Vergrößerung von Hannover und Kurhessen gewilligt hatte. Und Gagern am wenigsten hätte diesen Gedanken gebilligt: bei der „politischen Exaltation des preußischen Volkes“ schien es ihm eine schwere Gefahr für den Frieden der Welt, wenn die kriegerischen Staaten Frankreich und Preußen aneinander grenzten. Dies zu verhindern durch einen dazwischen geschobenen friedfertigen Staat galt ihm als „die wohltätigste und weiseste Maßregel des Kongresses“.

So gar einfach, wie die Tagespolitiker heute meinen, lag die niederländische Frage freilich nicht; eine Lösung derselben nach dem Grundsatze der Nationalität war und ist unmöglich, denn drei, nicht zwei Stämme wohnen dort zusammen: Holländer, Wallonen und die von diesen durch das Blut, von jenen durch Religion und Gesittung getrennten Flaminger. Doch eben diesen unversöhnlichen Gegensatz der belgischen und holländischen Geschichte übersah Gagern gänzlich — mit jenem leichtblütigen Eifer, der ihm eigen war, sobald einmal ein Plan sich seines lebhaften Hirns bemächtigt hatte. Kecklich leugnete er, daß jemals Haß bestanden habe zwischen beiden Ländern. Sogar die Teilung des Reiches Karls des Großen mußte ihm als ein Beweis dienen für die Notwendigkeit eines Deutschland und Frankreich trennenden Zwischenreichs. Über solchen historischen Phantasien überhörte er den lauten Widerspruch des französischen, des belgischen und des holländischen Volkes. Auch in Deutschland fehlte es nicht an tadelnden Stimmen. Wiederholt warnte der Rheinische Merkur, und ein bewährter Kenner der niederdeutschen Dinge, Ludwig v. Vincke, urteilte kurzab: die Belgier werden sich nie gutwillig dem neuen Reiche fügen! Und wahrhaftig, auch die Holländer wußten sehr wohl, warum sie die Vergrößerungspläne der Oranier nur widerwillig duldeten. Die Republik der Niederlande war eine Großmacht gewesen, solange die Landpolitik der Oranier durch die Seemacht von Holland unterstützt ward; sie war ausgeschieden aus der Reihe der selbständigen Mächte, seit ihre Flotte verfiel und der Staat allein geschützt ward durch die Barriere der Landfestungen. Jetzt vollends, da die Flotte geraubt und der größte Teil der Kolonien verloren war, lag der Staat gelähmt danieder und konnte nicht hoffen, eine widerstrebende Provinz zu bändigen.

Teilte Gagern diese Täuschungen mit den meisten seiner Genossen, so trifft dagegen ihn allein der harte Vorwurf, den Stein ihm

zurief: „Vergessen Sie über dem Batavisieren das Germanisieren nicht.“ Getreu der phantastischen Grille vom echten Germanismus sah er in den Niederlanden zwar nicht den „Bundesgenossen“, aber den „Bundesverwandten“, der in die „Gesamtmacht“, aber nicht in die inneren Verhältnisse Deutschlands eintreten müsse. Er hoffte von Hollands Seemacht eine starke maritime Stellung für Deutschland, er meinte Holland berufen, unsere Kleinstaaten um sich zu versammeln, sie zu schützen gegen die deutschen Großmächte. Dies alles sollte sich erreichen lassen, ohne daß die Niederlande in den deutschen Bund einträten; denn natürlich die Holländer und das Haus Oranien widerstrebten dem hartnäckig, und Gagern selber gesteht: „Mir schien weder das alte Reich so liebenswürdig und achtbar, noch die neuen Machinationen so einladend, daß den Niederlanden, besonders dem holländischen Teile, damit ein besonderer Dienst und Gefallen getan würde.“

Wie aber konnte trotzdem das neue Königreich Einfluß auf Deutschland ausüben? In seiner Verlegenheit verfiel Gagern auf einen höchst außerordentlichen Ausweg: er „opinierte weder für die gänzliche Verbindung noch für die gänzliche Sonderung“. Lag nicht „das Beispiel Dänemarks“ so nahe, das nur mit einem Teile seiner Länder dem Bunde angehörte? Nun hatte der gewandte oranische Unterhändler soeben das Großherzogtum Luxemburg sehr vorteilhaft eingetauscht gegen die „urnassauischen Lande“ Dillenburg-Siegen; jetzt sorgte er rüstig, daß Luxemburg wirklich in den Bund eintrat. Er handelte damit den Absichten seines Fürsten zuwider und tröstete den Oranier durch die Notlüge: „On a insisté et j'ai laissé faire.“ Mit hoher Befriedigung beschaute er das Vollbrachte: „die wesentlichen Zwecke des Bundes, des Zusammenseins, der Verpflichtung zur Verteidigung von Luxemburg, des Austausches der Ideen und Ansichten, der Mitwissenschaft, des Einflusses und der Beredung wurden dadurch fast ebenso vollständig erreicht!“ Er beklagte als einen „immensen Fehler“, daß nicht auch die Schweiz in ein ähnliches Zwitterverhältnis zum deutschen Bunde gebracht wurde. Nach Jahren noch tröstete er die deutschen Unzufriedenen: alles, was Deutschland an die Fremden verloren habe, werde reichlich ersetzt durch die segensreiche Verbindung Hannovers mit England, Holsteins mit Dänemark, Luxemburgs mit den Niederlanden!

Sicherlich, der Eintritt des gesamten belgisch-niederländischen Staates in den deutschen Bund konnte beiden Teilen nur zum Unsegen gereichen, nur eine neue Unwahrheit in das deutsche Bundesrecht ein-

fügen. Aber nicht minder unselig war jene halbe Verbindung, welche Gagern bewirkte. Nicht umsonst, leider, hatte der wohlwollende Mann in Talleyrands Schule das frivole Markten um Land und Leute gelernt: nach dem Willen der verhandelten Völker zu fragen, kam ihm nicht in den Sinn. Daß Holland seit zweihundert Jahren sich vollständig und mit hellem Bewußtsein dem deutschen Wesen entfremdet hatte, wollte er nicht begreifen. Er ließ den geliebtesten und begabtesten seiner Söhne in holländische Dienste treten, ohne zu ahnen, daß er ihn in die Fremde schickte. Alles Ernstes wähnte er als ein guter Deutscher zu handeln, wenn er ein Stück nach dem andern vom deutschen Reiche, sogar Preußisch-Geldern für den Fremden verlangte. Und regte sich ihm ja einmal die Frage: ob er nicht leichtsinnig eine Verbindung als bereits vorhanden annehme, welche vielleicht in ferner Zukunft der deutsche Staat, wenn er besteht, wieder wird schließen können? — dann tröstete er sich: „Die Hauptsache liegt nicht in solchen Distinktionen, sondern daß es treu und fest gemeint sei und so nach der Gestaltung gemeint sein müsse." So stellte ein Staatsmann die ernsteste Machtfrage auf den guten Willen der Oranier, deren schlechten Willen gegen Deutschland er täglich vor Augen sah. Ihnen zuliebe bot der leidenschaftliche Besitzer der Kleinstaaten sogar die Hand zur Mediatisierung des Fürstentums Bouillon — denn „der kleine Staat dort taugte nichts". Dabei beherrschte ihn wieder die Angst vor Preußens Habsucht — vor jener preußischen Habsucht, welche in den jüngsten zwanzig Jahren das Haus Oranien zweimal gerettet und öfter noch bis zum Übermaße beschützt und gefördert hatte. Darum tat er im Bunde mit Hannover sein Bestes, um Holland von einer „erschreckenden" Nachbarschaft zu befreien und Preußen fernzuhalten von der Maas, vom linken Rheinufer und von der Nordseeküste, die doch allein durch Preußen für Deutschland gesichert werden kann. Den Umtrieben Gagerns dankt Deutschland, daß unser Rheinland gegen Holland eine schlechthin lächerliche Grenze hat und von der Wasserstraße der Maas abgeschnitten ist.

Widersetzte sich Gagern schon jenen Gebietserweiterungen Preußens, welche zu Deutschlands Sicherung unumgänglich nötig waren, so kam vollends ein heiliger Eifer über ihn, als über Preußens Ansprüche auf Sachsen verhandelt ward. Schon einmal sahen wir den Allbereiten für das Haus Wettin wirken; der friedfertige alte Friedrich August blieb dem humanen nassauischen Staatsmanne immerdar eine

hochehrwürdige Erscheinung. Gänzlich unberufen, ja sogar gegen Willen und Interesse seines Souveräns, mischte sich der geschäftige Mann in den Handel, denn er meinte die heiligsten Grundsätze des Rechts bedroht. Und sicherlich war auch sein Rechtsgefühl mit im Spiele, wenn er Castlereagh beschwor, den Umsturz eines legitimen Thrones zu hindern. Aber predigte er wirklich Rechtsgrundsätze, wenn er den österreichischen Staatsmännern versicherte, jener kaiserliche Minister verdiene das Schafott, der nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges Preußen zu den Pässen des Erzgebirges vordringen lasse? Vor wenig Monden noch, als Preußens Fahnen auf dem Montmartre wehten, hatte der Weltteil einmütig gestanden, daß Preußen das Größte getan für die Befreiung Europas, und niemand wagte laut zu widersprechen, als der Dichter sang: „Tapfre Preußen, tapfre Preußen, Heldenmänner, seid gegrüßt! Beste Deutsche sollt ihr heißen, wenn der neue Bund sich schließt!“ Seitdem schien die Welt verwandelt. Dieselben Rheinbundskönige, die vor kurzem flehentlich um Aufnahme in die große Allianz gebeten hatten, wagten jetzt die offenkundigen Tatsachen der jüngsten Vergangenheit zu leugnen, sie schilderten Preußen als eine Macht, die „erst kürzlich das Mitleid der Alliierten angefleht habe“, sie stellten diesen Staat dar als den Störenfried Europas, weil er das in dem gerechtesten der Kriege eroberte Sachsen behaupten wollte. Talleyrand ergriff die willkommene Gelegenheit, um den verlorenen Einfluß Frankreichs auf Deutschlands Geschicke wiederzuerlangen. Er nannte Frankreich den geborenen Beschützer der mindermächtigen deutschen Staaten — jener Staaten, welche von Thiers als „so sanfte, so angenehme, so freundschaftliche Nachbarn Frankreichs“ belobt werden — das will sagen: er versuchte, den Rheinbund in modernerer Form herzustellen. Er, der sich selber vordem als den Henker des alten Europa bezeichnet hatte, erfand jetzt das Zauberwort „Legitimität“ und predigte salbungsvoll wider die Zerteilung der Völker. Alle geheimen Anhänger des Bonapartismus sammelten sich unter seinen Fahnen. „Zum ersten Male, seit die Welt steht, predigen die Franzosen Prinzipien, und man hörte sie nicht!“ — klagte der badische Minister Hacke. Auch Gagern hielt treulich zu dem alten Freunde.

Es war doch eine gar zweideutige Gesellschaft, welche den wackeren Mann jetzt aufnahm. Denn wahrlich, wenn die Persönlichkeiten der streitenden Parteien allein den Ausschlag geben könnten, dann wäre die sächsische Frage ebenso leicht zu entscheiden, wie sie in Wahrheit schwer

zu beurteilen ist. Mit Talleyrand zusammen wirkten Prinz Anton von Sachsen, der die gemütliche Teilnahme seines Schwagers, des Kaisers Franz, für Friedrich August zu erregen versuchte, und der sächsische Gesandte Schulenburg, der alles Ernstes die Vernichtung Preußens verlangte. Auch Münster meinte, der Staat, der Hannover gerettet hatte, müsse zerstört werden; er jubelte: „Wir spielen eine partie en trois; ist der Feind geschlagen, geht es gegen den Freund.“ Vor allen hatte Gagern seine Freude an dem bayrischen Marschall Wrede, der in polternden Drohungen das Äußerste leistete und, mit dem Säbel klirrend, sich vermaß, das preußische Heer zu schlagen. Schnell hatte Österreich erkannt, der Augenblick sei gekommen, sein an Preußen verpfändetes Wort zu brechen. Lord Castlereagh ward durch Münsters und Gagerns Belehrungen für die Sache der Feinde Preußens gewonnen. So schloß denn am 3. Januar 1815 Kaiser Franz mit England und Frankreich das berufene geheime Bündnis wider die Gäste seines Hauses, die Herrscher von Preußen und Rußland. Gagern eilte, für die Niederlande dem Bunde beizutreten. Die schlechtesten Mittel wurden von seinen Genossen in Bewegung gesetzt. In München druckte man gefälschte Aktenstücke, welche Preußens gefährliche Pläne enthüllen sollten, und wer ein Ohr hatte, mußte aus den wütenden Schimpfreden der bayrischen Blätter gegen Preußen die wohlbekannten Laute des Bonapartismus heraushören. Das alles beirrte den Helden der Kleinstaaterei nicht. Aus reiner Begeisterung für Deutschlands Recht und Ehre bot er die Hand dazu, daß die französischen Heere abermals in Deutschland einfallen sollten!

Die großen Mächte, welche die Verantwortung eines Krieges selbst zu tragen hatten, stießen endlich die kleinen dilettantischen Politiker zur Seite. England zuerst erkannte, daß der Krieg allein dem französischen Interesse zugute kommen konnte. Auch dem milden Gagern ward bei der drohenden Kriegsgefahr unheimlich zumute: er dachte nach seiner Weise wieder an eine Vermittlung. Zuletzt einigte man sich — wie in den meisten Fragen, welche den Kongreß beschäftigten — über ein jammervolles Kompromiß. Die Mittelmäßigkeit triumphierte: anstatt der harten Züchtigung eines bonapartistischen deutschen Fürsten beschloß man ein schweres Unrecht gegen ein deutsches Land. Gagern klagte bitter, doch er trug selbst einen guten Teil der Schuld; ja nach seiner sanguinischen Art tröstete er sogar die murrenden Preußen: ihr erhaltet ja doch ein Stück des Landes! Immerhin war er von den Widersachern

Preußens einer der redlichsten, freilich auch der unklarsten einer. Denn vergeblich fragen wir: wo sollte denn nach Gagerns Meinung Preußen das Verlorene wiedergewinnen? Daß Preußen sein Franken, sein Ostfriesland und Hildesheim nicht zurückfordern dürfe, verstand sich dem Freunde der Kleinstaaten von selbst. Am Rhein wie in Sachsen schien ihm Preußens Macht gefährlich. Hielt er wirklich für heilsam, daß Preußen sich mit den unseligen polnischen Landen wieder belaste? Oder meinte er wirklich, der Staat, der uns gerettet, solle aus einem siegreichen Kampfe kleiner hervorgehen denn zuvor? Schien es ihm heilsam, daß, wie es in der Tat geschah, Preußen mit dem schwierigen Amte des Grenzhüters am Rheine betraut ward, ohne daß man diesem Staate die nötigen Mittel dazu gewährte? Eine sichere Antwort ist nicht möglich, und wir denken nicht Gagern allein diese Verworrenheit vorzuwerfen. Die Schärfe der deutschen Stammesgegensätze wurde damals von aller Welt maßlos überschätzt — auch von Preußens Staatsmännern, wenn sie Sachsen nur durch eine Personalunion mit Preußen zu verbinden dachten. Und Gagern hat die Attraktionskraft des preußischen Staates auch später nie begriffen; als ein rechter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts blieb er blind für die Verschmelzung unserer Volksteile, die sich vor unseren Augen so stetig und sicher vollzieht. Noch im Jahre 1826 konnte er meinen, der erste deutsche Nationalkrieg müsse, um des guten Gewissens willen, mit der Wiederherstellung Sachsens beginnen! Von den Grundsätzen der deutschen Politik, welche dem alten Geschlechte als unumstößlich galten, hatte in den Tagen der Not keiner sich bewährt; und die einzige neue Wahrheit, welche die letzten Jahre zu predigen schienen, die notwendige Freundschaft der deutschen Großmächte, erwies sich schon jetzt als ein Wahn. Was Wunder, wenn in solcher Zeit der Gärung aller politischen Ideen die Diplomaten der Kleinstaaten in die leersten Projekte sich verirrten? Der schwerste Vorwurf vollends, welchen die freiere Gesittung unserer Tage gegen diesen sächsischen Handel erheben muß, wäre von den Diplomaten der alten Schule nicht einmal verstanden worden: fand man es recht, diesen Friedrich August zu entthronen, so durfte man ihn nimmermehr entschädigen. Denn war er unwürdig des sächsischen Thrones, — welche frivole Mißachtung der Völker konnte dann wagen, ihn für ein anderes deutsches Land gut genug zu finden?

Vor allen anderen Fragen lag Gagern die Neubildung der deutschen Verfassung am Herzen, und hier bewährte er sich als einer der

bravsten und — soweit die Unreife der Zeit es gestattete — auch der einsichtigsten Streiter. Noch gab es kaum die Keime wirklicher Parteimeinungen über die deutsche Frage. Das Bild, welches selbst die Denkenden von der deutschen Verfassung sich entwarfen, war nicht viel klarer als jener Plan eines deutschen Reichswappens, den damals der Rheinische Merkur besprach: der Doppelaar den schwarzen Aar „zärtlich umhalsend“ und der bayrische Löwe „friedlich dazugesellt“. Den meisten galt es für kleinlich, in den großen Tagen der nationalen Wiedergeburt um Verfassungsfragen zu sorgen. Die ungeheuerlichste aber der Selbsttäuschungen der Zeit offenbarte sich, wenn die Patrioten wieder und wieder versicherten, das Volk sei in seinen Wünschen vollkommen einig, wisse ganz genau, was es wolle! Blindlings trieb man hinein in die Beratung über die deutsche Verfassung, bevor man noch wußte, für welche Länder dies neue Staatsrecht gelten sollte. In der Nation fand keiner der zahlreichen Reformpläne überwiegende Unterstützung, und kein Einzelstaat war mächtig genug, um die Verhandlungen nach seinem Sinne zu leiten. In solcher Lage mußten die Beratungen notwendig dazu führen, daß man eine Restauration des Zustandes vor dem Rheinbunde — oder vielmehr: die gesetzliche Anerkennung des augenblicklich Bestehenden — beschloß. Die souveränen Fürsten standen gleichberechtigt nebeneinander; die Nation dagegen war seit Jahrhunderten mediatisiert; und da überdies die Verhandlungen in den althergebrachten Formen des völkerrechtlichen Verkehrs, durch Vertreter der Fürsten, gepflogen wurden, so ließ sich voraussehen, daß Deutschland als ein Bund der Fürsten, nicht der Völker konstituiert werden würde. Gagern freilich griff mit seiner Restaurationslust in eine noch weiter entlegene Vergangenheit zurück. Der Reichsritter verlangte die Herstellung des alten Reiches mit Beseitigung des Unmöglichen, also namentlich der geistlichen Fürstentümer. Schon im Beginne des Feldzuges von 1813 hatte er an Metternich geschrieben, die Kaiserwürde müsse von selbst wieder aufleben. Mit solcher kaiserlichen Gesinnung vertrug sich diesmal sehr glücklich seine Vorliebe für die kleinen Staaten.

Eigenmächtig hatten die beiden Großmächte, Hannover, Bayern und Württemberg einen Ausschuß zur Beratung der deutschen Verfassung gebildet. In diesem Fünferkomitee offenbarten Bayern und Württemberg sofort das von Stein gebrandmarkte rheinbündische System „der Vereinzelung gegen den Bund, des Ehrgeizes gegen die Klei-

nen, des Despotismus gegen ihre Länder". „Aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Preußen und Bayern, sozusagen eine Nation zu bilden, könne nicht die Absicht sein" — so klang Württembergs Antwort auf den Vorschlag einer kräftigen Zentralgewalt. Mit um so verdächtigerem Eifer ergriff der Württemberger Despot den Gedanken einer Kreisverfassung; insbesondere der Südwesten schien ihm eines kräftigen, mit voller Militärgewalt ausgestatteten Kreisobersten dringend bedürftig! So trat schon während der Geburtswehen des Bundes die seitdem niemals gänzlich erstorbene Ansicht hervor, das Chaos der deutschen Dinge zu vereinfachen, die Vielheit der Staaten zu wenigen größeren Gruppen zusammenzufassen. So natürlich schien dieser Gedanke der Kreisteilung Deutschlands, daß sogar Wilhelm Humboldt ihn auf dem Kongresse wiederholt verteidigte. Und doch konnte man billigerweise weder an Baden noch an Darmstadt das Verlangen stellen, daß sie sich den Befehlen Württembergs unterordnen sollten. War doch Württemberg kaum minder ohnmächtig als jene Staaten selbst, und welche Aussicht auf Ränke der unlautersten Habsucht erschloß sich, wenn man den in der Schule des Rheinbundes erzogenen Kleinkönigen die leicht zu mißbrauchende Gewalt eines Kreisobersten in die Hand gab! Gagern allerdings, der begeisterte Verehrer des alten Reichsrechts, mußte wissen, daß im heiligen Reiche sowohl die Kreisverfassung als auch die höhere Berechtigung der mächtigeren Fürsten — des Kurfürstenkollegiums — bestanden hatte. Doch wo er seine teuren Kleinstaaten gefährdet sah, da vergaß er gern die Bedenken des korrekten Reichsjuristen. Rührig schürte er den Unwillen der Kleinen wider die deutsche „Pentarchie".

Am 14. Oktober versammelte er die kleinstaatlichen Genossen zu einem munteren Frühstück in seinem Hause, mahnte sie, das einseitige Vorgehen der Fünf zu „rektifizieren" und stiftete den Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte zur Wahrung der Rechte der Kleinstaaten. Zuversichtlich meinte er noch in späteren Jahren: „die Mindermächtigen, zusammenhaltend, hätten die Eintracht der Mächtigen nicht erfleht, sondern geboten"! Der Widerwille gegen Österreich und Preußen beherrschte ihn völlig. Nicht die von dem Ehrgeiz Bayerns und Württembergs den Kleinen wirklich drohende Gefahr bestimmte sein Verfahren; vielmehr sah er in dem Ausschusse der Fünf nur „die verhüllte Zweiherrschaft" der Großmächte, die Gefahr der Zweiteilung des Vaterlandes. Im Eifer seines Batavismus und

seines Mißtrauens gegen die „Löwengesellschaft“ mit Österreich und Preußen stellte er die Wahl: entweder gleichmäßige Teilnahme aller Staaten an der Verfassungsberatung — oder ein Bund der Kleinstaaten allein ohne Österreich und Preußen, aber mit Dänemark und den unvermeidlichen Niederlanden! So zerrannen dem wunderlichen Manne die gesundesten Gedanken unter den Händen. Eben diese Schwäche Gagerns ward von Stein durchschaut. Stein bewog also hinter Gagerns Rücken den Verein der neunundzwanzig Kleinstaaten, am 16. November an Österreich und Preußen eine Note zu richten: die beiden Großmächte wurden darin gebeten, der Beratung aller Staaten einen Verfassungsplan, der die Herstellung des Kaisertums enthielte, vorzulegen. Die Note war im wesentlichen nach Gagerns Sinne, nur daß er nimmermehr die Initiative an Österreich und Preußen übertragen wollte. Uns freilich erscheint es heute nahezu lächerlich, daß man dies verjüngte Preußen einem habsburgischen Kaiser zu unterwerfen und Deutschland abermals mit jenem österreichischen Wahlkaisertum zu belasten gedachte, das so lange unser Fluch gewesen. Aber was berechtigt uns, die Anschauungen unserer Tage in jene Zeit zurückzutragen? Die besten gerade der deutschen Patrioten, auch Stein, forderten damals die Herstellung des Kaisertums, schon damit der Name des Reichs nicht untergehe. An jeder Tafelrunde der jungen germanischen Schwärmer klang es feierlich: „Woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich“, und noch zwei Jahre nach dem Kongresse urteilte der wackere F. G. Welcker mit größter Zuversicht, alle Übel, daran Deutschland kranke, besonders das Raubsystem der souveränen Staaten, rührten daher, „daß dem verfallenen Deutschland kein Kaiser werden sollte“! Zwar haben einzelne der kleinstaatlichen Gesandten später gestanden, daß ihnen zunächst nur darum zu tun war, das Fünferkomitee zu sprengen, und Gagerns Gutmütigkeit wollte nicht sehen, daß einigen seiner Genossen der vage Kaiserplan lediglich als frivoler Vorwand diente. Doch die Mehrzahl der Kleinfürsten war von dem, der Schwäche natürlichen, Wunsche beseelt, daß eine starke Reichsgewalt sie schützen möge gegen die Übergriffe der Stärkeren. Der nebelhafte Plan enthielt einzelne sehr bestimmte, sehr heilsame Vorschläge, die Gagerns ganzen Beifall hatten: die Kleinen waren bereit, ihren Untertanen ausdrücklich bezeichnete landständische Rechte zu gewähren, nicht minder Einschränkungen ihrer Souveränität im Innern und nach außen zu ertragen.

Der Widerstand der Kleinen trug wesentlich dazu bei, daß der Rat der Fünf sich auflöste. Im selben Augenblicke ward durch die sächsischen Händel der Fortgang der deutschen Beratungen überhaupt unterbrochen. Im Verlauf des Winters einigte man sich in der Stille, wer in den Bund aufzunehmen sei. Auch Gagern begriff, ungern genug, daß eine Wiederherstellung aller kleinen Herren nicht möglich sei, und der Anwalt aller Kleinfürsten verwies jetzt klagende Mediatisierte trocken auf „das Anerkenntnis der Mächte und den Besitzstand". Seine Kaiserpläne erledigten sich durch jene merkwürdigen Noten, worin Capodistrias und Stein mit unwiderleglichen Gründen die Notwendigkeit der Kaiserwürde bewiesen und Humboldt nicht minder schlagend die Unfähigkeit Österreichs zu dieser Würde dartat. Das einfache logische Ergebnis dieses Für und Wider zu finden, war dieser Zeit noch nicht gegeben. Immer neue, immer schwächere Bundespläne tauchten auf; in dringenden Erinnerungsnoten mahnte Gagern mit seinen Getreuen, daß man endlich die Beratungen aller beginne. Ein anderer, gewaltigerer Dränger erschien, der rückkehrende Napoleon. Man stand an der Schwelle eines neuen Krieges, der König von Württemberg ersehnte bereits die Rückkehr unter Napoleons ruhmvolle Fahnen. Offenbar, das war die Stunde nicht, Deutschlands Verfassung zu gründen. Verschob man die Beratungen bis nach dem Siege über Napoleon, wie Hardenberg vorschlug, so durfte man hoffen, die Rheinbundskönige, die eben jetzt trotzig das Haupt erhoben, gebeugt zu finden und eine Schmälerung ihrer Souveränität durchzusetzen. Gagern dagegen und seine kleinstaatlichen Genossen bestanden mit unüberlegtem Eifer darauf, daß der Bund sofort gegründet werde, und Metternich stimmte bei; denn gerade jener halb hastigen, halb verzweifelnd müden Stimmung, welche jetzt der Gemüter sich bemächtigt hatte, bedurfte er für seine Pläne. Das Stichwort des Kongresses: „c'est une question vide" ward jetzt auch auf die wichtigste der europäischen Fragen, auf die deutsche Verfassung, angewendet: man beschloß kleinmütig, sich mit den „Grundzügen" der Bundesverfassung zu begnügen — mit Grundzügen, deren Ausbau von vornherein rechtlich unmöglich war, da er nur durch einstimmige Beschlüsse der Bundesstaaten erfolgen konnte! Stein und jene Monarchen, von denen sich ein ernsthafter Widerstand gegen den Partikularismus erwarten ließ, hatten Wien bereits verlassen.

Da endlich, im Mai und Juni, erfolgten die Beratungen aller über jene „Grundzüge" der Bundesverfassung: die Entscheidung über unsere

Zukunft ward im Submissionswege ausgeboten und schließlich jenen zugeschlagen, welche das Geringste leisten wollten. Bis zum Ende suchte Gagern zu retten, was zu retten war. Er beantragte zu dem berüchtigten Artikel 13 („In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung stattfinden"), daß statt des „nackten, unbefriedigenden: soll" eine Angabe der landständischen Rechte gesetzt werde. Der Edelmann hatte früher gesorgt, daß die Bundesakte der Reichsritter des linken Rheinufers gedachte: mit gleichem Eifer vertrat er jetzt die Rechte des Volkes. Ihm war kein Zweifel, mit dem Worte Landstände seien „alle Konsequenzen" gemeint, welche die „Mutation der Zeit" mit sich führe. Während Münster in hochpathetischen Noten gegen den fürstlichen Absolutismus donnerte, aber mit allen seinen großen Worten lediglich die Herstellung des selbstherrlichen hannoverschen Junkertums, der feudalen Stände von Calenberg-Grubenhagen, bezweckte, verlachte Gagern diese höfische Lehre von der „deutsch-rechtlichen" Vertretung ständischer Korporationen als hohlen Mystizismus. Vergebliche Worte. Man beschloß, statt jenes „soll" das verhängnisvolle „wird", statt eines Befehles eine Prophezeiung zu setzen, — und unsere Fürsten sorgten dafür, daß sie als falsche Propheten erfunden wurden. Ein böser Unstern ließ endlich Gagern ganz zuletzt ein unbedachtes Wort von schwersten Folgen sprechen. Als am 5. Juni die letzte Äußerung über die Bundesakte eingefordert ward, erklärte er Luxemburg bereit zum Beitritt „zu diesem gemeinschaftlichen Bande, das Zeit und Erfahrung erst bessern müssen": — doch unter der Voraussetzung, daß der Bund ganz Deutschland umfasse. Er hatte sicherlich ganz arglos geredet; der Vorbehalt verstand sich von selbst, denn nach der ausdrücklichen Erklärung der Mächte hing es nicht von der Willkür der Einzelstaaten ab, ob sie dem Bunde beitreten wollten. Aber in diesem kritischen Augenblicke, wo man einen neuen Sieg Napoleons befürchtete, wurde das arglose Wort des Guten ein willkommener Vorwand für die Bösen. Die Vorbehalte gleichen Sinnes mehrten sich, und in der Angst, es könne endlich gar kein Bund entstehen, gab man Bayern zuliebe auch das Bundesgericht, das will sagen die Rechtsordnung in Deutschland, dahin.

So entstand die Bundesakte, und nie ist ein vollendetes Werk von seinen Werkmeistern mit trübseligeren Worten begrüßt worden. Besser immerhin ein so unvollkommener Bund als gar keiner! — also trösteten die Staatsmänner Preußens und Hannovers die verstimmte Nation. Aus dem Munde des Mannes, der oftmals irrend, doch brav und unermüdlich

an der entstehenden Bundesakte arbeitete, stammt auch das schlagendste Urteil über das vollendete Werk. Nach den Karlsbader Konferenzen schrieb Gagern an seinen Freund, den Mecklenburger Plessen, der zu Wien mit ihm die Gesandten der Kleinstaaten geleitet hatte: „Sie sprechen von der bestehenden Ordnung der Dinge. Ich suche vergeblich den Bestand. Ich sehe eine Bundesakte, die wir zu entwickeln zu Wien uns erst vornahmen und die Sie zu entwickeln sich jetzt abermals vorgenommen haben; einen Artikel 13, von dem Sie bald behaupten, daß er klar sei, und bald, daß er nicht klar sei; dazu Souveränität, die so höchst schwer zu definieren ist!“ — Das Urteil gilt noch heute, und eher nicht sind wir reif zur nationalen Reform, als bis wir den ganzen Ernst dieses guten Wortes begriffen haben: was man uns preiset als die deutsche Ordnung, das ist einfach die konstituierte Anarchie!

Trotz so heller Einsicht in die Mängel des Beschlossenen fand der gutmütige Mann bald wieder einen Trostgrund. „Zu Wien,“ meinte er, „war sicher die Idee vorherrschend, das Bessere zu suchen.“ Ob man wirklich das Bessere auch nur suchte, das ließ sich bezweifeln nach so mancher Erfahrung, die Gagern an seinem eigenen Fürstenhause machte. Noch während des Kongresses verkaufte das deutsche Haus Nassau ein Bataillon an seine holländischen Vettern — oder vielmehr, wie die Zeitungen beschwichtigend erklären mußten, diese deutschen Truppen wurden nicht verkauft, sondern bloß „verliehen“. — Gagerns dynastischer Eifer fand bei seinem königlichen Herrn schlechten Lohn. Dem offenen Hause, das Gagern in Wien gehalten, verdankte er einen guten Teil seiner Erfolge; aber es war nicht befohlen gewesen, der Aufwand ward ihm nicht ersetzt. Alle Rührigkeit des Gesandten vermochte die Ländergier des Oraniers nicht zu befriedigen. „Es scheint, als würden meine Herren Agnaten besser bedient als ich,“ schrieb der König einmal an Gagern; darauf der Reichsritter: „Ich habe die Ehre Ihnen zu bemerken, daß Ihre Kammerdiener und Schreiber Sie bedienen; angesehene Edelleute und Staatsmänner dienen Ihnen. Eine solche Behandlung ist der sicherste Weg, sich Verräter zu bereiten. Mögen Ew. Kgl. Majestät keine schlimmeren Verräter finden als die Gagern!“ — Der König erkannte sein Unrecht, erklärte, er wollte den Handel der Vergessenheit übergeben, und die dynastische Ergebenheit seines gutherzigen Diplomaten war vollauf zufriedengestellt.

Alsbald sollte Gagern mit Schmerz erfahren, was Deutschlands Macht von der „nicht bestehenden“ Verfassung zu erwarten habe.

Deutschland führte seinen ersten Bundeskrieg. Oder vielmehr keinen Bundeskrieg. Denn als die kleinen Fürsten schon im März 1815 verlangten, unter Zustimmung der Großmächte, daß der Krieg „bundesmäßig“ begonnen werde, da war der Bund noch gar nicht vorhanden! Und wäre auch der Krieg erst nach dem Abschluß der Bundesakte ausgebrochen, so war damit die Führung eines Bundeskrieges noch keineswegs entschieden. Hatte doch Gagern selbst mit erlebt, wie man zu Wien sich nicht einigen konnte über die Frage, was ein Bundeskrieg sei! Um doch etwas zu tun, waren endlich in den Art. 11 der Bundesakte die Worte aufgenommen worden: „Bei einmal erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen!“ — Worte, die unter solchen Umständen jedes Sinnes entbehrten. Die kleinen Staaten mußten sich begnügen, einzeln durch Akzessionsverträge in die Allianz der großen Mächte aufgenommen zu werden. Also war entschieden, daß der deutsche Bund auf dem bevorstehenden Friedenskongresse keine Vertretung haben werde, und stillschweigend gestanden, daß er überhaupt nicht imstande ist, ernsthafte auswärtige Politik zu treiben. — Man kennt Blüchers Toast nach Waterloo: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was das Schwert der Völker mit so großen Anstrengungen errungen!“ Die Wahrheit ist: sie hatten bereits alles verdorben, noch bevor das Schwert aus der Scheide flog. Wieder ward versäumt, den Preis des Sieges im voraus zu nennen; man erklärte den Krieg an — den Usurpator Bonaparte und erschwerte sich also den Weg zur Verstärkung Deutschlands auf Frankreichs Kosten. Zwei Jahre zuvor fanden wir Gagern mit harmloser Bewunderung zuhören, wie Metternich diese gleißnerische Lehre von der persönlichen Bekämpfung Napoleons predigte. Inzwischen hatte er gelernt von der großen Zeit. Schon zu Wien protestierte er förmlich gegen solche falsche Großmut. Er schrieb dem englischen Gesandten: „Des unruhigen Frankreichs Kräfte entfalten sich, um uns Provinzen zu nehmen. Um es zu strafen, entfalten sich die unsrigen in derselben Absicht. Unsere Grenzen sind ungünstig, man muß sie verbessern.“ Selbst von den Franzosen ward diese entschiedene Offenheit des Verfahrens an dem Feinde rühmend anerkannt. Auf dem Marsche in Heidelberg errang Gagern wenigstens den halben Erfolg, daß in der Proklamation der Verbündeten an das französische Volk nach den Worten „l'Europe veut la paix“ das bedenkliche „et rien que la paix“ gestrichen wurde. Anfangs hatte Gagern, und gleich ihm die Mehrzahl

der rheinbündischen Minister dahin gestrebt, daß die deutschen Kleinstaaten, die den erdrückenden Oberbefehl Preußens oder Österreichs fürchteten, unter niederländischem Kommando in den Krieg ziehen sollten. Diese Hoffnung freilich ward zuschanden; aber auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance bewährte sich ein Teil der Armee des neugeschaffenen Königreichs als brauchbar. Mit der besten Absicht, den Sieg zu Deutschlands Heile zu benutzen, ging Gagern nach Paris.

Man weiß, wie schroff auf dem Friedenskongresse die Mächte einander gegenüberstanden. England und Rußland hatten von Frankreich keine Landerwerbung zu erwarten und wetteiferten in dem Streben, den Besiegten durch Großmut auf Deutschlands Kosten an sich zu fesseln. Gewandt wußten die Franzosen die unselige Kriegserklärung gegen den Usurpator Bonaparte auszubeuten; sie erklärten dreist, ein Friedensschluß sei nicht nötig, denn niemand sei mit Frankreich im Kriege gewesen, und die Parteiwut deutscher Legitimisten stimmte ihnen zu. Adam Müller schrieb damals aus dem österreichischen Hauptquartiere an Gentz: werde der Krieg gegen Napoleon als ein Krieg gegen Frankreich angesehen, dann sei „das lächerliche Recht der Völker, eine Art von Willen zu haben, anerkannt"! Solcher selbstmörderischen Verblendung trat Preußen im Bunde mit der Mehrzahl der Mittelstaaten ernsthaft entgegen. Humbold vernichtete mit schneidiger Dialektik die legitimistischen Trugschlüsse. Eine württembergische Denkschrift berührte die geheimste Wunde des deutschen Bundes, indem sie geradezu gestand, was späterhin König Wilhelm von Württemberg dem Herrn von Bismarck mündlich wiederholte: Versäumt man, das Elsaß wieder zu erwerben, so treibt man früher oder später den deutschen Südwesten in einen neuen Rheinbund! Gagern bot seinen Einfluß bei Wellington auf, um England von den Bourbonen hinweg auf die deutsche Seite zu ziehen. Er mahnte, jetzt sei die Zeit, Europas Gebietsfragen dauernd zu ordnen, wie weiland im westfälischen Frieden. Den Legitimisten sagte der Kenner des Völkerrechts: „Die Nationen sind es, die sich bekämpfen, mögen ihre Häupter Kaiser oder Könige, Senatoren oder Landammänner heißen. Darum vermeiden wir in der neuen Zeit die Könige oder die Völker zu nennen; wir sagen: die Mächte." Sehr alte Wahrheiten, schon anderthalb Jahrhunderte zuvor von Cromwell behauptet, aber sehr kühne Worte in der legitimistischen Verbildung dieser Tage! So wenig scheute Gagern zurück vor den letzten Folgesätzen seiner nüchternen Erkenntnis, daß er sogar Neys Abfall von den Bourbonen zu ver-

teidigen wagte: „Solche Eide sind nie persönlich, gelten dem Staate, enthalten notwendig eine reservatio mentalis.“

Indes weder der unwiderlegliche Beweis, daß Frankreich büßen müsse, was Frankreich verschuldet, noch die klare Notwendigkeit der Sicherung unserer Grenzen vermochten durchzudringen. Wohl klang es stattlich, wenn Gagern ausrief: „Ich höre sagen: es gibt kein Deutschland. Es scheint mir jedoch, daß wir nicht übel bewiesen haben, es gebe ein solches, ein Deutschland sowohl als Deutsche, ein Deutschland, das man nicht reizen und beleidigen darf, ein Deutschland, das seine Art von öffentlichem Geiste besitzt.“ Aber wie ärmlich erschien solches Pathos patriotischer Worte gegenüber der harten Tatsache, daß weder ein deutscher Staat noch eine gesamtdeutsche Politik existierte! Österreich war nicht gesonnen, die Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen ernstlich zu fördern; denn weder dem norddeutschen Großstaate noch seinem beneideten Bruder Erzherzog Karl gönnte Kaiser Franz einen Landerwerb im Westen, und Metternich zitterte wieder vor dem „bewaffneten Jakobinismus“ des preußischen Heeres. Die Staatsmänner der Mittelstaaten selber wußten nicht, wem die Beute zufallen sollte; Gagern verfiel sogar auf den wunderlichen Vorschlag, Elsaß und Lothringen in die Eidgenossenschaft aufzunehmen. Und was konnten die Gründer des deutschen Bundes erwidern, wenn Castlereagh höhnend fragte: wird ein so loser Bund, wie der deutsche, das Elsaß behüten können? War sie nicht allzu wahr, die Klage des Dichters: „Ganz Frankreich höhnt uns nach, und Elsaß, du entdeutschte Zucht, höhnst auch, o letzte Schmach“?

Die Entscheidung konnte Gagern nicht hindern. Hier in Paris zeigte sich wieder klar, daß das moderne Staatensystem aristokratisch gestaltet ist: die Großmächte allein erledigten den Handel, die Kleinstaaten blieben von den Konferenzen ausgeschlossen, obgleich einige derselben kraft ihrer Allianzverträge Teilnahme an den Beratungen verlangen konnten. Der Anwalt der Kleinstaaten grollte schwer, er meinte: „Der Begriff Großmächte ist mir unverständlich.“ Doch das Notwendige vermochte er nicht zu ändern. Und als die Kleinen verlangten, daß die Niederlande an der Spitze der Mindermächtigen gegen die einseitige Entscheidung der Großmächte feierlich protestierten, da mußte er den Vorschlag von der Hand weisen. „Das Schoßkind der Mächte“ durfte so kühne Schritte gegen seine Erzeuger nicht wagen. Übrigens blieb er diesmal ganz frei von batavischen Phantasien;

es schreckte ihn nicht mehr, Lothringen und sogar Luxemburg in preußische Hände kommen zu lassen. In der gemeinsamen Arbeit für das deutsche Recht trat er den preußischen Staatsmännern näher, er sorgte mit ihnen, daß die geraubten Kunstschätze aus den napoleonischen Museen nach Deutschland zurückkehrten. Auch Stein begann sich dem alten Widersacher zu versöhnen. Der unglückliche Friede ward geschlossen; — und seitdem hat sich Europa mit Recht gewöhnt, den deutschen Bund in der großen Politik als nicht existierend zu betrachten.

Sobald die Würfel gefallen waren, begann Gagerns unsterbliche Vertrauensseligkeit sich wieder über das Unabänderliche zu trösten. Er hörte, wie Gentz dem deutschen Volke verkündete, Lothringen und Elsaß seien legitime Besitzungen Frankreichs, und die deutschen Mächte hätten nie daran gedacht, sie ihrem legitimen Könige zu entreißen! Er hörte denselben Gentz, als diese Behauptung bezweifelt wurde, mit der Zuversicht des guten Gewissens erklären: wenn unsere Erzählung falsch ist, „so haben wir das Publikum aus Unwissenheit oder geflissentlich falsch berichtet"! Und trotzdem vermochte Gagern später über den zweiten Pariser Frieden zu sagen: „Selbst voll guten Sinnes, durfte man sich auf den guten Sinn der Nachkommen verlassen!" Eine unvergeßliche Erfahrung hatte ihn auf dem Wiener Kongresse in den Geist der Gründer des Bundes eingeweiht. Er sah dann die heilige Allianz entstehen, und der feine Kopf des Jüngers der Aufklärung erkannte sofort in der frommen Urkunde den „orientalischen Stil". Er hörte täglich in den höfischen Kreisen die modischen Deklamationen wider den Geist der Revolution und verwarf sie kurz und sicher: „Revolution ist jede starke Änderung." Damals schrieb er schwer besorgt an Metternich: „Ich bin keineswegs blind über die Gefahren einer ständischen Verfassung. Aber wir entgehen ihnen nicht; sie sind verheißen, sie sind sehnlich erwartet und begehrt. Damit die Nation hingehalten zu haben, über die Folgen möchte ich meine Hände in Unschuld waschen." Treffliche Worte; doch wie mochte er ernstlich eine deutsche Politik erwarten von einem Österreicher, dem er selber zurief: „Für Eure Fürstliche Gnaden ist immer die Notwendigkeit da, sich aus Ihrer Stelle, aus der Rolle und dem Standpunkte des Österreichers, hinauszudenken!" Nach solchen Augenblicken ernster Sorge fiel Gagern immer wieder zurück in seine alten rosigen Erwartungen, und er stand mit diesem naiven Vertrauen keineswegs allein. Selbst in den Kreisen der Opposition täuschte man sich in unglaublicher Weise über die leitenden Personen; fand doch der Rheinische Merkur einen Franz II. „rührend wahr"!

Der Bundestag ward endlich eröffnet, und der König der Niederlande schickte Gagern dahin als Gesandten für Luxemburg. Schon zu Wien hatte ihm der Staatssekretär Falck gesagt, der Bund mit Deutschland sei hoffnungslos und unbequem für Holland; die Minister rühmten sich, von den deutschen Dingen nichts zu verstehen. Er aber ließ jetzt seine oranischen Ideen, obwohl er sie nie gänzlich aufgab, zur Seite liegen und dachte, einfach als Mann von Wort und guter Deutscher für die Ausführung der Bundesakte zu wirken. So erlebte man gleich beim Beginn des Bundes das seltsame Schauspiel, daß der Gesandte einer halbfremden Macht lediglich durch die Kraft und den Ernst seines persönlichen Willens die anderen „zu einem lebhafteren Schwunge wenigstens anregte", wie die Allgemeine Zeitung ihm nachrühmte. Obwohl er von Wien her wissen mußte, daß die Absicht der Stifter nur auf einen losen völkerrechtlichen Bund ging, obwohl Metternich schon in der ersten Instruktion für seinen Gesandten die deutsche Staatsform ausdrücklich als den Gegensatz des Bundesstaates bezeichnete, wollte sich der Reichsritter nicht von dem Glauben trennen, der deutsche Bund sei ein Bundesstaat. Der Bundestag repräsentierte ihm die fürstliche Hoheit in ihrer höchsten Vernunft; Krone und Szepter sollten auf seinem Tische liegen. Ein Staatenbund war ihm ein nonsens, er kannte kein Drittes zwischen dem Bundesstaate und der vorübergehenden Allianz. So trug er hoffnungsvoll seine gute Meinung in die schlimme Wirklichkeit; und vollauf entschuldigt wird dies sanguinische Verfahren durch die arge Unklarheit der Bundesakte selbst und die nicht geringere der öffentlichen Meinung. Denn schrecklich trat jetzt an den Tag, wie weit die Staatswissenschaft hinter unserer übrigen gelehrten Bildung zurückstand. Die Schriften, womit Fries und Heeren den deutschen Bundestag begrüßten, beweisen, daß jene Lebensfragen des öffentlichen Rechts der Föderativstaaten, welche die ungelehrten Amerikaner bereits glorreich in Theorie und Praxis durchgefochten hatten, den gelehrten Deutschen noch durchaus fremd waren.

Überschwenglich, wie Gagerns Begriffe von der rechtlichen Natur, war auch seine Anschauung der Machtstellung des Bundes. Die „Attribute einer europäischen Gesamtmacht" gebührten dem Bunde; Frankfurt war „Zentrum und Bühne" für eine großartige Politik neben und mit Österreich und Preußen — ganz wie Heeren in dem Bundestage den „europäischen Senat" begrüßte. Gagern sagte nicht mit dürren Worten, was die Logik unserer Sprache zu sagen verbietet; aber seine

unbescheidene Meinung, welche noch zur Stunde einen großen Teil der Nation beherrscht, ging dahin, Deutschland solle mit dem Einfluß und Ansehen dreier Mächte und dennoch als eine Macht in die Völkergesellschaft eingreifen. Er erlebte noch am Bundestage, wie die europäische Gesamtmacht bittend an die deutschen Großmächte und diese bittend an die Seemächte sich wandten, um die Schiffe der Hanseaten vor der Raubgier der Barbaresken zu schützen. Er erlebte noch, daß die Verträge, welche die deutschen Grenzen ordneten, dem „europäischen Senate" nicht einmal zur Ansicht vorgelegt wurden. Ja, sogleich bei der Eröffnung des Bundestages durfte der französische Gesandte zu der „Gesamtmacht" ungescheut sagen: Wenn die Bundesakte abgeändert werden sollte, dann haben die Gesandten von Frankreich und Rußland ein Recht, den Beratungen beizuwohnen! — Nicht minder ausschweifend dachte Gagern von der Kompetenz des Bundes im Innern. „Alles, was deutsch ist," gehöre vor das Forum des Bundestages; sei dieser einmal nach dem Wegfall des Bundesgerichtes leider eine zugleich richterliche und politische Behörde geworden, so müsse er auch wirklich als der supremus judex Deutschlands auftreten. Mit kurzen Worten: er gedachte, einem Gesandtenkongresse die Befugnisse einer Staatsgewalt einzuräumen.

Solcher Gesinnung voll trat er in die erlauchte Versammlung, welche gleich im Anfang jenem Fluche des Lächerlichen verfiel, der seitdem auf ihr haften blieb. Schon vor dem Beginn des Bundestages hatte der Pöbel oftmals gespottet über die tatlos in Frankfurt harrenden Gesandten. Welch ein Eindruck aber, als jetzt Graf Buol den deutschen Senat mit einem sinnlosen Redeschwall leerer Allgemeinheiten eröffnete, dessen k. k. Satzbau jedem deutschen Ohre unverständlich blieb! Der k. k. Gesandte begann mit einer Charakteristik der Deutschen im allgemeinen: „Im Deutschen als Menschen, auch ohne alle willkürlichen Staatsformen, liegt schon das Gepräge und der Grundcharakter desselben als Volk;" er schilderte sodann den Verfall Deutschlands während der letzten Jahrhunderte: „Ich fahre fort den Weg zu verfolgen, wohin mich der berührte neigende Gipfel geschwächter Nationalität führt;" er gab ferner die bekannte Erklärung, daß Österreich den Vorsitz am Bunde lediglich als ein Ehrenrecht betrachte, und schloß mit der brünstigen Versicherung seiner „Deutschheit". Die meisten anderen Gesandten begnügten sich darauf, „sich der Gewogenheit sämtlicher Gesandtschaften zu empfehlen", oder die kühne Hoffnung auszusprechen, „daß

der heutige Tag schon übers Jahr und bis in späte Zeiten den für das deutsche Gesamtvaterland erfreulichsten möge beigezählt werden". Gagern jedoch erwiderte in längerer Rede, die von ihm selber später ein Quodlibet genannt ward, aber nach der Rhetorik des Präsidialgesandten immerhin ein Labsal war. Er rühmte den deutschen Sinn seines Königs, der ja einen Deutschen in den Bundestag gesendet. Er versuchte die historische Berechtigung des niederländischen Reichs nachzuweisen, das der natürliche Vermittler in Deutschland sein solle. Alsdann schien es ihm angemessen, „in diesem erlauchten deutschen Senate, fast nach Art jenes merkwürdigen alten Volkes, ein Totengericht zu halten": so erinnerte er denn an den Fürsten von Nassau-Weilburg, an die für Deutschland gefallenen Welfen, und „damit man mir nicht vorwerfe, daß ich der Fürstlichkeit allein huldige", auch an Andreas Hofer und Palm. Zum Schluß fehlte nicht das teuere „je maintiendray". Nach so wunderlichem Anfange folgte eine sehr ernste, freilich auch an Verirrungen reiche Tätigkeit.

Vor allem verlangte Gagern die Erfüllung des Versprechens landständischer Verfassung, er forderte sie als Pflicht, nicht als Gnade. Sein gerader Sinn vermochte den Unterschied nicht zu finden zwischen dem „wird" und „soll" in jenem Art. 13. Unsere Fürsten selbst, meinte er harmlos, würden erröten zu behaupten, daß sie Napoleon zu Despoten gemacht habe. Bald sollte er diese fürstliche Gesinnung besser kennenlernen. Karl August von Weimar gab, als der erste der deutschen Souveräne, seinem Lande die verheißene Verfassung, um, wie er edel sagte, die für Deutschland aufgegangenen Hoffnungen in seinem Lande zu verwirklichen, und die Weimaraner, „beglückte Untertanen in einem engbegrenzten Lande", jubelten „dem altfürstlichen Gemüte" ihres großen Herzogs zu. Gagern war hocherfreut, daß die Erfüllung des Versprechens in einem seiner geliebten Kleinstaaten begonnen, er beantragte den Dank des Bundes für „diesen Vorgang, der eine Triebfeder mehr für andere Fürsten sein werde". Aber schon überwog in der Versammlung das Mißtrauen gegen den erlauchten Beschützer der Burschenschaft. Gagerns Vorschlag ward verworfen, und der König von Württemberg schalt den Antragsteller einen Revolutionär. Auch die wenigen anderen „Rechte der Deutschheit", welche die Bundesakte in unbestimmten Worten gewährte, wollte der Wackere redlich und bis zu den letzten Konsequenzen durchgeführt wissen. Um das Versprechen der Freizügigkeit einzulösen verlangte er sogar — was Preußen zur Zeit noch unmöglich

zugeben konnte — daß jedem Deutschen gestattet werde, seiner Militärpflicht in diesem oder jenem Bundesstaate zu genügen: „Das Vaterland wird hier und dort verteidigt.“ Verlorene Worte. Um die preisgegebene Rechtsordnung mindestens auf Umwegen wiederzuerlangen, beantragte er eine permanente Austrägalinstanz — vergeblich. Er mahnte an die heiligsten Pflichten, als während der Hungersnot von 1817 die Mauthlinien das Elend noch erhöhten; er forderte die verheißene Ordnung des deutschen Handels und mußte den unwiderleglichen Einwurf hören, der Bundestag sei schon wegen seiner Unwissenheit zu jeder technischen Verwaltung unfähig.

Während er also täglich erfuhr, wie der Bundestag nicht imstande war, seine unzweifelhaften Obliegenheiten zu erfüllen, wollte er doch den Wirkungskreis desselben fort und fort erweitern, und es ist schwer zu sagen, was in Gagerns Reden erstaunlicher sei: die Wärme wohlmeinenden Eifers oder die Unklarheit der Rechtsbegriffe. Sogar der Name des Reichs sollte wiederhergestellt werden. „Ich kenne wohl,“ rief er als ein rechter Legitimist, „eine kaiserliche Abdikation, nicht die des Reichs oder derer, die es zunächst anging. Man nehme den Fall, daß zwei deutsche Fürsten einander bekriegen: nun, nach vorigen Begriffen, blieben sie Reichsgenossen; aber werden wir sie, mitten in den Schlachten begriffen, noch Bundesgenossen nennen? In der Idee des Reichs lag schon das Prinzip ihrer Wiedervereinigung.“ — In seiner pfälzischen Heimat hatte Gagern die Anfänge der deutschen Auswanderung gesehen und schon im achtzehnten Jahrhundert, einer der ersten in Deutschland, die wachsende Bedeutung dieses Hergangs erraten. Jetzt hatte der Unermüdliche einen Agenten „im Dienste der menschlichen Gattung“ über das Meer geschickt, um die Lage unserer Auswanderer zu untersuchen. Er verlas dessen Berichte, verlangte Ordnung der Sache von Bundes wegen — und die Bundesversammlung ermannte sich zu einem Dankvotum.

Trotz alledem sah er die deutschen Dinge im heitersten Lichte. Als der Bundestag im Sommer 1817 zum ersten Male seine berühmten Ferien begann, hielt Gagern eine lange, hoffnungsvolle Rede zur Beruhigung der Unzufriedenen: „Was wir gewonnen haben?“ rief er begeistert — „daß die Mutter heiterer das Kind unter ihrem Herzen trägt, der Sorge und Angst enthoben, einen Sklaven zu erziehen, sondern im Vorgefühle, daß sie einen freien Mann dem Vaterlande darbringen wird.“ Einem Volke, das seit tausend Jahren immer politisch verbunden gewesen, mutete er jetzt zu, sich mit dem Bewußtsein zu be-

gnügen, „daß das Wesentliche dieser Union nichts anderes ist als eben diese Union". Der deutsche Bund sei „weniger fürchtend als furchtbar, also die Wärme und der Eifer weniger sichtbar"! Dann gab er sein politisches Glaubensbekenntnis, er verherrlichte das seit Polybios' und Ciceros Tagen von allen unselbständigen Geistern gepriesene Wahnbild des „gemischten Staates". Er lobte die Monarchie, desgleichen die Aristokratie als das notwendige „Temperament" der guten Verfassung; „und nachdem ich diesen gerechten Tribut der Monarchie und Aristokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch Demokrat. Ich bekenne mich dazu so unumwunden, daß ich manche Herren an der Donau vielleicht damit in Erstaunen setzen werde." Die Wirkung dieser Rede war nach beiden Seiten hin unglücklich. Die öffentliche Meinung schaute längst mit Ekel auf den Bundestag, sie wollte den Ruf des Beschwichtigers nicht hören. Von Luden mußte Gagern die bittere Gegenfrage vernehmen: „Was wir verloren haben? Den Glauben an die Redlichkeit aller Häupter und Führer." Freilich, nach wenigen Jahren war die Erbitterung der Gemüter gegen den Bundestag so hoch gestiegen, daß man sich zurücksehnte nach der schönen Zeit, wo noch solche Reden im Bundestage gehalten wurden*). Noch weniger verziehen die Herren an der Donau das Lob der Demokratie. Als Gagern nach dem Wiederbeginne der Sitzungen die Veröffentlichung der Bundesprotokolle verteidigte, antwortete die k. k. Gesandtschaft mit Drohungen.

Eine kleine Minderheit, die Plessen, Smidt, Eyben, hielt sich zu ihm; die Mehrheit aber der Gesandten verabscheute an seinen Reden den abspringenden, schwer zu verfolgenden Vortrag, mehr noch den Reichtum an Wissen und Gedanken, und am meisten, daß sie überhaupt gehalten wurden. An dem „Ultra" erkannte man mit Schrecken, daß sogar im Bundestage ein unerschrockener Mann zwar nichts fördern, wohl aber das Gefühl des Mangels wach halten konnte. Er erfuhr jene gesellschaftlichen Beleidigungen, welche in diplomatischen Kreisen dem politischen Dissenter nie erspart bleiben. Eben jene partikularistische Presse des Südwestens, welche weiland in der sächsischen Frage getreulich zu dem Staatsmanne der Kleinstaaten gehalten, schmähte jetzt auf den „blauen Dunst" der Reden des „Unitariers". Der holländische Hof am wenigsten begriff das Treiben seines deutschen Gesandten. So von allen Seiten bedrängt, erbat und erhielt er im April 1818 seine

*) Lindner, Geheime Papiere. Stuttgart 1824.

Abberufung und versicherte dem Bundestage, der Grund seines Ausscheidens sei „mehr eine zu hohe Würdigung von meiner Seite als ein Verschmähen meines Amtes". Der ehrliche Föderalist hatte sich am Bunde nicht halten können. An seinem Nachfolger, einem Holländer, der die deutschen Dinge so gründlich kannte, daß er sich mit dem Vorschlage trug, Frankreich für das Elsaß in den Bund aufzunehmen — an diesem Grafen Grünne fand am Bundestage niemand etwas zu tadeln. Seine beste Kraft hatte Gagern eingesetzt, um den kleinen Dynastien ihre Throne zu erhalten. Jetzt sollte er die argen Früchte seines Wirkens schauen. Seine politische Vergangenheit brachte ihn mit Nassau, sein Grundbesitz mit Hessen-Darmstadt in Verbindung; in beiden Staaten lernte er nun die Kleinstaaterei von ihrer häßlichsten Seite kennen. Sein Nassau sah er in den Händen des Ministers Marschall, des willigsten von allen Werkzeugen der Wiener Politik, das nassauische Volk zerfiel in „Dienerschaft und Bürgerschaft"; verständiger, aber kaum minder scharf bureaukratisch war das Regiment in Darmstadt. Von den kleinen Fürsten, die Gagern zwölf Jahre zuvor Rettung erflehend umdrängten, ward er nun gemieden. Bald wollte auch der Hof zu Wiesbaden den Gründer des Nassauer Gesamtreiches nicht mehr sehen. Und die deutsche Gesinnung der Oranier, die seine Träume so herrlich malten, erwies sich vor der Welt, als dies durch preußische Waffen gerettete Fürstenhaus zuerst durch harte Landzölle, dann durch das unvergeßliche jusqu'à la mer den Volkswohlstand des preußischen Rheinlandes in gehässiger Absicht lähmte.

Unter solchen Erfahrungen verfaßte Gagern die Schrift „über Deutschlands Zustand und Bundesverfassung 1818" — zur Versöhnung der öffentlichen Meinung mit dem Bundestage! Wenn er auf ein Buch über den Bundestag das Motto schrieb: Ut ameris amabilis esto, so war, was uns als ein raffinierter Hohn erscheint, in seinem Munde ehrliche, wohlgemeinte Mahnung. Er mahnte die Jungen, zu lassen von dem „Grobianismus und Barbarismus" teutonischer Sitten, und versicherte gemütlich: „Kotzebue war nicht mehr Spion als sein Sohn (der Weltumsegler), der auch fremde Länder durchforschte." Den Alten zeigte er die Vorzüge, den vaterländischen Sinn der Burschenschaft: „So möchte ich wohl noch einmal jung sein!" „Besteht!", rief er aus — „besteht wahrer föderalistischer Sinn unter den deutschen Fürsten, was könnte uns noch zu dem Wunsche nach dem Einheitsstaate bewegen?" — Sogar noch später, als jedermann schon wußte, daß der

Bund nur dann handelnd auftreten konnte, wenn er durch Ausnahmegesetze seine eigene Verfassung brach: auch da noch suchte der immer Hoffnungsvolle zu beschwichtigen. Mitten unter solchen weichherzigen Versuchen, das Volk mit dem Unerträglichen zu versöhnen, stehen dann wieder so feine durchdachte Worte wie dies prophetische: „Die Sehnsucht nach neuen Erwerbungen, wenn auch den Kabinetten fremd, wird in den Völkern rege, wenn für sie die Last zu schwer wird, wenn der eine die Kosten trägt, der andere gar nichts. Das gilt insbesondere von Preußen!" — Wer über solche Widersprüche vornehm lächeln mag, der bedenke: es war nicht die schlechteste Seite dieses seltsamen Charakters, daß seine Taten klarer, entschiedener waren als seine Worte, während den großen Durchschnittsschlag der Diplomaten das Gegenteil bezeichnet.

Dem an rastlose Tätigkeit Gewöhnten fiel es gar schwer, in noch kräftigem Alter in die Muße des Landlebens sich zurückzuziehen. Er tat es in der, damals sehr seltenen, gewissenhaften Überzeugung, „daß die Deutschen sich gewöhnen müssen, nicht wie die Kletten am Amte zu hängen". Doch unmöglich mochte er es in seinem Monsheim und Hornau bloß bei ländlicher Arbeit, beim „Sammeln und Meditieren" über literarischen Werken bewenden lassen. Wieder und wieder trieb ihn sein Pflichtgefühl ebensosehr wie die alte Gewohnheit und die Selbstgefälligkeit hinaus in die große Welt. War er schon im Dienste als Vertreter von Kleinstaaten oftmals der unbeteiligte Unterhändler gewesen, so gewöhnte er sich jetzt vollends an vielgeschäftiges Dilettieren; er begnügte sich mit dem Grundsatze, den der Staatsmann nicht kennen darf: Dixi et salvavi animam meam. Der Bundestag war und ist der rechte Herd der diplomatischen Commerage, der Quell, der alle kleinen Höfe mit großen und kleinen politischen Klatschereien tränkt; und nicht umsonst hatte Gagern in der Eschenheimer Gasse geweilt. Mochte er immerhin versichern, ihm sei am wohlsten in seiner ländlichen Einsiedelei: er konnte es doch nicht lassen, mit Max Joseph von Bayern zusammenzutreffen und diesem seinem munteren Duzbruder fröhliche Pfälzer Geschichten zu erzählen, oder später zu König Ludwig nach München zu fahren, um den angehenden Selbstherrscher in den guten Vorsätzen konstitutioneller Regierung zu bestärken. Gebeten und ungebeten erschien er jetzt bei Capodistrias, um über die orientalische Frage Ideen auszutauschen; dann bei Itzstein, dem Diplomaten des Liberalismus, um Versöhnlichkeit zu predigen. Selbst die Ruchlosen, so

den Herzog Karl von Braunschweig, ereilten des Unermüdlichen mahnende Briefe. Umsonst warnte sein klarblickender Sohn Friedrich, nur Interessen, nicht Prinzipien ließen sich vermitteln; nicht an Einsicht, sondern an gutem Willen oder an Macht fehle es den Fürsten.

Friedfertig von Natur und mehr noch durch das Alter, gewöhnt an die milden Formen der vornehmen Welt, konnte er heute in Hernsheim seinen französischen Schützling Dalberg besuchen und ruhig anhören, wie Talleyrands Nichte von der Größe des Empire schwärmte, und morgen mit Stein verkehren, der gern, wenn auf die Franzosen die Rede kam, mit einem grimmigen „Hol' sie alle der Teufel!“ herausfuhr. Gleichzeitig entstanden zahlreiche Flugschriften und Zeitungsartikel — natürlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche schon damals die Kunst verstand, der Sprechsaal aller zu scheinen und das servile Werkzeug des einen in Wien zu sein. Leicht begeistert ergriff er jedes Ding: wie er „gut arabisch“ war, als er für seine Sittengeschichte den Koran las, so ward er „gut griechisch“, als der griechische Freiheitskampf ausbrach. Er war der erste, der in einem deutschen Landtage für die Sache der Griechen ein mutiges Wort sprach. Die Philhellenen jubelten ihm zu, und Krug widmete dem „nicht bloß hoch- und wohlgebornen, sondern auch hoch- und wohlgesinnten“ Freiherrn sein Buch über Griechenlands Wiedergeburt. Auch diesmal verließen ihn die alten Lieblingsgrillen nicht. Obwohl er die Kehrseite des griechischen Kampfes sehr wohl erkannte und warnend auf die von Rußland drohende Gefahr hinwies, so träumte er doch wieder oranische Pläne, wollte die wiedergeborenen Hellenen in holländischen Seeschulen bilden, den Prinzen Friedrich der Niederlande zum griechischen Könige erheben. Er wünschte, die Türkei möge in Kleinstaaten zerfallen, welche dem Kindersegen deutscher Kleinkönige ein standesgemäßes Unterkommen bieten würden usw. Und doch liegt in diesem wunderlichen Gebaren ein ehrwürdiger Zug, der auch dem Frivolen zu lachen verbietet. Wohl nur einmal hat die Schlaffheit der Zeit dem alten Gagern ein so schlaffes Wort entrungen wie dieses: „Und ist in der europäischen Sitte nicht so ein Schlendrian, der einstweilen doch die Sachen so so in ihrem Esse erhält?“ Sonst ist in diesem langen Leben alles Frische, Mut, Rüstigkeit, und wenn uns im Mißmut über Deutschlands Elend Haupt und Hände sinken, dann mögen wir aus den Briefen des alten Herrn lernen, was es heißt, nicht müde zu werden!

Gagerns Ausscheiden war der erste Schritt auf der Bahn jener „Epuration“ des Bundestages, welche endlich damit endete, daß die

Herrschaft der Habsburger in Deutschland auch in den Personen der Bundesgesandten sich widerspiegelte und der k. k. Gesandte einer Schar schmiegsamer Diener gegenüberstand. Als nun Österreich zu Karlsbad mit dämonischem Geschick die Nation in ihrem Heiligsten und Liebsten, in Schrift und Wissenschaft, verwundete, da riß auch dem Langmütigsten die Geduld. Gagern schrieb jenen trefflichen Brief an Plessen, woraus wir schon das Urteil über den deutschen Bund mitteilten. Er kündete dem alten Freunde, der mit zu Karlsbad gewesen, „offene Fehde" an, er beklagte seine eigene und der anderen Sorglosigkeit, die zu Wien die „Grundzüge" des Bundes nicht entwickelt hatten. „Hintergehen Sie Ihre Herren nicht, bringen Sie ihnen nicht den Wahn bei, daß das, was jetzt vorgeht, Neuerungssucht, von seiten der Fürsten nur Langmut und Gnade sei. Sagen Sie ihnen, daß die Beurteilung der deutschen Staatsformen von jeher ganz frei war." Hätte Gagern das große Geheimnis des Jahres 1819 gekannt, hätte er gewußt, was die Nation erst im Jahre 1861 durch die Privatarbeit eines wackeren Professors erfahren hat, daß die Karlsbader Beschlüsse nur durch eine Minderheit im Bunde zum Gesetze erhoben und die Deutschen mit einem Gaukelspiele sondergleichen belogen wurden: sein Zorn würde noch andere Worte gefunden haben und so schnell nicht verflogen sein, wie er leider in der Tat verrauchte.

Bald vertraute er wieder den Mächtigen. Stein und Gagern sollten das „Cogitat, ergo est Jacobinus" an ihrem Leibe erfahren, sie galten in Frankfurt als Häupter des rheinischen Liberalismus. Als einige Burschenschafter die jungen Gagern zu Hornau besucht hatten, da prangte der Name Hans Gagern in den Akten der Bundes-Untersuchungskommission zu Mainz. Stein schlug um sich in gewaltigem Zorne „über eine solche viehische Dummheit, eine solche teuflische Bosheit, einen solchen nichtswürdigen, aus einem durchaus verfaulten Herzen entstehenden Leichtsinn". Gagern aber lachte der Torheit, und von dem Urheber alles dieses Unheils vermochte der alte Kämpe des Föderalismus bis zu seinem Ende sich nicht ganz zu trennen. Die Besuche auf dem Johannisberge waren ihm ein Bedürfnis. Da gab es wohl Stunden, wo er den Fürsten durchschaute und ihn „nur den Augenblick berechnend, kurz zu leicht" fand und ihm nachsagte, er mache keinen Unterschied zwischen Boudoir und Kabinett; ja, im Jahre 1823 schrieb er dem Fürsten: „Wenn Sie dahin geführt würden, einen rückläufigen Gang, was Sie Stabilität nennen, zu wollen, den Artikel 13 zu ent-

stellen, uns zu entnationalisieren, unser Bundessystem zu entfärben und zu zersetzen — dann, verlassen Sie sich darauf, werden Sie in mir einen entschiedenen Feind haben, ich werde Haupt der Opposition sein." Aber als nun das System der Entfärbung und Entstellung und Zersetzung wirklich nackt vor aller Augen lag, da konnte sich die deutsche Gutmütigkeit immer noch nicht zum Bruche entschließen, da meinte er beschwichtigend: „Wir sind in den Grundsätzen einverstanden, nur über die Anwendungen denken wir verschieden." Er fragte Metternich arglos: „Sagen Sie selbst, gab es nicht eine Zeit, wo Sie mit dem Bunde zufriedener waren als jetzt?" — und erhielt die tiefsinnige Antwort: „Allerdings. Aber es sind inzwischen Dinge vorgegangen, welche dem entgegenwirkten." Gleich den meisten Zeitgenossen bewunderte er im stillen die Festigkeit des Metternichschen Systems und erkannte nicht, daß der Schein der Konsequenz das unsterbliche Vorrecht der Beschränktheit ist. Und wieder trägt von solcher Halbheit die größere Schuld nicht der Mann, sondern Deutschlands Lage. Denn wo war, bevor es einen preußischen Landtag gab, bei uns die Stätte für eine Opposition in großem Stile? —

Näher, natürlicher war das Verhältnis zu seinem Nachbar Stein, dem Gagern, der erste, ein Denkmal setzte, als er (1833) Steins Briefe herausgab und das undankbare, über den Rhein hinüberblickende Volk an seinen edeln Toten mahnte. Gar seltsam stehen sie nebeneinander, die Briefe Steins, schroff, rücksichtslos, ein bestimmtes Ziel wie mit einem Keulenschlage treffend — und Gagerns Schreiben, anregend, sprudelnd von Einfällen, moderner, billiger im Urteil, weil ihnen die große Leidenschaft des anderen abgeht. Leise scheint hindurch jener Gegensatz des altpreußischen, mehr auf die Verwaltung, und des süddeutschen, mehr auf die Verfassungsfragen gerichteten, politischen Sinnes, welcher erst in einem deutschen Staate die notwendige leicht erreichbare Ausgleichung finden kann. „Sie finden uns geschieden durch Glauben und Preußentum," schreibt einmal Stein, „das heißt geschieden für Zeit und Ewigkeit." Den einen Vorwurf durfte Gagern leicht hinnehmen: „A tout prendre halte ich mich für einen bessern Christen als Sie," schrieb er dem Orthodoxen, „weil ich zufriedener bin." Von Preußen aber begann er allmählich größer zu denken; auch er empfand endlich das Elend der Kleinstaaterei, beneidete den Freund um seinen großen Staat und den weiten Gesichtskreis, erkannte, daß ein Kleinstaat nur dann erträglich sei, wenn er bescheiden dem laisser

faire huldigte, und bedauerte zu Zeiten, daß ihn das Glück nicht unter den schwarzen Adler geführt. Zu einer entschiedenen Umkehr freilich von der föderalistisch-kleinstaatlichen Richtung konnte der Alternde sich nicht mehr bekehren. Als der Zollverein im Entstehen war und der souveräne Dünkel der norddeutschen Mittelstaaten durch unhaltbare Sonderbünde unsere wirtschaftliche Einigung zu hindern versuchte, da dachte auch Gagern, der alte Gegner der Binnenmauten, an ein „tertium aliquid“ neben dem preußischen Zollvereine. Wenn Stein kategorisch schrieb: „Nassau muß beitreten“ — der Mann der Kleinstaaten wollte dies „muß“ nimmermehr zugeben. Nach alledem wollte eine rückhaltlose Freundschaft zwischen den beiden nicht gedeihen, am wenigsten jetzt, da in dem gealterten Stein die großartige Einseitigkeit und Härte des Charakters immer schärfer hervortrat. Er liebte wohl, mit dem beweglichen, geistreichen Nachbar einige Stunden in anregendem Gespräche zu verbringen, doch mit unveränderter, grenzenloser Verachtung sah er auf die dynastischen Ränke der kleinstaatlichen Diplomatie herab. „Einem preußischen General,“ warf ihm Gagern vor, „haben Sie mich vorgestellt als einen quidam und leidlichen politischen Schriftsteller, statt zu sagen: einen Mann von richtigem Blick und edelm Herzen, meinen werten Freund!“ — Als Gagern aus dem Bundestage ausschied, sah er in einer „alles verzehrenden Hauptstadt“ ein Unglück für Deutschland. „Nur fortgesetzte Torheiten, nur die Wahrnehmung, daß Deutschland bei solcher Trennung Beute, Zielscheibe der Feinde oder der Eroberer bleiben müsse, könnte meine Sinnesart ändern.“ Die Torheiten häuften und häuften sich; ohne das Schwert zu ziehen, ließ sich der Bund, unwürdiger als das heilige Reich in seinen unwürdigsten Tagen, das halbe Luxemburg entreißen — und der ewig Vertrauende vertraute noch immer dem „nicht bestehenden“ Bunde.

Jene luxemburgische Schmach mußte gerade ihn aufs tiefste erschüttern, denn mit der belgischen Revolution war das Lieblingswerk seiner Mannesjahre zuschanden geworden, und die Männer der Bewegung hatten seinen Vermittlungsversuch von der Hand gewiesen. Schier teilnahmslos schaute die deutsche Nation dem Abfalle des Grenzlandes zu: so wenig hatte Gagerns künstliche Länderteilung Wurzeln geschlagen in der Seele des Volkes. Nicht bloß persönliches Interesse erregte seinen Zorn; er sah, was heute nur die wenigsten glauben wollen, daß auch die gegenwärtige Lage eine definitive Lösung der niederländischen Frage nicht gebracht hat. Für Luxemburgs Verteidigung

stritt er in seinen „Vaterländischen Briefen". Aber nur ein Jahr nachdem der Bund das Bundesland preisgegeben, noch im Jahre 1840 träumte Gagern wieder, so überschwenglich wie nur je in den Honigmonden des Bundestags, von großer Bundespolitik und empfahl die Kolonisation der Balkan-Halbinsel der Bundes-Militärkommission zur Beratung.

Mit einiger Scheu sprach er selbst dann und wann von den „gestählteren Sprößlingen des neunzehnten Jahrhunderts". In der Tat, ein neues Geschlecht wuchs heran, ein Geschlecht, dem die kleinen dynastischen Sorgen der alten Zeit bald nur wie ein neckischer Traum erschienen. Eine Ahnung dieser anderen Tage mochte den alten Herrn wohl überkommen, wenn er umschaute in seinem eigenen Hause. Es war ein schönes Bild deutschen Lebens, dies alte Haus. Man hat oft gespottet über die „Familienpolitik" der Gagern. Gewiß, ein Lord aus alter Whigfamilie hat ein Recht zu fragen, wie man von Familienpolitik reden könne in einem Hause, das vom Unitarier bis zum Ultramontanen fast alle Schattierungen des Parteilebens darstellte. Aber in der Unreife der deutschen Dinge war es schon ein Großes, wenn der Alte auch nur die Pflicht, für Deutschland zu wirken — sein Spartam nactus es, hanc exorna — den Söhnen fort und fort einschärfte. Wachte ein Sinn, wie der des alten Reichsritters, in vielen unserer vornehmen Häuser, — es stünde anders um den deutschen Adel. Dabei ein Geist der Duldung in der konfessionell gespaltenen Familie, wie er nur unter Deutschen möglich ist. Ob auch die diplomatischen Freunde den Vater bei seinem makellosen Namen zur Strenge mahnten, sein Heinrich durfte unbehelligt seine liberalen Wege gehen. Daß den Liebling Fritz der Alte nicht störte, verstand sich ohnehin; denn mehr empfangend als gebend stand der Vater früh schon der überlegenen Nüchternheit dieses groß angelegten Kopfes gegenüber.

Aber auch zu geben wußte er redlich. Sogar für seine Schriften dachte er sich am liebsten seine Söhne als Leser. Er schrieb den Stil sanguinischer, anempfindender Naturen; seine Rede ist unruhig, zerhackt, wimmelt von Winken, Zitaten, Ausrufungen, sie sticht gar seltsam ab von jener knappen, sachgemäßen, schmucklosen Darstellungsweise, welche den Schriften seines tatkräftigen Sohnes Friedrich einen unwiderstehlichen Reiz gibt. Mit hohem Selbstgefühle schaute er selber auf seine Werke: „Ich bilde mir fürwahr ein, Richtiges, Geschichtliches, Zusammenhängendes, Erhabenes zutage zu fördern, auf klassisches Alter-

tum und seine Weltweisen und auf der Vorfahren ritterlichen Geist gestützt.“ Wer über die absichtlich aphoristische Form seiner Bücher klagte, den schalt er kurzweg einen gelehrten Pedanten; und doch leidet der schlichte Leser am schwersten darunter, muß manche der Schriften als ein Buch mit sieben Siegeln hinweglegen. Wer aber schärfer hineinblickt in dies krause Durcheinander, findet eine Fülle gelehrten Wissens, geistreicher, oft überraschend feiner Bemerkungen und trotz mancher eklektisch matter Worte überall ehrenhaften Mut, eine herzgewinnende Milde. Mit dem Werke „Mein Anteil an der Politik“ genügte Gagern einer Pflicht, die er mit Recht der Muße des Staatsmannes zumutete, füllte an seinem Teile durch diese Memoiren eine Lücke, welche die deutsche Literatur damals noch zu ihrem Nachteile von dem Schriftschatze der Fremden unterschied. Leider hinderten ihn hundert wirkliche und eingebildete Rücksichten, die Ereignisse, wie er sie kannte, vollständig zu enthüllen. Durch solche Zurückhaltung verdiente er sich allerdings das Lob Metternichs, daß seine Werke immer „den Ton der guten Gesellschaft“ zeigten; dem Historiker aber ist diese rätselhafte Weise zu erzählen ein rechtes Kreuz. Nur die Geschichte der rheinbündischen Zeit und des zweiten Pariser Friedens wagte er etwas rücksichtsloser zu schildern. Durch den größten Teil seines Lebens zog sich die Arbeit an den „Resultaten der Sittengeschichte“. Die ersten Bände handeln vom Staate: sie betrachten historisch die Staatsformen, geben jeder das Ihre, der Demokratie freilich das mindeste, denn mit Unrecht werde die Demokratie darum gepriesen, weil sie Spielraum für alle Talente gewährte: „Der Staat ist nicht die Maschine für das Talent und seine Demonstration.“ Das Werk mußte allen Parteien mißfallen. Wie wenig aber das eklektische Buch darum ein gesinnungsloses sei, das erkennt auch der Mißwollende an dem Abschnitt über den verfassungsmäßigen Gehorsam. Über dies gefährliche Thema verkündet der an den Höfen Auferzogene mutig die von den Fremden gelernten Lehren. Sehr einsam steht er also neben seinen deutschen Vorgängern; denn nur mit Scham erinnert sich der Deutsche, welche knechtische Weisheit einst unsere lutherische Kirche über diese Grundfrage staatlicher Freiheit gepredigt hatte. An den letzten Bänden über Freundschaft und Liebe geht der moderne Leser schweigend vorüber; wir verstehen sie nicht mehr, diese altväterische Weichheit zerfließender Empfindung.

Das wissenschaftlich bedeutendste, zugleich das allein vollendete von Gagerns größeren Werken ist die „Kritik des Völkerrechts“ (1840).

Hier redet wieder der Mann der Kleinstaaten. Leyden, Zürich, Hamburg sind ihm der Herd des Völkerrechts, die Lehre vom Gleichgewicht sein Ideal. Schlechterdings kein Unterschied zwischen potestas und auctoritas großer Staaten über kleine; nur in gänzlich unbeschränkter Souveränität kann der Kleinstaat seinen Beruf als der rechte Hüter friedlicher Kultur erfüllen; schlechthin verwerflich also ist das Recht der Intervention. Aber man fühlt, der alte Herr hat Seeluft geatmet, sein Blick hat in Holland gelernt einen weiten Horizont zu umfassen, den deutsche Stubengelehrsamkeit selten umspannt. Er bespricht Kolonisation, Auswanderung, Negerhandel, das Nächste und das Fernste so anregend, daß es schwerlich ein Zufall war, wenn kurz nach dem Erscheinen dieses Werkes die seit langem erstarrte deutsche Völkerrechtswissenschaft wieder erwachte und zu neuen unerwarteten Erfolgen gelangte. Das Buch ist reich an scharfsinnigen Urteilen über Menschen und Dinge. Auf die europäische Bedeutung jenes Vertrags vom 3. Januar 1815, den er selbst dereinst im Eifer für die unantastbare sächsische Krone gefördert, hat meines Wissens Gagern zuerst aufmerksam gemacht: er erkannte, daß seitdem die alten Bundesgenossenschaften des Weltteils sich verschoben, die lange verfeindeten Westmächte in ein Verhältnis der entente cordiale traten, das bisher sich auf die Dauer nicht wieder gelöst hat. Über den Prätendenten Ludwig Napoleon sagte der alte Diplomat: „Er ist offenbar mehr aus der Schule des Oheims als des Vaters.“ — Ein geschlossenes juristisches System aufzubauen lag seinem Sinne fern; verständiges Wohlwollen ist ihm das Prinzip des Völkerrechts.

Auch den kirchlichen Dingen dachte er zeitlebens eifrig nach. Obschon er gegen Stein seinen Deismus wacker verteidigte, manchmal überkam ihn doch „ein kleiner Neid, daß ich so nicht glauben konnte“. Mit tiefem Bedauern sah er die aristokratische Verfassung der katholischen Kirche Deutschlands zerfallen. Schon während der Freiheitskriege schlug er vor, mindestens die Reichserzkanzlerwürde und den deutschen Orden wiederherzustellen, und vom Bundestage verlangte er Ordnung der kirchlichen Verhältnisse von Bundes wegen. Aus allen Richtungen des Katholizismus wußte der duldsame Mann das Ehrenwerte herauszufinden. In Rom verkehrte er freundschaftlich mit seinem Wiener Genossen, dem Kardinal Consalvi. Er — wohl der erste Ketzer, dem solche Ehre widerfuhr — hörte mit Erbauung eine Ansprache des Papstes an die Kardinäle. Ungleich mehr reizten ihn die Ideen

Wessenbergs; auch er dachte die Reformpläne des fünfzehnten Jahrhunderts zu erneuern und hoffte auf eine deutsche Nationalkirche. Gern berief er sich auf jenes Wort des heiligen Bernhard, daß die den Erdkreis richten, auch durch den Erdkreis gewählt werden sollen; er verlangte Mitwirkung aller Nationen bei der Besetzung des Kardinalkollegiums. Noch einen anderen Lieblingstraum der milderen Geister seiner Zeit, den Traum der Vereinigung aller Konfessionen, hat Gagern mitgeträumt. Sehr ernst nahm der korrekte Mann des Reichsrechts die Klausel des Westfälischen Friedens: donec per Dei gratiam de religione ipsa convenerit, und weil ihm immer leicht fiel zu glauben was er wünschte, so fand er auch, die katholische Kirche sei protestantischer geworden, der Protestantismus aber „katholisiert" und der bischöflichen Gewalt bedürftig. Er wähnte, ein von allen Konfessionen beschicktes Konzilium könne den Zwiespalt leicht beilegen. Suchte er doch die Größe der christlichen Religion in ihrem „elastischen Charakter". War er doch selber elastisch genug, um den Marienkultus und das Klosterleben zu verteidigen. So folgte er, wie nach ihm Friedrich Wilhelm IV. und Max II. von Bayern, unsicher tastend den Spuren der Grotius und Leibniz und ahnte nicht, daß die humane, rein-weltliche Geistesfreiheit der modernen Zeit innerlich bereits zur Hälfte verschmolzen hat, was Gagern äußerlich versöhnen wollte.

Solchen friedlosen Träumen hing der Einsiedler von Hornau ungestört nach, solange der milde Kirchenfürst, Steins Freund, Graf Spiegel die Kirche des Rheinlandes leitete. Nach dessen Tode brach der Streit zwischen Staat und Kirche gewaltsam aus. Abermals wie in den Tagen des heiligen Reichs ward Köln eine Hochburg der ultramontanen Partei; die Krone Preußen sah sich gezwungen, Spiegels ungleichen Nachfolger, den Erzbischof Droste-Vischering, gefangen zu setzen. Jetzt erst kam an den Tag, welche schwierige Lage die Länderverteiler des Wiener Kongresses dem preußischen Staate bereitet hatten. Bald nachher begann die deutsch-katholische Bewegung, unklar, geistlos von Haus aus, aber ein unvermeidlicher Rückschlag gegen den Übermut der Ultramontanen. Gagern war entsetzt, daß wiederum die Zornrufe konfessionellen Haders in Deutschland widerhallten — „so alte, so arge Übel, die wir gänzlich beseitigt glaubten"! In München spannen Gagerns alte Genossen im Kampfe wider Preußen von neuem ihre dunkeln Ränke, sie gedachten das Rheinland mit einem katholischen Throne zu segnen. Görres schickte seinen grimmigen

Athanasius in die Welt wider den preußischen Staat, den „ungeschlachten, starren Knochenmann“, der eine Staatsreligion nach dem Muster der Chinesen zu gründen trachte. Brandschriften der belgischen Ultramontanen reizten das Rheinland zum Aufruhr, und Papst Gregor XVI. sprach die unvergeßlichen Worte: „Aus dem Wahn, daß man in jedem Glauben selig werden könne, fließt der Wahnsinn, daß jedem Menschen Gewissensfreiheit gebühre.“ Inmitten dieses wüsten Taumels entfesselter Leidenschaften hoffte Gagern Versöhnung zu predigen. Er schrieb die beiden „Ansprachen an die Nation wegen der kirchlichen Wirren“ (1838 und 1846). Nicht umsonst war er bei Stein in die Schule gegangen: er verteidigte das Recht der Notwehr der preußischen Krone und mahnte die Rheinländer, sich ihrem Staate zu fügen. Aber wie ahnt er doch so gar nichts von der Schroffheit der Gegensätze, die hier aufeinander prallten! Den plumpen Fanatiker, der sich als Märtyrer gebärdete, spricht er an: „Sie sind Erzbischof, Deutscher, Europäer und Mensch!“ — während doch Droste weder Europäer noch Mensch und am allerwenigsten ein Deutscher sein wollte. Den Geist der Verfolgung meint er zu beschwichtigen, wenn er mahnt, jeder Priester solle „ein Lichtfreund“ sein! Die Glaubenseifrigen denkt er zu versöhnen, wenn er für jeden Auswuchs des Katholizismus irgend eine gutmütige Entschuldigung findet; den alten Deisten verdroß es nicht, seine frommen Enkelinnen zum heiligen Rock nach Trier zu begleiten. Er sieht nicht, daß gegen gewisse Krankheiten der katholischen Kirche die schonungslose Derbheit des trivialen Rationalismus durchaus im Rechte ist; er fühlt nicht, daß einer grundsätzlich unduldsamen Macht gegenüber die Toleranz leicht zur Schwäche wird. Sehr fein allerdings erkennt er den Hauptgrund des Wiedererwachens einer starken ultramontanen Partei, indem er zweifelnd fragt: „Wäre es Folge der Säkularisationen, daß der deutsche Sinn aus den Bischöfen wiche?“ — und dennoch empfiehlt er die Gründung einer deutschen Nationalkirche in einem Augenblicke, da die Kirchenhäupter jeden Gedanken daran mit Abscheu zurückwiesen! — Der wohlmeinende Vermittler vermochte den Sturm nicht zu beschwören, er erntete Vorwürfe von beiden Seiten.

Auch ein Feld für praktisch-politisches Wirken fand der vom Bundestage Verwiesene wieder in der Darmstädtischen Volksvertretung. Zunächst in der zweiten Kammer. Doch schon nach der zweiten Sitzungsperiode gelangten die gesinnungstüchtigen Wähler von Pfeddersheim

— so recht im Geist der verbissenen Opposition jener Tage — zu der Einsicht: ein Mann, der Orden trug, ja, schnöde genug, den Exzellenztitel führte, könne nimmermehr das freie Volk vertreten. Die Regierung besann sich noch einige Jahre, bis sie Gagern auf den Platz in der ersten Kammer rief, der ihm längst gebührte. Raum für sein Talent fand er auch hier nicht. Denn es waren die kleinstaatlichen Volksvertretungen jener zwanziger Jahre, da die politischen Bestrebungen in Nord und Süd noch nach den verschiedensten Zielen gingen, dasselbe, was sie heute, seit ein preußischer Landtag besteht, wieder geworden sind — bescheidene Provinziallandtage. Und als nach der Julirevolution der französische Liberalismus der Zeit die Kammern des Südwestens zu vorübergehender unnatürlicher Bedeutung emporhob, blieb der alte Gagern der neuen Richtung fremd. Er durfte anfangs hoffen, den Beruf der „vernünftigen Mediation“, den er dem niederen Adel zuwies, zu erfüllen. Tagten doch in diesem kleinen Herrenhause zahlreiche Standesherren, denen die wirtschaftlichen und historischen Voraussetzungen eines echten Adels keineswegs fehlten. Um so mehr mangelte in ruhiger Zeit der vornehme Opfermut, und in den Tagen der Not sogar der triviale Mut, der den Bauer treibt, sein Besitztum zu verteidigen. In solcher Umgebung blieb der Wackere einsam. „Ich bin Tory und Royalist, ganz so wie die echte oranische Partei es versteht“ — so hatte er selbst seine Parteistellung bezeichnet; und bald beargwohnten ihn die vornehmen Genossen als einen Jakobiner, da es galt, die soziale Reform des flachen Landes durchzuführen, und er den Bevorrechtigten — auch sich selber — sein „Pätus, es schmerzt nicht“ zurief. Man kam bis zu persönlichen Händeln, als er dem präsidierenden Grafen Solms-Lich und dem Minister Linde den treffenden Vorwurf zuschleuderte: „Es kommen uns vorzüglich aus dem Norden allerlei mystische sophistische Behauptungen zu, die wie die Nebel von den Sonnenstrahlen des natürlichen Verstandes zerstreut werden.“ Manche Sitzung hat der Alte gemieden oder vor der Zeit verlassen, weil die Quälereien im höfischen Kreise kein Ende nahmen. Am wenigsten verziehen ihm die Genossen, daß er die Emanzipation der Juden verteidigte und die Wut der Partei wider das rheinische Recht nicht teilte. Der in den Freiheitskriegen von dem gerechten Hasse des Volkes nur leicht berührt worden, wie hätte er nun mit einstimmen sollen in den verbissenen Haß der Kaste? Er tat das Seine, daß den Rheinhessen ihr Code erhalten blieb.

Was aber seine Wirksamkeit in der Kammer zumeist untergrub —:

jenem Zweige des Staatslebens, den er am gründlichsten kannte, der auswärtigen Politik, blieb die klägliche Enge eines kleinstaatlichen Parlaments verschlossen. So stand er außerhalb der Parteien wie der Dinge und begnügte sich wieder mit löblicher Gesinnung. „Vaterland, ein großes Vaterland, Nationalität, deutsche Ehre, Ansehen, Zusammenhang, Kraft, Kultur, Entwicklung" — diesen Zielen sollten seine Reden gelten. Und körperlos, traumhaft, wie das Vaterland der Deutschen war und ist, war auch das vaterländische Wirken des Föderalisten. Er sprach mit Vorliebe in der Adreßdebatte, nur selten über bestimmte Gegenstände: so mehrmals gegen die Heimlichkeit des Bundestages und mit schöner Wärme für die Begnadigung der Opfer der Demagogenverfolgung. Welche bedeutende rednerische Begabung aber unter der Ungunst der deutschen Zersplitterung verkümmerte, das erfuhr man, wenn einmal eine Rechtsverletzung zur Sprache kam, so roh und frech, daß der Mut des bösen Gewissens allein genügte, sie sittlich zu vernichten. Das erfuhr widerwillig der hessische Adel, als der alte Herr sein lautes Zornwort sprach wider den großen Verfassungsbruch in Hannover. Solche Augenblicke, da die Presse ihn wieder feierte, gingen rasch vorbei. Er blieb doch fremd der verwandelten Zeit, er sah die Welt „rettungslos hin- und herschwanken zwischen Despotismus und Revolution", eiferte alternd wider die „lockeren Blätter" und das Treiben der Demagogen.

So fand ihn die deutsche Revolution. Der Staatsmann wollte kein Vertrauen fassen zu dem neuen Wesen, dem Vater mochte wohl das Herz groß werden, wenn er den Namen seines guten Hauses aus jedem Munde preisen hörte. Eine Stunde noch lächelte ihm die Gunst des Volkes, die nie gesuchte, als in bewegter Volksversammlung zu Wiesbaden ein Redner an die Männer der Vergangenheit erinnerte und die Masse den Besten, den sie kannte, herbeiholte, und die Freiheitsredner den Aristokraten umringten, ihm die Hände küssend. Es war die flüchtige Wallung einer unklaren Empfindung gewesen. Die Bewegung ging ihren furchtbaren Gang; nur wenige Wochen, und der General Friedrich Gagern fiel als der deutschen Revolution edelstes Opfer. Das brach dem Greise den Lebensmut. Noch einmal ist er auf den Markt getreten mit einer Allokution an das Volk; hier schweigt das politische Urteil; uns bleibt nur die unvergleichliche Güte dieses Herzens zu bewundern, das von der milden Lehre der Versöhnung auch dann nicht lassen wollte, als ihm sein Liebstes entrissen war. Dann sah er den

schnell errungenen Ruhm der Söhne schneller noch verbleichen, und der Lebenssatte mußte noch sein Weib begraben. Am 22. Oktober 1852 starb Hans von Gagern.

Sehr ernste Gedanken werden uns rege, wenn wir zurückschauen auf dies bewegte Leben. Wie reich ist es an Geist und Mut und herzlicher Güte, und doch wie trostlos arm an dauernden Erfolgen, an folgerichtigem Wirken! Denn was blieb übrig von den politischen Werken, denen der Unermüdliche sein emsiges Schaffen weihte? Was anders als — das Gesamtreich Nassau! In die vagsten Träume sahen wir den edeln Patrioten sich verirren, weil er zu geistreich war für die dürftige Routine kleinstaatlichen Lebens und nie in der Schule eines großen Staates lernte, daß auch in der Staatskunst erst die Beschränkung den Meister zeigt. Hören wir sie einzeln, die kleinstaatlichen Lieblingsgedanken, welche den alten Föderalisten beherrschten, so läßt sich mit einem jeden rechten; denn eine bare Torheit zu sagen war Gagern außerstande, und die meisten jener Ideen sind bloß Anachronismen, keineswegs an sich verkehrt. Aber bitterer Unmut übermannt uns, wenn wir sie zusammen finden, eng beieinander in dem Leben eines Mannes, alle diese ungeheuern Widersprüche: den Aberglauben an die kulturfördernde Macht der Kleinstaaten, während Gagern seine eigene Bildung darunter verkümmern sieht und an gefährdeter Grenzstelle selbst zur Mediatisierung schreiten muß; diese Angst vor einer alles verschlingenden Hauptstadt, während ihn selber die Sehnsucht verzehrt nach einem Zentrum, einer Bühne deutscher Politik; dies begehrliche Hinüberschweifen der patriotischen Phantasien nach den entfremdeten Tochtervölkern unseres Landes, derweil das Vaterland eine „Union", und in Wahrheit nicht einmal diese, bleiben muß; dies Pläneschmieden für die fremden Häuser der Oranier und Welfen, während Preußen von ehrlichen Patrioten an jeder Abrundung gehindert wird und eben dadurch, zum Erstaunen der Mißgünstigen, immer tiefer hineinwächst in Leib und Seele der Nation. Beschämt gestehen wir bei solchem Anblick: Grillen, Launen, recht eigentlich Steckenpferde sind es, die uns hindern wieder einzutreten in die Reihe der Nationen. Wie die Praxis des deutschen Bundes in dem Zustande embryonischer Staaten verharrt und hochwichtige Staatszwecke durch Sonderbünde erreichen muß, als lebten wir noch in den Tagen des Faustrechtes: so sind auch unsere Meinungen über deutsche Politik zuchtlos, kindlich, unreif geblieben.

Unstet hat in den letzten Jahrzehnten die Meinung der Menschen über den alten Föderalisten hin- und hergeschwankt. Wie ein Patriarch ward er verehrt, solange sein Sohn Heinrich als der Held des nationalen Gedankens galt. Heute, seit wir die Verdienste der Söhne ruhiger zu würdigen beginnen, ist man sehr geneigt, den alten Gagern kurzab zu den falschen Götzen einer überwundenen Epoche zu werfen. Solche Meinung ist unhistorisch, sie würdigt zu wenig, wie sehr dem Deutschen, vornehmlich dem Nichtpreußen, noch vor zwei Menschenaltern erschwert war, die Macht der Phrase von sich zu schütteln. Und doch begrüßen wir diese ungerechten Urteile mit Freuden; sie sind uns ein Zeichen, daß wir allmählich von jener Krankheit genesen, welche sich in dem alten Gagern gleichsam verkörpert: von der echt deutschen Sünde vertrauensseliger Gutmütigkeit. Im Leben der einzelnen eine liebenswürdige Schwäche, wird sie im öffentlichen Wirken ein schweres Unrecht, ja, dem deutschen Bunde gegenüber, die ärgste Verschuldung, die ein Staatsmann auf sein Haupt laden kann. Neben einem Metternich erscheint der alte Gagern zu Zeiten würdelos in der Arglosigkeit seines Hoffens. Weil wir gehofft und vertraut während eines halben Jahrhunderts, eben deshalb ward die deutsche Politik so gründlich verdorben, daß an eine Ausführung der „Grundzüge" der Bundesverfassung nicht mehr zu denken, nur von einem Neubau noch ein Heil zu erwarten ist. Wir durchblättern Gagerns Sittengeschichte und lesen kopfschüttelnd die Widmungsblätter: an Napoleon, an Erzherzog Karl, an Friedrich Wilhelm III., an Stein! So haltlos ward der milde, vielseitige Mann von den hochgehenden Wogen einer stürmischen Zeit hin- und hergeworfen. Lernen wir von Gagern, mit gleicher Einheit des Sinnes, gleicher Unermüdlichkeit, aber mit einer ganz anderen Kraft des Hasses und der Liebe die vaterländischen Dinge zu ergreifen, bei gleichem Vertrauen zur menschlichen Gattung um vieles nüchterner und härter zu werden gegen die Personen. Denn noch streiten wir um die fürchterliche Frage, ob diese Nation existieren solle. In solchem Kampfe wird zur ernsten Pflicht jene herbe Strenge des Urteils, welche vermag, was Gagern nie vermochte, die schönen Reden des Partikularismus kalt und stolz zu verachten.

Karl August von Wangenheim.

(Leipzig 1863.)

Noch haben wir Deutschen kein Recht zur Klage, wenn der Engländer mit absprechender Unwissenheit das undurchdringliche Dunkel der deutschen Politik belächelt. Denn wie mögen wir fordern, daß der Fremde — gewöhnt an bestimmte Parteigegensätze und an eine alte, dem ganzen Volke heilige Rechtsordnung — den männlichen Widerwillen gegen alles Kleinliche und Unklare überwinde und mit dem Wirrwarr der deutschen Bundesgeschichte sich vertraut mache? Schon das Treiben der Parteien im Innern der deutschen Staaten wird er kaum verstehen. Betreten wir vollends das Gebiet, wo alle diese Parteibestrebungen sich durchkreuzen, das Gebiet der deutschen Bundespolitik, so enthüllt sich ein Chaos von Widersprüchen, dessen ganzen Widersinn ein Teil der Nation noch immer nicht begriffen hat. Wir sahen und sehen, wie dieselben Landtage, welche die feste Einigung der Nation unermüdlich fordern, dennoch der einzigen nationalen Behörde, die wir besitzen, unablässig widerstreben. Und blicken wir um einige Jahrzehnte zurück, so begegnet uns ein noch erstaunlicheres Schauspiel. Jener Reformplan, der nach der deutschen Revolution von allen Einsichtigen als eine Kinderei oder als ein Deckmantel des Landesverrats verworfen wurde und erst während der grenzenlosen Verwirrung der jüngsten schleswig-holsteinischen Bewegung in einigen unklaren Köpfen wieder aufgetaucht ist — der Triasgedanke, ward in den zwanziger Jahren mit redlichem vaterländischem Eifer verteidigt von denselben liberalen Staatsmännern des Südwestens, denen wir es danken, daß die feindseligen Absichten des Wiener Kabinetts nur zur Hälfte in Erfüllung gingen. Die Erklärung so unnatürlicher Erscheinungen liegt in zwei allbekannten Tatsachen. Der Frankfurter Bundestag war, statt eines Brennpunktes deutscher Macht, ein Denkmal deutscher Schande, das gehaßte Werkzeug österreichischer Fremdherrschaft geworden, und

der Staat, welchem die Pflicht oblag, dies Joch zu zerbrechen, Preußen, hat während langer Jahre dieses Amtes nicht mit voller Kraft gewartet. Denn keine Frage: von den politischen Sünden, welche die deutsche Revolution heraufbeschworen, fällt ein großer Teil auf die Schultern von Preußen. Ist dies Geständnis beschämend, so springt uns doch auch ein Quell des Trostes und der Hoffnung aus der Einsicht, daß dieses Staates Schuld und Verdienst, Tun und Lassen notwendig Deutschlands Geschicke bestimmt. Gänzlich unterblieben freilich wären die gefährlichen Versuche, in dem „reinen Deutschland" einen Bund der Mindermächtigen zu bilden, gewiß auch dann nicht, wenn Preußens Staatsmänner jener hochherzigen deutschen Staatskunst treu geblieben wären, die sie noch auf dem Wiener Kongresse verfochten. Aber nimmermehr konnten redliche Patrioten sich auf die Dauer mit den verschlagenen Ränkeschmieden des mittelstaatlichen Partikularismus verbünden, nimmermehr — um das unseligste Übel der Zeit vor dem Jahre 1848 in einem Satze zu bezeichnen — nimmer konnte der deutsche Liberalismus während langer Jahre wider Wissen und Willen eine antinationale Richtung verfolgen, wenn Preußen seinen Beruf erfüllte, als der Vorkämpfer Deutschlands der österreichischen Fremdherrschaft entgegenzutreten.

Die Stürme der Revolution haben inzwischen die Luft gereinigt, sie haben die Regierenden im ganzen unbelehrt gelassen, aber größere Klarheit und Gesundheit in das Parteileben des Volkes gebracht. Sichernde Gewähr für die Volksfreiheit wird heute am entschiedensten von jenen gefordert, welche das Banner des Einheitsstaates in Händen halten. Seit also Unitarier und Liberale sich einander genähert haben, können wir unbefangen einen Staatsmann würdigen, der es vermochte, zugleich ein vorurteilsfreier Liberaler und ein Helfer mittelstaatlichen Dynastendünkels, zugleich ein leidenschaftlicher deutscher Patriot und ein Todfeind Preußens zu sein. Sehen wir ab von Wilhelm v. Humboldts flüchtigem Erscheinen zu Frankfurt, so hat vor der Revolution wohl kein begabterer Staatsmann in der Eschenheimer Gasse getagt als der Freiherr von Wangenheim. Das anerkannte Haupt der deutschen Opposition in jenen verhängnisvollen Tagen am Anfang der zwanziger Jahre, welche den sittlichen Untergang des Bundestages entschieden, hat er ein denkwürdiges Zeugnis abgelegt für die Stärke des gesunden politischen Triebes in unserem Volke. Denn er wagte das Vermessene: das Bollwerk volksfeindlicher Fürstengewalt, den Bundes-

tag selber, in eine Pflegstätte der nationalen Gedanken zu verwandeln. In Hans von Gagern schilderten wir einen Staatsmann, der mit dem Gedanken eines Bundes der Kleinstaaten dilettantisch spielte. Jetzt stellen wir ihm einen Genossen gegenüber, der diesen Plan zu verwirklichen trachtete und — noch bei Lebzeiten von seinem Volke vergessen — für immer bewies, daß jeder Versuch einer deutschen Reform ohne Preußen nur neue Zwietracht säen kann und notwendig enden muß in einer kläglichen Sonderbündelei, von der das Volk sich widerwillig wendet. Was aber in jenen Tagen ein beklagenswerter Fehler war, ist seitdem nach schweren Erfahrungen ein unverzeihlicher Frevel geworden, und wenn wir Wangenheims politische Irrtümer zu verstehen suchen, so sind wir keineswegs gemeint, die politischen Sünden der Beust und Pfordten damit zu entschuldigen oder die schwere Verschuldung jener Verblendeten abzuleugnen, welche jüngst in der Krone Bayern den Retter Deutschlands begrüßten.

Von alters her hat das alte, doch überaus zahlreiche und darum unvermögende Geschlecht der Wangenheim den Hof- und Staatsdienst der thüringischen Kleinfürsten als seine erb- und eigentümliche Versorgungsstätte betrachtet. So trat auch Karl August v. Wangenheim (geb. in Gotha 14. März 1773) in den Dienst des Hauses Koburg-Saalfeld, nachdem aus dem unbändig wilden Knaben ein glänzender Kavalier geworden war, eine hohe vornehme Gestalt, sprudelnd von Geist und Leben. Unter dem alten Döring in Gotha, der so viele Männer von tüchtiger klassischer Bildung auf seinem Gymnasium erzogen, war er mit dem Gedankengange des Rationalismus vertraut geworden. Als er darauf in Jena und Erlangen studierte, ohne eines bedeutenden Lehrers Schüler zu werden, ließ er mit unersättlicher Wißbegierde alle Strömungen deutschen Geisteslebens auf sich wirken, vornehmlich die Lehren der noch jugendlichen romantischen Schule, und brachte nun in den Dienst des bescheidenen Kleinstaates eine ungebührliche Fülle von Talent und ungeordnetem Wissen. Erfreut und verwundert begrüßte man anfangs am Hofe die befremdende Erscheinung des jungen Mannes, der bald in der Hitze des Gesprächs, fortgerissen von seiner unsteten Phantasie, sich mit nie versiegender Redseligkeit über alle Höhen und Tiefen des Wissens verbreitete, bald mit rücksichtsloser burschikoser Offenherzigkeit seine heftigen Empfindungen herauspolterte. Aber die Landesväter von Koburg-Saalfeld hatten dafür gesorgt, daß diese sorglose Ehrlichkeit in den verwickelten und verfaulten Zuständen ihres

Ländchens nicht Wurzeln schlagen konnte. Seit einem Menschenalter hauste eine kaiserliche Debitkommission im Lande, ordnete von Reichs wegen das verworrene Schuldenwesen. Der Minister v. Thümmel, der einst auf seinem hohen Posten die Muße gefunden hatte, die „Inokulation der Liebe" zu schreiben, war längst aus dem Staatsdienste geschieden, um die mittägigen Provinzen Frankreichs zu bereisen. Als dann die Wende des Jahrhunderts einen neuen Herzog brachte, meldeten sich ungestüm neue Gläubiger. In solcher Bedrängnis berief man als Erlöser den Minister v. Kretschmann, der in preußischen Diensten wohl die philanthropischen Grundsätze und die durchgreifende Entschlossenheit, nur leider nicht die Ehrlichkeit des altpreußischen Beamtentums sich angeeignet hatte. Alle guten Köpfe, Wangenheim voran, wandten sich gläubig dem neuen Sterne zu. Es war eine Lust, den großen Faiseur reden zu hören von dem neuen unfehlbaren Steuersysteme, dem wohlgeordneten Straßennetze und der koburg-saalfeldischen Landesbank. Als nun gar Jean Paul an den Hof von Koburg gezogen ward und dem aufgeklärten Minister mit schwärmerischer Verehrung sich anschloß, da verlebte Wangenheim in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe, in geistreichem, heiterem Umgange frohe hoffnungsvolle Tage. Unschwer erkennen wir noch in Wangenheims späteren Schriften die Nachklänge jener übermütigen Stunden, die er damals mit dem Altmeister des spielenden Witzes beim edeln Frankenweine verbrachte.

Die Täuschung nahm ein Ende, sobald der junge Rat, zum Vizepräsidenten der Landesregierung ernannt, sich ein selbständiges Urteil bilden konnte über das neue Regiment und ein gewissenloses fiskalisches Aussaugungssystem, ja den frechsten Betrug kennenlernte. Da war „die Schlange losgerissen von seinem Herzen". Gestützt auf die Zustimmung der Agnaten und aller Rechtlichen im Lande, versuchte er schonungslos dem Fürsten die Augen zu öffnen. Der Herzog aber sah, nach deutscher Fürstenweise, in Wangenheims Enthüllungen einen Angriff auf „Unsere eigene höchste Person", entließ ihn schimpflich des Dienstes. In jenen Tagen sollten die Charaktere des kleinen Landes sich erproben; auch der Vater des trefflichen Freiherrn v. Stockmar hat damals mit gelitten unter den Gewaltstreichen des erbitterten allmächtigen Ministers. Doch noch gab es in Deutschland, in den Kleinstaaten mindestens, einen Rechtsweg wider fürstliche Willkür. Wangenheim wandte sich klagend an den Reichshofrat zu Wien und trat überdies mit seiner guten Sache auf den Markt hinaus. In zwei umfänglichen

Bänden belehrte er, sehr scharf und überzeugend, aber auch sehr wortreich und mit dem ganzen hochtrabenden Pathos der guten alten Zeit, das Publikum über „die Organisation der koburg-saalfeldischen Lande“. Es waren böse Tage. Soeben war ihm ein Kind gestorben, ein zweites lag auf dem Tode; da wurde der Vater von dem ergrimmten Hofe des Landes verwiesen. Auf der altehrwürdigen Bettenburg in Franken gewährte ihm der Freiherr v. Truchseß nach alter Ritterweise Schutz und Herberge, und der Schüler der Romantik erfreute sich an dem biderben Wesen dieser vielgefeierten Blume der Ritterschaft. Inzwischen hatte der Reichshofrat sein Urteil gefunden. Schon war der Kurfürst von Sachsen durch das Reich beauftragt, den koburgischen Präsidenten wieder in sein Amt einzusetzen. Da brach das heilige Reich zusammen, der souveräne Herzog von Koburg-Saalfeld hatte keinen Herrn mehr über sich. Wangenheim harrte vergeblich seines Rechtes, und erst nach Jahren ward ihm die traurige Genugtuung, daß sein Feind Kretschmann als ein feiler Helfer der rheinbündischen Staatskunst den Haß von ganz Thüringen auf seine Schultern lud.

Bald darauf wurde Wangenheim von der Herzogin von Hildburghausen zu König Friedrich von Württemberg geschickt, um einen häuslichen Zwist ihrer mit einem württembergischen Prinzen vermählten Tochter beizulegen. Den leicht erregbaren, für alles Starke und Mutige empfänglichen Mann fesselte das geistvolle, willenskräftige Wesen des Despoten, des letzten aus jener langen Reihe kraftstrotzender Tyrannengestalten, welche das Haus Württemberg aufweist. Voll Sehnsucht nach einem großen Wirken ließ er sich bereden, die Leitung der Finanzen des neuen „Reiches“ zu übernehmen, und versuchte schon jetzt jene Reform des Rechnungswesens, welche weit später nach seinen Entwürfen durchgeführt wurde. Abermals also trat ein Mann voll hoher Begabung und reinen Willens mitten unter die verächtlichen Werkzeuge der Lüste König Friedrichs und hoffte, wie vor ihm Spittler, unter diesem Fürsten ein wohlmeinendes Regiment zu begründen. Aber am wenigsten in diesen Jahren, da der Selbstherrscher sich in dem stolzen Gefühle der kaum errungenen Souveränität aufblähte, vermochte er einen unabhängigen Mann zu ertragen. Der stolze Reichsfreiherr ward dem Hofe bald unbequem und endlich mit der Kuratur der Universität Tübingen abgefunden. Das war kein leichtes Amt, denn soeben erst (1811) war das Selbstgefühl der akademischen Korporation durch willkürliche bureaukratische Eingriffe bitterlich gereizt worden. Der liebens-

würdige, selber unablässig mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigte Mann verstand bald ein glückliches Verhältnis herzustellen. Noch lange nachher wußte man an der Hochschule zu erzählen von dem gastfreien Wangenheimschen Hause, von des Kurators lebenslustiger und doch nachdenklicher, heftiger und doch milder Weise und von dem freundlichen Rate, den Lehrer und Studenten jederzeit bei ihm fanden. Eine verständnisvolle Förderung echter Wissenschaft vermochte er freilich, bei dem groben Materialismus der rheinbündischen Politik, von der Regierung nicht zu erlangen.

Oftmals sah man den Nachfolger Spittlers unter den Studenten zu den Füßen eines Lehrers sitzen; mit allen bekannten Namen, mit Gustav Schwab, Uhland und vielen anderen stand er in lebhaftem Verkehre. Der Vermittlung Wangenheims dankte der junge Uhland, daß die Cottasche Buchhandlung sich entschloß, seine Gedichte zu verlegen. Von den Tübinger Gelehrten fesselte den Kurator keiner so mächtig, wie der wunderliche Eschenmayer, der damals die Grundsätze der modischen Naturphilosophie auf die Staatswissenschaft anwendete. War sie nur lächerlich, diese Philosophie, wenn sie in der Rechtslehre von der „heiligen Dreifaltigkeitsblume Glaube, Liebe und Hoffnung" geheimnisvolle Worte sprach, so wirkte sie gefährlich und verführerisch auf ungeschulte Köpfe, wenn sie ihre tolle Mystik unter mathematischen Formeln verbarg und in der Staatswissenschaft von Sphären und Gleichungen, Abszissen und Ordinaten faselte. Auch Wangenheim widerstand nicht dem Zauber dieser ungesunden Vermischung von lebloser Poesie und phantastischer Prosa. Er schwur mit dem Feuereifer des Dilettanten auf die Worte des Meisters, trug einige Ergebnisse seiner geschäftlichen Erfahrung hinzu und bildete sich so ein doktrinäres System der Politik, ein wüstes Durcheinander von Grundsätzen der Epoche deutsch-französischer Aufklärung, die er in seiner Jugend eingesogen, von guten Beobachtungen aus dem Leben und vornehmlich von „Anschauungen" der Naturphilosophie, die das Erkennen als eine Arbeit prosaischer Naturen mißachtete. Ihm war kein Zweifel, ein nach solchen Ideen geleiteter Staat müsse ebenso sicher zu einem gedeihlichen Ende gelangen „wie ein regelrechter Syllogismus". Zweimal schon hatte er despotischer Willkür mannhaft widerstanden und den Beifall aller Guten geerntet. In Koburg mußte er die Geistesarmut der meisten in seiner Umgebung belächeln, in Tübingen fühlte er den Gelehrten gegenüber die Überlegenheit des Weltmannes. Was Wunder, daß sein leicht-

blütiges Selbstgefühl sich hoffnungsvoll erhob, daß er die Kräfte überschätzte, welche er weder in der harten Schule ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit, noch in einem großen politischen Wirkungskreise hatte messen können? Er dachte sich Mannes genug, mit seinem zugleich schulgerechten und weltmännischen politischen Systeme die Leiden der Zeit zu heilen.

Bald sollte die neue Heimat eines solchen Retters bedürfen. Die Folgen der alten Untaten waren schrecklich über König Friedrich hereingebrochen. Keine Hand im Lande hatte sich gerührt, als er einst das Wort des schwäbischen Volkswitzes zur Wahrheit machte, König von Schwaben wurde und dann, Napoleons Weisung „chassez les bougres“ getreulich befolgend, die alten Stände auseinander trieb. Nur zwei Beamte, darunter Wangenheims Freund Georgii, hatten damals dem Selbstherrscher den neuen Eid verweigert. Seitdem aber war durch des Königs beispiellose Willkürherrschaft die Stimmung des Volkes von Grund aus verwandelt. Die vormals herrschenden Klassen sehnten sich zurück nach dem Genusse der alten Vorrechte. Dem Volke war, unter dem härteren Drucke der Gegenwart, die Erinnerung an die Leiden der alten Zeit abhanden gekommen. Alle Tüchtigen sahen tief empört die Mißhandlung des Landes, und während der König auf dem Wiener Kongresse für die unumschränkte Fürstenmacht stritt, entsannen sie sich wieder, daß einst Fox die Verfassung des alten Württemberg der englischen verglichen, und daß das alte gute Recht des Landes auf freiem Vertrage beruhe. Der unverbesserliche Dynastendünkel bewog den König endlich zu einem versöhnenden Schritte. Er fürchtete, der Kongreß oder gar der deutsche Bund möchte ihm die Grundsätze seines öffentlichen Rechts vorschreiben; er fürchtete mehr noch, daß Preußen, dessen militärischen Jakobinern die kleinen Höfe damals die verwegensten Pläne zutrauten, durch die Gewährung von Reichsständen die Bundesgenossen überflügeln werde. Darum gab er seinem Reiche eine Verfassung napoleonischen Stiles. Aber in der Ständeversammlung brach der lange verhaltene Groll des Volkes furchtbar aus. Solange die starke Hand Napoleons den König schirmte, hatte das Land geschwiegen zu allem, was die sacra regia majestas beschloß. Jetzt war der Eidschwur kaum verklungen, den König Friedrich auf die neue Verfassung ablegte, und drohend mahnten ihn die Stände an jenen älteren Eid, den er dereinst auf das altwürttembergische Landesrecht geschworen hatte. Einmütig wurden die Vorlagen des Königs verworfen, in einer langen

Beschwerdeschrift die Klagen des Landes niedergelegt. Feste Männer sah man weinen, da sie verlesen ward und es zutage kam, daß in einem Oberamte 21,584 Mann zur königlichen Jagdfrone aufgeboten worden. Die Welt erfuhr: es war bitterer Ernst gewesen, wenn dieser König oftmals Nero und Tarquinius als die Vorbilder starken Fürstentums gepriesen hatte. Nach erbittertem Streite ward die Versammlung vertagt, und der König ließ seine Reiter um Ludwigsburg streifen, um das in Massen mit seinen Bitten und Klagen heranziehende Landvolk zu zerstreuen.

Aufmerksam hatte Wangenheim diese Wirren verfolgt. War doch bereits auf dem Kongresse unter seiner stillen Mitwirkung von seinem Freunde, dem weltgewandten und schon damals durch seine Hamburger und Augsburger Zeitungen mächtigen Cotta, für die Herstellung eines rechtlichen Zustandes in Württemberg gearbeitet worden. Jetzt schien ihm der Zeitpunkt gekommen, ein wohlgemeintes Wort der Vermittlung zu sprechen; im Sommer 1815 schrieb er die Schrift: „Die Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Württembergs alte Landesverfassung.“ Lassen wir uns nicht beirren durch das elegische Schlußwort: „So gehe denn hin, mein Buch, und wirke auf das Leben. Vermagst du es nicht, so betrübe dich deswegen nicht. Wärst du auch nur ein Traum, so hast du doch den Träumer beglückt und veredelt. Grüße mir die teilnehmenden Freunde in den verschiedenen deutschen Landen herzlich“ usw. Solche Reden sind zwar überaus bezeichnend für den Geist der Zeit, der sich in dilettantischen Schriftwerken meist am getreuesten abspiegelt. Doch diese Gefühlsinnigkeit, die von dem kurz angebundenen Wesen der Gegenwart so seltsam absticht, vertrug sich damals sehr wohl mit tatkräftigem Ehrgeiz. Einen praktischen Zweck hatte der Verfasser im Auge, als er in dem seltsamen Buche ein treffendes Urteil fällte über die altwürttembergische Verfassung, welche die Stände zurückforderten.

In der Tat, es war kein Zufall, daß in Deutschland außer Württemberg fast allein Mecklenburg im achtzehnten Jahrhundert die alte Macht der Stände sich bewahrt hatte. Denn was Mecklenburgs Verfassung für die Vorrechte des Junkertums leistete, das tat das altwürttembergische Landesrecht für die Sonderrechte einer bürgerlichen Oligarchie von Theologen und Juristen, oder, wie der Schwabe sagt, von Helfern und Schreibern. Wie dort jeder Edelmann sich selbst vertrat, so war hier, in dem Gebiete des starrsten Lokalpatriotismus, jedes

kleinste Kirchturminteresse gewahrt durch die überzahlreiche Ständeversammlung. Diese Landschaft, seit langem vorwiegend vertreten durch permanente, sich selber ergänzende Ausschüsse, erhob und verwendete die Steuern ebenso selbständig wie der Kirchenrat das große Vermögen der alleinherrschenden lutherischen Landeskirche. Wie oft hatte der ständische Ausschuß tiefe Griffe getan in die geheime Truhe der Stände, um seine Klagen gegen den Landesherrn zu fördern oder auch um seine Mitglieder zu bereichern. Es war dafür gesorgt, daß in diesem Lande des vetterschaftlichen Zusammenhaltens nur die Söhne der Familien der „Ehrbarkeit" die dankbare Laufbahn durch das Schreiberamt in die Stände und von da in die Ausschüsse durchmaßen. Immer wieder erscheinen unter den Häuptern des altschwäbischen Beamtentums, des „Herrenstandes", die Namen Pfaff, Stockmaier und Teuffel, sowie die drei jedem strebsamen deutschen Jünglinge wohlbekannten: Tafel, Schwab und Osiander. Selbst der tüchtigste Bestandteil dieses Landesrechtes, das nach oben unabhängige Gemeindewesen, war verkümmert und in die Hände oligarchischer Magistrate gefallen. In Wahrheit, was ursprünglich eine Staatsverfassung gewesen, war allmählich ein Vertragsverhältnis zwischen Herzog und Landschaft geworden, ein Vertrag, aufrechterhalten durch fortwährende Klagen beim Reichshofrate und durch das Einschreiten der garantierenden Mächte Preußen, Dänemark und Hannover, welche auch jetzt wieder von den Männern des guten alten Rechts angerufen wurden. Über diesen Wust alter Mißbräuche waren nun acht Jahre der Fürstenallmacht dahingegangen, — eine kurze Frist freilich, aber eine Zeit weltverwandelnder Geschicke. Zu dem protestantischen, bürgerlichen alten Lande war das größere Neu-Württemberg mit seinen zahlreichen Edelleuten und Katholiken hinzugekommen, und 2300 selbstherrliche Reskripte hatten in diesem Gemisch von mehr als siebzig selbständigen Staaten und Staatsanteilen die alten Rechte gänzlich beseitigt, sie alle zu einem Staate verschmolzen.

Es fiel dem geistvollen Manne nicht schwer zu zeigen, wie unvereinbar das alte Landesrecht mit den modernen Staatsbegriffen sei und wie unmöglich seine Zurückführung in dem neuen Staate, dessen größere Hälfte nicht einmal das Recht hatte, das alte Recht zurückzufordern. Aber in wie seltsamer Form ward die Aufgabe von Wangenheim durchgeführt! Die landläufige Montesquieusche Lehre von dem Gleichgewicht der Gewalten wird in den spielenden Formeln der Naturphilo-

sophie vorgetragen. Das demokratische Element zeigt sich in der Masse nur als Vorstellungskraft, in den Gemeinden bereits als Einbildungskraft, während es in den Ständen als Begehrungsvermögen (Petitionsrecht) sich entfaltet. Dem gegenüber steht das aristokratische Element des Gutsadels (Gefühl), der Gelehrten (Verstand) und der Geistlichen (Gemüt). Über beiden aber thront das autokratische Element, das im Ministerium als Staatsvernunft, in dem Hofstaat als Staatsphantasie erscheint und in dem Regenten, dem Staatswillen, gipfelt. Zu dieser untrüglichen Staatsidee soll das alte Landesrecht hinaufgebildet werden. Indes bestreitet Wangenheim das Recht der Altwürttemberger auf ihre Verfassung keineswegs; er gesteht auch, daß dieselbe, trotz des Veralteten, so viel Treffliches enthalte wie kaum ein Staatsrecht der Welt, während die vom Könige oktroyierte Verfassung wegen ihrer groben Mängel nur als eine Proposition gelten könne.

Was mochte nun den König, der alle Gelehrten als „Schreiber, Schulmeister und Barbierer" verachtete, zu dem Verfasser dieses doktrinären Buches hinziehen? Fühlte er sich dem Manne verwandt, der eine heilige Gewissenssache dieses Volkes mit einigen abstrakten Sätzen zu lösen wagte und also von dem innersten Wesen des schwäbischen Stammes, von der rührenden Liebe zum Alten und zur Heimat, so wenig verstehen mußte wie der König selber? Oder hoffte er in dem Verherrlicher des „Staatswillens" ein Werkzeug seiner Laune zu finden? Oder wollte er durch die Berufung eines Staatsmannes von liberalem Rufe eine versöhnliche Absicht beweisen? Vermutlich wirkten alle diese Beweggründe zugleich, als der König dem Schriftsteller, der ihn damals fast allein in der Presse unterstützte, das Werk der Vermittlung mit den Ständen übertrug. Höher denn je flogen jetzt Wangenheims frohe Erwartungen. Nicht nur den Verstand und Mut, auch den guten Willen des Königs — dieses Königs! — sah er jetzt im hellsten Lichte, und nach Jahren noch hat er den König Friedrich als einen gehässig verkannten edeln Charakter geschildert. Der aber fand sich geschickt und sicher in die ungewohnte Rolle des freisinnigen Fürsten. Er schüttelte wohl den Kopf zu der überschwenglichen, phantastischen Weise seines Ministers, nannte ihn lachend „mein Student"; doch der gescheite Mann erkannte, die Zeit sei vorüber, da er hochfahrend seinen Ständen alle „Diszeptationen über Verfassungsangelegenheiten" verboten hatte. Er ließ sich durch Wangenheims zuversichtliche Beteuerung, der Friede mit den Ständen könne gar nicht ausbleiben, zu einem entschlossenen Bruche mit

seiner despotischen Vergangenheit bewegen. Schon war Württemberg den Plänen Wangenheims zu eng; das ganze Deutschland sollte ihm zujubeln, wenn er das erste deutsche Verfassungswerk, eine Verkörperung aller gesunden politischen Ideen der Zeit, zustande gebracht. Und allerdings sehr verständlich waren die 14 Artikel, welche er im Herbst 1815 den wiederberufenen Ständen als Grundlage für ihre Beratungen vorlegte. Sie enthielten sehr bedeutende Zugeständnisse: unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Einkammersystem, Revision aller in der achtjährigen Willkürherrschaft erlassenen Gesetze. Denn in diesem originellen Kopfe lagen die feinsten und klarsten Gedanken dicht neben phantastischen Grillen; und vielleicht bedurfte er nur der Schule eines großartigen Staatslebens, so wären, wie bei so vielen anderen Staatsmännern, diese abenteuerlichen Neigungen auf eine unschuldige Liebhaberei abgelenkt worden, seine politische Tätigkeit aber davon frei geblieben. Nach so großen Gewährungen wandte sich ein Teil der deutschen Presse dem Könige zu, und die unbefangensten, einsichtigsten Nicht-Württemberger, wie Stein und Gagern, versuchten die Stände zum Entgegenkommen zu bewegen. Über die Stimmung des Landes dagegen hatte Wangenheim sich gröblich getäuscht. Nach seiner doktrinären Weise hielt er sich überzeugt, die Staatsvernunft dürfe sich nie auf eine Fraktion stützen, müsse über allen Parteien stehen; die göttliche Macht der Wahrheit werde von selber durchdringen.

So trat er den Ständen mit kavaliermäßiger Zuversicht und burschikoser Derbheit entgegen. Wie sollten die trockenen Juristen dieser Kammer zu einem Minister sich stellen, der ihnen also ihr eigenes Bild im Spiegel zeigte: „Ein Schreiber ist ein Subjekt, das vom Himmel und Erde nichts weiß als Rechnungen zu machen, die niemand versteht als wieder ein Schreiber!" Sie priesen ihr Landesrecht mit bündigen Worten als „ein Werk menschlicher Vollkommenheit"; und er nannte die alte Verfassung das ausschließliche Eigentum einiger Wenigen, er warf der Landschaft vor, sie habe es nur mit sich selber gut gemeint und das unmündige Volk zugleich gegängelt und ausgesogen! Erkaufen wollte er sich eine Opposition, hatte er trotzig gemeint, wenn er sie nicht fände. Doch eine Opposition nicht bloß, eine gehässige Feindschaft vielmehr begegnete nun ihm, in dem die Stände den Verächter des alten Brauches haßten. Vergessen war sein jahrelanges segensreiches Wirken im württembergischen Dienste. Er galt nur noch als ein Nachfolger jener begehrlichen mecklenburgischen Adligen, der Mandelsloh, Jasmund, Lühe,

die der König vordem als willige Diener wider sein Land benutzt hatte. Der schwäbische Partikularismus, damals noch selbstgefälliger denn heute, schmähte den fremden Eindringling; man eiferte wider die gemütlose Glätte von Wangenheims hochdeutscher Aussprache. Seine Schrift erschien als ein boshaftes Pasquill, und an den kabbalistischen Formeln der Naturphilosophie übte sich der stumpfe Witz der harten Köpfe, der Zahn und Feuerlein, welche die trefflichen Gedanken des Buches nicht zu fassen vermochten und herablassend fragten, ob es auch der Mühe wert sei, solche wertlose Einfälle „des württembergischen Solon" zu widerlegen. Hatte er in seinem Buche die Zahl der Württemberger angegeben, welche 8000 fl. an Vermögen besaßen, so überhäufte ihn der Parteihaß und die philisterhafte Engherzigkeit seiner Gegner darob mit Vorwürfen: welchen Gebrauch könne ein einrückendes feindliches Heer von dieser Mitteilung machen! Die verlebten Ansprüche aus den alten Tagen des Feudalismus und die gärenden demokratischen Gedanken der neuen Zeit verbanden sich in diesem ersten Verfassungskampfe der modernen deutschen Geschichte zu einer höchst buntscheckigen Opposition.

Zu den steifen Juristen der alten Schule, die in den Formeln des alten Landesrechts lebten und webten, gesellte sich der erbitterte Standesegoismus des reichsunmittelbaren Adels, der jetzt endlich das durch die Rheinbundfürsten erlittene Unrecht zu rächen gedachte. Allen voran jener mit Wangenheim tödlich verfeindete hochadlige Demagog Graf Waldeck, der hartnäckig versicherte, das hochgräflich limpurgische Haus habe die Abdankung des letzten römischen Kaisers noch nicht anerkannt. Durch den ganzen Südwesten, vielleicht selbst über die deutsche Grenze hinaus, reichten die Verbindungen jenes Adelsvereins, der unter Waldecks Führung den modernen, auf den Trümmern des heiligen Reiches emporgestiegenen Staatsbau zu erschüttern trachtete. Ungleich stärker als diese konservativen waren die demokratischen Elemente der Opposition, welche den ständischen Ausschuß und seine Kasse als ein notwendiges Bollwerk gegen fürstliche Willkür aufrechterhalten wollten. Woher, fürwahr, sollte das Vertrauen kommen zu den guten Worten dieses Königs? Noch in den Tagen der Leipziger Schlacht hatte er herrisch seinen Dienern befohlen, „nur diejenige Sache, für welche ihr Souverän sich erklärt, für die wahre und gute zu halten", noch bei der Eröffnung der Stände frohlockend hingewiesen auf Napoleons Rückkehr von Elba. Man wußte im Lande, daß sich Württemberg in scham-

loser Selbstsucht von den Verhandlungen über die Gründung des deutschen Bundes zurückgezogen hatte; doch das Land erfuhr nicht, daß der König nachträglich dem Bunde noch beitrat. Vielmehr glaubte man im Volke bis zu seinem Tode, er bleibe dem deutschen Gemeinwesen fremd, und diese Feindschaft des Königs gegen Deutschland war ein Grund mehr, um die Vertreter des altschwäbischen Bürgertums, die Weishaar und Bolley, in ihrem harten Schwabentrotze gegen die Krone zu bestärken. Die kindliche Unreife unserer politischen Bildung während jener Erstlingsversuche des konstitutionellen Lebens trat kläglich zutage, da mit den Wortführern des oberdeutschen Junkertums jener abenteuerliche Oberst Massenbach treulich zusammenging, der mit den Gemeinplätzen des demokratischen Naturalismus unverdrossen um sich warf, den Adel aufforderte „sich bürgerlich taufen zu lassen" und hartnäckig versicherte: „So weit muß es kommen, daß jeder Staatsbürger seinen Beitrag zur Staatshaushaltung selbst berechnen kann." Zu all diesen Unzufriedenen trat noch eine starke Beamtenpartei, welche das schlechthin Unmögliche erstrebte und jene gesicherte Selbständigkeit, die der altständische Staat den Beamten gewährte, auch im konstitutionellen Staate bewahren wollte.

Diese so seltsam gemischte Partei ward getragen von dem Beifall des ganzen Volkes. Ein schöner, echt menschlicher, echt schwäbischer Zug in der Tat, daß das tiefbeleidigte Gewissen des Volkes, dem launischen Despotismus gegenüber, der alles Heilige mit Füßen getreten, keinen Fußbreit von dem alten Rechtsboden lassen wollte. Mit Recht durften die Stände sagen: „Das Volk erhebt sich nicht auf den Standpunkt der Politik, die Ansichten des Privatlebens trägt es auch auf das öffentliche Leben über. Der Württemberger ist gewohnt, an seinen Herrn unter den Formen der alten Verfassung mit Liebe zu denken. Nimmt man sie hinweg, so ist die beste Stütze des Thrones gesunken." Einem solchen tiefernsten Volksgefühle, das durch die glückliche Erinnerung an den guten Herzog Christoph sich verstärkte, mußte man mit der zartesten Schonung begegnen. Wie warm und heilig sprach es doch aus den Liedern jenes Uhland, der damals entschlossen war, die geliebte Heimat zu verlassen, wenn das alte Recht verlorenginge; wie ehrenfest und wahrhaftig sprach es aus den Reden jenes Georgii, der jetzt von seinem alten Freunde sich zornig wandte! Wenn Wangenheim in den monatelangen Händeln der geheimen Sitzungen den rechtlichen Ausführungen der Stände immer nur den Beweis entgegenstellte, daß sein doktrinäres

System weit vortrefflicher sei als das alte Recht, so erschien er den Erbitterten notwendig als ein frivoler Sophist und verdiente sich so den Vorwurf des Dichters:

„Was unsre Väter schufen
zertrümmern ohne Scheu,
um dann hervorzurufen
das eigne Luftgebäu — —
die alten Namen nennen
nicht anders als zum Scherz,
das heißt, ich darf's bekennen,
für unser Volk kein Herz."

Während in den Ständen nur zwei Männer, allerdings die welterfahrensten von allen, dem Vermittler zur Seite standen, begann bereits seine festeste Stütze zu wanken, die Gunst des Königs. Als die sanguinischen Verheißungen des Ministers sich nicht erfüllten, brach das böse Wesen des Despoten wieder aus und offenbarte sich im Größten wie im Kleinsten, in willkürlichen Steueredikten wie in dem Verbote jedes Vivatrufes im Lande, als das Volk dem Grafen Waldeck ein Hoch gebracht hatte. Welchen dankbaren Boden mußten in der argwöhnischen Seele dieses Fürsten die Anklagen Schmalz' wider die geheimen Bünde finden! Wangenheim eilte, die arge Saat zu zerstören, bewies dem Könige in einem, bald veröffentlichten, Briefe (12. Januar 1816), eine Verfassung sei das einzige Mittel gegen die Geheimbünde. Er schmeichelte dem begehrlichen Sinne des Fürsten, indem er versicherte, in Preußen und Bayern allerdings gärten gefährliche Elemente, das kerngesunde Württemberg aber sei gesichert. Dies schrieb er in demselben Augenblicke, da von allen Deutschen eben nur die Württemberger von fieberischer politischer Erregung ergriffen waren! Dann fuhr er fort: bestände, wenn in Preußen ein Aufstand ausbräche, ein deutscher Staat mit einer freien Verfassung, gehoben von der Gunst der öffentlichen Meinung, dann wäre ein Umschwung der Dinge möglich, wie ihn die kühnste Phantasie kaum erfinden könnte! Und darauf folgten die schonungslosesten Urteile über deutsche Regierungen, folgte — dem Rheinbundskönige ins Angesicht — die treuherzige Bemerkung, der Jakobinismus sei der Vater des Bonapartismus, folgte endlich das offene Aussprechen des allerdings richtigen Gedankens, die ständische Opposition sei aus grundverschiedenen Elementen gemischt und werde schließlich durch gegenseitiges Mißtrauen gesprengt werden.

So lag denn der „beliebte Plan des Freiherrn von Wangenheim“, durch Teilung zu herrschen, nackt vor den Blicken der argwöhnischen Stände. Und auch der Argloseste mußte dem Minister jetzt die gehässigsten Pläne zutrauen, als er, in diesen Tagen heilloser Verwirrung, das einzige in Frage stellte, worüber bisher alle Teile einig gewesen, — das Einkammersystem. Im September 1816 gab er die Schrift heraus: „über die Trennung der Volksvertretung in zwei Abteilungen.“ Schon in der „Idee der Staatsverfassung“ fand sich der Gedanke, man müsse „in dem aristokratischen Element das Hypomochlion suchen, in welchem die Last der Demokratie mit der Kraft der Autokratie in ein oszillierendes Gleichgewicht komme“. Seitdem war der deutsche Adel rührig gewesen und an den Höfen die Meinung zur Herrschaft gelangt, nur durch das Zweikammersystem werde das konstitutionelle Wesen ungefährlich für die Throne. Ein großer Teil der Liberalen freilich begünstigte diese Lehre in jener Zeit der politischen Unschuld aus dem entgegengesetzten Grunde. Der Kronprinz von Württemberg wünschte zwei Kammern, damit nicht in einer Kammer der unruhige Adel — der damals in allen Rheinbundsstaaten als das gefährlichste Element der Opposition galt — den friedsamen Bürger und Bauersmann aufstachele! Offenbar jedoch war es weniger die staatskluge Rücksicht auf die Stimmung der Höfe, als die Vorliebe für seine eigene Doktrin, die Schwärmerei für die heilige Dreizahl der Naturphilosophie, was Wangenheim bewog, zur ungünstigsten Stunde die Teilung der Volksvertretung zu verteidigen. Er tat es nach seiner wunderlichen Weise, in allgemeinen philosophischen Sätzen, welche dann auf Württemberg angewendet wurden und ihren Abschluß fanden in der Lehre: „Der Adel soll den Gegensatz zwischen Regierung und Volk vermitteln, der Regent aber soll durch seine Minister den Gegensatz zwischen Adel und Volk regulieren.“ In diesem Satze voll Widerspruchs war ein Grundirrtum der deutschen Konstitutionellen ausgesprochen, welcher seitdem — genährt an den wunderbar nachhaltig fortwirkenden Lehren Montesquieus und an Englands mißverstandenem Beispiele — auf das zäheste festgehalten wurde, obgleich die Erfahrung in allen deutschen Kleinstaaten ihn alltäglich unbarmherzig widerlegt. Weil die englische Aristokratie von alters her ein mächtiger Schirmer der Volksrechte gewesen, so ist der Aberglaube entstanden: keine gesicherte Freiheit ohne einen kräftigen Adel. Im Glauben an dies bedingungslose politische Ideal beklagt man die demokratische Gestaltung der deutschen Gesell-

schaft, während wir doch der sehr gleichmäßigen Verteilung unseres Volksvermögens, der aufstrebenden Kräfte unseres Bürgertums uns freuen sollten, und übersieht, daß die Geschichte des deutschen Adels monarchisch ist, nicht parlamentarisch. Wenn Niebuhr kurz zuvor in seinem Verfassungsentwurfe für die Niederlande geraten hatte, in jenen Provinzen, wo der Adel fehle, müsse man ihn zu schaffen suchen, so stimmte der Gegner des vulgären Liberalismus fast wörtlich überein mit dem Satze des württembergischen Doktrinärs: „Werden Primogenitur und Fideikommisse eingeführt, so kann es in Württemberg an einem Adel nicht fehlen, wie ihn die Idee einer Staatsverfassung unbedingt zu fordern scheint!“ Den Ständen natürlich mangelte jedes Verständnis für das aristokratische Hypomochlion. Sie argwöhnten in der ersten Kammer eine Körperschaft, welche unter dem Scheine der Vermittlung „dem Sonnenwagen zum Trabanten dienen solle“, und verlangten nach gut mittelalterlicher Weise einen ungeteilten Landtag, der aber in Teile gehen sollte, sobald die Sonderrechte einzelner Stände zur Sprache kämen! So stand hier wieder — wie in dem ganzen unseligen Streite — der Minister als ein Liberaler mit modernen Ideen einer mittelalterlichen Staatsgesinnung gegenüber, während er leider dem großen Haufen als ein Verfechter fürstlicher Willkür erschien. Denn allerdings die Meinung der Masse ward von den deutschen Burschen ausgesprochen, als sie auf der Wartburg Wangenheims erste Schrift mit den Worten verbrannten: „Der Mensch knechtet und front dem Zwingherrn klar und offenbar.“ Die argwöhnische Menge witterte bonapartistische Neigungen, als Wangenheim im Rheinischen Merkur überzeugend nachwies, den Mediatisierten in Württemberg dürfe nimmermehr gestattet werden, Staaten im Staate zu bilden. Und die Fechterkünste, mit denen Hegel, auf des Ministers Veranlassung, jetzt die Sache des Königs verteidigte, konnten die arge Meinung nur verstärken.

Jedes Hindernis schien plötzlich aus Wangenheims Wege zu schwinden, als König Friedrich starb (30. Oktober 1816) und den neuen König weit über Württembergs Grenzen hinaus ein Jubelruf begrüßte, so hoffnungsvoll und ungeteilt, wie er seitdem, nach den herbsten Enttäuschungen, selbst aus dem gutmütigen Herzen unseres Volkes keinem Kleinfürsten wieder erklang. Der „Prinz Wilhelm, der edle Ritter“, den die schwäbischen Poeten gefeiert, der Freund Steins, der Held von Troyes und Montereau, brachte auf den Thron

den guten Willen, den Verfassungskampf durch reiche Gewährung zu enden. Sein unruhiger Ehrgeiz, genährt durch die Verschwägerung mit Rußland und die überschwenglichen Zeichen der Volksgunst, schweifte bereits planend über das enge Land hinaus. Endlich wieder sah Württemberg ein rechtschaffenes Regiment. Der byzantinische Prunk, die freche Unsittlichkeit des alten Hofes verschwand; ein Soldat und nüchterner Mann der Geschäfte, wandte der König seine ernste Sorge dem Heere und der Pflege des Landbaues zu. Verständige Reformen in der Verwaltung, Erleichterungen des geplagten Volkes bezeichneten den Beginn des neuen Wesens. Wangenheim, erhoben zu dem Posten des Kultusministers, der seinem Talente am meisten entsprach, begeisterte sich für die freisinnigen Absichten des Hofes, und sicherlich ist nie wieder in Schwaben so wohlmeinend und eifrig regiert worden wie von dem „Reform-Ministerium" Wangenheim-Kerner. Man entwarf Pläne, um das bonapartistische System in Gemeinden und Oberämtern durch die Selbstverwaltung zu verdrängen, und der Unermüdliche beschäftigte sich wieder liebevoll mit der Pflege der Tübinger Hochschule. Es reifte der ebenso glücklich gedachte als verkehrt ausgeführte Plan, eine eigene Fakultät der Staatswirtschaft zu gründen; Friedrich List bestieg den ersten Lehrstuhl der praktischen Staatswissenschaft. Zugleich knüpfte der vielseitige Minister Verbindungen mit Sulpiz Boisserée an, um die schönste Sammlung altdeutscher Gemälde für Schwaben zu gewinnen.

Doch es war kein Glück bei diesem löblichen Tun. Den unseligen, in Wahrheit tragischen Widerspruch in Wangenheims Stellung erkennen wir am sichersten an der Haltung der regsameren Köpfe unter der schwäbischen Jugend. Friedrich List und Schlayer, der spätere Minister, spotteten des Eigensinns der „Altrechtler" und lernten unter dem verehrten geistvollen Minister die Elemente moderner Staatsverwaltung. Uhland dagegen hielt nach wie vor zu dem alten Rechte. Niemand wird bestreiten, daß List und Schlayer als praktische Staatsmänner den edeln Dichter weitaus überragten. Aber ebenso gewiß war Uhland ein weit getreuerer Vertreter der schwäbischen Denkungsart als jene beiden, und auch die einsichtigste Regierung wird niemals ungestraft außerhalb ihres Volkes stehen. Der König, den kein Eid an das alte Recht band, mußte jetzt büßen für den Eidbruch des Vaters. Weder er, der den Soldaten nie verleugnen konnte, noch Wangenheim mit seinem kecken Übermute fand den rechten Ton, als der Landtag aber-

mals berufen und ihm ein neuer Verfassungsentwurf vorgelegt ward. Abermals, während die gesamte politische Einsicht Deutschlands jetzt auf seiten des Königs stand, scheiterte jeder Vermittlungsversuch an der Starrheit der Stände. Sie fuhren fort, das mit dem modernen Staate durchaus Unverträgliche, eine ständische Steuerkasse, zu verlangen, und konnten noch immer auf die Zustimmung der Menge zählen. Noch in späten Jahren bewahrte Wangenheim andächtiglich den alten Käslaib, der ihm damals bei einem Volksauflaufe durch das Fenster flog.

Jetzt endlich, nach dieser neuen Niederlage des Ministers, wagte sich eine neue Partei aus dem Dunkel hervor, die bureaukratische. Der Freiherr von Maucler bewog den König, hinter Wangenheims Rücken den Ständen ein Ultimatum vorzulegen. Eine sehr freisinnige Gewährung freilich, das Liberalste, was vor der Revolution ein deutscher Fürst seinem Volke geboten hat; aber wie mochte man hoffen, von diesen Ständen die Annahme binnen acht Tagen zu erlangen? Und wie deutlich verriet doch der barsche Ton der königlichen Botschaft, daß König Wilhelm, der zu vergessen niemals lernte, den Ständen ihren Eigensinn in gekränkter Seele nachtrug! Die Vorlage fiel, und die Abstimmung des Freiherrn von Varnbüler bezeichnete schlagend den pessimistischen Eigensinn der Versammlung: „Ich ziehe es vor, das württembergische Volk unter der Regierung des jetzigen Königs ohne Verfassung zu sehen, als demselben für künftige Zeiten das Recht, seine von seinen Voreltern ererbte Verfassung zu reklamieren, zu vergeben.“

Nun schritt der König selbständig vor mit dankenswerten Reformen. Er trennte die Rechtspflege von der Verwaltung, gestaltete das Gemeindewesen unabhängiger, erleichterte die bäuerlichen Lasten nach den Grundsätzen, die Wangenheim längst vorgezeichnet. Aber die Stellung des Ministers, bereits erschüttert durch jene Ränke des Beamtentums, sollte bald einen letzten Stoß erhalten. Der König, in diesen Tagen seiner aufstrebenden Entwürfe eifrig bemüht, Talente an sich zu ziehen, berief — wieder hinter Wangenheims Rücken — den wohlbekannten weiland westfälischen Minister Malchus, um eine Reorganisation der Finanzen und des Beamtentums vorzunehmen. Die Vorschläge des rheinbündischen Staatsmannes waren, wie sich erwarten ließ, im Geiste der romanischen, ebenso logischen als ungeschichtlichen Zentralisation entworfen. Da widersprach Wangenheims

maßvoller Freisinn. Mit gewohnter Offenheit gestand er, sein Widerspruch gründe sich weniger auf die Worte als auf die Grundsätze selber. Nicht einen neuen Staat habe man zu gründen, wie einst in Westfalen, sondern anzuknüpfen an das Bestehende. Der König mißachtete jetzt die Stimme seines alten Vertrauten in einer Weise, welche, nach Wangenheims eigenen Worten, „sein menschlichstes Gefühl verletzen mußte". Getreu seinem Ausspruche, daß ein Minister das Gute, das er gewirkt, dem Könige zuschreiben, alle Vorwürfe auf seine Schultern nehmen und im Falle der Meinungsverschiedenheit zurücktreten müsse, forderte Wangenheim (November 1817) seinen Abschied und gab damit als der erste das von den Staatsmännern des deutschen Bundes selten begriffene Beispiel für das Verhalten konstitutioneller Minister. Der König hatte sich inzwischen von seinen ersten liberalen Anwandlungen abgewendet, er erschrak über seinen eigenen Freisinn und bat in der Stille den österreichischen Hof um Hilfe gegen seine Stände. Da näherte sich endlich die Bureaukratie der Opposition der Bureaukratie des Ministeriums. Kaum zwei Jahre noch, und dieselben Stände, die dem aufrichtigen Liberalen so störrisch widerstanden, empfingen — inmitten eines ermüdeten Volkes und in der Angst vor den Karlsbader Beschlüssen — aus König Wilhelms Händen in übereilter Hast eine Verfassung, welche, redigiert von der gewandten Hand des aufgeklärten Absolutisten v. Groß, nur die Formen, nicht das Wesen der politischen Freiheit gewährte. — Das also war das traurige Ergebnis des ersten deutschen Verfassungskampfes. Das Schreiberregiment, darunter Württemberg seit grauen Zeiten seufzte, lebte wieder auf in moderner Gestalt in dem neuwürttembergischen Beamtentume, der wohlgeschulten „Garde" des Freiherrn v. Maucler. Durch die boshafte Verfolgung, welcher bald nachher Friedrich List zum Opfer fiel, sollte die Welt erfahren, daß Schwaben, nachdem Wangenheims Reformen gescheitert, abermals von einer oligarchischen Kaste beherrscht ward. Und leider weit über Württembergs Grenzen hinaus erstreckte sich die verderbliche Wirkung des Starrsinns der Stände. Durch lange Jahre blieb jener unbeugsame schwäbische Landtag ein abmahnendes Schreckbild für jeden deutschen Fürsten, dem der Ruf nach Verfassung zu Ohren drang. Selbst wohlmeinende Staatsmänner, wie Eichhorn, zogen daraus die Lehre, ein Fürst könne wohl eine Verfassung verleihen, doch niemals dürfe er mit einer Volksvertretung über eine künftige Verfassung verhandeln.

Hatte Wangenheims ehrenhaftes, aber durch doktrinäre Grillen und die Ungunst der Verhältnisse entstelltes Verfahren ihm bisher fast nur den zweideutigen Beifall seiner Freunde in der Presse eingetragen, so eröffnete sich ihm jetzt die Bahn zur ungeteilten Gunst des Liberalismus. Im Innern seines Landes wußte der König mit dem rücksichtslosen Liberalen nichts zu beginnen, aber den Großmächten gegenüber galt es, den verwegensten Freisinn zu zeigen. Wangenheim ward zum Gesandten am Bundestage ernannt, und welchen brauchbareren Mann konnte man für die unfertigen, der gestaltenden Hand noch harrenden Zustände des Bundes wählen als diesen unruhigen, ewig neue Pläne gebärenden Kopf? Ein warmer Bewunderer der Freiheitskriege, war Wangenheim dennoch, gleich den meisten Süddeutschen jener Zeit, nicht in tiefster Seele getränkt von dem Geiste der großen Bewegung und, wie sein König, betört von dem Dunstkreise partikularistischer Märchen und Ansprüche, welcher die Höfe der Mittelstaaten umnebelt. Er beteuerte, gleich dem eifrigsten Rheinbundsmanne, die von Napoleon den Mittelstaaten geschenkte Souveränität sei nichts anderes als die Bestätigung eines Rechtes, das diesen Höfen seit Jahrhunderten zugestanden.

Lediglich ein Gegensatz der Gesinnung ist es, der die Mittelstaaten von den Kleinstaaten abscheidet, nicht eine wesentliche Verschiedenheit der Macht. Steht doch die Unfähigkeit, sich durch eigene Kraft zu erhalten — das will sagen, der Mangel jener Gabe, welche einen Staat in Wahrheit zum Staate macht — allen diesen politischen Mißbildungen gleich deutlich auf der Stirn geschrieben. Suchen wir nach einem klaren Sinne für jene gedankenlose Unterscheidung von Mittelstaat und Kleinstaat, so finden wir nur die eine Antwort: In den Kleinstaaten ist das Gefühl der eigenen Ohnmacht stärker als das Widerstreben der dynastischen Eitelkeit gegen das Eingeständnis dieser Schwäche. In den Mittelstaaten dagegen lebt noch die Erinnerung an jene Zeit, da Welfen, Wettiner, Wittelsbacher Deutschlands Geschicke bestimmten — bis die Geschichte über sie alle hinwegschritt, weil sie sämtlich das Wohl ihres Hauses der Pflicht gegen den deutschen Staat voranstellten. Selbst das Haus Zähringen, dessen große Tage um ein halbes Jahrtausend zurücklagen, warf in der napoleonischen Zeit begehrliche Blicke auf „das Erbe seiner Väter", die Schweiz. An diesen stolzen Erinnerungen und an dem Flitterglanze der neugewonnenen anmaßlichen Titel nährt sich der gemeinsame Haß gegen den lachenden Erben ihres

vormaligen deutschen Einflusses, gegen Preußen, nährt sich jener verblendete Dünkel, welcher die handgreifliche Tatsache nicht einsehen will, daß in der aristokratischen Gestaltung der neueren Völkergesellschaft die Bedeutung der Mittelstaaten, trotz ihrer vermehrten Quadratmeilenzahl, erheblich gesunken ist. Und mit solcher Selbstüberhebung ist ein Geist der Lüge in diese Höfe eingezogen, der kaum noch einen ehrlichen Charakter zu ertragen vermag. Nirgendwo sonst wird ein so trügerischer Götzendienst getrieben mit den zweideutigen Größen der Landesgeschichte, den Kurfürsten Moritz und August, dem Feldherrn Wrede und dem Staatsmann Münster; nirgendwo sonst prahlt man so schamlos mit dem schimpflichen Waffenruhme, der im Kampfe gegen unser Volk geerntet ward; nirgendwo sonst fördern die Höfe so eifrig die Nationalhymnen und Nationalkokarden und das gleißnerische Gerede von dem angestammten Fürstenhause.

Zu solchen fables convenues der Höfe traten, vornehmlich in den Staaten des Südwestens, sehr berechtigte Gründe des Selbstgefühls. Die uralte Heimat deutscher Bildung, waren diese gesegneten Lande mit ihrer dichten, geistvollen Bevölkerung, mit ihrer bürgerlichen, dem Feudalismus herzhaft und siegreich widerstehenden Gesittung aus den Stürmen der Kriege hervorgegangen als konsolidierte Staaten, die nicht wie Preußen und Hannover einer zweiten Gründung bedurften und weit weniger als der Norden von den Feldzügen heimgesucht waren. Und sie erhielten jetzt, nachdem die Staatsmänner des Rheinbundes die mittelalterlichen Formen der Gesellschaft durchbrochen, von ihren Fürsten (aus den unlautersten Motiven freilich) konstitutionelle Verfassungen, während man im Norden vorderhand mit der Neubildung der Verwaltung vollauf zu schaffen hatte. So fühlte sich der Südwesten dem Norden gegenüber als das Land der Aufklärung und Freiheit. Wie ein Wunder ward zu Beginn der zwanziger Jahre Max Joseph von Bayern in Dresden angestaunt, der konstitutionelle König, der in dem Lande der spanischen Hofetikette es wagte, wie ein Sterblicher die Straßen zu Fuß zu durchstreifen. Wir verstehen kaum noch, wie unsicher in jenen Tagen das nationale Selbstgefühl, wie matt und unklar das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Stämme war. „Eher werden Bären und Adler miteinander Hochzeit halten, als Süd- und Nordländer sich vereinigen" — so schrieben die Soldschreiber Montgelas', ohne ernsthaften Widerspruch in der bayrischen Presse zu finden. Man weiß, wie zähe sich dies Bewußtsein der Überlegenheit im Süden durch lange Jahre er-

hielt, wie einsam Paul Pfizer unter den Liberalen stand, denen es unmöglich erschien, „die Bewohner des lichten Rheinlandes" mit dem Maße der Freiheit abzufinden, das für Pommern passe, und wie unausrottbar bis heute in den Köpfen der Franzosen und Engländer die Vorstellung spukt, Preußens halbbarbarische Zustände stünden der Gesittung des „reinen Deutschland" weit nach. Als vollends Preußen auf dem Kongresse zu Karlsbad ein Helfer der österreichischen Herrschaft geworden war, da verschlangen sich in Süddeutschland die ehrenhaftesten mit den nichtswürdigsten Meinungen: der verstockte Preußenhaß der Rheinbundstage mit der Mißachtung des Liberalismus wider die „deutschen Russen", der gerechte Unwille über die Sünden Preußens und über die Tyrannei der heiligen Allianz mit dem kleinstaatlichen Widerstreben gegen jede straffe Bundesgewalt. So grundverschiedene Gesinnungen, genährt durch die im Süden leider noch heute vorherrschende Unkenntnis der norddeutschen Zustände, erzeugten dann den unseligen Gedanken eines süddeutschen Sonderbundes.

Wenn sogar im Norden manche wohlmeinende Patrioten hoffnungsvoll auf Hannover und die Niederlande blickten als auf ein Gegengewicht gegen die „preußischen Raubtiere", so schien im Süden der Triasgedanke in der Luft zu schwirren. In wenigen Jahren waren die gutmütigen Hoffnungen verflogen, womit man dereinst den Bundestag begrüßt. Er hatte sich nicht, wie man gewähnt, zu einem Parlamente erweitert, vielmehr enthüllte sich in seiner Mitte aller Welt zum Spotte die Zwietracht zwischen den Großmächten und den Staaten des alten Rheinbundes. Also erschien das Zusammenhalten der konstitutionellen Staaten als das letzte verzweifelte Auskunftsmittel für jeden, der nicht in träger Entsagung sich mit der völligen Vereinzelung der deutschen Staaten begnügen wollte. Nicht bloß das berüchtigte Blatt des Bonapartismus, die Münchener Alemannia, bewies jetzt die Notwendigkeit, Preußen auf sein natürliches Gebiet, die slavischen Länder jenseits der Elbe, zu beschränken. Auch ein Anselm Feuerbach sah in den beiden Großmächten „die natürlichen Gegner, nicht gerade Deutschlands, aber der Freiheit und Selbständigkeit der kleinen deutschen Staaten", und träumte von einem deutschen Fürstenbunde, der das feindliche Preußen in zwei Hälften zerreißen sollte! Das warme Brutnest dieser tollen Pläne war der Stuttgarter Hof. Nach der Überlieferung seines Hauses ein Feind Österreichs, fortwährend in Sorge, das Haus Habsburg möge Württemberg zum vierten Male unter sein

Szepter bringen, hatte sich der König früher mit Begeisterung dem preußischen Staate zugewendet; damals schrieb er sich noch Friedrich Wilhelm. Seit er die Königskrone trug, war die Neigung für die nordischen Waffenbrüder verschwunden. Begehrlicher dynastischer Ehrgeiz bildete fortan den Kernpunkt seiner Politik; getragen von der liberalen öffentlichen Meinung, gedachte er sein Geschlecht zu herrlicher Machtfülle zu erheben. Denn obwohl sein Haus die glänzenden Erinnerungen nicht kannte, welche die Phantasie der Wettiner und Wittelsbacher betörten, so gaben doch die Grafen von Württemberg und Teck jenen berühmten Geschlechtern an dynastischem Stolze nichts nach. Zugleich gefiel er sich, vornehmlich im Gespräche mit dem exzentrischen Prinzen von Oranien, in kühnen liberalen Reden, hörte befriedigt, daß die Staatsmänner der Bierbank ihn als den Kaiser der Deutschen zu preisen liebten, und ward in solchen Träumen bestärkt durch den Zuspruch seiner russischen Gemahlin.

Die Frivolität, die vaterlandslose Gesinnung dieser dynastischen Ehrsucht ist erst in neuester Zeit völlig entlarvt worden. Im Jahre 1820 erschien das berüchtigte „Manuskript aus Süddeutschland", das Programm der Triaspolitik. Die Schrift stellt ein fratzenhaftes Zerrbild des heimatlosen und charakterlosen norddeutschen Wesens dem kerndeutschen, seßhaften süddeutschen Volke gegenüber. In Summa: — Berlin hat die besten Schneider, Augsburg die besten Goldschmiede! Der schlaue ränkesüchtige Handelsmann des Nordens ist im Felde nur als Husar und Freibeuter zu verwenden, der feste süddeutsche Bauer bildet den Kern unserer regulären Truppen. Eine polnische Teilung ist unbemerkt an Deutschland vollzogen, neunzehn von neunundzwanzig Millionen Deutschen sind an die fremden Mächte Österreich, Preußen, Dänemark, Holland verkauft. Seine schönsten Häfen sind ein hors d'oeuvre am deutschen Körper geworden, einer Kaste von Kaufleuten in die Hände gefallen, die in Englands Solde steht (beiläufig, ein Satz, welcher die damals im Süden herrschende Meinung über die Hansestädte getreulich widerspiegelt). Der Rest — das reine Deutschland — muß geschützt werden durch einen engeren Bund, der auf die Kernstämme der Alemannen und Bayern sich stützt; doch läßt uns die Schrift ohne Belehrung über die Frage, wie in diesem engeren Bunde der weltbürgerliche Kaufmann von Hannover und Mecklenburg sich mit dem seßhaften Bayern vertragen sollte. Eine Torheit ist es (und hier offenbart sich jene diabolische Mischung von Wahrheit und Lüge, welche die

ganze Richtung bezeichnet), ein Widersinn, daß die Bundesakte durch Formeln der Stärke und Schwäche gleiche Rechte zu sichern meint. Die Bahn der deutschen Staatskunst ist bereits vorgezeichnet durch das Verhalten jener Staaten des Südens, welche „aus Liebe zu Deutschland Frankreichs Freunde wurden". Dann wird Montgelas als großer Staatsmann gefeiert und dem Süden geraten, das von Gott eingesetzte demokratische Prinzip in Ehren zu halten.

Die ganze Zukunft dieses Landes beruhte darauf, daß Nord und Süd sich zu schöner Ergänzung zusammenfanden, der Süden sich erfüllte mit der nationalen Gesinnung des Nordens, der Norden die bürgerliche Gesittung Oberdeutschlands sich aneignete. Bis zu solcher Versöhnung war noch ein weiter Weg. Vorderhand ward die Kluft mächtig erweitert durch jenes geschickte Pamphlet, das in Niederdeutschland, vornehmlich in den Hansestädten, laute Entrüstung erregte, während in Bayern und Schwaben dies widrige Gemisch von Bonapartismus, hohlem Radikalismus und dreistem Partikularismus zahlreiche Verehrer fand. Als Verfasser der pseudonymen Schrift nannte man allgemein Friedrich Ludwig Lindner, einen am Stuttgarter Hofe wohlgelittenen norddeutschen Publizisten. Dieser Mann, der in jenen Tagen unter den Liberalen als ein Patriot galt, konnte schon während des Feldzugs von 1814 schreiben: „Der Zweck der Russen, Österreicher, Preußen und Engländer liegt klar am Tage, was aber haben die Deutschen in diesem Kriege zu suchen?" Seit der Stiftung der heiligen Allianz hatte sich ihm seine Denkweise bis zur Wut verhärtet; er säte jetzt mit grobem Zynismus in der Presse Zwietracht zwischen Süd und Nord, wie denn jederzeit —, von Lindner bis herab auf Hermann Orges — norddeutsche Überläufer dies Gewerbe auf das eifrigste betrieben haben. Der traurige Ruhm der Urheberschaft des Manuskriptes gebührt jedoch nicht ihm allein. Als die Großmächte von dem Stuttgarter Hofe Bestrafung des Pamphletisten verlangten, da weigerte sich König Wilhelm und gestand seinem Minister Wintzingerode im tiefsten Vertrauen, daß er selber die Gedanken, Lindner nur die Form der Schrift geschaffen habe, daß er selbst der Verfasser des Manuskriptes sei*). So war denn der vaterländische Fürst, den Wangenheim in begeisterten Briefen als den Martin Luther unserer politischen Reformation feierte, zu einem Lobredner des Vaterlandsverrats geworden!

*) Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein Württemberger Staatsmann. Von Wilko Graf Wintzingerode. Gotha 1866. S. 69.

Für solche sonderbündlerischen Pläne fand der König ein brauchbares Werkzeug in dem neuen Bundestagsgesandten. Wangenheim, der über das Manuskript oft in wegwerfenden Worten sprach, ahnte schwerlich, wer der Verfasser sei, und er teilte nicht völlig die Voraussetzungen dieser bruderfeindlichen Staatskunst. Stammte er doch aus jenen mitteldeutschen Landen, welche, glücklich genug, die Tendenzlüge von dem Gegensatze norddeutscher und süddeutscher Art gar nicht verstehen, weil sie nicht wissen, zu welchem dieser beiden „Völker" sie selber sich zählen sollen. Um so eifriger war er den Schlußsätzen der Triaspolitik zugetan. In unseliger Weise trafen sie leider zusammen mit seinen naturphilosophischen Spielereien. Das „Schema" seiner Idee der Staatsverfassung gedachte er auch auf Deutschland anzuwenden, das autokratische und demokratische Element so gut wie das aristokratische Hypomochlion. Und auch in das autokratische Element der Bundesgewalt mußte die heilige Dreizahl eingeführt werden. So gänzlich zur fixen Idee war ihm dieser brahminische Aberglaube geworden, daß er meinte: sollte Österreich je ausscheiden, so müßte Bayern an Österreichs, Sachsen aber, als der Führer der Mindermächtigen, an Bayerns Stelle aufrücken. Um die Unabhängigkeit der Kleinstaaten von den beiden Großmächten zu wahren, schien ihm selbst das „immerhin bedenkliche" Anrufen der auswärtigen Garanten der Bundesakte erlaubt! Einen praktischen Inhalt erhielt dieser doktrinäre Luftbau durch jenen maßlosen Preußenhaß, den jede Zeile von Wangenheims Schriften predigt — am lautesten dann, wenn er versucht ihn zu leugnen, wenn er versichert, daß seine Gattin eine Freundin der Königin Luise gewesen, drei seiner Brüder in preußischen Diensten gestorben seien. Suum cuique rapit war ihm die Devise des schwarzen Adlers. Immerdar ängstigten ihn „die erbkaiserlichen Gelüste einer traditionellen preußischen Kabinettspolitik", und selbst die hochsinnige Staatskunst Preußens in den Freiheitskriegen erschreckte ihn, weil sie um Volksgunst gebuhlt und kein Mittel der Einschüchterung gescheut habe! Was habe Preußen im Grunde anderes getan im Jahre 1813 als den Satz durchführen: ôte-toi que je m'y mette!?

Drei grobe Irrtümer, sicherlich, bildeten die Grundlage dieser mittelstaatlichen Politik. Es war ein Wahn, daß Ohnmacht zur Ohnmacht gesellt jemals eine Macht bilden könnte. Denn erstünde auch aus diesem Sonderbunde das Unmögliche, die einheitliche Organisation, so würde ihm doch immerdar jene sittliche Kraft fehlen, welche die

Staatsmänner der Mittelstaaten nie anerkennen, weil sie dieselbe widerwillig an Preußen bewundern müssen — das Bewußtsein des Zusammengehörens, der Stolz auf eine große Geschichte, mit einem Worte: die lebendige Staatsgesinnung. Daß von solcher Staatsgesinnung kein Hauch lebendig sei in den Seelen dieser mittelstaatlichen Sonderbündler, ward bewiesen durch jenen schamlosen Hinweis auf die Hilfe des Auslandes, der als letzte Drohung hinter allen ihren Plänen lauert. Wohl klang es hart, wenn eine preußische Staatsschrift v. J. 1822 Wangenheim geradezu der Verbindung mit fremden Mächten beschuldigte. Aber lagen nicht die unwürdigen Erfahrungen aus den Tagen Ludwigs XVI. und Napoleons als ein furchtbar mahnendes Beispiel vor aller Augen? Hatte nicht sogar der ohnmächtige Hof Ludwigs XVI. die Kleinstaaten gewarnt vor dem preußischen Fürstenbunde, sie ermahnt, einen Sonderbund unter französischem Schutze zu schließen? Und wer sollte an die redliche Vaterlandsliebe der Männer der Trias glauben, wenn Schriften von dem Schlage des Manuskripts aus ihren Reihen hervorgingen und jeder ihrer Schritte gegen die heilige Allianz in eifrigen Pamphleten verteidigt ward von dem Bonapartisten Bignon, einem der Stifter des Rheinbundes? — Es war ferner eine Täuschung, die Einigung der Nation zu erwarten von einer Gruppenbildung, welche notwendig die zentrifugalen Kräfte verstärkt und die der Einheit geneigten kleinsten Staaten einer partikularistischen Obergewalt unterwirft. — Endlich überschätzte man blindlings die Bedeutung der südwestdeutschen Verfassungen. Denn wie unverzeihlich immer Preußens Unterlassungssünden waren: die sozialen Zustände der deutschen Staaten, welche keine Gesetzgebung gänzlich umstürzen kann, sind einander so nahe verwandt, daß niemals ein deutscher Staat allein durch seine freie Verfassung das Übergewicht über die anderen erlangen wird. Auch an dem absolutistischen Preußen fand der Süddeutsche noch des Herrlichen viel zu beneiden: die Macht, den Ruhm, eine freie Volkswirtschaft und eine selbständige Bewegung der Gemeinden, welche auf dem Boden des Rheinbundes nicht gedeihen wollten. Und eine sehr kurze Erfahrung offenbarte, daß auch im Süden die Volksrechte ungesichert waren und in den Überzeugungen der Menge noch keineswegs tiefe Wurzeln geschlagen hatten.

Alle diese Verirrungen, die wir rückschauend leicht erkennen, lassen sich allenfalls entschuldigen mit der Unklarheit der Epoche, aber ein unverzeihlicher Fehler tritt hinzu. Auch in dem Triasplane bewährte

sich die alte Erbsünde der Politiker der Kleinstaaten, ihre gänzliche Unfähigkeit, die Bedeutung der Macht zu begreifen. Man rechnete dreist mit Faktoren, welche nirgends vorhanden waren. Man plante über einem Sonderbunde der konstitutionellen Staaten, und doch wußte Wangenheim, daß die süddeutschen Höfe nur widerwillig den Zwang der neuen Verfassungen ertrugen, daß Großherzog Ludwig von Baden und der Herzog von Nassau eben jetzt sich mit dem Gedanken befreundeten, ihr Landesgrundgesetz aufzuheben. Auch in der Bevölkerung der Mittelstaaten war von einem lebendigen Bedürfnisse des Zusammenhaltens nichts zu spüren. In Sachsen, Kurhessen, Mecklenburg, Hannover ging das altständische Wesen seinen trägen Gang weiter, das dem konstitutionellen Systeme des Südwestens noch ungleich ferner stand als der moderne Absolutismus in Preußen. Zudem hegte jeder Mittelstaat noch seine absonderlichen geheimen Hegemoniegelüste: Bayern hatte den Gedanken einer Oberherrschaft im Südwesten nicht aufgegeben, Sachsen betrachtete sich als den natürlichen Schirmer der thüringischen Lande. So blieb als das einzige gemeinsame Band der Mittelstaaten nur der Widerwille ihrer Souveräne gegen jede Beherrschung durch die Großmächte, und Wangenheims ehrliche Vaterlandsliebe sah sich also angewiesen auf die gemeinste Leidenschaft des Partikularismus! Ja sogar auf sein heimisches Kabinett konnte er nicht sicher zählen. Zwar die zunächst beteiligten Beamten im Ministerium, v. Trott und Hartmann, hielten zu ihm, und der Münchener Hof ward von dem schwäbischen Gesandten von Schmitz-Grollenburg in Wangenheims Sinne bearbeitet. Der Minister des Auswärtigen dagegen, Graf Wintzingerode, war ein zu klarer Kopf, um die phantastischen Sonderbundspläne zu billigen. Vollends der König schwankte zwischen despotischen Neigungen und liberalisierendem Ehrgeiz, zwischen kühnen Entwürfen und jähem Verzagen.

Trotz alledem haben wir kein Recht, über jene liberale mittelstaatliche Politik kurzweg den Stab zu brechen. Sie war keineswegs jenes politische Ideal, welches die Liberalen der zwanziger Jahre verherrlichten, aber auch nicht bloß jener Bodensatz des Rheinbundes, wofür Radowitz sie später ausgab. Vergessen wir nicht, in welchen windigen Phrasen sich die Bundespolitik jener Tage durchgängig bewegte. Konnte doch Fürst Hardenberg in einer Verbalnote auf dem Wiener Kongresse einige schlechte Verse aus dem Rheinischen Merkur als ein befolgenswertes politisches Programm zitieren:

„Es horste auf derselben Rieseneiche
der Doppeladler und der schwarze Aar,

es sei fortan im ganzen deutschen Reiche
ein Wort, ein Sinn, geführt von jenem Paar —"

und Wangenheim pries das als ein Zeichen echter Staatskunst! Auf diesem Tummelplatze der Phrasen mußte die Erbsünde der mittelstaatlichen Politik üppig wuchern: das vielgeschäftige dilettantische Projektemachen. Denn werden in wirklichen Staaten dem Staatsmanne durch Interessen und Überlieferungen feste Bahnen vorgeschrieben, so bleibt in den politischen Zwitterbildungen, welche vernünftigerweise auf die große Politik verzichten sollten, alles der erfinderischen Willkür der Diplomaten überlassen. Und tragen die bedeutenden Staatsmänner der Schweiz, Englands, Preußens das Gepräge ihres Staates, so zeigen die mittelstaatlichen Diplomaten, von Malchus und Wangenheim bis herab auf Beust und Pfordten, fast durchgängig ein heimatloses Wesen: sie sind diplomatische Landsknechte, nicht geleitet von dem Lebensgesetze eines bestimmten Gemeinwesens, sondern bereit, jedem Staate, der dem Ehrgeiz ein Feld bietet, ihre geschäftige Tätigkeit zu widmen. So offenbart auch die mittelstaatliche Politik jener Tage ein unklares, widerspruchsvolles Wesen — einen Januskopf. Boshaft war sie, ränkevoll, unwürdig, wenn sie in nackter Selbstsucht das natürliche Übergewicht der Macht, das den Großstaaten zukommt, zu brechen versuchte. Aber ein bleibendes Verdienst hat sie sich erworben, als sie die Grundlagen des modernen Staatslebens gegen die Eingriffe des Wiener Kabinetts verteidigte.

Mißtrauisch begrüßte man in Frankfurt den liberalen Minister, und allerdings sehr abweichend von der gewohnten Art eines Diplomatenkongresses klang der doktrinäre Ton seiner Antrittsrede: „Der einzelne geht sicher unter, sobald er bloß in sich sein will, allein ebenso wird ein zügelloses Streben nach Allgemeinheit zur Leerheit und zum Tode führen; daher wollen die deutschen Staaten frei und ungehindert ihr besonderes Leben selbständig ausbilden, allein die Bürgschaft ihres eigentümlichen Lebens nur in dem kräftigen Leben aller finden." Doch im persönlichen Verkehre ließ Wangenheim von doktrinärem Wesen nichts spüren. Man rühmte ihm nach, daß sein freies, leichtes, heiteres Wesen den Ausländern vorzüglich gefalle. In der Stadt ward er rasch bekannt, nahm teil an jeder gemeinnützigen Unternehmung, an Steins Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde wie an dem Aufrufe für das Goethedenkmal. Diese liebenswürdige Weise, seine Geschäftskunde und unermüdliche Tätigkeit erschlossen ihm bald den Weg

in die wichtigsten Ausschüsse. Noch war der Bundestag reich an feingebildeten aufgeklärten Staatsmännern, und diese Oppositionspartei der Gagern, Aretin, Lepel, Harnier war den Gesandten der Großmächte, den Buol und Goltz, und ihren ergebenen Dienern Leonhardi und Marschall überlegen durch ihre Talente und ihre Einigkeit. Schon damals trieb der österreichische Gesandte das häßliche Spiel, heimlich den Gegnern zu versichern, man hege selbst die freisinnigsten Absichten, habe jedoch dem Drängen des unbequemen preußischen Kollegen nicht widerstehen können. Nach dem Ausscheiden Gagerns, „dieses ritterlichen Mannes“, übernahm Wangenheim die Führung der Opposition, ebenso wortreich wie jener, aber minder gutmütig und mit bestimmteren Zielen.

Der Streit zwischen Bayern und Baden über den Besitz der Pfalz war soeben wieder auf das heftigste entbrannt, bereits stand das badische Heer unter den Waffen, und unter dem Schutze des deutschen Bundes drohte der Bürgerkrieg auszubrechen zwischen Deutschen und Deutschen. Tatlos sah man in Frankfurt allem dem zu. Als dann auf dem Kongresse von Aachen die heilige Allianz diese rein-deutsche Angelegenheit vor ihr Forum zog, als der weiße Zar die Frage entschied und in Baden mit Jubel als der Retter des Landes begrüßt ward, da regte sich freilich an den kleinen Höfen das brennende Gefühl einer nationalen Demütigung. Aber wie mochte König Wilhelm seinem russischen Schwager offen widerstehen? Wangenheim begnügte sich, im Kreise der befreundeten Gesandten über die Übergriffe des heiligen Bundes zu murren. Inzwischen hatte er mit den Genossen den Plan eines engeren Bundes eifrig besprochen. Er gefiel sich darin, in den Verhandlungen wie im geselligen Leben den Grafen Goltz und Buol seine Überlegenheit taktlos und schonungslos, oft in der ausgelassensten Weise, zu zeigen; man erzählte sich lachend in Frankfurt, daß er einst den preußischen Gesandten durch einen Toast auf die Republik gekränkt habe. Da forderte eine ernste Note des Wiener Kabinetts vom Stuttgarter Hofe Rechenschaft über das gefährliche Treiben des Gesandten, und Wangenheim enthüllte in einem Privatbriefe dem Fürsten Metternich, arglos wie immer, seine geheimsten Gedanken (September 1818). „Die Bundesakte ist nichts, gar nichts, ohne Institutionen, welche die Anwendung des Gesetzes und seine Vollziehung verbürgen. Die Einheit Deutschlands sucht und findet ihre Garantie ausschließlich in dem gleichgewichtigen und gleichzeitigen Einfluß von Österreich und Preußen.“ Darum nimmermehr eine Teilung der Herrschaft in Deutschland nach

dem Laufe des Mains — ein Plan, der schon auf dem Wiener Kongresse die Kleinstaaten geängstigt hatte und von Wangenheim immerdar als die unseligste Wendung der deutschen Geschicke betrachtet ward. Um den Gedanken der Mainlinie für immer zu beseitigen, muß ein Bund im Bunde bestehen, der die Zerspaltung Deutschlands ebenso verhindern soll, wie Österreich und Preußen eine barrière inexpugnable für den Ehrgeiz Rußlands und Frankreichs bilden. Daß dieser Bund jemals dem Ausland in die Arme getrieben und „etliche und dreißig Staaten in Kleinoktav und Duodez" über einen Eroberungsplan gegen Österreich und Preußen einig werden sollten, ist eine „läppische Besorgnis politischer Don Quichottes". —

Die hochtrabende Sprache dieses Briefes bildet einen unbegreiflichen Widerspruch zu den gleichzeitigen diplomatischen Schritten des Stuttgarter Hofes. Wenige Monate vorher hatte König Wilhelm durch seine Gesandten in Wien und Frankfurt den Wunsch ausgesprochen, daß der Bundestag eine authentische Interpretation des Art. 13 der Bundesakte (über die Landstände) erlassen und dergestalt allen übermütigen Forderungen des Volkes einen Damm entgegensetzen möge. Fürst Metternich, der bisher der konstitutionellen Bewegung tatlos und gedankenlos zugeschaut, ward erst durch diese württembergischen Klagen zur Tätigkeit aufgestachelt. Es ist nicht anders, die reaktionäre Strömung, welche jetzt begann und bald auf den Karlsbader Konferenzen weit über die von König Wilhelm erstrebten Ziele hinausschlagen sollte, hat ihre erste Quelle in den geheimen Umtrieben des liberalen Königs und in den Hilferufen des konstitutionellen Münchener Hofes.

Auch dem teutonischen Treiben der Burschenschaft vermochte der König nicht ohne Zittern zuzuschauen. Bereits im Frühjahr 1818 klagte er in seinen Briefen an den russischen Hof, wie Deutschland einer fanatischen Partei von Ruhestörern anheimgefallen sei. Bald sollte diese trübe Auffassung der deutschen Dinge die herrschende an den deutschen Höfen werden. — Karl Sand hatte in Tübingen häufig in Wangenheims Hause verkehrt und sich belehren lassen von den mäßigenden Worten des Kurators. Als der Unglückliche jetzt auf seiner verhängnisvollen Reise nach Mannheim ihn besuchte und verfehlte, da trieb eine unbestimmte schreckliche Ahnung den Gesandten, dem Wanderer in den Odenwald nachzureiten. Er traf ihn nicht, und die Ermordung Kotzebues geschah. Die Raserei der Angst, welche jetzt die Höfe erfüllte, ward von dem Fürsten Metternich ausgebeutet. Oftmals ist

gestritten worden über die Frage, ob die Männer des Wiener Kabinetts, von törichter Furcht verblendet, wirklich glaubten, die Throne seien gefährdet durch eine fieberische Aufregung der Nation, oder ob sie diesen Glauben nur heuchelten, um die deutschen Höfe für ihr System zu gewinnen. Mir scheint, keine der beiden Behauptungen trifft das Rechte. Vielmehr war in der Tat Österreichs Herrschaft in Deutschland schwer, wenn auch erst von ferne, bedroht. Wohl offenbarte die öffentliche Meinung noch eine knabenhafte Unreife. Das Burschenfest auf der Wartburg ward in zahlreichen begeisterten Flugschriften als „die Morgenröte eines neuen deutschen Nationallebens" gefeiert. Nach Sands unseliger Tat, die durch nichts merkwürdiger war als durch ihre zwecklose Torheit, predigten deutsche Lehrer ihren Schülern von Harmodios und Aristogeiton, und das ganze Land hallte wider von den Rufen schwächlichen, unklaren Mitgefühls. Aber aus all diesem wirren Treiben, aus all den machtlosen Ausfällen der süddeutschen Kammern wider den Bundestag sprach doch die eine ernste Tatsache: der Geist der Freiheitskriege war noch immer nicht erstorben. Ließ man die patriotische Presse und die begeisterte Jugend gewähren, so mußte früher oder später dies Volk zum lebendigen Bewußtsein seiner Einheit gelangen, und dann ward Österreichs Stellung in Deutschland unhaltbar. Fürst Metternich begriff also seine Lage sehr richtig, wenn auch seine nervöse Ängstlichkeit oft allzu schwarz sehen mochte. Es war ein Meisterstück österreichischer diplomatischer Kunst, daß man die Mehrzahl der deutschen Höfe dahin brachte, die deutschen Dinge mit österreichischen Augen anzusehen und an eine Gefahr zu glauben, welche allerdings die Herrschaft Österreichs, aber damals noch nicht die deutschen Dynastien bedrohte. Schon im Juli 1819 stellte Österreich in Frankfurt die Behauptung auf: wenn ein vorgeschlagenes Grundgesetz die verfassungsmäßig notwendige Einstimmigkeit am Bunde nicht gefunden habe, dann solle die Mehrheit der Bundesglieder berechtigt sein, den abgelehnten Vorschlag dennoch provisorisch für sich auszuführen! Der Vorschlag, der die liberalen Staaten mediatisiert hätte, ward zunichte durch Wangenheims entschlossenes Nein. Damit war erwiesen, daß am Bundestage ein Staatsstreich sich nicht durchführen ließ, und Fürst Metternich berief die Minister der größeren Staaten zu den Besprechungen von Karlsbad.

Metternichs Hauptplan, den Artikel 13 der Bundesakte (das Versprechen der Landstände) im Geiste Friedrich Gentz' zu erklären und die Kammern Süddeutschlands in Postulatenlandtage nach österreichi-

schem Muster zu verwandeln, scheiterte dort an dem erbitterten Widerstande des Grafen Wintzingerode, der ihm das boshafte Wort entgegenwarf: „Die Regierungen haben im Art. 13 den Grundsatz der Volkssouveränität angenommen, sie haben geglaubt, diesen Point vergeben zu können; die Partie ist angefangen, sie muß ausgespielt werden.“ Aber auch das wirklich Beschlossene — die Knechtung der Presse und der Hochschulen, die Einleitung der Demagogenverfolgungen — war ein Angriff auf das Allerheiligste unseres Volkstums, zugleich eine Verletzung der Landes- und Bundesgesetze.

König Wilhelm ließ seine Hofzeitung gegen die Karlsbader Beschlüsse zu Felde ziehen; er reiste klagend zu seinem Schwager nach Warschau, fand aber keinen günstigen Empfang: notre homme à Stuttgart — schreibt ein k. k. Diplomat — n'a pas trop à se louer de ses succès à Varsovie. Wie anders, wenn ein wahrhaft königlicher Wille zu Stuttgart geboten, wenn in Frankfurt auch nur ein Gesandter von schlichtem, unerschrockenem Mannesmute getagt hätte! Was Württemberg durch verwerfliche geheime Umtriebe im Auslande versuchte, das ließ sich erreichen auf dem Wege des Gesetzes, wenn auch nur ein Staat sein von der Bundesakte gewährtes Recht gebrauchte. Die Beschlüsse der in Karlsbad versammelten Minister einiger deutscher Staaten, eine bundesrechtlich gänzlich ungültige Urkunde, wurden am 16. September 1819 dem Bundestage vorgelesen. Vier Tage darauf erfolgte die Abstimmung, während das Gesetz eine vierzehntägige Frist verlangt. Die Annahme geschah, ohne daß die gesetzlich notwendige Beratung vorherging, durch einen Mehrheitsbeschluß im engeren Rate, während die Bundesakte Einstimmigkeit und Abstimmung im Plenum vorschrieb. Da war es heilige Pflicht des Mannes, der sich so gern den getreuesten Verteidiger des Bundesrechts nennen hörte, gegen diesen vierfachen Rechtsbruch zu protestieren und die österreichischen Ränke, wie er es bundesgesetzlich durfte, an seinem Nein zerschellen zu lassen. Ein Aufschub von wenigen Tagen mußte gegen Österreich entscheiden, da das unwürdige Werk allein durch die Überraschung gelang. Mit vollem Rechte sahen die kleinen Höfe ihre Selbständigkeit — und wahrlich nicht zugunsten der nationalen Einheit — bedroht, seit Fürst Metternich in Karlsbad dem Minister eines Kleinstaates mit dürren Worten erklärt hatte, die einzige Bedingung der Fortdauer der kleinen Staaten sei allein der Bund!

Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die öffentliche Meinung wider die Karlsbader Verschwörung. Bignon verglich die neue Mainzer

Untersuchungskommission mit den berüchtigten Prevotalhöfen der Bourbonen; die französischen Blätter zürnten, man wolle den Deutschen das Schicksal Polens bereiten, sie ausstoßen aus der Menschheit; und welche Stimmung den Süden Deutschlands beherrschte, davon gab bald nachher die Adresse einer Offiziersversammlung in Ulm an König Wilhelm ein denkwürdiges Zeugnis. Sie forderte offen den Krieg gegen jene „fremden Regierungen, welche das Glück des württembergischen Volkes mit Schmähsucht betrachten, ohne ihren eigenen Untertanen das nämliche zu gönnen. — Auch ist das Heer Ew. königl. Majestät keineswegs als eine unzureichende Streitmacht zu betrachten, denn das ganze Volk wird begeisterungsvoll unsere Reihen verstärken." Nicht bloß vor dem Bürgerkriege, auch vor der schlicht-gesetzlichen Pflichterfüllung der einfachen Wahrhaftigkeit schrak der Stuttgarter Hof zurück. Württemberg widersprach zwar mehreren Artikeln der Karlsbader Beschlüsse, aber Wangenheim duldete, daß das öffentliche Protokoll der Nation die einstimmige Annahme der neuen Bundesgesetze vorlog und Württembergs Widerspruch in einer geheimen Registrande verborgen wurde. Nun hatte er kein Recht mehr, zu klagen, wie er es liebte, über das Geheimhalten der Bundesberatungen. — Seit drei Jahren harrte die Nation vergeblich auf ein Lebenszeichen ihrer höchsten Behörde. Jetzt erschien es, und die erste wichtige Tat des Bundestags war — die provisorische Aufhebung mehrerer der wichtigsten Bestimmungen der Bundesakte. Es war ein Hergang, so einzig, so unbegreiflich, daß die Presse sofort die Vermutung aussprach, die Einstimmigkeit des Bundestags sei entweder erzwungen oder eine Lüge.

Wohl durfte die österreichische Partei jubeln und Graf Buol den Bundestag am Abend jenes unseligen 20. Septembers zu einem glänzenden Feste vereinigen. Durch diese ersten Unterlassungssünden war der liberalen Opposition am Bundestage der Boden unter den Füßen hinweggezogen und das zugleich widrige und lächerliche Schauspiel der deutschen Politik in den nächsten Jahren vorgezeichnet. Fürst Metternich umging nun den Bundestag, an dem er die Langsamkeit des Geschäftsganges und noch mehr die Überlegenheit der liberalen Gesandten scheute. Um den Ausbau des Bundesrechts, welcher in Wahrheit eine Durchlöcherung des Rechtes war, zu vollführen, versammelte er die deutschen Minister zu Wien, und der engherzige Partikularismus der Mittelstaaten vergönnte ihm mindestens einen halben Erfolg. Der unklare Begriff des „monarchischen Prinzips" ward in

das Bundesrecht eingeführt, und die Gesandten der Mittelstaaten nahmen ihn an; denn trotz aller liberalen Redensarten war diesen Regierungen hoch willkommen, eine Waffe für den Notfall gegen ihre Kammern zu besitzen. Sie meinten genug getan zu haben, als sie wenigstens ihre eigenen Verfassungen durch den Artikel 56 der Wiener Schlußakte gesichert hatten, welcher die Abänderung der bestehenden Verfassungen auf nicht verfassungsmäßigem Wege verbot. Dergestalt steht in der gesamten Schlußakte immer ein Artikel von absolutistischer Färbung einem anderen von konstitutionellem Inhalte gegenüber. Die Mehrzahl der Höfe des Südwestens konnte die gänzliche Beseitigung ihrer Landesverfassungen nicht wünschen; denn eben unter dem Schutze dieser Verfassungen reifte allmählich jener badische, darmstädtische, württembergische Partikularismus, der den dynastischen Gelüsten der Höfe in die Hände arbeitete. Nicht die Höfe, wahrlich, grollten, wenn der Bewohner der konstitutionellen „Musterstaaten" im Süden mit selbstgefälligem Stolze auf die preußischen Barbaren herabschaute. Mit herzlicher Freude berichtete kurz darauf der badische Minister v. Berstett nach Wien, das konstitutionelle Wesen im Süden habe keineswegs größere Einheit „im Sinne unserer Deutschtümler" hervorgerufen, sondern „eine stets zunehmende abgesonderte Eigentümlichkeit, wodurch die einzelnen Regierungen offenbar an Stärke gewinnen". Die beiden Feinde, der Absolutismus von Wien und der konstitutionelle Partikularismus der kleinen Höfe, schlossen vorzeitig einen unwahren Frieden, gleichwie dereinst im Augsburger Religionsfrieden die hadernden Konfessionen sich vor der Zeit die Hände reichten, bevor sie sich innerlich versöhnt hatten. Heißsporne des Absolutismus, wie der Freiherr v. Blittersdorff, erklärten darum die Schlußakte für den nachteiligsten Friedensschluß, den Österreich seit langem geschlossen. Und wie der Augsburger Friede den Dreißigjährigen Krieg in seinem Schoße trug, so sollte das faule Kompromiß von Wien die deutsche Revolution gebären.

Dann ertrug Württemberg widerwillig, daß die Schlußakte dem Bundestage einfach zur Sanktion ohne jede Debatte vorgelegt ward, und Wangenheim mit seinen liberalen Genossen sah sich also jede Gelegenheit zum Widerspruch versperrt. Berücksichtigen wir auch billig die abhängige Stellung eines Gesandten und die Wirkungen brutaler Einschüchterung: der Vorwurf bleibt auf Wangenheim haften, daß er seine Entlassung nicht forderte, als das Bundesrecht mit Füßen getreten ward. Vier Jahre lang arbeitete nun die liberale Minderheit

zu Frankfurt an dem undankbaren Versuche, die Wirksamkeit jener Karlsbader und Wiener Beschlüsse zu untergraben, welche durch die Nachgiebigkeit der Minderheit selbst zu Bundesgesetzen erhoben waren. In solchem Kampfe konnte der beste Erfolg nur ein halber Sieg sein, und Gentz hatte guten Grund, damals triumphierend zu schreiben, er sei „innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt ein so lächerliches Ende nehmen".

Das bewährte sich bereits bei Wangenheims Angriffen wider die Mainzer Zentral-Untersuchungskommission. Da Württemberg sich geweigert, einen Abgeordneten nach Mainz zu schicken, so war der liberalen Minderheit jede Einsicht in den Gang der Untersuchungen verschlossen. Der Präsident des Bundestags stand in geheimem Briefwechsel mit dem Vorsitzenden der Kommission, und die letztere verharrte in würdigem Stillschweigen, als Wangenheim mit seinen Freunden wiederholt Berichterstattung forderte. Nach dritthalbjährigem Harren verlangten endlich sieben der kleinen Höfe sofortige Auflösung der verhaßten „schwarzen Kommission", und Wangenheim wies in einer sehr bitteren Denkschrift nach, daß die Behörde völlig nutzlos sei, da „noch kein irgend bedeutendes Individuum verhaftet" worden und jeder Bundesstaat selbst die Mittel zur Unterdrückung demagogischer Umtriebe besitze. Nun endlich erschien der verlangte Bericht, die Kommission bemerkte jedoch, mit boshaftem Hinblick auf die liberalen Regierungen, über die noch schwebenden Untersuchungen enthalte sie sich jeder Mitteilung, weil sie eine vorzeitige Bekanntmachung befürchte! Graf Buol gab den Bericht seiner Getreuen in Mainz unentsiegelt an seine Getreuen in Frankfurt, d. h. an eine Kommission des Bundestags, welche nur aus Gesandten jener Staaten bestand, die auch in Mainz vertreten waren. Durch solche offene Feindschaft der Mehrheit blieben Württemberg, Kurhessen, Mecklenburg, die Ernestinischen Länder u. a. ohne Kenntnis der Mainzer Akten. Erst in weit späterer Zeit haben diese Staaten sichere Kunde erlangt von dem ganzen Umfange jener beispiellosen Verdächtigung der Nation, von dem Unglimpf wider Fichte und die Helden der Freiheitskriege. Sie wußten nicht, daß die Demagogenverfolgungen nach dem eigenen Geständnisse der Untersuchungskommission lediglich hervorgerufen waren durch ein „weniger in bestimmten Tathandlungen als in Versuchen, Vorbereitungen und Einleitungen sich aussprechendes politisches Treiben". Sie ahnten nicht, daß eine „offenen Aufruhr predigende Schrift" von der Kommission selber als

„die beinahe einzige in unseren Akten vorgekommene positive Handlung“ bezeichnet wurde.

Nachdem der schwäbische Verfassungsstreit beendet war, hielt es König Wilhelm wieder für zweckmäßig, auf die Ausführung der im Artikel 13 verheißenen Verfassungen zu dringen; und bei diesen Verhandlungen trat Wangenheims gediegene Tüchtigkeit stattlich hervor. Man lernte von ihm zu Frankfurt, was gründliche und rechtliche Beurteilung staatsrechtlicher Fragen sei. Immer wieder klagen die Bundesprotokolle über die sehr ausführlichen Gutachten Württembergs — nicht ohne Grund: der rechthaberische Mann war imstande, den Streit über eine Nebenfrage bis zur Duplik zu treiben, und sich kurz zu fassen hat er nie gelernt. In einer cause célèbre jener Tage, in dem Lippeschen Ständestreite, zeigte Wangenheim, wie wenig er in Württemberg gemeint gewesen, mit dem alten Rechte ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Auch in Lippe stand eine landständische Vertretung des „schädlichen Feudal-Aristokratismus“ mit ihren ritterlichen und bürgermeisterlichen Virilstimmen einer Regierung gegenüber, welche kraft ihrer neugewonnenen Souveränität dem Lande eine „den Begriffen der Zeit entsprechende“ Vertretung gewähren wollte. Wangenheim bewies das, trotz der Auflösung des Reiches, unzweifelhafte rechtliche Fortbestehen der alten Verfassung, aber auch die Befugnis der Regierung, das Repräsentationsrecht der Untertanen auszudehnen, solange die Rechte der nur sich selbst, nicht das Land vertretenden alten Stände gewahrt blieben. Der Hader ist dann nach altheiligem Bundesbrauche durch lange Jahre hingezerrt worden; aber durch das Gutachten Wangenheims, der sich sogar auf Klüber, den gefürchteten „gefährlichen Theoretiker“, berief, ward sein Bruch mit der österreichischen Partei unheilbar.

Das wurde vollends unzweifelhaft, da die schleswig-holsteinische Frage zum ersten Male in bescheidener Gestalt an den Bundestag herantrat. Im Jahre 1822 wandten sich Prälaten und Ritterschaft von Holstein mit der berühmten, von Dahlmann verfaßten Beschwerdeschrift an den Bund und baten, allerdings nicht mit unbestreitbaren Rechtsgründen, um Wiederherstellung der alten Landesverfassung. In einem sorgfältigen Gutachten behauptete Wangenheim die Pflicht des Bundes, in Holstein einzuschreiten. Hoffte Dänemark mit der Versicherung durchzuschlüpfen, der König-Herzog sei willens, den Herzogtümern dereinst eine Verfassung zu geben, so wies Wangenheim nach, es handle sich um bestehendes Recht, und das Versprechen des Königs

sei wertlos, wenn der Bund ihm nicht eine feste Frist von wenigen Monaten setze für die Vollführung. Gegen diese Ketzerei erhob sich zornig Österreich: „Se. Apostolische Majestät werde niemals dulden, daß den deutschen Souveränen Fristen gesetzt würden zur Erteilung von Verfassungen." Das will sagen: Österreich war entschlossen zu verhindern, daß die Verheißungen der Bundesakte jemals etwas anderes würden als eine gleißnerische Phrase. Als Wangenheim schon nicht mehr in Frankfurt weilte, ist dann der bekannte Abweisungsbeschluß gefaßt worden.

Der unversöhnliche Gegensatz der staatsrechtlichen Anschauungen Wangenheims und der österreichischen Partei enthüllte sich ganz nackt, als der Kurfürst von Hessen die von „seinem Verwalter Jerome" verkauften Domänen wieder eingezogen hatte und die Klagen der schamlos beraubten Käufer den Bundestag zu jahrelangen Verhandlungen zwangen. In den ersten halbwegs erträglichen Jahren des Bundestags war die Meinung der Höfe dem klaren Rechte ziemlich günstig. Sehr einsam stand Hannover mit seiner zynischen Ansicht, „man müsse zum voraus den Untertanen die Lust benehmen, dem eindringenden Feinde behilflich zu sein"! Als der Kurfürst in einem groben Briefe sich das auffallende Benehmen des Bundestags verbat, da antwortete Graf Buol ernst und würdig, „die Bundesversammlung stehe nie und nirgends unter einem Gliede des Bundes". Der Verweis aus Wien ob solcher Keckheit ließ nicht auf sich warten, und nach dieser abschreckenden Erfahrung riß unter den Bundesgesandten mehr und mehr die Sitte ein, für jede kleinste Angelegenheit daheim Instruktionen zu erbitten. Seitdem wurde die Stimmung der Mehrheit am Bunde gleichgültig, endlich feindselig gegen die unglücklichen Domänenkäufer. Mit wackerem Zorne erhob sich Wangenheim wider jene Verordnung des Kurfürsten, welche den Landesgerichten das Urteil über diese Rechtsfrage verbot. „Die Staatsgewalt," meinte er, „berechtigt das regierende Subjekt nur dazu, wozu sie dasselbe verpflichtet." Also Verweisung der Kläger an die Gerichte und Verbot an den Kurfürsten, den Rechtsweg zu stören. Über das Recht der Kläger wiederholte er die von Pfeiffer und Klüber ausgesprochenen Rechtssätze — entsetzliche Lehren für das Ohr von Diplomaten, welche gewohnt waren, den Thron für alles, den Staat für nichts zu halten. Der Staat sei ewig, hieß es in Wangenheims Gutachten, denn sein wesentlichster Bestandteil, das Volk, dauere fort und habe das Recht, sich einem anderen Ober=

haupt zu unterwerfen, wenn die rechtmäßige Dynastie am Regimente verhindert sei. Da stürzte sich der Grimm der Legitimisten auf den Frechen, der das monarchische Prinzip „in seiner Grundfeste" angetastet. Ce pitoyable personnage, schrieb Metternich einem Vertrauten, a mis par ce travail le sceau à sa réprobation. Österreich erklärte, Se. Apostolische Majestät müsse die Theorien des Württembergers „als höchst bedenklich, ja in mancher Rücksicht als gefährlich betrachten", die Autorität aber von „derlei Rechtslehrern", die der Berichterstatter für sich angeführt, förmlich verwerfen. Damit, natürlich, war die Abweisung der Domänenkäufer entschieden, und dem Freimute Wangenheims dankt der Deutsche noch heute ein in der Geschichte zivilisierter Völker beispielloses Gesetz. Die österreichische Partei wollte sich für die Zukunft die Widerlegung wohlbegründeter Rechtslehren ersparen; der Bundestag beschloß am 11. Dezember 1823 — bald nachdem Wangenheim ausgeschieden war — daß wissenschaftlichen Lehren in der Gesetzgebung des Bundes keine Autorität zustehe, ja nicht einmal eine Berufung darauf gestattet sei. So wurde die klärende und mäßigende Einwirkung der Wissenschaft auf die Gesetzgebung verboten in einem Lande, das sie, bei dem Ernste seines wissenschaftlichen Lebens, am leichtesten ertragen kann und, bei der dürftigen und zweideutigen Fassung der Bundesgesetze, dieses Beistandes gelehrter Kräfte am dringendsten bedarf. Die Absperrung des Bundestages von dem geistigen Leben der Nation war vollendet.

Rastlos wie in diesen Fragen arbeitete Wangenheim für alle jene Pläne gemeinsamer deutscher Gesetzgebung, welche damals noch am Bunde angeregt wurden. Er schöpfte unermüdlich Wasser in das Faß der Danaiden, schrieb Gutachten über einen deutschen Münzfuß, bewies ausführlich, daß die Sittenlehre des modernen Judentums sich mit unseren Gesetzen sehr wohl vertrage, also die Emanzipation der Juden erfolgen müsse. Auch in Fällen, wo das selbstsüchtige Interesse seiner Heimat sich mit dem allgemeinen Wohle Deutschlands nicht vertrug, ließ der Wackere sich nicht abschrecken. Er wirkte eifrig für eine gemeinsame Gesetzgebung gegen den Nachdruck, obgleich dies Gewerbe bisher in Württemberg viele Hände beschäftigt und als eine wichtige Quelle des Volkswohlstandes gegolten hatte. Ja er erreichte sogar eine für den lächerlichen Geschäftsgang des neuen polnischen Reichstags wichtige Reform. Man beschloß, wenigstens die Vorfrage, ob der Bundestag über einen Gegenstand in Beratung treten solle, sei durch

Mehrheitsbeschluß, nicht durch Einstimmigkeit, zu entscheiden. Wangenheims Attaché, der junge Robert Mohl, hat damals an dem redlichen Wirken seines Chefs gelernt, was es bedeute, die träge Masse des Bundestags durch kraftvollen Willen immer aufs neue in Fluß zu bringen. Die segensreichste Frucht seines Wirkens läßt sich nur zwischen den Zeilen der Bundesprotokolle herauslesen: durch den entschlossenen Widerspruch der Partei Wangenheims ward einige Jahre lang verhindert, daß der Bundestag zu jenem willenlosen Diener des Wiener Hofes herabsank, dessen Fürst Metternich bedurfte.

Doch wie anders erscheint Wangenheims Gebaren, wenn wir uns zu den Streitfragen wenden, bei welchen das Urteil des mutigen Patrioten durch Preußenhaß und Trias-Doktrin getrübt ward! Nur der Haß und die Verblendung konnten gegen Preußen Partei ergreifen in jenem Handel, welcher in den zwanziger Jahren von allen Rheinbundmännern ausgebeutet und noch weit später als ein Beweis angeführt ward für Preußens unersättliche Habgier. Wir meinen den preußisch-anhaltischen Zollstreit — dies erste unheimliche Symptom der Krankheit unseres Parteilebens, der antinationalen Richtung des deutschen Liberalismus.

Auf dem Wiener Kongresse hatte Preußen den großen, seit der Epoche nationalen Aufschwungs zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht wieder aufgetauchten Plan eines deutschen Reichszollwesens angeregt. Er scheiterte an dem Partikularismus der Mittelstaaten. So blieben die deutschen Staaten getrennt durch zahlreiche Mautlinien; die Deutschen konnten, so spottete man in der Fremde, nur durch Gitter miteinander verkehren. Dagegen standen unsere Fabriken, seit die Kontinentalsperre gefallen, fast schutzlos gegen das Ausland, vornehmlich gegen die englischen Waren, welche jetzt den deutschen Markt überschwemmten und den deutschen Gewerbefleiß an den Rand des Verderbens brachten. Zu dem Jammer der Binnenmauten und der gehässigen, auch die Sittlichkeit des Volkes verderbenden Retorsionen trat hinzu: die Absperrung des britischen Getreidemarktes durch die Korngesetze, das Steigen des Arbeitslohnes — eine notwendige Folge der Hungerjahre — endlich der Abfluß der edeln Metalle zu den großen finanziellen Unternehmungen der britischen Regierung. Aus solchem Elend wucherten die seltsamsten Meinungen empor: bei den einen die Verwerfung aller Zölle als eines absoluten Übels, bei den anderen die Theorie des rohen Merkantilsystems, welche Deutschlands Verar-

mung von dem vielen für die Kolonialwaren gezahlten Gelde herleitete, bei allen Parteien endlich ein leidenschaftliches Verlangen nach Besserung des Bestehenden. Die Unfähigkeit des Bundestags, in der Zollfrage etwas zu fördern, lag am Tage, seit er, vornehmlich durch Österreichs und Bayerns Schuld, nicht einmal in dem Hungerjahre 1817 eine Aufhebung der brudermörderischen Ausfuhrverbote bewirken konnte. Er gelangte erst im Jahre 1818, nachdem die Hungersnot vorüber war, zu dem Ausspruche, eine Vereinbarung über diese Fragen müsse der Zukunft vorbehalten bleiben.

Indessen begann unter den Kaufleuten und Fabrikanten eine nachhaltige Bewegung. Schon im Jahre 1816 ward auf der Leipziger Messe der Gedanke einer deutschen Zolleinigung ausgesprochen. Zwei Jahre darauf wandten sich die Industriellen des Rheinlandes mit einer Bitte gleichen Sinnes an den Staatskanzler, und um dieselbe Zeit forderte Nebenius in seiner Schrift über Englands Staatswirtschaft ein deutsches Mautsystem. Die Bewegung wuchs, seit im Jahre 1819 der deutsche Handelsverein unter der Führung Friedrich Lists zusammentrat. Wangenheim ward durch diesen seinen jugendlichen Schüler in jene Bestrebungen eingeweiht und stand ihnen so nahe, daß er oft, mit Unrecht, als der Urheber des Handelsvereins angesehen wurde. Die Eingabe des Vereins an den Bundestag ward von dem Berichterstatter, dem verdienten Publizisten v. Martens, mit schnöden Worten zurückgewiesen, obgleich die thüringischen Staaten in richtiger Voraussicht mahnten, die Heilung der materiellen Not sei das sicherste Mittel, die Ruhe in Deutschland zu erhalten. Die Frankfurter Staatsmänner sahen in den handelspolitischen Bestrebungen eines Vereines großer Kaufleute nur das vorlaute Besserwissen unberufener Privatleute. Sie meinten, selbst unter dem heiligen Reiche habe man höchstens an eine Ermäßigung der Binnenzölle gedacht; jetzt, nachdem die deutschen Staaten souverän geworden, sei auch dies nur ein frommer Wunsch. Unerschreckt, als ein Demagog im besten Sinne, wie Deutschland keinen zweiten wieder sah, bearbeitete List die öffentliche Meinung durch seine Zeitschrift, das „Organ des deutschen Handels- und Gewerbestandes". Er sah das Ziel — die Beseitigung der Binnenmauten — klar vor Augen; der Weg dahin blieb ihm, wie dem gesamten Liberalismus, dunkel. Man steifte sich auf den Artikel 19 der Bundesakte und verlangte einheitliche Ordnung des Handels durch den Bund, dem zu solchem Werke sowohl Macht als Mut mangelte.

Inzwischen hatte Preußen das Ei des Kolumbus zum Stehen gebracht. Alle europäischen Mächte huldigten noch dem Schutzzollsysteme; daher war vorderhand der erste Schritt zur volkswirtschaftlichen Erstarkung für Deutschland — der Schutz gegen das Ausland. Preußen tat diesen notwendigen Schritt, es erließ jenes meisterhafte, von einem Huskisson als unübertrefflich gepriesene Zollgesetz vom Jahre 1818 — die liberalste Zollgesetzgebung jener Zeit, die Grundlage des heutigen Zollvereins. Auf dieser Bahn schritt Preußen rühmlichst vorwärts und erwirkte bald eine Milderung der britischen Navigationsakte. Die alten Einfuhrverbote Preußens fielen hinweg, die meisten Zollsätze waren erheblich gemildert, jedoch die erniedrigten Zölle wurden fortan wirklich erhoben, eine strenge Grenzbewachung kämpfte wider den alten, tief eingewurzelten Schmuggelhandel. Was schien einfacher als der Gedanke, dies Zollsystem, unter dessen Schirm die Hälfte Deutschlands wirtschaftlich neu aufblühte, durch Verträge zwischen Staat und Staat von Grenze zu Grenze über alle Kleinstaaten auszuspannen? Dieser Plan, der im preußischen Kabinett von Anfang an gehegt ward, blieb vorderhand unausführbar, angesichts der unbegreiflichen Verblendung der Kabinette wie der öffentlichen Meinung. Preußen durfte an Differentialzölle zugunsten der deutschen Bundesgenossen nicht denken, wenn es nicht seine Volkswirtschaft der Feindseligkeit des Auslandes preisgeben wollte. Der Staat mußte sich also durch Zollinien gleichmäßig gegen die deutschen Nachbarn wie gegen das Ausland decken. Er tat damit nur auf verständige Weise, was die anderen deutschen Staaten planlos und systemlos taten, aber bei dem weiten Umfange und den zerrissenen Grenzen des Staates mußte das preußische Zollsystem mehr als die übrigen Binnenmauten zahlreiche Interessen der Nachbarn verletzen. Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die Nation außerhalb Preußens wider dies angeblich bundesfeindliche, ja bundesgesetzwidrige Verfahren. F. List war mit den Anhängern Metternichs darüber einig, daß der norddeutsche Großstaat unseren Handel und Wandel zugrunde richte. Kurhessen begann ein gehässiges Retorsionssystem, das Preußen lange mit unerschöpflicher Gutmütigkeit ertrug. Vor allem ward als ein Verbrechen getadelt, daß Preußen jetzt seine eigenen Gesetze ehrlich ausführte. Aus Sachsen ertönten die bittersten Klagen; war doch sein Gewerbefleiß bisher wesentlich durch den Schmuggel nach Preußen gediehen. Aus dem Kreise jener wässerigen, gedanken- und gesinnungslosen politischen Vielschreiber, welche

damals, ein getreues Spiegelbild des altsächsischen Staatslebens, in Leipzig ihr Lager aufgeschlagen — aus dem Kreise der Krug und Pölitz erklang der Ruf: Wäre das preußische Zollgesetz selbst eine Wohltat für die Nachbarlande, welcher Staat hat denn das Recht, seinen Nachbarn Wohltaten aufzudrängen? Die gesamte liberale Presse, erbittert über die preußischen Demagogenverfolgungen, wütete blind auch gegen das beste Werk, das die deutsche Staatskunst jener Tage geschaffen, und schalt auf Preußens engherzige Isolierung, wie sie später, als Preußen aus dieser Einsamkeit hinausschritt, auf seine Hegemoniegelüste schmähte.

Auf den Wiener Ministerkonferenzen vom Jahre 1820 entlud sich jählings dieser Groll aller Parteien gegen Preußen. F. List erschien nebst einigen Abgeordneten des Handelsvereins, um die Zolleinigung Deutschlands und die Beseitigung des preußischen Gesetzes zu erbitten. Nicht minder unter den Ministern war nur eine Stimme, daß die Ausführung des Artikels 19 der Bundesakte lediglich durch Preußens Eigensinn gehindert werde. Ein Günstling Metternichs, der nassauische Minister v. Marschall, hatte sogar die Stirn, zu verlangen, daß das preußische Gesetz von Bundes wegen aufgehoben werde. Fürst Metternich sah mit stillem Wohlgefallen diesen Krieg der Kleinen wider Preußen; denn natürlich, das Prohibitivsystem des Kaiserstaates ließ der Tadel der patriotischen Kleinen unangetastet, da niemand dessen Beseitigung zu hoffen wagte. Vergeblich erklärte Graf Bernstorff, daß bei der losen Verfassung des Bundes nur Verhandlungen von Staat zu Staat ein praktisches Ergebnis versprächen. Auch die Vorschläge einer genialen Arbeit von Nebenius, die von dem badischen Minister überreicht ward und die Zolleinigung auf der Grundlage einer dem preußischen Gesetze sehr nahe kommenden Regel empfahl, blieben unbeachtet. Graf Bernstorff mußte inmitten dieser leidenschaftlichen Angriffe auf alle weitergehenden Pläne verzichten und sich mit der Verteidigung des preußischen Gesetzes begnügen. Man einigte sich endlich, in der Schlußakte dem Bundestage abermals die Obsorge für Deutschlands Handel einzuschärfen, zu deutsch: alles auf die griechischen Kalenden zu verschieben. Offener trat Preußen mit seinen Absichten heraus auf der Elbschiffahrtskonferenz zu Dresden, wo sein Bevollmächtigter erklärte, mindestens die norddeutschen Staaten hätten die Sicherung ihres Daseins und gemeinnützige Anstalten allein von Preußen zu erwarten, seien also sittlich verpflichtet, sich dem Zollwesen des

großen Nachbarstaates anzuschließen. Die österreichische Partei erkannte mit Schrecken die nationale Richtung der preußischen Handelspolitik. Eine merkwürdige ungedruckte Note Marschalls vom 6. September 1820, die den befreundeten Regierungen mitgeteilt ward, denunzierte das Berliner Kabinett dem Wiener Hofe: „die Umsturzpartei" herrsche in Preußen und verfolge mit ihrer Zollpolitik dasselbe Ziel der deutschen Einheit, das den teutonischen Jakobinern der Burschenschaft vorschwebe!

Die Liberalen ahnten nichts von alledem. Sie fuhren fort, ihre Hoffnungen auf den Bund zu setzen und den Widerstand der norddeutschen Kleinstaaten gegen das preußische Zollgesetz zu unterstützen. Sicherlich ward diesen preußischen Enklaven das Übergewicht des Nachbars sehr lästig. Nur der Herzog von Anhalt-Köthen begrüßte in dem preußischen Gesetze die willkommene Gelegenheit, seinem Anhalt eine eigentümliche Handelspolitik zu schaffen. Der fromme Herr stand in regem Verkehr mit dem alten ultramontanen Ränkeschmied Adam Müller, der als österreichischer Konsul in Leipzig weilte und bald, zur Belohnung seiner Umtriebe, als österreichischer Geschäftsträger bei den anhaltischen Höfen beglaubigt wurde. In dieser gläubigen Konvertitengesellschaft entstand der Plan, in Köthen dem preußischen Schmuggel ein Asyl zu gründen. So frech ward nun unter landesväterlichem Schutze das schlechte Handwerk betrieben, daß die Verzehrung von Baumwollwaren in Köthen und Preußen sich verhielt wie 165 : 1000, während die Bevölkerung beider Staaten sich wie 9 : 1000 stellte. Als später Köthen in die preußische Zollinie aufgenommen ward, hob sich die Zolleinnahme in den Provinzen Brandenburg und Sachsen sofort um nahezu 25 Prozent! Preußen mußte diesem höhnischen Unfug steuern und belegte nun alle Waren, welche, angeblich nach Köthen bestimmt, in Preußen eingingen, mit der preußischen Verbrauchssteuer, unter dem Vorbehalt der Rückvergütung für den Fall, daß das Verbleiben dieser Waren in Köthen wirklich nachgewiesen würde. Diese Maßregel Preußens war hart, ohne Frage, ja sie widersprach sogar den Bestimmungen der Wiener Kongreßakte, wonach bis zur endgültigen Regelung der Elbschiffahrt der status quo auf der Elbe aufrecht bleiben sollte. Aber durfte die durchdachte segensreiche Gesetzgebung eines Großstaates durch die räuberischen Ränke eines enklavierten Zwergfürsten zuschanden werden? Oder sollte Preußen die Ordnung seines Zollwesens aussetzen bis zu dem gar nicht abzusehenden Zeitpunkte, da die Elbuferstaaten sich endlich einigen würden? — Der

Herzog hatte schon auf den Wiener Konferenzen leidenschaftliche Beschwerden gegen Preußen erhoben, ja gedroht, den Beistand der ausländischen Garanten der Bundesakte anzurufen. Jetzt wandte er sich nach Frankfurt mit Gründen, die einer solchen Sache würdig waren. Er versuchte nachträglich gegen die Teilung Sachsens zu protestieren, welche Anhalt zur preußischen Enklave herabgewürdigt, er beschuldigte Preußen, daß es die „Mediatisierung des uralten Hauses Anhalt" beabsichtige. Die Vermittlungsvorschläge des Nachbarstaates wies er von der Hand und verlangte entweder einen Austausch seines Landes gegen ein nicht von Preußen umschlossenes Territorium oder die Zurückverlegung der preußischen Zollinie so weit, daß Anhalt in den „faktischen Besitz der Souveränität" trete. Ohne diesen gäbe es für Anhalt keine Bundes- und Schlußakten. Das alles in einer pöbelhaften Sprache und vermischt mit hochtrabenden Reden von der anhaltischen Handelspolitik, welche bei jedem anderen Volke der Welt die Antwort gefunden hätten nicht in parlamentarischen Worten, sondern in dem allein zutreffenden „quod licet Jovi, non licet bovi".

In diesem erbärmlichen Handel, der selbst den alten Preußenfeind Gagern auf die Seite des Berliner Kabinetts trieb, stellte sich Wangenheim an die Spitze der Gegner Preußens. Ein unverbesserlicher Doktrinär, wollte er Macht und Ohnmacht mit gleichem Maße messen. Die Belästigung, welche den Kleinstaat traf durch seine eigene Schuld und durch die Notwendigkeit der geographischen Lage, schien ihm ein ruchloser Eingriff in die Souveränität der deutschen Staaten. Wiederum schaute er im Hintergrunde den drohenden Plan der Mainlinie, der allerdings in jenen Tagen viele Staatsmänner Preußens beschäftigte, und — was sichtlich seinen Entschluß zumeist bestimmte — er sah durch Preußens Verfahren seinen eigenen Lieblingsplan eines Sonder-Zollvereins für das „reine Deutschland" gefährdet. Die gesamte liberale Presse stand auf Wangenheims Seite. Und abermals verfocht Bignon die Sache der Kleinstaaterei, denn „notre nation devine ce qu'elle ne sait pas"; so erriet er denn, daß der preußische Tarif, den die Schutzzöllner als ein Zeichen der Schwäche gegen das Ausland angriffen, ein unerhört hoher sei. Das Selbstgefühl deutscher Kleinfürsten fühlte sich befriedigt, wenn der Franzose harmlos fragte: Warum sollte es unmöglich sein, die Hohenzollern durch das Haus Anhalt zu unterdrücken? Ohne die Eitelkeit Friedrichs I. wäre ja Preußen noch heute eine Macht zweiten Ranges! — Lange währte der

mit höchster Bitterkeit geführte Zank, den wir heute belächeln würden, eröffneten uns nicht die Ränke der Nachfolger Wangenheims die trostlose Aussicht auf ähnlichen Hader in der Zukunft. Endlich geschah, was seitdem für alle wichtigen Fragen zur Regel ward: die Sache wurde dem Bundestage aus der Hand gespielt. Österreich, das Preußens Hilfe in den europäischen Händeln nicht entbehren konnte, wollte den offenen Kampf nicht wagen, und Anhalt sah sich genötigt, in die preußische Zollinie einzutreten. Dieser Zollvertrag mit seiner überzärtlichen Schonung der Souveränität des uralten Hauses Anhalt offenbarte unwidersprechlich, wie nichtig die Furcht vor Preußens Eroberungslust gewesen. Die Freiheit der Elbschiffahrt, die Wangenheim gefährdet meinte, ward in Wahrheit durch den Streit nicht berührt. Auf den gleichzeitigen Elbschiffahrtskonferenzen zu Dresden bewährte das verklagte Preußen den besten, das klagende Anhalt den schlechtesten Willen zur Erleichterung des Stromverkehrs. Immerhin blieb der Hader für Wangenheim und seine Genossen ein lange anhaltendes, überaus wirksames Mittel, die unbelehrte öffentliche Meinung aufzuregen wider die freiheitsfeindlichen und eroberungslustigen Großmächte.

Noch häßlicheren Zwist erregten die Verhandlungen über das Bundesheerwesen. Spät und bitter rächte sich die Langsamkeit der Verhandlungen des Wiener Kongresses über die Bundesverfassung. Als der Feldzug von 1815 begonnen ward, bestand der deutsche Bund noch nicht. Darum war auch zu dem zweiten Pariser Frieden der inzwischen gegründete Bund nicht zugezogen worden, und eigenmächtig hatten die vier verbündeten Großmächte Deutschlands künftige Bundesfestungen bestimmt. Ein schwerer Fehler, jetzt ein willkommener Anlaß für Wangenheim, um mit Ostentation zu erklären, der Bund habe ein Recht, diese Festungen als ein aufgedrungenes Geschenk abzuweisen! Ein häßlicher Zank begann über die Ernennung der Kommandanten der Festungen, und Wangenheim beharrte in dieser reinen Machtfrage nach seiner doktrinären Weise hartnäckig auf der „vollkommenen Gleichheit aller Bundesstaaten“. Gemahnte es ihn nicht, daß er selber die Mittelstaaten in der Zeit des Rheinbundes oftmals gröblich dem Frosche verglich, der sich zur Größe des Ochsen aufblasen will?

Während nun das selbstsüchtige Preußen die französischen Entschädigungsgelder und eine hohe Summe aus seinen eigenen Mitteln nichtswürdigerweise zur Erfüllung seiner Bundespflicht, zur Befestigung

des Niederrheins verwendete, wucherte das Haus Rothschild jahrelang mit den bei ihm unverzinslich niedergelegten 20 Millionen Franks, die für die Befestigung des Oberrheins bestimmt waren! Die größte Schuld an diesem schmutzigen Verfahren fällt unzweifelhaft auf die Schultern des Königs von Württemberg und der liberalen Patrioten im Süden. Sie forderten wörtliche Ausführung der Pariser Verträge, deren Verbindlichkeit für den deutschen Bund sie doch, wie wir vorhin sahen, in einem Atem in Abrede stellten! Taub für den von Preußen unwiderleglich geführten Beweis, daß Ulm als großer Waffenplatz für Oberdeutschland ungleich wichtiger sei, verlangte Württemberg die Befestigung von Rastatt. König Wilhelm sah in Ulm nur eine „Vormauer für Österreich" und bat abermals den russischen Schwager um Schutz. War den preußischen Offizieren in der Militärkommission des Bundes zu verargen, wenn sie Wangenheim als den Genossen Frankreichs haßten? Nochmals schrieb Bignon, der Unaufhaltsame, für die Kleinstaaterei, und liebevolle Fürsorge für Deutschlands Macht war es doch schwerlich, was den Bonapartisten bewog, gegen die Befestigung von Ulm zu protestieren. Endlich gab Württemberg nach und verlangte die gleichzeitige Befestigung beider Plätze, aber jetzt widersprachen Österreich und mehrere Kleinstaaten. So zogen sich die Dinge hin, bis im Jahre 1841 König Friedrich Wilhelm IV. den General Radowitz nach Wien und an die süddeutschen Höfe schickte, um die Befestigung beider Plätze durchzusetzen. Auch dann gewährte Württemberg erst seine Zustimmung, nachdem die uralte Angst vor Österreich beschwichtigt und das Versprechen gegeben war, Österreich werde keine Garnison in Ulm halten. Um solcher Nichtigkeiten willen blieb Oberdeutschland — wesentlich durch Wangenheims Mitschuld — während eines Menschenalters ohne genügenden militärischen Schutz.

Den geheimen Sinn dieses ränkesüchtigen Widerstandes erkennen wir erst aus den Verhandlungen über die Einteilung des Bundesheeres. Es war bitterer Ernst mit dem „Bunde im Bunde", dem „Heere im Heere" für das „reine Deutschland". Die Gründung einer einheitlichen und furchtbaren kriegerischen Macht blieb freilich undenkbar, solange zwei Großmächte im Bunde weilten. Bescheidener als der kleinste Kleinstaat hatte der Bundestag von Anbeginn seine militärische Aufgabe aufgefaßt: „Es gelte nicht, eine gebietende Stellung im Staatensysteme einzunehmen, sondern eine verteidigende mit Würde zu behaupten." Und Bayern setzte gleich zu Anfang durch, daß die

Sorge für Landwehr und Landsturm den einzelnen Staaten vorbehalten blieb. Mochte Preußen die Steuerkraft seines Volkes zum Schutze der Kleinstaaten anstrengen: Bayern zog vor, eine Landwehr auf dem Papier, die allbekannten „Fronleichnamssoldaten", zu halten. Welches Gewebe unsauberer Ränke ließ sich vollends erwarten, seit Kaiser Franz in den Bundeskriegssachen sich leiten ließ durch den vormals sächsischen General Langenau, der berufen war durch seine geheimen Umtriebe für die Herstellung Friedrich Augusts von Sachsen! Immerhin konnte ein Blick auf die Landkarte lehren, daß mindestens Norddeutschland sich, man darf sagen mit Naturnotwendigkeit, dem Oberbefehl Preußens fügen mußte. Dahin waren ursprünglich Preußens Absichten gegangen. Sie mußten fallen vor dem einstimmigen Widerspruch der Mittelstaaten. Diese waren darin einig, jeden preußischen Vorschlag grundsätzlich zu verwerfen, und gedachten, die Armeen des „reinen Deutschlands" in zwei, höchstens drei Korps zu scharen, welche zusammen ein selbständiges Heer bilden sollten. Den Mittelstaaten ward der Triumph, daß nicht bloß die Truppenzahl möglichst niedrig angesetzt wurde, sondern auch Österreich und Preußen nur je drei Armeekorps zum Bundesheer stellten. Das deutsche Bundesheer ward absichtlich geschwächt, nicht um den nationalen Charakter des Heeres rein zu erhalten — denn ausdrücklich war bestimmt, daß auch die deutschen Brüder aus Venedig und der Bukowina zu den Bundestruppen zählen könnten — sondern lediglich, damit das „reine Deutschland" durch das Heranziehen größerer Kräfte von den Großmächten nicht erdrückt würde! Darauf ein unsäglich kleinlicher Streit über die gemischten Armeekorps. Von Kurhessen behauptete Wangenheim beharrlich, daß es zu Süddeutschland gehöre, und König Wilhelm ergrimmte persönlich, als Preußen auf den Vorschlag, diesem hessisch-württembergischen Korps Mannheim zum Sammelplatz anzuweisen, die boshafte und treffende Bemerkung machte: „Hat doch niemand erlebt, daß, wenn ein Krieg mit Frankreich gedroht hat, die Schwaben nach der Pfalz marschiert sind, und solches wird ihnen immer bedenklich vorkommen, solange nicht mathematisch erwiesen, daß der Schweizerboden neutral bleiben wird."

In dieser Frage mußte Wangenheim endlich nachgeben. Dagegen ist die lächerliche Machtlosigkeit des Bundesoberfeldherrn wesentlich sein und der Seinigen Werk. Der deutsche Bund darf sich einer parlamentarischen Einrichtung rühmen, die kein Volk der Welt besitzt — eines parlamentarischen Hauptquartiers, in welchem die Interessen der

Armeekorps, ja sogar der Divisionen durch Bevollmächtigte vertreten sind. Diese parlamentarische Segnung ist ein Geschenk der liberalen Mittelstaaten. — Darauf folgte bitterer Hader über die Erleichterung der Militärlasten der kleinsten Staaten. Oldenburg klagte, für die Großmächte sei die Aufstellung eines Heeres „eine Selbstbefriedigung", für die Kleinen aber „eine bloß passive Pflicht". Nun ward gestritten, ob „die zwei Pioniers und Pontonniers, sowie die drei reitenden Artilleristen Sr. Landgräflichen Durchlaucht von Hessen-Homburg" durch eine größere Anzahl von Infanteristen ersetzt werden sollten, und Wangenheim ahnte nicht, welch ein beißendes Epigramm auf seine gesamte Tätigkeit in der Militärfrage er niederschrieb, als er sagte: „Kann das Bedürfnis, solche Trümmer zu etwas größeren Trümmern zu gestalten, ein wesentliches genannt werden?" Durch König Friedrich Wilhelm IV. kam später einige Bewegung in das Bundeskriegswesen, wenn anders wir von Bewegung reden dürfen in einem faulen Sumpfe. Aber auch dann noch blieb das einzige Verdienst der von den Mittelstaaten geschaffenen Bundeskriegsverfassung dieses: Jedermann weiß, sie werde, sobald ein Krieg ausbricht, sofort über den Haufen stürzen.

Während in Frankreich für das „Heer im Heere" gewirkt ward, baute man außerhalb des Bundestags an dem Zollvereine für das „reine Deutschland". Nachdem auf den Wiener Konferenzen das gehoffte Bundeszollwesen gescheitert war, hatte noch zu Wien die Mehrzahl der Kleinstaaten sich über die Stiftung eines Sonderzollvereins vorläufig verständigt. Dieselben Staaten, welche Preußens neues Zollgesetz als ein Verbrechen wider das Bundesrecht verdammten, waren jetzt am Werke, sich selber ein gleiches Gesetz zu geben! Man sprach sogar ernstlich von kräftigen Retorsionen gegen den Bundesgenossen im Norden. Im September 1820 versammelte man sich zu dem Darmstädter Handelstage. Der Freund von List und Nebenius, der Patriot und der „reindeutsche" Doktrinär zugleich ward hier aufs freudigste erregt; Wangenheim wurde die Seele dieses Kongresses, und wenn er erkrankte, sind die Verhandelnden zu dem Unermüdlichen nach Frankfurt hinübergekommen. Mit großem Talent wußte er sich in diese schwierigen Fragen einzuarbeiten. Die Parteistellung der Verhandelnden ergab sich von selbst aus der Lage ihrer Volkswirtschaft. Die handeltreibenden Rheinuferstaaten, vortrefflich vertreten durch Nebenius, wünschten die höchstmögliche Annäherung an die Handelsfreiheit; denn Nebenius verlor das große Ziel eines allgemeinen deutschen

Zollvereins keinen Augenblick aus den Augen, er erkannte, daß hohe Schutzzölle im Süden den späteren Anschluß an den Norden erschweren müßten. Wangenheims alter Bundestagsgenosse Aretin dagegen bestand auf hohen Schutzzöllen für den bayrischen Gewerbefleiß und — auf einem idealen Stimmenverhältnis, damit Bayern sein politisches Übergewicht in dem „reinen Deutschland" bewahre! Württemberg stand politisch und wirtschaftlich in der Mitte, wenn auch näher an Bayern. Sein Gesandter, unterstützt von den rührigen Agenten des Listschen Handelsvereins, Miller von Immenstadt und Schnell, spielte inmitten dieses heftigen Streites der Interessen mit Eifer die Rolle des Versöhners.

Gleichwie List bei seinen volkswirtschaftlichen Arbeiten ein hohes politisches Ziel im Auge hatte und in einem deutschen Zollbunde den Keim einer Konstitution für Deutschland sah, so dachte Wangenheim, aus der handelspolitischen Einigung der Kleinstaaten werde der ersehnte Bund im Bunde erstehen. Solcher Hoffnung froh wollte der Leichtblütige den in Wahrheit sehr schlechten Fortgang des Werkes nicht erkennen. Bereits hatten die thüringischen Staaten sich zurückgezogen und Sonderberatungen in Arnstadt eröffnet. Bayern warf in den Wirrwarr der Meinungen einen neuen Streitpunkt hinein, den naiven Vorschlag, Preußen zum Beitritt aufzufordern. Als Preußen verdientermaßen keine Antwort gab, schwelgten die Diplomaten der Kleinstaaten in patriotischer Entrüstung. Darmstadt mahnte zur Eile und drohte andernfalls abzufallen, da sein Landtag rasche Ordnung des Zollwesens verlange. Trotzdem meinte Wangenheim im Sommer 1823 sich am Ziele und war höchlich überrascht, als Darmstadt seine Drohung wahr machte und sich zurückzog. Unter heftigen Klagen und Gegenklagen löste der Kongreß sich auf, und der ganze Grimm seines Leiters ergoß sich — auf Preußen, das durch seine Ränke Darmstadts Verrat verschuldet habe. Wo aber sein Preußenhaß mitspielt, da ist dem Worte des leidenschaftlichen Mannes nicht zu trauen. Versicherte er doch heilig, die Mainzer Kommission habe Geheimbünde entdeckt, welche Deutschland für Preußen erobern wollten, und die jetzt veröffentlichten Akten erweisen dies als eine Unwahrheit. Allerdings arbeitete der preußische Gesandte in Darmstadt, Frhr. v. Otterstedt, auf eigene Faust insgeheim gegen den süddeutschen Zollverein, und auch Österreich nahm an diesen Ränken teil. Die unglaubliche Trägheit und Unwissenheit in allen volkswirtschaftlichen Fragen, welche den Hof des

Kaisers Franz auszeichnete, ließ dort den Gedanken, daß Österreich jemals in einen deutschen Zollverein treten könne, gar nicht aufkommen. Gentz verwarf den Plan eines Bundesgrenzzolles als ein reines Hirngespinst; ihm war, als wolle man den Mond in eine Sonne verwandeln. Fürst Metternich hielt jene lächerlichen Provinzialzölle, welche die Kronländer des Kaiserstaates voneinander absperrten, für eine musterhafte Einrichtung, empfahl sie noch in späteren Jahren dem preußischen Gesandten als ein Vorbild für Preußen. Daher sah Österreich den gegen Preußen gerichteten Darmstädter Sonderbund anfangs mit günstigen Augen an. Aber bald regte sich in Wien die Furcht, der gehaßte Württemberger werde in Darmstadt den politischen Bund der Mindermächtigen gründen. In unzähligen Briefen mußte der getreue Berstett in Karlsruhe dem Fürsten Metternich beschwichtigend versichern, von politischen Plänen sei keine Rede. Indes der entscheidende Beweggrund für Darmstadts Abfall lag in den volkswirtschaftlichen Zuständen des Großherzogtums, das als Grenzland gegen den Norden und als Ackerbauland sich von dem Sonderbunde keinen Vorteil versprechen konnte.

Fünf Jahre nur, und was man in Berlin erwartet, geschah: die Kleinstaaten wandten sich einer nach dem anderen nach Berlin, um dem bundesfeindlichen preußischen Zollsysteme beizutreten. In weiser Zurückhaltung verschmähte das preußische Kabinett die Genossen einzuladen, was den souveränen Dünkel nur erbittert hätte. Man wartete, bis die wirtschaftliche Notwendigkeit die bekehrten Feinde in das preußische Lager trieb und dergestalt die alten Pläne des preußischen Beamtentums unter dem Wehgeschrei der unbelehrten Liberalen ins Leben traten. Als die neue Größe des Zollvereins erstanden war und der preußische Staat, trotz der kurzsichtigen Abmahnungen seines Handelsstandes, die größte nationale Tat vollbracht hatte, welche die Geschichte des deutschen Bundes aufweist: da blieb von den Bundestagsverhandlungen über das Mautwesen und von den Darmstädter Konferenzen nichts übrig als eine denkwürdige Lehre. Sie lautet: die widerstrebenden wirtschaftlichen Interessen der Bundesstaaten lassen sich allein versöhnen in einem Bunde der sämtlichen kleinen Staaten unter Preußens Führung; denn am Bundestage scheitert jede Einigung an Österreichs fremdartigem Staatsbau, ein Gruppensystem aber fordert die gleichen Opfer wie ein Bund unter Preußens Führung, ohne einen einzigen seiner Vorteile zu gewähren. Es gereicht Wangenheim und seinem

Könige zu hoher Ehre, daß beide in dieser Frage um Deutschlands willen ihre Abneigung gegen Preußen endlich überwanden. Während die schwäbischen Liberalen vor den Fallstricken des preußischen Absolutismus warnten und Rotteck das Fernbleiben des Südwestens vom Zollvereine für eine Lebensfrage des konstitutionellen Deutschlands erklärte, unterstützte Wangenheim zu Beginn der dreißiger Jahre eifrig die Bestrebungen König Wilhelms für den Anschluß Württembergs an den preußischen Zollverein. Freies volkswirtschaftliches Urteil hat der alternde Staatsmann freilich nie erlangt. Der Freund Lists blieb übereifriger Schutzzöllner und schmähte zur Zeit der deutschen Revolution tapfer auf Preußens „selbstsüchtige" Freihandelspolitik.

Noch während dieser Zollverhandlungen nahm Wangenheim teil an dem Neubau der katholischen Kirche im Südwesten, in der ausgesprochenen Absicht, daß die gegen Rom vereinigten Südstaaten dereinst den politischen Kern „des reinen Deutschlands" bilden sollten. Leider war die hochwichtige Sache bereits auf dem Wiener Kongresse verdorben, wo des wackeren Heinrich Wessenberg Bemühungen für eine selbständige deutsche Nationalkirche gewichtigen Widerstand fanden an dem Partikularismus Bayerns, „das sich selbst genug" war, und zugleich an den ultramontanen „Oratoren" des deutschen Klerus. Preußens Vorschlag, der katholischen Kirche Deutschlands von Bundes wegen eine gemeinsame Verfassung zu verbürgen, ward erst durch Österreich abgeschwächt, dann durch Bayerns Ränke beseitigt. Daß Österreich nunmehr an gemeinsamen Verhandlungen mit Rom nicht teilnahm, verstand sich ohnehin. Auch Bayern erklärte um die Wende der Jahre 1815 und 1816 seinen Entschluß, als katholische Macht selbständig bei der Kurie vorzugehen, und man weiß, welch klägliches Ende diese Selbständigkeit nahm in dem Konkordate vom Jahre 1817. Überdies hatte der Fürst-Primas Dalberg voreilig auf seine weltliche Macht verzichtet, und wer mochte Preußen verargen, wenn es den Primat dieses napoleonischen Satrapen nicht wiederherstellen wollte?

Also war nicht mehr zu denken an die volle Ausführung des Wessenbergischen Planes einer deutschen Kirche unter einem Primas und einer Nationalsynode. Die paritätischen Staaten, oder (wie Rom, der alten Tradition getreu, zu sagen liebte) die akatholischen Fürsten Deutschlands standen jetzt allein. Daß auch sie nicht zusammengingen, das ward bewirkt zum Teil durch die Schuld der oberrheinischen Staaten, zum Teil durch Preußens ablehnende Haltung, am meisten

aber durch die plötzliche Umwandlung der Kirche selbst und der kirchlichen Meinungen. Denn wunderbar hatte das Geschick den römischen Stuhl aus tiefster Entwürdigung zu den verwegensten Ansprüchen emporgehoben. Vor wenigen Jahren erst war Napoleons stolzes Wort erklungen, die Vermischung des Wohles und Wehes der Kirche mit den Interessen eines Staates vom dritten Range — „dieser Skandal" — sei zu Ende. Im Gefühle der Ohnmacht berief sich der Papst gegen die Tyrannei der Rheinbundsfürsten auf den, von ihm selber feierlich verworfenen, westfälischen Frieden; und von der deutschen Kirche, deren Bistümer bis auf vier verwaist waren, sagte Graf Spiegel: „Die Glaubenslehren abgerechnet, sei alles andere daraufgegangen." Nach solcher Not folgte plötzlich die triumphierende Rückkehr des Papstes in die heilige Stadt; der heilige Vater las die Messe an dem Altar St. Ignatius' von Loyola, und im Süden Frankreichs ward zu Ehren der alleinseligmachenden Kirche ein blutiger Glaubenskrieg gegen die Protestanten geführt. Die romantische Schule beherrschte die Höfe, und den Fürsten des heiligen Bundes durfte der fromme Fürst Hohenlohe sagen: Nicht mehr durch Waffen würden die Ideen der Revolution besiegt, die Erziehung gelte es zu wandeln, die Jugend zurückzuführen in den Schoß der Kirche!

Selbst die schweren Verluste der Revolutionszeit erwiesen sich jetzt als ein Sieg für die Kurie. Eine bewunderungswürdige Kraft des Duldens und des Harrens hatte Rom in den napoleonischen Tagen der Bedrängnis bewährt. Der Heiligenschein des Martyrtums war gewonnen, ein kleiner Teil des Klerus durch das Unglück vielleicht wirklich veredelt. Und vor allem, der deutsche Klerus war heimatlos geworden und durch die Säkularisation der geistlichen Staaten der römischen Partei in die Arme getrieben. Der heilige Stuhl wußte diese Niederlage ebenso geschickt auszubeuten, wie er später die vormals als die „feinste Verfolgung der christlichen Kirche" verworfene Freiheit aller Kulte für sich zu benutzen verstand. Wohl ertönte noch zur Zeit des Wiener Kongresses aus den Reihen des deutschen Klerus häufig das Verlangen nach einer deutschen Liturgie, und unter den Laien erhoben sich viele für die Abschaffung des Zölibats, für eine Nationalkirche oder für ein System der Staatsallmacht, dem der Geistliche nur als ein „höchst ehrwürdiger Staatsdiener" erschien. Aber das Gestirn Roms war im Aufsteigen, und zum Niedergange neigte sich die den Römlingen verhaßteste Schule der van Espen und Hont-

heim, die um „das goldene Kalb der Nationalität tanzte". Sehr verlassen, in Wahrheit, sah sich Wessenberg jetzt in der deutschen Kirche; fast allein die Liebe seiner Diözese zu der apostolischen Reinheit seiner Persönlichkeit hielt ihn aufrecht. Die scharfen Denker unter den Laien freuten sich zwar seiner Milde, wenn er in den Protestanten nur die „Kirche linker Seite" sah, und seiner Kühnheit, wenn er das Papsttum ein Gemisch von gesetzlichem Judentum und selbstgeschaffenem Heidentum nannte. Jedoch sie mußten seine Inkonsequenz belächeln, wenn er trotzdem „die maßlose Subjektivität" der ehrlichen Protestanten verwarf, und sie verharrten also in der alten Gleichgültigkeit gegen alle kirchlichen Dinge. Die Masse des Volkes natürlich, wo sie noch Sinn zeigte für die Kirche, war in der Hand der römischen Eiferer. Und unter dem Klerus — wo waren sie noch, jene stolzen altadligen reichsunmittelbaren Prälaten, welche dereinst zu Osnabrück den von Rom verdammten Frieden unterzeichnet, zu Ems die Unabhängigkeit der Erzbischöfe verfochten hatten?

Seine einzigen mächtigen Bundesgenossen mußte Wessenberg, bei der Kälte der öffentlichen Meinung, auf der Seite der Regierungen suchen. Und die oberrheinischen Staatsmänner allerdings huldigten der Lehre des Episkopalsystems. Wangenheim stand in dieser Frage, wo die Grillen der Naturphilosophie ihn nicht beirrten, fest auf dem Boden der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, welcher doch die mütterliche Erde seiner Bildung blieb. Ohne tiefere Kenntnis dieser Verhältnisse, ließ er sich leiten durch den Rottenburger Domdekan Jaumann und einen vormaligen Domherrn, Schmitz-Grollenburg, zwei eifrige Josephiner, welche die Kirche nur im Zustande tiefster Demütigung gekannt hatten und den neuen Aufschwung der Macht Roms nicht begriffen. Einen schweren Mangel an historischem Sinne verrieten diese Männer der josephinischen Aufklärung, wenn sie die im fünfzehnten und zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von der deutschen Nation wider Rom erhobenen Gravamina jetzt noch durchzusetzen hofften, nachdem längst die Reformation vollzogen und die Absonderung der Nationen eine Wahrheit geworden war. Und noch bedenklicher verkannten sie die wirkliche Lage, wenn sie in jedem Bischof jetzt noch einen Verbündeten des Staates gegen Rom zu finden hofften und der Bewegung, welche Wessenbergs Diözese erfüllte, eine große historische Bedeutung zuschrieben. Von dem stolzen, unbeugsamen Willen der Kurie hatten sie keine Ahnung. Wangenheim betrieb mit Feuereifer die Ernennung

Wessenbergs zum Bischof von Rottenburg und zweifelte nicht, Rom werde zustimmen. Der nassauische Bevollmächtigte, ein katholischer Geistlicher Koch, verheiratete sich während der Beratungen mit einer Protestantin. Bestürzt entfernte man den unbequemen Mann, aber man fragt sich nicht, ob der römische Stuhl ein Werk annehmen durfte, wobei ein abtrünniger Priester die Hand im Spiele gehabt.

Preußen, das bereits die Zukunft seiner katholischen Kirche in Niebuhrs Hände gelegt, ging andere Wege. Alle glänzenden Vorzüge und alle Fehler Niebuhrs zugleich sträubten sich wider jede Gemeinschaft mit den Staatsmännern des Oberrheins. Mit überlegener Sicherheit erkannte er, wie schwache Stützen das Episkopalsystem in dem deutschen Klerus fand. In der Tat, der kühne Gedanke einer Nationalkirche ließ sich allein verwirklichen entweder durch eine kraftvolle nationale Staatsgewalt, die dem zersplitterten Deutschland fehlte, oder durch eine tiefgehende religiöse Aufregung der deutschen Katholiken, welche damals offenbar nicht vorhanden war. Eine solche Bewegung aber, wenn sie je begänne, würde, bei der tief innerlichen Richtung unseres Volkes, sich nimmermehr begnügen mit einer Reform der Kirchenverfassung allein. Auch stand Niebuhr, in seinem Hasse gegen die Revolution, den Ultramontanen doch näher als der josephinischen Aufklärung. Dazu kam sein persönlicher Widerwille, ja seine ungerechte Härte gegen die Führer der nationalkirchlichen Partei, endlich die Geringschätzung des Preußen gegenüber „einer ziemlich langen Reihe von Landesherrschaften, welche nicht den achten Teil der deutschen Katholiken umfassen". Diese Beweggründe wirkten zusammen, und Preußen antwortete verneinend auf den überdies in sehr anmaßender Form gestellten Vorschlag gemeinsamer Verhandlungen mit Rom.

So blieben die Bruchstücke des „reinen Deutschlands" allein. Während Wessenberg seinen kühnen Gang nach Rom machte, um sich zu rechtfertigen vor dem Papste, und die Streitschriften dieses „deutschen Kirchenstreites" in alle Sprachen der Welt übersetzt wurden, eröffnete Wangenheim zu Frankfurt am 24. März 1818 die Konferenzen der oberrheinischen Staaten. Er durfte nachhaltiger Unterstützung versichert sein, denn unter den Abgeordneten fand er nur Gesinnungsgenossen, so die alten Freunde vom Bundestage, Lepel und Harnier. Unter allgemeiner Zustimmung erklärte er das Episkopalsystem für das einzig heilsame, verlangte Landesbistümer, deren Grenzen jeder Staat selbst bestimme, und berief sich in allen zweifelhaften Fällen auf das josephi=

nische Kirchenrecht. Nach diesen Grundsätzen ward ein organisches Gesetz entworfen, das von dem heiligen Stuhle binnen einer bestimmten Frist ohne Abänderung anzunehmen sei. Wie mochte man glauben, von Rom durch ein so rücksichtsloses Verfahren irgendetwas zu erlangen? Und welche wunderliche Überschätzung der Macht der Mittelstaaten, wenn Wangenheim jetzt Preußen um „die Leitung und Förderung" der Unterhandlung mit Rom bat, nachdem ihre leitenden Grundsätze ohne Preußens Mitwirkung festgestellt waren! Natürlich versprach Preußen bloß das Unternehmen zu fördern. Trotzdem hegte Wangenheim rosige Hoffnungen, sah in seinen Vorschlägen die Magna Charta der deutschen katholischen Kirche und dachte die Angelegenheit zur Bundessache zu machen, damit Bayern sich wieder befreie von seinem unseligen Konkordate — während doch jeder halbwegs Kundige wußte, wie sehr die mächtigste Partei am Münchener Hofe von dieser Demütigung des Staates vor dem heiligen Stuhle befriedigt war.

Was Niebuhr scharfblickend vorausgesagt, geschah. Die Gesandten der oberrheinischen Staaten traten in Rom so schroff und mißtrauisch auf, daß Kardinal Consalvi fragte, ob man den Papst für einen Türken halte, und — mußten endlich unverrichteter Sache wieder abreisen. Und nochmals erfüllte sich eine Weissagung Niebuhrs. Die Erwartung der oberrheinischen Staatsmänner, die deutsche Geistlichkeit würde mit den Staaten vereint gegen Roms Willen die neue Kirchenverfassung einführen, erwies sich als verkehrt, und doch fehlte den Deutschen die napoleonische Härte, um mit einem „votre conscience est une sotte" den Klerus zu zwingen. Sie mußten den gröbsten Übermut der Kurie ertragen, mußten anhören, wie Rom an protestantische Fürsten schrieb: „Die Feinde der Religion, um ihre gottlosen Absichten zu erreichen, haben angefangen, den Primat des römischen Bischofs von allen Seiten zu bekämpfen." Endlich begnügten sich die Staaten mit jenem bescheidenen Ziele, worauf Niebuhr von vornherein seine Absicht beschränkt hatte. Man verzichtete auf einen Vertrag mit Rom über die Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt und erwartete nur noch eine päpstliche Zirkumskriptionsbulle, welche den Umfang der Landesbistümer der neugegründeten oberrheinischen Kirchenprovinz bestimmen sollte. Aber diese Bulle selbst sollte zu einer neuen Niederlage für die Mittelstaaten werden. Sie hatten nicht bemerkt, daß eine verhängnisvolle Neuerung durch die Bulle eingeführt war. Nicht die katholischen Einwohner der Diözesen, sondern das gesamte Gebiet der Bistümer,

also auch die darin wohnenden Protestanten, waren der bischöflichen Gewalt unterworfen. Mit anderen Worten: fünf neue Missionsbistümer waren unbemerkt in Deutschland gegründet, mit allen jenen gefährlichen Rechten, welche den Missionaren gegen die Akatholiken — Ketzer und Heiden — zustehen! Hierauf versuchten die Staaten, selbständig die Rechte der staatlichen Kirchenhoheit durch eine Kirchenpragmatik zu sichern. Sie war in rein bureaukratischem Geiste gehalten, da Wangenheim und seine Gefährten irgend eine Neigung für die katholische Kirche nicht kannten, ja (ein wunderlicher Anachronismus!) ihre paritätischen Staaten als den Keim eines neuen Corpus evangelicorum ansahen. Über diese Kirchenpragmatik währte der Hader mit Rom weit über Wangenheims Wirksamkeit hinaus. Er ist nie zu einem von beiden Teilen anerkannten Austrage gelangt. Der von Wangenheim mit so großer Hoffnung begrüßte „deutsche Kirchenstreit" endete mit der Vertreibung Wessenbergs aus seinem Bistume. Der unverwüstliche Weltsinn der modernen Menschen hatte nicht vermocht, sich auf die Dauer für den wohlmeinenden Kirchenfürsten zu erwärmen.

Auf Wangenheim, als den Vorsitzenden in den Konferenzen der oberrheinischen Staaten, fiel jedes Lob und jeder Tadel, obgleich er zumeist nur den Fingerzeigen seiner josephinischen Genossen folgte. Sehr arge Fehler offenbar hatte er in seinem kecken Selbstvertrauen auf diesem ihm fremden Gebiete begangen. Dennoch dürfen wir die bureaukratische Überhebung der Mittelstaaten gegen die Kirche nicht allzu hart beurteilen, diese Notwehr der Schwachen gegen eine Weltmacht, welche noch immer das Wort nicht vergessen hat: „Deutschland, Deutschland ist der Feind!" In der Tat blieb der Zustand der oberrheinischen Kirchenprovinz erträglich, bis durch den Kölner Bischofsstreit die Macht des Ultramontanismus aufs neue gewaltig anwuchs. Ein ehrenhafter, einträchtiger Sinn war unverkennbar unter den Tagenden lebendig. Das bewies namentlich ein wichtiges Zugeständnis, welches Wangenheim der deutschen Fürsteneifersucht entrang. Darmstadt gab das uralte Mainzer Erzbistum auf, Württemberg stellte seinen königlichen Landesbischof unter den großherzoglichen Erzbischof in Freiburg und hörte ruhig den Spott der Metternichschen Partei über solche ideologische Staatskunst. So war in diesem einen Falle der Versuch einer Gruppenbildung nicht gänzlich gescheitert.

Dies Zusammenhalten gerade ward von dem Fürsten Metternich gefürchtet. Die weitverzweigte Tätigkeit der verbündeten deutschen

Mittelstaaten tritt in die rechte Beleuchtung erst, wenn wir sie verstehen als ein Glied in der großen Kette der europäischen Opposition wider die Weltherrschaft der heiligen Allianz. Noch während der Wiener Ministerkonferenzen war jener von Thomas Moore jubelnd begrüßte „Sonnenstrahl aus Süden" erschienen, der „den Eispalast des heiligen Bundes" zerschmelzen sollte. Und mit dem Dichter schlugen alle edeln Herzen freudig jener großen Bewegung entgegen, die jetzt von Portugal bis Griechenland alle Länder des Südens durchraste. In Deutschland mußte das romantische Halbdunkel des Teutonentums der hellen Einsicht weichen, daß der Kampf der Völker der Gegenwart um freie Staatsformen ein gemeinsamer ist, und bis heute verkünden die aus diesen romanischen Revolutionen herübergenommenen Schlagworte des Parteilebens — der Name des „Liberalismus", der „Schmerzensschrei" u. a. — wie stark und nachhaltig die heilsame, aufrüttelnde Wirkung dieser Stürme auf Deutschlands müde öffentliche Meinung gewesen. Unter dem schreckenden Eindruck dieser großen Kunde vertagte Fürst Metternich vorläufig in Wien seine kühnsten Pläne zur Knechtung Deutschlands und wandte seine gesammelte Kraft den europäischen Fragen zu. Die Reunion von Troppau verfaßte das Manifest des heiligen Bundes wider die „tyrannische Macht der Rebellion und des Lasters", und Fürst Metternich entwickelte seinen Plan, den heiligen Bund zu einer ähnlichen permanenten österreichischen Polizeibehörde für Europa fortzubilden, wie der Bundestag für Deutschland war. Die Mittelstaaten erkannten das Verderbliche dieser zur Polizei herabgesunkenen Politik, sie fühlten, daß eine solche Knechtung der Völker zugleich eine Mediatisierung der Fürsten sei. Doch leider war Wangenheims unerschrockener Liberalismus ohne zuverlässige Bundesgenossen. An dem von Parteien zerrissenen Stuttgarter Hofe stritten sich fortwährend um die Oberhand der bureaukratische Hochmut gegen den Landtag und das dynastische Selbstgefühl, das den Großmächten sich nicht beugen wollte. Im bayrischen Ministerium saß Wangenheims liberaler Freund Lerchenfeld neben jenem Rechberg, den Wangenheim also vortrefflich schilderte: „Er vergißt die Angst vor den Großmächten, wenn ihm Metternich das Schreckbild der Revolution im Spiegel zeigt." Sogar die badischen Staatsmänner Berstett und Blittersdorff dachten damals auf Augenblicke an einen Bund zur Sicherung der Kleinstaaten, zuletzt überwog in Karlsruhe doch der Haß gegen die Stuttgarter Ideologen. An solcher Uneinigkeit und an der natürlichen Zagheit der Ohnmacht brachen

sich Württembergs Versuche, einen Gegenkongreß der Kleinen in Würzburg zu versammeln. Ununterbrochen indes erklangen die Beschwerden des „gewissen deutschen Staates“ (wie die mißhandelten Zeitungen sich ausdrücken mußten) gegen die Willkür der großen Mächte, und als England eine schüchterne Verwahrung gegen das Troppauer Rundschreiben einlegte, dankte Württemberg in überschwenglichen Worten dem Kabinett von St. James. König Wilhelm sprach offen vor dem preußischen Gesandten, ein jeder müsse Herr in seinem Hause sein. Wangenheim rief ungescheut, jetzt beginne der Kampf des konstitutionellen Systems gegen den Absolutismus.

Englands Protest blieb ebenso unbeachtet wie die Verwahrung des Papstes und Toskanas gegen den Durchmarsch der österreichischen Truppen. Die Österreicher übernahmen den Schergendienst für Ferdinand von Neapel. Auf der zweiten Reunion des heiligen Bundes zu Laibach verkündete ein Manifest der Welt die frohe Botschaft, daß Gott die Gewissen der Rebellen mit Schrecken geschlagen, und behauptete den Beruf der großen Mächte, Europa vor Anarchie zu schützen. Die Verkündigung ward dem Bundestage mitgeteilt, und mit verhaltenem Ingrimm stimmten Wangenheim und seine Freunde dem Antrage des österreichischen Gesandten zu, der deutlich wie kein anderer die Lage der Dinge aufdeckte. Deutschland lag adorierend zu den Füßen des Wiener Hofes und stammelte die Reden byzantinischer Eunuchen. Der Gesandte beantragte: „Ihren K. K. Majestäten die Versicherung unseres ehrfurchtsvollsten Dankes für diese Mitteilung mit der ehrerbietigsten Versicherung angenehm zu machen, daß wir einhelligst in ihren Inhalten das schönste Denkmal tief verehren, welches diese erhabensten Souveräne Ihrer Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe zum bleibenden Troste aller rechtlich Gesinnten setzen konnten.“ Befriedigt von diesem „Siege des Rechts über das leidenschaftliche Treiben der Friedensstörer“ ernannte Kaiser Franz seinen Minister zum Staatskanzler.

Indessen ward die Lage der Opposition von Tag zu Tag unsicherer. In München überwog mehr und mehr der Einfluß Rechbergs, und als der bayrische Bundestagsgesandte, Wangenheims Freund Aretin, starb, ward er durch einen dem Wiener Hofe angenehmen Mann ersetzt. Kaum wagte noch einer den positiven Plan des „Bundes im Bunde“ zu verfechten; ein Glück, wenn es nur gelang, die Angriffe Österreichs abzuwehren. In solcher verzweifelten Stimmung ließ Lindner abermals eine pseudonyme Denkschrift erscheinen: „Über die Lage Europas“

(Anfang 1822) — ein Pamphlet, schlau berechnet auf die persönlichsten Neigungen des Königs von Württemberg. Nicht von der Repräsentativverfassung kommt uns das Heil, „unter deren Schutze die Redekünstler nach Brot gehen". An das Naturgesetz vielmehr müssen wir uns halten, „das den höheren Genius zum Regenerator der Gesellschaft beruft". Der „deutsche Bonaparte" wird „den Genius der Bundespolitik" verstehen, durch eine einzige männliche Erklärung am Bundestage die öffentliche Meinung für sich gewinnen und, getragen von der Begeisterung der Nation, das Stabilitäts- und das Repräsentativsystem zugleich stürzen! — Dem Wiener Hofe schien das Machwerk so wichtig, daß Gentz dasselbe in einer meisterhaften Denkschrift mit überlegenem Hohne widerlegen mußte und dies Memoire mit einer österreichischen Zirkulardepesche an alle Höfe gesendet wurde. Der deutsche Bonaparte aber — ließ, um seine harmlose Unschuld zu beweisen, die Gentzische Denkschrift in seiner Stuttgarter Hofzeitung abdrucken! Bis zu dieser äußersten Ratlosigkeit also waren die Männer der Triaspolitik herabgekommen, daß sie durch große Worte heroische Entschlüsse in einem Manne, der kein Held war, zu entzünden dachten, wie man dasselbe im Jahre 1863 mit König Max II. von Bayern versuchte! Solche Täuschung über die Begabung eines Mannes läßt sich vielleicht verzeihen; verwerflich aber und bezeichnend für die Politiker der Kleinstaaten war der erstaunlich rasche Wechsel der Meinung. Freilich, wer mit Faktoren rechnet, die nicht existieren, dem fällt leicht, seine Überzeugung auszuziehen wie ein vernutztes Kleid. Auch Wangenheim fand es jetzt geraten, beschwichtigende Worte zu reden. Er schrieb in das wichtigste Organ des deutschen Liberalismus, in Murhards politische Annalen, einen geschraubten Aufsatz zum Lobe der heiligen Allianz. Reiche Bewunderung zollt er hier dem Zaren, dessen Beistand noch immer die geheime Hoffnung des Stuttgarter Hofes war. Eine auf christlichen Grundgedanken ruhende Allianz könne nimmermehr dem Volksrechte gefährlich werden; nicht Mißtrauen gegen ihre Stifter halte England von ihr fern, sondern der Materialismus jener englischen Handelspolitik, welche „den Wohlstand nach harten Talern berechne"!

Die unentschlossene Schwäche der Mittelstaaten gegenüber dem gewaltsamen Vorschreiten des Systems der Intervention rächte sich schwer, als die Gefahr nunmehr dem deutschen Boden näher rückte. Die dritte Reunion der Allianz trat zusammen, und wer in der Stickluft dieser unseligen Tage sich noch ein freies Herz bewahrt, sah mit Ekel auf die

üppigen Feste von Verona. Byron mahnte den weißen Zaren, heimzukehren und die Baschkiren zu waschen und zu scheren, statt zu tanzen auf den rauchenden Trümmern des Völkerglücks. Man wußte an den kleinen Höfen, daß Metternich hier seine Pläne gegen die süddeutschen Staaten zu verwirklichen dachte. Den König Wilhelm nannte eine geheime österreichische Denkschrift „einen in der Tat und Absicht entschiedenen Feind des deutschen Bundes". — Die unerwartete Wendung der europäischen Händel kehrte freilich die Spitze des Kongresses gegen Spanien. Indes enthüllte sich in den Beratungen über Spanien und Italien deutlich, was die Mittelstaaten am meisten erschrecken mußte: der wohldurchdachte Zusammenhang eines ganz Europa umfassenden Systems der Legitimität. Für Italien ward eine Zentraluntersuchungskommission wie die Mainzer vorgeschlagen. Fast mit den Worten der Wiener Schlußakte sagte man von dem Könige von Spanien: es sei ein Verbrechen, wenn ein Fürst freiwillige Opfer von seiner Autorität bringe; nur teilweis übertragen, nicht veräußern lasse sich die monarchische Gewalt. Die von Verona erlassene Zirkularnote der Ostmächte verlangte in dem Tone des Diktators „die treue und beharrliche Mitwirkung sämtlicher Regierungen", sagte den Mittelstaaten, mit unverkennbarem Hinweis auf Württemberg, „daß sie sich einer ernstlichen Verantwortung aussetzen, wenn sie Ratschlägen Gehör geben, die ihnen früher oder später die Möglichkeit rauben würden, ihre Untertanen gegen das Verderben zu schützen, welches sie selbst ihnen bereitet hätten"!

Zurückgekehrt aus Verona berief Metternich im Winter 1822 auf 1823 den Grafen Bernstorff und andere Getreue nach Wien und legte ihnen eine Denkschrift vor, — die Kriegserklärung des Wiener Hofes gegen Wangenheims Partei. Die süddeutschen Regierungen, hieß es darin, haben die demokratischen Elemente so um sich greifen lassen, daß binnen kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Regierungsform in ihren Händen zerfließen wird. Daß sie ohne äußeren Impuls sich wieder emporheben, ist nicht wahrscheinlich. Also — Einwirkung durch den Bund! Dazu aber sind nötig eine „vereinfachte" Geschäftsordnung und — andere Gesandte an der Bundesversammlung. „Gesuchte und kunstreiche Darstellungen individueller Ansichten, Debatten, wobei nur Eigenliebe und Persönlichkeit ihre Befriedigung finden, Abschweifungen in abstrakte Theorien, populäre Vorträge, Tribünen-Beredsamkeit, das alles muß aus dem Bundestage verbannt sein. Daß

die Idee einer Opposition in der Bundesversammlung nur aufkommen konnte, beweist hinlänglich, wie weit sie von ihrem ursprünglichen Berufe schon abgewichen sein mußte." Daher ferner geheime Protokolle, damit fürderhin nicht mehr „einzelne Gesandte" um die Gunst des Publikums buhlen, und damit die „unnützen Spöttereien über die unvermeidliche Geringfügigkeit" der Bundesverhandlungen ein Ende nehmen! Der also gereinigte Bundestag soll dann auf Anrufen der Einzelstaaten die deutschen Verfassungen so auslegen, „wie es das höchste der Staatsgesetze vorschreibt". Namentlich soll die verfassungsmäßige Öffentlichkeit der Ständeverhandlungen von Bundes wegen dahin ausgelegt werden, daß die Heimlichkeit die Regel bilde; denn gegenwärtig werden „die noch an Zucht und Ordnung gewöhnten Untertanen anderer deutschen Staaten" durch das Bekanntwerden der „empörendsten Maximen" tagtäglich aufgeregt. — Österreichs Absicht, die Verfassungsrechte der Deutschen auf das Maß der österreichischen Freiheit herabzudrücken, ließ sich nicht dreister aussprechen.

Den Mut zu diesem kecken Heraussagen gewann Metternich, weil er inzwischen lehrreiche Erfahrungen gesammelt hatte über die Verfassungstreue der kleinen Fürsten. Schon vor dem Veroneser Kongreß (September 1822) war Blittersdorff heimlich nach Wien gereist, um zu eröffnen, daß sein Herr sich dem k. k. Systeme anzunähern wünsche. Ein Gespräch Metternichs mit Berstett in Innsbruck vollendete diese Annäherung. Ähnliche Winke kamen vom bayrischen Hofe. König Max Joseph grollte seinen meisterlosen Kammern und hoffte von den Großmächten des changements favorables aux souverains. Ein Besuch des Fürsten Metternich in München belehrte ihn, daß hier noch nicht alles verloren war. — Den Schluß jener k. k. Denkschrift bildeten Vorschläge gegen „die Lizenz der Presse". Hier hatte Gentz seinem alten Grimme wider die liberalen Zeitungen die Zügel schießen lassen. Geendet werden muß „das halsbrechende Spiel", das manche Regierungen durch ihre strafbare Nachsicht gegen die Presse treiben. Darum Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit und direktes Einschreiten des Bundestages gegen drei Stuttgarter Blätter, die Neckarzeitung, den Deutschen Beobachter und die von Wangenheim begünstigten Murhardschen Annalen. — Aber von diesem Äußersten der Lüge wendete sich Graf Bernstorff angewidert ab. Er begann in maßvollen Formen einen ernsten und erfolgreichen Widerstand. Er verwarf jene beliebte „Auslegung" der süddeutschen Verfassungen

gänzlich, weil man, „was unbedingten Rechtens ist, mit demjenigen, was auf zweifelhaften oder schwachbegründeten Befugnissen beruht“, nicht verwechseln dürfe. Er tadelte die „leidenschaftliche Farbe“ jener Gentzischen Denkschrift über die Presse und bewirkte ihre Milderung*). Der Vorschlag einer neuen Geschäftsordnung wurde, nach Bernstorffs Rat, nicht als ein Antrag dem Bundestage vorgelegt, sondern lediglich der Instruktion für den neuernannten österreichischen Bundestagsgesandten eingefügt. Metternichs Liebling Münch-Bellinghausen sollte die Opposition in Frankfurt zu Paaren treiben, die Graf Buol nicht zu bändigen vermochte. Der Epuration des Bundestages stimmte der preußische Minister zu; Wangenheims Anwesenheit erschien, nach allem was geschehen, als eine Beleidigung gegen Preußen. Und schon drängte Metternich, der wackere Klüber müsse den preußischen Staatsdienst verlassen; sein deutsches Bundesrecht sei das „revolutionärste Buch, das seit langem erschienen“, sei die Quelle der Wangenheimschen Theorien.

In Verona hatte die immerdar schwankende Freundschaft der großen Mächte einen schweren Stoß erhalten. Noch mehr war sie gelockert worden durch die griechische Revolution, so daß englische Blätter von dem Kongresse von Verona trocken sagten, das werde die letzte Zusammenkunft der fünf großen Mächte gewesen sein. Angesichts dieser drohenden europäischen Verwicklungen mußte Österreich mit Sicherheit auf Deutschlands unbedingte Abhängigkeit rechnen können; ist doch unser Volk dem Hause Habsburg nie etwas anderes gewesen, als ein gleichgültiges Mittel für seine europäischen Pläne. Wie die Revolution in Neapel und Piemont, so sollte auch die bescheidene deutsche Reformpartei vernichtet werden.

Mit Spannung war Wangenheim diesen Ereignissen gefolgt, und längst schon sah er seinen Sturz voraus. War nicht bereits vor den Karlsbader Beschlüssen der weit harmlosere Gagern beseitigt worden? und hatte nicht König Wilhelm wiederholt seinen Bundestagsgesandten gegen die gröbsten Angriffe Österreichs in Schutz nehmen müssen? — Zuerst in Börnes Briefen aus Paris ist eine geheime Denkschrift vom Jahre 1822 veröffentlicht worden, welche dem österreichischen General Langenau zugeschrieben ward und seitdem als ein ruchloses Beispiel österreichischer Tücke in vielen deutschen Geschichtswerken geprangt hat.

*) Nach den Berichten Bernstorffs an König Friedrich Wilhelm (Wien, 21. Januar und 10. Februar 1823). Hdschr.

Sogar Gustav Kombst, der so viele Geheimnisse des Bundestages mit unwillkommener Hand entschleiert hat, wagte über ihren Verfasser nur Vermutungen. Wir wissen jetzt aus Wangenheims letzten Schriften, was schon damals dem scharfen Blicke Blittersdorffs nicht entging: diese Urkunde stammt aus der Feder des württembergischen Gesandten, und daß er solche Mittel nicht verschmähte, beweist die Erbitterung der Streitenden. Er legte darin dem österreichischen General den Plan in den Mund, zuerst Bayern für Österreich zu gewinnen und dann zur „Epuration" des Bundestages zu schreiten; denn wäre die Opposition in Frankfurt noch länger, so würden „die Völklein endlich an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten". „Alles ist gewonnen, wenn um seines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur einer rappelliert wird." Dann werden die anderen Bundestagsgesandten, „um sich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Posten zu befestigen, selbst dazu mitwirken, ihre Höfe den österreichischen, also auch den preußischen An- und Absichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus entgegenzuführen". Das boshafte Schriftstück ist ein glänzendes Probestück von Wangenheims burschikosem Übermut. Eine Note ähnlichen Inhalts war wirklich von Langenau nach Wien geschickt worden; befreundete Gesandte hatten warnend ihrem schwäbischen Genossen davon Kunde gegeben, und er antwortete mit rücksichtsloser Verhöhnung.

Was aber tat Württembergs Regierung? Der König ersuchte seinen von Verona zurückkehrenden Schwager um eine persönliche Unterredung. Doch ihm gelang nicht, den nunmehr wieder gänzlich für die Sache der Legitimität gewonnenen Zaren auf seine Seite zu ziehen. Wintzingerode schrieb jetzt nach vergeblichen Gegenvorstellungen auf des Königs ausdrücklichen Befehl die berufene Zirkularnote vom 2. Januar 1823 zur Wahrung der Rechte der Mindermächtigen. Er nannte die Großmächte kurzweg „Erben des Einflusses, den Napoleon sich in Europa angemaßt", und fuhr fort: „Verträge abgeschlossen, Kongresse zusammenberufen im Interesse der europäischen Völkerfamilie, ohne daß es den Staaten des zweiten Ranges gestattet ist, ihre besonderen Interessen zu wahren; die Formen selbst, unter welchen man sie zu den Verträgen zuläßt und ihnen die Beschlüsse der überwiegenden Mächte zu erkennen gibt — diese verschiedenen Neuerungen in der Diplomatik rechtfertigen wenigstens einen ausdrücklichen Vorbehalt zugunsten der Rechte, die jedem unabhängigen Staate unveräußerlich zustehen." An Keckheit ließ diese Sprache nichts zu wünschen übrig. Und die unaus-

rottbare Begriffsverwirrung der Mittelstaaten kehrte wieder, wenn der Minister dann den deutschen Bund eine Macht ersten Ranges nannte, dessen Ganzes doch nimmermehr den Teilen nachstehen dürfe — während der Bund unzweifelhaft zu den Mächten zweiten Ranges zählt und die zwei Großmächte tatsächlich nicht seine Teile sind. Als dann das Veroneser Manifest dem Bundestage vorgelegt ward, und der russische Gesandte es mit den bedeutungsvollen Worten begleitete: „Die Nationen sind nur so lange ruhig, als sie glücklich sind, und niemals hat sich das Glück in der Bewegung gefunden" — da meinte sogar die zahme Augsburger Allgemeine Zeitung: „Eine genaue Beratung ist nötig, damit man sieht, die deutschen Bundesstaaten seien souveräne Staaten." Die österreichische Partei beantragte die übliche „dankbare Übereinstimmung mit den Ansichten und Maßregeln" der Großmächte. Wangenheim dagegen wollte sich boshaft mit einer Anerkennung der reinen Absichten begnügen, denn noch fehle die nähere Kenntnis der Verhandlungen von Verona, und — der Bund müsse Rücksicht nehmen auf seine Stellung zu allen auswärtigen Mächten. Von allen verlassen, enthielt er sich der Abstimmung.

Dann übernahm Münch-Bellinghausen den Vorsitz, und er verstand, bald durch gewinnende österreichische Gemütlichkeit, bald durch grobe Einschüchterungen, die Herrschaft im Bunde zu behaupten. Die Gedanken jener Wiener Denkschrift begannen sich zu verwirklichen, zunächst die Pläne wider den europäischen Skandal der württembergischen Presse, wie Gentz in seiner Denkschrift sagte. Vor allen hatte der Stuttgarter „Deutsche Beobachter" den Zorn der hohen Versammlung erregt durch einen Aufsatz über die Diplomaten. „Ungeachtet es scheinen könnte, als spräche der Bundestag hier in eigener Sache," erklärte der Ausschuß des Bundestages den Angriff auf „diese angesehene Klasse von Beamten für unverträglich mit dem monarchischen Prinzip und mit der Sicherheit der Bundesstaaten". Das Blatt ward unterdrückt, Württemberg mit der Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt. Vergeblich verlangte Wangenheim Frist zur Einholung von Instruktionen. Der Geist, nicht der Buchstabe der Bundesgesetze sei entscheidend, meinte Münch; nur eine sofortige Unterdrückung werde die gewünschte moralische Wirkung äußern. Nach einigen Wochen mußte Wangenheim über die vollzogene Unterdrückung berichten, und Münch sprach darauf die Hoffnung aus, „diese Strafe werde die Zeitungsschreiber geregelter, die Zensoren vorsichtiger machen". Hier, am Ende seines Wirkens in

Frankfurt, berührte Wangenheim, körperlich leidend und tief niedergeschlagen, noch einmal jene Karlsbader Beschlüsse, deren übereilte Annahme sein ganzes Schaffen verdorben hatte. Er beklagte, daß der Bundestag die Karlsbader Protokolle — die notwendige Erläuterungsquelle für die Karlsbader Beschlüsse — gar nicht kenne, und fand es „wenigstens zweifelhaft", ob der Zustand des deutschen Volkes, das „nie von der Bahn der Treue und des Gehorsams gewichen", die Fortdauer dieser Beschlüsse fordere. Das war das letzte Aufflackern der Opposition am Bunde. Schon hatte Fürst Metternich begonnen, die Weissagung der Langenauschen Note zu erfüllen. Jene scharfe Antwort Wintzingerodes auf das Manifest von Verona war durch die Vermittlung des Bundestagsgesandten in französischen Blättern veröffentlicht worden. Die Ostmächte verlangten entschieden Genugtuung, die Gesandten von Österreich, Preußen und Rußland verließen Stuttgart. Graf Wintzingerode erkannte jetzt, daß es geboten sei einzulenken; den Großmächten längst verhaßt, lud er jetzt auch den Haß der Liberalen auf sich. So wurde endlich erreicht, was der russische Gesandte Anstett noch kurz zuvor umsonst bei König Wilhelm in persönlichem Zwiegespräch durchzusetzen versucht hatte: Wangenheim ward abberufen (Juli 1823), und man nahm sein Gutachten über die westfälischen Domänenkäufe (jene gefährliche Theorie vom „ewigen Staate") zum Vorwand. Umsonst bat der Gesandte, man möge ihm diese Beschimpfung ersparen und ihn selber um seinen Abschied bitten lassen. Er hatte diese Bitte nicht gestellt, da es noch Zeit war; jetzt ließ man ihn fallen. In seiner ritterlichen Ergebenheit gegen den König erklärte er in den Zeitungen jenen Vorwand seiner Abberufung für die wirkliche Ursache, und man begreift, welchen Zorn unter den Staatsmännern des Bundestages dies undiplomatische öffentliche Auftreten, diese „Appellation an die sogenannte öffentliche Meinung" hervorrufen mußte. So geheim wußte die österreichische Partei den Hergang zu halten, daß selbst ein Nahestehender wie Stein von der Wahrheit nichts ahnte und dem Entlassenen seinen willkürlichen Austritt in herben Worten vorwarf. Es war die höchste Zeit, daß der König die Abberufung seines Gesandten genehmigte. Verzögerte er sie noch länger, so war man in Wien entschlossen, eine der zahlreichen Taktlosigkeiten Wangenheims, welche die geheime Polizei getreulich einberichtet, zu benutzen und den verhaßten Mann durch eine öffentliche Beschämung zu stürzen. Il sera tué à la diète, schrieb Fürst Metternich einem Freunde.

Was verschlug es, daß der König noch im selben Jahre, den Großmächten zum Trotz, in einer geharnischten Thronrede das Vertrauen seines geliebten Volkes die sicherste Stütze seines Thrones nannte? Fast gleichzeitig erfolgte die Abberufung der getreuesten Genossen Wangenheims, der beiden hessischen Gesandten Lepel und Harnier. Auch Wintzingerode ward entlassen und rächte sich durch einen anonymen Zeitungsartikel, der aus eigener Erfahrung das Verdammungsurteil über die unklare, frivole und — vor allem — ohnmächtige Opposition der Mittelstaaten in den Worten zusammenfaßte: „Abschaffung des Ministeriums des Auswärtigen; dann gibt es keine Zirkularnoten, die für nichts und wieder nichts so viel Lärm machen, die Regierung kompromittieren und den Staat gefährden." Wangenheims Nachfolger, der Freiherr von Trott, hatte seine Lust daran, die beiden Herrscher des Bundestages, den gewandten Münch und den plumpen Preußen Nagler, gelegentlich durch boshaften Widerspruch zu kränken; eine nationale Oppositionspartei zu leiten kam dem vormaligen Präfekten König Jeromes nicht in den Sinn. Im Sommer 1824 zog dann Metternich bei einem Besuche in Tegernsee den bayrischen Hof gänzlich zu sich hinüber, die Verlängerung der Karlsbader Ausnahmegesetze und die Geheimhaltung der Bundesprotokolle ward am Bunde beschlossen. Unangefochten bestand fortan jenes System allmächtiger und allgegenwärtiger polizeilicher Aufsicht, welches einen scharf beobachtenden nordamerikanischen Staatsmann, Everett, in diesen Jahren zu der trockenen Bemerkung veranlaßte: In den milderen Despotien Hinterasiens ist die persönliche Freiheit der Einwohner ohne Zweifel minder beschränkt als in Deutschland. Die österreichischen Staatsmänner fanden „den sittlichen Zustand der gefährlichen Mittelklassen wesentlich gebessert", und die Lehre von dem liberalen „Bunde im Bunde" schien vernichtet. Da Murhards Annalen diesen Theorien jetzt noch predigten, konnte Gentz in sein Tagebuch die verachtenden Worte schreiben: „Kann vergessen werden, da keine Gefahr ist, daß sie die deutschen Höfe gewinnen könnte." Und da sein ängstliches Gemüt also von einer schweren Sorge entlastet war, so spottete er selbst der Angst der letzten Jahre und schrieb als „haruspex ad haruspicem" an Adam Müller über die polizeilichen Maßregeln gegen die Demagogen: „Betrachten Sie dergleichen mehr als unschuldige Gemütserheiterung für den deutschen tiers-état!"

Unterdessen hatte sich Englands Handelspolitik gänzlich von dem Bund der Ostmächte getrennt. Den Doktrinen der Intervention stellte

Georg Canning seine insularische Staatskunst entgegen, die nicht zu glänzen sucht durch Einmischung in armselige häusliche Händel anderer Länder, sondern den Quell ihrer Stärke zu Hause findet in der Eintracht zwischen Volk und Regierung, zwischen Parlament und Krone. Und in denselben Jahren, da die Revolution in Spanien und Italien gebändigt, der deutsche Volksgeist aufs neue geknebelt schien, erstand in den Freistaaten Südamerikas eine jugendliche, unanfechtbare demokratische Macht, legte die Befreiung Griechenlands die Axt an die Wurzel des heiligen Bundes, und Canning rief sein triumphierendes „novus saeclorum nascitur ordo“.

Es war ein unmögliches Unterfangen und zugleich ein jammervoller Beweis für die Unnatur der Bundespolitik gewesen, daß ein geistreicher Mann versuchen konnte, in einem Diplomatenkongresse eine Oppositionspartei zu bilden, welche sich lediglich stützte auf die persönliche Gesinnung abhängiger Gesandten. Der Entlassene zog nach Dresden, lebte dort in regem geselligem Verkehr mit geistreichen Menschen, erzog seine Kinder selbst und versenkte sich wieder in wissenschaftliche Arbeiten und in die Spielereien der Naturphilosophie: eine Somnambule trieb zu Zeiten ihr Wesen in seinem Hause. Durch lange Jahre hat er an einem unförmlichen Werke über Republik und Monarchie gearbeitet, das nie erschienen ist. Nachher siedelte er nach Koburg über, und an so manchem Nachmittag sah man dort den stattlichen alten Herrn hinüberwandern nach dem lieblichen Landsitze Friedrich Rückerts. Bei dem Freunde fand er, was sein Herz begehrte: edeln Freimut, warme Vaterlandsliebe, geistvolle Deutung jener Fabelwelt des Morgenlandes, die seinen phantastischen Hang immerdar reizte, endlich frohe Erinnerungen an die Zeit des schwäbischen Verfassungskampfes, welche die beiden als treue Genossen mitsammen durchlebt hatten.

Da erfreute ihn nach Jahren plötzlich ein Zeichen der Teilnahme aus der alten Heimat. Ein schwäbischer Wahlkreis wünschte ihn zum Abgeordneten zu wählen für den Landtag vom Jahre 1833. König Wilhelm, der alten Freundschaft eingedenk, bestätigte ihm auf seine Bitte das Staatsbürgerrecht, dessen Besitz dem „Ausländer“ nicht sicher war, und da überdies die Stadt Ehingen ihm ihr Ehrenbürgerrecht verlieh, so schien alles in Ordnung. Aber der offenherzige Mann legte seinen Wählern sein politisches Programm vor und verwarf darin allerdings, als ein Mann der rechten Mitte, wie er mit Stolz sich nannte, die Rotteck-Welckersche Schule mit ihren „überspannten, aus

bloßen Verstandesbegriffen abgeleiteten Forderungen"; noch weit entschiedener jedoch trat er dem „von einer verblendeten Aristokratie geleiteten Absolutismus" entgegen. Als den Urheber der herrschenden Aufregung bezeichnete er den Bundestag, der „die Zivilisation rückwärts treibe". Mit vollem Rechte, denn in den jüngsten Jahren war der Bundestag noch tiefer gesunken. Abermals kam über Deutschland eine Zeit wie jene der Karlsbader Beschlüsse. Das Wiener Kabinett begann sich von dem Schrecken zu erholen, dem es nach der Julirevolution verfallen war; die polnische Erhebung neigte sich zum Ende, und bald erklang durch den Weltteil das höhnische: l'ordre règne à Varsovie. Jetzt fand man in Wien den Mut, sich gegen die Nachwirkungen der Juliwoche zu erheben. Sachsen und Kurhessen wurden von Wien aus vermahnt, ihre neu gegründeten Landtage in strenger Zucht zu halten; in Baden schritt der Bundestag ein und vernichtete das neue Preßgesetz; die verhaßte Freiburger Hochschule mußte durch die Absetzung Rottecks und Welckers ihres Glanzes entkleidet werden. Allen konstitutionellen Staaten zugleich galt dann der berüchtigte Bundesbeschluß vom 28. Juli 1832, welcher die deutschen Landtage einer fortwährenden Aufsicht durch den Bund unterwarf, ihr Steuerbewilligungsrecht wie ihre Redefreiheit beschränkte. Ringsum in Europa fand der Ruf der Entrüstung, den die mißhandelte Nation erhob, lauten Widerhall. Im Parlamente fragte Henry Lytton Bulwer, „ob je eine solche Verletzung der heiligsten Versprechungen erhört worden?" Und dies „in dem Geburtslande der Freiheit, in dem Lande Luthers, wo die Freiheit des Gedankens immer das Losungswort gewesen ist, das das Volk zum Siege führte"! — Offenbar konnten konstitutionelle Minister jenen Bundesbeschluß nicht ohne klare Pflichtverletzung annehmen. Seit die Opposition im Bundestage zersprengt war, befolgten sämtliche konstitutionelle Mittelstaaten jenes bequeme jesuitische Schaukelsystem, welches bald am Bunde eine Stütze gegen die Stände, bald am Landtage einen Anhalt gegen den Bund suchte. Gerade jetzt zitterte König Wilhelms Regierung vor dem Augenblicke, wo sie der erbitterten Volksvertretung Rede stehen sollte wegen der jüngsten Bundesbeschlüsse.

Mit jener Ansprache also schlug sich Wangenheim zur Opposition, und von Stund' an erklärte sich die Regierung gegen seine Wahl. Noch einmal sollte er den Unsegen des alten Verfassungskampfes erfahren. Wir entsinnen uns, wie dieser Streit endlich durch die übereilte Annahme eines königlichen Entwurfs beendigt wurde. In der so leicht-

fertig geschaffenen Verfassung fanden sich zwei Paragraphen mit widersprechenden Bestimmungen über die Frage, ob der Gewählte im Königreiche wohnen müsse. Grundes genug für die Regierung, um Wangenheims Wahl als ungültig anzufechten, und sie gewann endlich dafür eine schwache Mehrheit in der Kammer. Die heftigen Debatten waren ein Triumph für Wangenheim, sie offenbarten, daß dieser herrliche Stamm den Wert des gehaßten „Fremden" jetzt zu schätzen wußte. Nicht bloß die Minister — darunter Wangenheims weltklügerer Schüler Schlayer — beteuerten scheinheilig ihr Bedauern über die Ungültigkeit der Wahl. Alle Parteien wetteiferten in dem Lobe des wackeren Mannes, und sein alter Gegner Uhland sprach: „Gibt es nicht auch ein geistiges Heimatsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Angedenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde?"

Noch während dieser Handel schwebte, legte Wangenheim sein politisches Glaubensbekenntnis nieder in der umfänglichen Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim." Hier schildert er sein Leben mit Worten, welche lebhaft an sein eigenes Wort gemahnen: „Die Naivität ist die Zwillingsschwester des Talents." Dann wagt er sich an die erste Prinzipienfrage, welche damals die gesamte Presse beschäftigte, an die Frage, ob jener den Landesverfassungen widersprechende Bundesbeschluß vom 28. Juli rechtsgültig sei. Die tiefe Verlogenheit unseres Rechtszustandes offenbarte sich schrecklich in jenen Tagen. Die Regierungen von Württemberg und anderen Mittelstaaten verkündeten jenen Bundesbeschluß mit dem Beisatze, damit sei keine Verletzung der Landesverfassung beabsichtigt; darauf erklärte der Bundestag seinerseits, mit jenem Beisatze sei keine Verletzung des Bundesbeschlusses beabsichtigt! So drehten sich die Regierungen im Kreise — und gleich ihnen die Publizisten. Wangenheim bewies zwar schlagend das Recht der Kammern, die Minister wegen der den Bundestagsgesandten erteilten Instruktionen zur Verantwortung zu ziehen, und damit „die Möglichkeit einer gesetzlichen Einwirkung der Landtage auf den Bundestag". Aber wenn er dann kurzweg behauptete, jeder Bundesbeschluß sei unverbindlich, der einer Landesverfassung widerspreche, so war dies klärlich eine petitio principii. Feste rechtliche Grundsätze über die Grenzen der Bundesgewalt hat weder er gefunden, noch Reyscher, Paul Pfizer, H. K. Hofmann oder irgend ein anderer der vielen, welche mit

ihm gegen die jüngsten Bundesbeschlüsse zu Felde zogen. Und in Wahrheit, diese Rechtssätze sind unfindbar, denn die Bundesgesetze bilden ein geistloses Gemisch bundesstaatlicher und staatenbündischer Rechtslehren und stehen mit sich selber wie mit den vorher und nachher erschienenen Landesverfassungen in einem schlechterdings unversöhnlichen Widerspruche. — Angehängt war dem Werke ein Versuch über die Unmöglichkeit moderner Freistaaten, wozu Altmeister Eschenmayer die Einleitung geschrieben. In der alten doktrinären Weise ward hier die monarchische Gewalt als der indifferentiierende Punkt inmitten der sozialen Gegensätze bezeichnet und den Freistaaten die wunderliche Fabel nachgesagt, daß in ihnen die Staatsmänner keinen besonderen Stand bilden könnten.

Wangenheim erlebte noch den nächsten Wendepunkt der deutschen Geschicke, den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. und das schüchterne Einlenken Preußens in den Weg der Reformen. Die deutsche Revolution brach an, und der hochbejahrte, schon des Atems fast beraubte Mann bewahrte noch das alte Selbstgefühl, „fühlte sich berufen" — so lauten seine Worte! — „den Weg zu zeigen, wie aus den Wirrnissen der Gegenwart herauszukommen sei". Es lohnt der Mühe nicht, die beiden weitschweifigen Schriften näher zu betrachten, welche diesen Weg weisen sollten: „Österreich, Preußen und das reine Deutschland" und „Das Dreikönigsbündnis und die Politik des Herrn v. Radowitz". Ein Jammer fürwahr, wie in dem Elend der Kleinstaaterei unsere Staatsmänner zuchtlos und ohne die Schule einer großen Erfahrung dahinleben, und darum ihre Grillen sich endlich zu fixen Ideen verhärten. Zusammengebrochen war der Bundestag, schmachvoller als je ein Staatsbau, und nach diesem Gottesgerichte der Geschichte wagte der alte Herr noch die Vortrefflichkeit der Bundesgesetze zu behaupten — wenn nur ein liberaler Geist sie ausbaue! Daß er selber und seine liberalen Freunde nicht an den Ränken des österreichischen Hofes, sondern an der unverbesserlichen Erbärmlichkeit der Bundesgesetze selbst scheiterten und notwendig scheitern mußten — diese einfache Wahrheit hat er nie begreifen wollen. Der Führer der Opposition am Bunde war jetzt ein Legitimist des Bundesrechts geworden. Der Ausbau dieser vortrefflichen Bundesgesetze soll geschehen durch ein Parlament. Für dieses wird ein unfehlbares, alle Interessen versöhnendes Wahlgesetz entworfen — das bekannte Lieblingsthema aller Doktrinäre. Über dem Parlamente steht die exekutive Gewalt, die Trias, denn „das Leben selbst ist ja nicht zu begreifen, wenn nicht

als Produkt zweier unendlich und absolut entgegengesetzter Faktoren, welche zu der Lebenseinheit die gleiche Beziehung haben und darum in ihr zusammengehen". Österreich übernimmt daher die Ministerien der Justiz und des Innern, Preußen den Krieg und das Auswärtige, Bayern an der Spitze des reinen Deutschlands die Finanzen und das Archiv- und Registraturwesen! Die Frankfurter Reichsverfassung ist schlechthin verwerflich, weil sie „das preußische und das rein-deutsche Volk beide um ihre Individualität betrügt". Und wilder noch als in seiner Jugend erhob sich der leidenschaftliche Greis zu Wutausbrüchen gegen Preußen, die alles überbieten, was die anerkannten Meister in diesem Gewerbe, die Görres, Klopp, Orges, je geleistet. Daß das reine Deutschland, gesondert von Preußen, notwendig den Fremden unter die Füße gerät, hatte Wangenheim weder aus den russischen Verhandlungen König Wilhelms gelernt, noch aus den jüngsten Taten des bayrischen Kabinetts, das während der Revolution bei dem englischen Hofe feierlich protestierte gegen jede Schmälerung der Souveränität.

Doch die Zeit war über ihn hinweggeschritten; nur die Historiker der Deutschen Zeitung entsannen sich noch der früheren Verdienste ihres Gegners und ehrten sich und ihn durch achtungsvolle Erwähnung seiner Schrift. Selbst die Augsburger Zeitung kehrte ihm den Rücken, sie fühlte, daß die Triaslehre mindestens eines modernen Flitterputzes bedurfte. Der in alten Tagen trotz mancher Seltsamkeit unzweifelhaft zu den besten deutschen Publizisten zählte, sah, gleich seinem Genossen Lindner, seine letzten Werke völlig unbeachtet; sie waren lediglich dem Historiker wichtig durch zahlreiche Mitteilungen aus der geheimen Geschichte des deutschen Bundes. Auch im persönlichen Verkehre blieb Wangenheim der alte, fieberisch lebendig, liebenswürdig, von schrankenloser Offenheit; sein Gespräch ein erstaunliches Durcheinander tollen Unsinns und geistreicher Gedanken. Am 19. Juli 1850 ist Wangenheim gestorben. Wer die Summe dieses Lebens zieht, wird jene herbe Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet!

Derweil ich diese Zeilen schrieb, klang mir immerdar die Weise des alten Sängers durch den Sinn: „Leut' und Land, die meine Kinderjahre sahn, sind mir so fremde jetzt, als wär' es Lug und Wahn." Wir haben das deutsche Parlament und die Anfänge mindestens einer deutschen Staatskunst geschaut: die kleinlichen Windungen der alten Bundespolitik verstehen wir nicht mehr. Seit jener erste Versuch deut-

scher Staatskunst der Gewalt des Hauses Habsburg unterlag, hat sich die Bedeutung der Macht so tief in unser politisches Denken eingegraben, daß wir nur mit Lächeln eines Staatsmannes gedenken können, der große politische Ziele erstrebte, ohne über irgend eine Macht zu gebieten. Und doch ziemt es am wenigsten uns, die wir ehrlich zu Preußen halten, mit Mißachtung auf Wangenheim zu blicken. Er vermaß sich, eine Lebensaufgabe unseres Volkes zu lösen, welcher Preußen sich schwach versagte. Mit der Ohnmacht der Mittelstaaten begann er jenen Kampf des deutschen Liberalismus wider Österreichs Herrschaft, welchen allein Preußen führen kann und führen soll und noch immer nicht begonnen hat. Die dauernde Wiederkehr solchen Irrtums ist unmöglich, seit die Angst vor den verbündeten nationalen und liberalen Ideen die kleinen Höfe der Reaktion und dem Hause Habsburg in die Arme getrieben hat. Österreichs Stellung zu dem deutschen Liberalismus ist durch die Natur der Dinge vorgezeichnet. Solange der Neubau des deutschen Staates nicht vollendet ist, wird Wien für Deutschland immer der Herd der Reaktion bleiben, mag dort ein Metternich oder ein Schmerling herrschen. Preußen aber wird dann erst gesunden, wenn es begriffen hat, daß jene Verschmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens die köstlichste Frucht unserer jüngsten Entwicklung und durch menschliche Macht nicht wieder aufzulösen ist.

Ludwig Uhland.

(Leipzig 1863.)

Ist es vorteilhaft, den Genius bewirten, — wie neidenswert ist dann das Haus, das eines edeln Sängers Lied preisend gegrüßt hat! Noch leben manche, denen Ludwig Uhlands Muse ein herzliches Wort in ihr Heimwesen gesendet, aber kein Haus in Deutschland hat sie so reich beschenkt wie das königliche Haus von Württemberg. Als die schweren Hungerjahre kaum vorübergegangen, lag eine tiefe und gerechte Trauer auf dem schwäbischen Stamme um den Tod der Königin Katharina. Ihr Volk hatte von ihr das gute Wort gehört: „Helfen ist der hohe Beruf der Frau in der menschlichen Gesellschaft," und hatte sie von Hütte zu Hütte ziehen sehen in der harten Zeit, Arbeit bringend den feiernden Händen. Vor solcher menschlichen Größe beugte sich die Muse des bürgerlichen Sängers, die sich rühmte: „Sie hat nicht Anteil an des Hofes Festen." Fast zaghaft, unwillig, auch nur den Schein der Schmeichelei auf sich zu nehmen, trat sie unter die Trauernden und legte auf den Sarg der Königin den „Kranz von Ähren" mit einem der schönsten Gedichte deutscher Sprache:

Und hat sie nicht die Lebenden erhoben;
die Toten, die nicht hören, darf sie loben.

Ein Menschenalter ging darüber hin, und im November 1862 eilten von nah und fern Leidtragende zu der Bahre des Sängers. Wer aber im Lande Württemberg seine Empfindung nach dem Winke des Hofes zu stimmen wußte, hütete sich sorglich, dem Toten, der nicht hörte, ein letztes Zeichen menschlichen Mitgefühls zu erweisen.

Gern begönne ich diese Schilderung mit einem minder bitteren Worte — wäre nur diese häßliche Tatsache eine vereinzelte Erscheinung! Doch leider, wenn wir der zahlreichen nationalen Erinnerungsfeste der jüngsten Jahre gedenken: wie gehässig hob sich da die Gleichgültigkeit, das schlecht verhehlte Mißtrauen der Höfe ab von der warmen

Teilnahme der Menge! Der politische Parteikampf wirkt bereits verwirrend und verfälschend auf jene Gefühle, die unser Volk als einen gemeinsamen Schatz hegen sollte, er läßt den einen als fremde, unheimliche Gestalten jene Männer erscheinen, zu denen die große Mehrheit des Volkes mit herzlicher Liebe emporblickt. Nicht selten zwar haben solche Feste der Erinnerung den Ränken der Parteien, der eiteln Selbstbespiegelung als willkommener Vorwand gedient, und sehr verletzend tritt bei solchem Anlaß dem ernsten Beobachter eine traurige Schwäche unserer Gesittung entgegen: wir modernen Menschen sind allzu bereit, auf gegebenen Anstoß gleich einer Herde alle das gleiche zu tun, das gleiche zu empfinden. Dennoch ist die Gesinnung, welche heute eine Rede, eine Schrift über Uhland nach der anderen hervortreibt, in ihrem Grunde echt und tüchtig. Denn eben weil die Höfe mit anderen Augen als das Bürgertum auf unsere Geschichte blicken, eben darum sollen wir laut bezeugen: nicht wir haben es vergessen, wie rein und schön der Dichter von unserem Hause, von deutschem Land und Volk, gesungen und wie wacker er für uns gefochten hat.

Wie viel heiterer und menschlicher war doch die Sitte des deutschen Hauses in den Tagen der Kindheit unseres Dichters, als vordem, da Schiller sich aufbäumte wider die Unfreiheit des schwäbischen Wesens! Ein Stilleben freilich war es, schlicht und schmucklos, das in der Enge des ehrenfesten wohlhäbigen Bürgerhauses zu Tübingen sich abspann: doch keinen gesunden Trieb des Kindes verkümmerte die verständige Zucht, und diesem Knaben am wenigsten wäre es ein Segen gewesen, hätte er ankämpfen müssen gegen erdrückenden Zwang. Denn wohl die erste Empfindung, die jedem sich aufdrängt beim Rückschauen auf dies schöne Dasein, ist das Erstaunen, wie leidenschaftslos dieser reizbaren empfänglichen Künstlerseele das Leben verlief. Selbst jene tiefe männliche Liebe, die Uhlands ganzes Herz erfüllte, der er so oft im Liede Worte geliehen, die Liebe zu seiner Kunst, wie gehalten und ruhig tritt sie zutage! Jahrelang konnte er harren, schmerzlos harren, bis der Gott ihn rief, und seine Dichterkraft, die man erstorben wähnte, uns mit neuen edeln Gaben beschenkte. Noch ist es nicht unnütz, diese Tatsache laut zu betonen. Denn wenigstens den Nachwehen jener Zeit der falschen Geniesucht, die auch einen Uhland unter die prosaischen Menschen verwies, begegnen wir noch heute. Immer wieder hören wir die Unterscheidung von poetischen Naturen und poetischen Talenten, und allzuoft vergißt man die triviale Wahrheit, daß schon der Name einer

poetischen Natur die schöpferische Kraft bezeichnet. Wir Deutschen vornehmlich sind es uns schuldig, solche Vorurteile einer schwächlichen Epoche entschlossen abzuschütteln. Wir müßten ja, wären sie begründet, das Ungeheuerliche tun und uns selber unseren polnischen Nachbarn, die Engländer den Iren als prosaische Naturen unterordnen! Die Erscheinung freilich ist auch unter deutschen und englischen Künstlern selten, daß zu großer Kraft und Wärme der Phantasie ein gehaltenes Gleichmaß der Stimmung, nüchterner Ernst und trockene Schroffheit des Auftretens sich gesellen. Diese Verbindung des Widerstrebenden in Uhlands Bilde hat oftmals auch jene befremdet, welche bescheiden verstehen, daß in den feinsten Naturen die Charakterzüge sich am seltsamsten mischen.

Und doch verdankt der schwäbische Dichter seinem nüchternen altbürgerlichen Sinne einen guten Teil seines Ruhmes. Keine glücklichere Mitgift konnte der Sänger sich wünschen in jenen verworrenen Tagen der Romantik, die Uhlands Bildung bestimmten. Nach volkstümlichen Stoffen verlangte die junge Dichterschule; sie empfand, daß das Ideal der klassischen Dichtung unserem Volke ein fremdes sei, und das Bild der Göttin mit den Rosenwangen heute nur das Herz weniger Hochgebildeter ergreifen könne. Sehr lebhaft fühlte auch Uhland den Gegensatz der antiken und der germanischen Gesittung. Ein Aufsatz aus seiner Jugend „über das Romantische" sagt darüber: „Die Griechen, in einem schönen genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, tatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten und nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen: aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen." — Glückliche Tage, da eine hochbegeisterte Dichterjugend auszog nach dem Wunderlande der germanischen Vorwelt und aus den lange verschütteten Schachten der mittelalterlichen Gesittung ungeahnte Schätze zutage förderte! Während heute Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft im Vordergrunde unseres nationalen Wirkens stehen, gab damals die Dichtung dem gesamten geistigen Leben Anstoß und Richtung.

Das vielgerühmte Weltbürgertum der Deutschen ward damals erst zur Wahrheit, seit uns das Verständnis aufging für das Gemütsleben unserer eigenen Vorzeit, seit der historische Sinn unter den Deutschen reifte. Wir lernten den Volksgeist in seinem Werden belauschen, den Glauben, die Kunst, die Sitte verschollener Tage in ihrer Notwendigkeit verstehen. Die religiöse Innigkeit der Romantik machte mit einem Schlage dem selbstgefälligen Rationalismus ein Ende, der so lange über „die Nacht des Mittelalters" vornehm gelächelt hatte. Die Hellenen der modernen Welt erbauten sich wieder an dem überschwenglichen Reichtume des Gemüts, der in den Bildwerken des Mittelalters so rührend hervorbricht aus der Gebundenheit unfertiger Formen. Das Auge der Menschen erschloß sich wieder für die feierliche Großheit der gotischen Kunst, die vordem nur von einer stillen Gemeinde hellblickender Verehrer verstanden ward. Lange hatte sich der politische Idealismus der Deutschen — wo er bestand — an den Bildern der Reformationszeit und des großen Friedrich begeistert; nur dann und wann war ein Lied von Arminius erklungen; jetzt umfaßte die Sehnsucht der Patrioten mit leidenschaftlicher Bewunderung die Heldengestalten der Stauferkaiser. Wir wurden wieder Herren im eigenen Hause und begriffen eben darum jetzt erst die innige Verwandtschaft der Völkerfamilie des Abendlandes. Eine neue Welt voll gemütlicher Innigkeit und Sehnsucht, voll phantastischen Zaubers und malerischer Schönheit ging den Romantikern auf: „Das Dunkelklare," gesteht Uhland, „ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie, wie bei Novalis." Auch das landschaftliche Auge des Volkes ward ein anderes. Solange Menschen leben, wird der Streit nicht enden, ob die heitere Pracht eines ionischen Tempels herrlicher sei als das ahnungsvolle Dunkel eines gotischen Domes, der zürnende Achilleus erhabener als die lankräche Kriemhild. Nur in einem, in dem Verständnis der Seele der Landschaft, war die Romantik der klassischen Kunst ebenso gewiß überlegen, als ein schwellender duftiger Kranz deutscher Waldblumen tausendmal schöner ist denn jene straff gewundenen Lorbeergirlanden, welche die Bildwerke der Alten schmücken. Herzlicher, sinniger denn je ward nun von den Dichtern besungen der feierliche Ernst der Waldeinsamkeit, da die Geister des Waldes über den schweigenden Blättern weben, und der wollüstige Zauber jener Sommernächte, da der berauschende Duft der Lindenblüten dem Träumenden den Sinn verwirrt und das

Mondlicht auf den bemoosten Schalen klarer Brunnen spielt, und die erhabene Pracht des Hochgebirges, wo weltbauende Mächte in den gewaltigen Formen jäh abstürzender Felsen sich offenbaren. Niemals, sicherlich, auch nicht in den prosaischen ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, waren unter den Germanen gänzlich ausgestorben jene träumerischen Gemüter, die vor solchen Szenen ursprünglicher Naturschönheit von den Schauern des Weltgeheimnisses sich durchzittern ließen; aber jetzt erst ward weithin im Volke die Freude lebendig an diesen „romantischen" Reizen der Natur. Kaum ein Städtchen heute in Deutschland, das nicht irgendwo einen lauschigen Platz dem Freunde der Natur wohlumfriedigt zu stillem Genusse böte; die romantische Dichtung hat an dieser weiten Verbreitung des Natursinnes im Volke ein reiches Verdienst.

Vergebliche Mühe, in wenigen Worten die vielseitigen Anregungen zu schildern, die von dieser geistvollen Dichterschule ausgingen. Sie begnügte sich nicht, unserem Volke für seine Vorzeit, seine wunderreiche Sagenwelt und die Schönheit seines Landes den Sinn zu eröffnen; bald schweifte sie hinweg zu den Schätzen der Kunst aller Zeiten und aller Völker. Das Volkstümliche in der Gesittung aller Nationen begann sie zu verstehen und zu übertragen. Ihr danken wir eine unermeßliche Erweiterung unseres Gesichtskreises. Unsere harte männliche Sprache erwies sich zum Staunen der Welt zugleich als die empfänglichste, schmiegsamste, spiegelte getreulich die Schönheit jeder fremden Dichtung wider, sie nahm in ihrem Tempel gastlich die Götter aller Völker auf. Doch nach so weiten Entdeckungsfahrten war die romantische Schule unversehens zur gelehrten, dem Volke entfremdeten Dichtung geworden in einem anderen, ärgeren Sinne, als die klassische Poesie es je gewesen. Den weiblichen Naturen der Tieck und Schlegel war es eine Freude, sich zu versenken in die Träume einer untergegangenen Welt, und bald erschien ihnen nur das Fremdartige poetisch, und aus der Lust an den glücklich bewältigten künstlichen Formen der romanischen und orientalischen Dichter erwuchs unserer Dichtung, was der Sprache und dem Gemüte der Germanen am meisten zuwider ist: das virtuose Spielen mit der Form. Mehr feine, empfängliche Kunstkenner als schöpferische Künstler, wandten sich die Häupter der Schule hinweg von der sprödesten und geistigsten Gattung der Poesie, dem Drama, das vor allem einen reichen Inhalt verlangt. Als hätte nie ein Lessing gelebt, wurden die Grenzen von Poesie und Prosa wiederum verwischt, und die

überfülle der aus der Dichtung aller Völker aufgesammelten poetischen Bilder hinübergetragen in die neue Wissenschaft, die nicht mehr nach Beweisen, nur nach „Anschauungen“ suchte, und in die neue Religion, die nicht mehr das Gemüt erbauen, nur den Schönheitssinn erfreuen wollte.

Vor solchen Verirrungen der Verfeinerung und überbildung ist Uhland bewahrt worden durch seine köstliche schlichte Einfalt. Er war aufgewachsen in einer Umgebung, wie sie dem Reifen des Künstlersinnes nicht günstiger sein konnte, in einem schönen, reichen, sagenberühmten Lande, wo doch nirgends eine übermächtige Pracht der Natur den freien Sinn des Menschen erdrückt. Er ist immerdar ein Schwabe geblieben und hat der kindlichen Liebe zu seiner Heimat oftmals Worte geliehen, am rührendsten wohl in jenen Versen, die ein Tal seiner Heimat also anreden:

> Und sink' ich dann ermattet nieder,
> so öffne leise deinen Grund
> und nimm mich auf und schließ' ihn wieder
> und grüne fröhlich und gesund.

Wer je südwärts geschaut hat von Hohentübingen, wo der Blick die ganze Kette der Alp vom Hohenzollern bis zum Hohenstaufen beherrscht, dem wird dies edle Landschaftsbild aus Uhlands schönsten Liedern immer wieder entgegentreten. Weil seine Dichtung also natürlich emporwuchs aus dem mütterlichen Boden des schwäbischen Landes und Volkes, so bewahrte sie sich jene derbe Naturwahrheit, die den meisten Kunstwerken der Romantik sehr fern liegt: auch wo sie zarte, sanfte Stimmungen ausspricht, wird sie nur selten verschwommen. Vor langen Jahren schon ging unter den Schwaben die Rede: jedes Wort, das der Uhland gesprochen, ist uns gerecht gewesen. Die Stammgenossen erhoben den Dichter auf den Schild, über die Schultern gewöhnlicher Menschen empor; wer ihn verkleinert, kränkt den gesamten Stamm. Eben diese volkstümliche Tüchtigkeit gibt seinem Wesen eine harmonische Ruhe, eine geschlossene Festigkeit, die nur wenigen Sängern der Romantik eignet. Nicht leicht konnten die Dichter einer Schule, die so ganz in der Sehnsucht nach längst entschwundenen Tagen lebte, jene olympische Ruhe, jene selige Heiterkeit der Seele erwerben, welche dem Klassiker Goethe das Recht gab, Tadlern und Lobrednern lächelnd zu sagen: „Ich habe mich nicht selbst gemacht.“ Wahrhaft harmonische Charaktere sind unter den Heroen der Romantik fast

allein die Männer der Wissenschaft, so Savigny, die Grimms, und der liebenswürdigste der Menschen, Sulpiz Boisseree; unter den Dichtern der Romantik stehen neben Uhland nur sehr wenige, deren Seele nicht getrübt ward durch einen unklaren, unfreien, friedlosen Zug.

Auch er schaute mit der inbrünstigen Sehnsucht der Menschen des Mittelalters zu dem überirdischen empor; so recht den Herzschlag des Dichters hören wir in dem frommen Gedichte „Die verlorene Kirche":

Ich sah hinaus in eine Welt
von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Aber suchte Friedrich Schlegel in jener Vorzeit den phantastischen Reiz des Alten und Fremden, einer unreifen Gesittung, so liebte Uhland das Mittelalter, weil er in ihm die ungebändigte Kraft eines ursprünglichen, farbenreichen Volkslebens und, vor allem, die Herrlichkeit des vaterländischen Wesens bewunderte. So wurde jener durch seine ästhetische Neigung dem freien Leben der Gegenwart entfremdet und, obwohl er am lautesten den Ruf nach volkstümlicher Dichtung erhoben, in eine undeutsche, katholische Richtung getrieben. Uhland aber ward der vornehmste Dichter jener jüngeren kräftigeren Richtung der Romantik, welche der ursprünglichen Absicht der Meister getreuer blieb als diese selber, und in unserer Vorzeit nur das noch heute Lebendige, die deutsche Weise, bewunderte. Darum schöpfte er, gleich den Brüdern Grimm, aus der liebevollen Erforschung des deutschen Altertums Mut und Kraft zum Kampfe der deutschen Gegenwart; darum verwarf er jeden Versuch, die Formen mittelalterlicher Gesittung in unseren Tagen wieder zu erwecken, und sprach herbe Worte wider die „erzwungene Begeisterung", als es wieder lebendig ward um den alten Krahn in Köln und der schönste aller Dome aus Schutt und Trümmern zu neuer Pracht emporstieg. — Nicht unsere klassischen Dichter, deren Werke ihn nur teilweise tiefer berührten: die Dichtungen des Mittelalters, die Volkslieder vornehmlich sind seine Lehrer gewesen, und mit diesen Worten ist auch sein Platz in der Geschichte unserer Dichtung bezeichnet. Es ist wahr, schon Goethes lyrische Muse hatte viele ihrer herrlichsten Klänge dem deutschen Volksliede abgelauscht. Aber für Goethes geniale Vielseitigkeit war diese Anregung nur eine unter vielen anderen, ja im Alter stellte er sich zornig dem romantischen Nachwuchs als einen „Plastiker" gegenüber; Uhland dagegen hat das Eigenste seiner Kraft an den Gedichten des Mittelalters gebildet. Sie wirkten auf den Mann kaum minder mächtig als auf den Knaben an

jenem Tage, da er zuerst das Nibelungenlied vorgetragen hörte und, so sagt man, in tiefer Bewegung aus dem Zimmer eilte. An dem Liede von Walther und Hildegunde fand er als Student zuerst eine Poesie, die sein innerstes Wesen ergriff. „Das hat in mich eingeschlagen,“ bekennt er. „Was die klassischen Dichtwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach!“

So ward ihm das hohe Glück, inmitten einer überbildeten, nach den fremdesten und fernsten Reizen jagenden Kunst, einen festen Kreis edler Stoffe zu beherrschen, welche darum unfehlbar wirken mußten, weil ein ganzes Volk sie durch Jahrhunderte gehegt und gebildet hatte. Und noch schärfer sogar schied er sich ab von den älteren Romantikern durch seine Weise, die Form der Kunst zu handhaben. Sein feines Ohr empfand, daß eine Sprache voll Härten des musikalischen Wohlklangs der romanischen Rede nur bis zu einem gewissen Grade fähig sei. Auch er hat Sonette und Glossen gedichtet und die Assonanz statt des Reimes gewagt; aber ungleich maßvoller als die Tieck und Schlegel brauchte er diese fremden Formen, und nach uralter deutscher Weise war ihm in der Kunst der Inhalt das Bestimmende. Wäre ihm in seinem „Sängerstreite“ mit Rückert statt der guten Sache: „Falschheit kränket mehr denn Tod,“ die schlechte Meinung: „Eh'r falsch als tot,“ zur Verteidigung zugeteilt worden: er hätte sicherlich nicht jene kunstvollen, feinen Wendungen gefunden, wodurch sein Gegner sich zu decken wußte; ein Scherz vielmehr hätte ihm aus der Not helfen müssen. Schon im Jahre 1812 lobte er sich die „ursprünglich deutsche Art“, die Innigkeit der Empfindung, im Gegensatz zu der formen- und bilderreichen Dichtung des Südens. Der alte Spruch: „Schlicht Wort und gut Gemüt ist das echte deutsche Lied,“ war ihm fortan der Wahlspruch seiner Kunst. Die einfacheren Formen aber, die er dem Genius unserer Sprache gemäß fand, hat er mit vollendeter Kunst beherrscht, während Tieck mitten in der gesuchten Formkünstelei oftmals sogar die Korrektheit vermissen läßt. Und gelang es der älteren Romantik, weil nur ein ästhetisches Wohlgefallen sie zu dem deutschen Altertume führte, sehr selten die naive Weise des Mittelalters zu treffen, so wußte Uhland, weil er mit ganzer Seele in jene Vorzeit sich versenkte, seine Mären so glücklich in treuherzig altertümlichem Tone

vorzutragen, daß wir heute kaum noch begreifen, wie solche Stoffe jemals anders dargestellt werden konnten. Sein natürliches, wissenschaftlich geschultes Sprachtalent hat unserer modernen Dichtung eine Fülle schöner altertümlicher Wendungen und Wörter neu geschenkt, davon die junge Welt kaum weiß, daß sie uns einst verloren waren. Seinem strengen Formensinne war ein Greuel jenes phantastische Verzerren der Natur, jenes Spielen mit „duftenden Farben" und „tönenden Blumen", das die Romantik liebte. Feste, starke Umrisse gab er, wo es not tat, seinen Gestalten, also daß wir aus manchen seiner Gedichte den tüchtigen Zeichner erkennen, der in der Ausübung der bildenden Kunst sein Formgefühl schulte. Mit Recht hat man ihn darum einen Klassiker unter den Romantikern geheißen.

Dieser ernste Künstlersinn offenbarte sich vornehmlich in Uhlands weiser Selbstbeschränkung, einer antiken Tugend, die uns Modernen nicht leicht fällt. Ein Künstler von Grund aus und ein denkender Künstler, wie jede Zeile seiner Gedichte zeigt, hat er vielleicht weniger als irgend einer unserer namhaften Dichter die Neigung zur Kritik und literarischen Fehde verspürt. Auf das Können, das ganze und rechte Können ging er aus; er am wenigsten wollte das Schlagwort der romantischen Dilettanten gelten lassen, daß man ein Dichter sein könne, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. „Größeren Gedichts Entfaltungen" hatte er einst in jugendlicher Zuversicht seinen Lesern versprochen; doch als ihn die ersten Versuche belehrten, daß ihm die dramatische Kraft versagt sei, zog er sich zurück auf die Lyrik und das lyrische Epos. Er begnügte sich, auf diesem engen Gebiete Mustergültiges zu leisten, derweil die Chorführer der Romantik nach allen höchsten Kränzen der Kunst zugleich die Hand ausstreckten, ja in Plänen ganz neuer Kunstformen sich verloren und, im Grenzenlosen schweifend, nur wenig in sich Vollendetes schufen.

Den letzten Grund aber dieses tiefgreifenden Unterschiedes zwischen Uhland und der Schlegel-Tieckschen Richtung verstehen wir erst, wenn wir erkennen: in Uhland lebte ein tief sittlicher, tatkräftiger Ernst, der die tatlose, ironische Weltanschauung der Romantik schlechthin verwarf. Solchem sittlichen Pathos hatte einst Schiller die Liebe des Volkes verdankt, obwohl er sehr selten volkstümliche Stoffe besang. Denn mit unfehlbarer Sicherheit empfindet das Volk — unter den Germanen mindestens — ob ein Künstler mit seinen Bildern bloß geistreich spielt oder ob er sein Herzblut ausströmen läßt in seine

Gedichte, und noch hat niemand durch ein feines Spiel sich des Volkes Herz erobert. In der Form allerdings hat Schillers hochpathetische Weise nicht das mindeste gemein mit dem naiven einfachen Wesen der Uhlandschen Dichtung, das der Weise Bürgers und Goethes weit nähersteht. Schillers Geist aber, sein sittlicher Ernst, seine kühne Richtung auf die Gegenwart und ihr öffentliches Leben, ward in Uhland und den Sängern der Freiheitskriege aufs neue lebendig. Darum ward Uhland durch seine romantischen Neigungen nicht gehindert, in der Wissenschaft ein nüchterner methodischer Forscher, im Leben ein Verfechter des modernen Staatsgedankens zu sein. Mit sicherem Takte wußte er Leben und Dichtung auseinander zu halten, und jeder mystischen Liebhaberei der romantischen Genossen stellte er seinen derben protestantischen Unglauben gegenüber. Wenn Justinus Kerner von dem „Geiste der Mitternacht" erzählte, dann lachte Uhland, dann war er selber „der Zechgesell, der keinem glaubt". Und wurde er ja einmal durch eine Erzählung von geheimnisvollen Naturwundern zum Liede begeistert, wie schön wußte er dann seinen Stoff aus dem trüben dumpfen Traumleben in eine freiere durchgeistigte Luft zu erheben! Als ihm berichtet ward von dem Mädchen, das im Mohnfelde schlief und, erwacht, mitten im lauten Leben weiter träumte, so ward ihm dies ein Anlaß, das Schlafwandeln des Dichters zu schildern, dem das Leben zum Bilde, das Wirkliche zum Traume wird:

O Mohn der Dichtung, wehe
ums Haupt mir immerdar!

In unseren nüchternen Tagen vermag auch ein flacher Kopf die Schwächen der Romantik leicht zu durchschauen, und oft vergessen wir, wie tief wir in ihrer Schuld stehen. Jene geistig hoch erregten Tage durften sich, nach Immermanns wahrem Geständnis, einer Dichtigkeit des Daseins rühmen, die unserem schnell lebenden, unruhig nach außen wirkenden Geschlechte verloren ist. Noch war die Welt von Schönheit trunken, noch galt ein edles Gedicht als ein Ereignis, das tausend Herzen froh bewegte, und auch die Häupter der romantischen Schule umstrahlt noch etwas von dem Glanze der glückseligen Zeit von Weimar, „wo der bekränzte Liebling der Kamönen der inneren Welt geweihte Glut ergoß". Aber eine Dichterschule kann durch eine Fülle neuer Gedanken und Anschauungen, die sie in das Volk warf, die Nation zum bleibenden Danke verpflichten und dennoch an echten Kunstwerken sehr arm sein. Stellte nun einer die Frage: welche

Kunstwerke der romantischen Epoche sind nicht bloß historisch wichtig durch die Anregung, die sie unserem Volksgeiste gaben, sondern in sich vollendet und unsterblich? — so würde ein ganz schonungsloses Urteil doch nur die Antwort finden: einige meisterhafte Übertragungen und Nachbildungen fremdländischer Dichtung und — die lyrischen Gedichte Uhlands und einiger ihm verwandter Sänger.

Als Chamisso in Paris im Jahre 1810 den dreiundzwanzigjährigen Uhland kennenlernte, schrieb er mit seiner liebenswürdigen Laune einem Freunde: „Es gibt vortreffliche Gedichte, die jeder schreibt und keiner liest; doch hier ist einer, der macht Gedichte, die keiner schreibt und jeder liest." Und langsam, aber einmütiger von Jahr zu Jahr, begann die Nation in das Lob einzustimmen, als fünf Jahre später die „Gedichte" erschienen waren. Den Weg zum Herzen seines Volkes hat der Dichter zuerst gefunden durch jene Lieder, welche der Weise des alten Volksliedes so treu, so naiv nachgebildet waren, wie es vordem nur Goethe verstanden. Er hat zuerst in weiteren Kreisen das Verständnis wieder erweckt für diese volkstümlichen Klänge, und wenn Eichendorff und Wilhelm Müller selbständig, unabhängig von Uhland ihr lyrisches Talent bildeten, so danken sie doch ihm, daß das Volk ihren Liedern froh bewegt lauschte. Schien es doch, als wäre die unselige Kluft wieder überbrückt, die heute die Gebildeten und die Ungebildeten unseres Volkes scheidet, als tönte der Gesang, von namenlosen fahrenden Schülern erfunden, unmittelbar aus der Seele des Volkes heraus. Unwillkürlich fragte der Hörer, ob nicht am Schlusse des Sanges ein Vers hinweggefallen sei, das alte treuherzige:

> Der uns dies neue Liedlein sang,
> gar schön hat er gesungen;
> er trinkt viel lieber den kuhlen Wein
> als Wasser aus dem Brunnen.

Der Gesang ist heute, wie zur Zeit der italienischen Renaissance die Redekunst, die geselligste der Künste. Das arme Volk liest wenig, am wenigsten Gedichte; fast allein durch den Gesang wird ihm das Thor geöffnet zu der Schatzkammer deutscher Poesie. An Kunstwert stehen Uhlands erzählende Gedichte seinen Liedern ohne Zweifel gleich; aber die Bedeutung des Mannes für die Gesittung unseres Volkes beruht vornehmlich auf den Liedern. Sie haben dem Sänger den schönsten Nachruhm gebracht, der dem lyrischen Dichter beschieden ist. Sie leben in ihrer leichten sangbaren Form im Munde von

Tausenden, die seinen Namen nie gehört, sie klingen wider, wo immer Deutsche fröhlich in die Weite ziehen oder zum heiteren Gelage sich scharen. Es war eine Stunde seliger Genugtuung, als er einmal auf der Wanderung durch die Hardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkannt rastete und seine eigenen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten. Alle die hoffnungsvollen Anfänge freier, volkstümlicher Geselligkeit, welche heute das Nahen einer menschlicheren Gesittung verkünden, alle die fröhlichen Fahrten und Feste unserer Sänger und Turner und Schützen danken einen guten Teil ihres poetischen Reizes dem schwäbischen Sänger; kein Wunder, daß er selber sich an solcher Volksfreude nicht satt sehen konnte. Fast deucht uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo am Beiwachtfeuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „Ich hatt' einen Kameraden," daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch nicht sangen von den „Drei Burschen".

Doch sehen wir näher zu, so finden wir auch in dem einfachsten dieser Lieder einen entscheidenden Zug — eine kunstvolle Steigerung, einen schlagenden Abschluß — der das Gedicht alsbald auf die Höhe der Kunstpoesie erhebt und mit so großer Innigkeit und Frische den durchgebildeten Verstand des Künstlers gepaart zeigt. Demselben Lehrer, dem deutschen Volksliede, hat Uhland auch die Kunst der gemütlich bewegten Erzählung abgesehen. Er vermag es, einen kleinen anekdotenhaften Zug mit so viel schalkhafter Anmut zu einer Ballade zu erweitern, wie vor ihm wieder nur Goethe. Sein Eigenstes und Schönstes schuf er in der erzählenden Dichtung dann, wenn er sich ein Herz faßte und die trotzige, reckenhafte Kraft der deutschen Heldenzeit derb und mit Laune darstellte, wie in den Rolandsliedern, wohl seinen besten Balladen. Und wie das Volkslied nicht in die Grenzen eines Landes gebannt bleibt, sondern der Sang von Liebes Lust und Leid, von Heldenzorn und Heldentod durch alle Völker wandert und in der Fremde sich umbildet, so hat auch Uhland sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe besang. Sein Gesichtskreis umfaßte das gesamte Altertum der christlich-germanischen Völker; nur sehr selten hat ihn ein Bild der antiken Gesittung zum Liede begeistert, und gänzlich fern lag seinem deutschen Gemüte die Sagenwelt des Orients, wie sehr sie auch den Meister der Form verlocken mochte. Sehr tief hatte er sich eingelebt in den Geist der südländischen Sänger des Mittelalters: durch das liebliche Gedicht: „Ritter

Paris" weht ein Hauch schalkhafter Grazie, darum ihn jeder Troubadour beneiden könnte. Fast scheint es, wenn Uhland die Mären der liederfreudigen Provence nachdichtet, als singe hier wirklich ein alter Südfranzose, als erfülle sich die wehmütige Verheißung des modernen provenzalischen Dichters: o moun pais, bello Prouvenço, toun dous parla pou pas mouri. Und doch ist dies nur ein Schein: aus Uhlands südländischen Gedichten so gut wie aus seinen angelsächsischen und nordfranzösischen Balladen weht uns heimatliche Luft entgegen, er behandelt diese fremden Stoffe mit der gemütlichen Innigkeit und in der tief bewegten Weise der Germanen, nicht mit der feierlichen Grandezza und dem rhetorischen Pathos südlicher Romanzen.

Nicht immer freilich ist ihm dies gelungen. Oft nahm er aus den romanischen Stoffen auch legendenhafte Wundergeschichten mit herüber, die den modernen Hörer kalt lassen, oder häßliche phantastische Züge: — so steht in dem schönen Zyklus „Sängerliebe" fremd und verletzend die Romanze von dem Kastellan von Couci, dessen Herz von seiner Geliebten verspeist wird. Manchmal — was uns noch mehr abstößt — schleichen sich mit den fremden Bildern auch fremde Empfindungen in seine Seele. Vor dem Bilde des „Wallers" oder der trauernden Nonne, die entsagt und betet „bis ihre Augenlider im Tode fielen zu", steht der gesunde Sinn der modernen Deutschen befremdet still: was gilt sie uns, diese zugleich schwächliche und überschwengliche Empfindung der Vorzeit der Romanen? Ja sogar unter den Balladen, die auf deutschem Boden spielen, finden sich neben vielen ursprünglichen Schilderungen deutscher Kraft und deutscher Laune doch auch einige sentimentale Gedichte von sehnsüchtigen Mädchen und trauernden Königen, die uns kein festes Bild hinterlassen. Desgleichen, wenn wir an seinen Liedern das innige Naturgefühl und die tief bewegte Stimmung bewundern, so scheinen uns doch einzelne inhaltslos, wir wünschten, der Dichter hätte nicht bloß sein bewegtes Herz, sondern sein reiches Herz gezeigt. Solche Mängel mochte Goethe im Auge haben, wenn er in Augenblicken übler Laune sehr hart und bitter von der Uhlandschen Dichtung sprach. Doch all' diesen Schwächen hat der Dichter selber die beste Verteidigung geschrieben:

> Scheint euch dennoch manches kleinlich,
> nehmt's als Zeichen jener Zeit,
> die so drückend und so peinlich
> alles Leben eingeschneit.

Uns freilich, unserem derben historischen Realismus, fällt es leicht zu erkennen, wann Uhland die harten barocken Züge unserer Vorzeit verwischt hat. Wir lächeln, wenn uns in Erzählungen aus dem Mittelalter, dieser treulosesten aller Zeiten, von deutscher Treue überschwenglich geredet wird, und seit die fortschreitende Kultur das Haar unserer Mädchen gebräunt hat, fällt uns die ausschließliche Begeisterung für blondes Haar und blaue Augen so schwer, wie die übermäßige Freude an den Rosen und Gelbveigelein. Aber frage sich jeder, ob auch das Unsterbliche in Uhlands Gedichten geschaffen werden konnte von einem Dichter, der minder treuherzig für das biderbe Mittelalter schwärmte, der weniger unbefangen sich begeisterte für „Jugend, Frühling, Festpokal, Mädchen in der holden Blüte"? In unseren rauheren Tagen geht auch der Jugend diese naive Schwärmerei sehr rasch verloren, doch darum mangelt auch unseren neuen Lyrikern die Jugendfrische, die herzbewegende Innigkeit des alten Sängers. Und wie verschwindend gering ist doch die Zahl jener Gedichte, welche auch Uhland angekränkelt zeigen von der unklaren Gefühlsseligkeit seiner Zeit! Nur Heinrich Heines Gehässigkeit konnte aus dem Liede: „Ade, du Schäfer mein" den Grundton der Uhlandschen Dichtung heraushören. Neben dies eine Lied — beiläufig eines seiner allerfrühesten Jugendgedichte — stellen sich hundert andere voll mannhafter Kraft und unverwüstlicher Lebenslust.

Gern verstummt die Kritik vor diesen Gedichten; über ihnen liegt der Zauber einer völlig abgeschlossenen Bildung. Sie sind das getreue Spiegelbild der edelsten Empfindungen einer reichen Zeit, die wir mit allen ihren Verirrungen aus unserer Geschichte nicht missen können, nicht streichen wollen: die alte Burschenschaft vornehmlich lebt nur noch in den Liedern Uhlands und seiner Genossen. Ist auch jene Gesittung in unserem Volke längst einer anderen, härteren gewichen: tot ist sie darum nicht. In allen neueren Völkern sehen wir eine seltsame Erscheinung, welche dem modernen Menschen gar sehr erschwert, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Gedanken und Anschauungen, die das Volk längst überwunden, kehren in dem Leben des einzelnen wieder als Momente seiner persönlichen Entwicklung. Längst vorüber sind unserer Nation die Tage der Romantik und des jungdeutschen Weltschmerzes; aber noch heute kommt kein geistreicher Deutscher zu seinen Jahren, der nicht einmal, wehmütig wie ein Uhlandscher Bursch, dem scheidenden Freunde das Geleite gegeben und später mit Byronschem Übermute

sich aufgelehnt hätte wider die Unnatur der „alternden Welt". Dem Manne ziemt, die Gedanken seiner Jugend zu überwinden, nicht, wie man heute liebt, sie zu schelten; denn ihnen dankt er, daß er ein Mann geworden. Wir wären die Deutschen nicht mehr, die wir sind, wenn je an der lauten Tafelrunde unserer Burschen die stürmische Weise nicht mehr erklänge: „Wir sind nicht mehr beim ersten Glas." Und mir graut, wenn ich mir vorstelle, es könnte je die Zeit kommen, da der deutsche Jüngling zu verständig wäre, um in der heißen Sehnsucht herzlicher Liebe zu singen:

> Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
> eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Was die klugen Leute die unbestimmte nebelhafte Weise von Uhlands Lyrik nennen, ist oftmals nichts anderes als das Wesen aller lyrischen Dichtung selber: jene hocherregte Stimmung, die den Leser geheimnisvoll ergreift und ihm einen Ausblick gewährt in das Unendliche. Oder wäre es nötig, auch nur ein Wort zu verlieren gegen jene Barbarei, die Uhland darum getadelt hat, daß seine Lieder sich der Musik so willig fügen? In dem Gedichte „Traum", das man auch oft allzu weichlich gescholten hat, liegt doch nichts anderes als der überaus glückliche Ausdruck einer Stimmung, die unserem Volke von Anbeginn im Blute liegt. Die Klage um die Vergänglichkeit irdischer Lust wird von unserer gesamten Dichtung, dem Volksliede insbesondere, in tausend Formen wiederholt und ist selten rührender ausgesprochen worden als in dieser Vision von der Abfahrt der „Wonnen und Freuden":

> Sie fuhren mit frischen Winden,
> fern, ferne sah ich schwinden
> der Erde Lust und Heil.

Und wieder, wie köstlich heben sich ab von diesen weichen Tönen der Sehnsucht die Klänge neckischer Lebenslust! Nicht nur die Weise des derben Spottes weiß der Dichter anzuschlagen, auch das harmlose, sozusagen gegenstandslose Spielen der Laune hat er den „Lügenliedern" unseres Volkes abgelauscht, und aus manchem seiner Gesänge klingt uns die alte lustige Weise entgegen: „Ich will anheben und will nicht lügen: ich sah drei gebratene Tauben fliegen." —

„Niemand taugt ohne Freude!" Wie sollte Uhland nicht zu dem guten Worte sich bekennen! Kein Geringerer hat es ja gesprochen als Walter von der Vogelweide, den er als seinen liebsten Lehrer verehrte.

Daß Uhland mit anderem, modernerem Sinn als die Tieck und Schlegel auf das geliebte Mittelalter zurücksah, das erkennen wir am leichtesten an dieser Vorliebe für Walter, den vielleicht freiesten Geist des deutschen Mittelalters, der mit seiner hellen bewußten Empfindung uns Neueren nähersteht als irgend einer seiner Zeitgenossen. Und mannigfach, offenbar, war die Verwandtschaft der beiden. Ein Meister der Form in der Dichtkunst, aber „mehr gestaltend als bilderreich“, hat Walter gleich seinem späteren Schüler seine Herrschaft über die Form nie mißbraucht zu leerem Spiele mit dem Wohllaut der Sprache. Die Form ward ihm geschaffen durch den Inhalt, seine prächtigen volltönenden Weisen versparte er, bis es galt Könige zu preisen oder die auserwählten schönsten der Frauen. Uhland, der so warm und traulich die behagliche Enge des häuslichen Lebens besang, spottete doch bitterlich des Dichters, der in einer Welt des Kampfes nur „sein groß, zerrissen Herz“ zu betrachten wußte. Auch hierin war ihm der alte Sänger ein Lehrer gewesen: — der politische Dichter, der „in seinem besonderen Leben das öffentliche spiegelte“ und aus voller Kehle seines Landes Ruhm sang: „Deutsche Mann sind wohlerzogen, gleich den Engeln sind die Weib getan.“ Sehr ungleich freilich waren den beiden die Gaben des Glückes zugeteilt, und wir freuen uns der freieren Gesittung der Gegenwart, wenn wir den stolzen, seßhaften, mit seinem Könige kämpfenden Bürger unserer Tage mit dem fahrenden Ritter vergleichen, der Herberg und Gaben heischend von Burg zu Burg zieht und, als ihm endlich eines Fürsten Gnade eine kleine Hofstatt geschenkt, jubelnd in die Weite ruft: „Ich hab' ein Lehen, all' die Welt, ich hab' ein Lehen.“ Auch darin waren die beiden verschieden geartet, daß Walters höchste Kraft in dem Spruche, dem Sinngedichte, sich bewährte. Dem modernen Dichter dagegen ist zwar auch manches glückliche Sinngedicht gelungen, so jenes liebliche „Verspätete Hochzeitslied“, das wirklich aus der Not eine Tugend zu machen weiß und die Säumnis des Sängers also entschuldigt:

> Des schönsten Glückes Schimmer
> umschwebt euch eben dann,
> wenn man euch jetzt und immer
> ein Brautlied singen kann;

doch niemand wird in Uhlands Sinngedichten, denen oftmals die rechte lakonische Kraft fehlt, das eigenste seines Talents suchen.

Es war ein Liederfrühling kurz und reich. Ein edles Bild der Jugend war Uhlands Dichtung gewesen, und als mit den Jahren diese

jugendlichen Gefühle ihm seltener das Herz schwellten, hörte er auf zu singen. Nach seinem dreißigsten Jahre sind nur wenige seiner Gedichte entstanden. Darunter allerdings einige seiner schönsten Romanzen, und auch die rührenden Naturlaute zarter inniger Empfindung entflossen noch dann und wann dem Munde des gereiften Mannes, so damals, da ihm in einem Sommer beide Eltern starben und er beim Anblick eines fallenden Blattes die wie im Winde verwehende Klage schrieb:

> O wie vergänglich ist ein Laub,
> des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
> Doch hat dies Laub, das niederbebt,
> mir so viel Liebes überlebt.

Es ist müßig ihn darum zu preisen, daß seine Formgewandtheit ihn nicht verführt hat zu Schöpfungen, die das Gepräge der Notwendigkeit nicht mehr getragen hätten. Wir müssen sagen, er konnte nicht anders als schweigen, wenn der Gott ihn nicht rief. Schon der junge Mann gesteht: „Zu jeder ästhetischen, wenn auch nicht produktiven, Arbeit ist eine Stimmung erforderlich, welche die launische Stunde nach Willkür gibt oder versagt.“ Einmal erregt pflegte seine dichterische Kraft lange anzuhalten, es war, als ob ein Lied das andere weckte. Sein Wesen läßt sich nur mit dem französischen entier bezeichnen. Jeder Gedanke, jede Beschäftigung nahm ihn ganz und auf die Dauer dahin, selbst die politischen Arbeiten raubten ihm, einmal begonnen, die Lust zu anderem Tun.

Doch wenn seine Dichtung allmählich verstummte, um so lauter erhob der Chor seiner Nachfolger die Stimme, und da ein literarhistorisches Zeitalter jeden Künstler säuberlich in einer Schublade unterbringen muß, so mußte auch er, der dem Unwesen der literarischen Kameradschaft immer gram war, als das Haupt der „schwäbischen Dichterschule“ gelten und — manche Sünden seiner Nachfahren entgelten. Wohl waren diese Sänger alle getränkt von dem warmen Naturgefühle ihrer Heimat, und mit gerechtem Stolze konnte Justinus Kerner rufen:

> Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
> Da ist Schwabens Dichterschule, und ihr Meister heißt Natur.

Wie sie einst mit gesundem schwäbischen Sinne gegenüber der Phantasterei der Schlegelschen Richtung ihre protestantische Nüchternheit bewahrt, so haben sie später die reinen Formen der lyrischen Dichtung gerettet, als der Feuilletonstil des jungen Deutschlands alle Kunstformen

zu verwischen drohte; sie haben deutsches Wesen und züchtige Sitte getreu behauptet, während der weltbürgerliche Radikalismus und die französischen Emanzipationslehren über uns hereinbrachen. Aber mit der unermüdlichen Fertigkeit der Meistersänger wurde jetzt der so leicht nachzuahmende, so schwer zu erreichende Balladenstil Uhlands nachgebildet. Die poetische Stimmung, jenes „Dunkelklare", geht manchen gereimten Geschichtserzählungen der Schüler verloren. Die geringe Empfänglichkeit für die Schönheit der Antike war Uhlands natürlicher plastischer Kraft ungefährlich gewesen, bei den Nachfolgern bestraft sie sich durch die unklare verschwommene Zeichnung. Schon dem Meister war das hinreißende Pathos großer Leidenschaft versagt, ihm fehlte der Trieb, das Geheimnis der Weltenleitung in schweren Seelenkämpfen zu ergründen; bei vielen der späteren erscheinen diese Schwächen geradezu als platte Gemütlichkeit und Gedankenarmut, wofür Frische und Natürlichkeit der Darstellung keinen Ersatz gewähren. Wie überhaupt die Kunst mit Halbwahrheiten virtuos zu spielen den boshaften Satiren Heinrich Heines ihren gefährlichen Reiz verleiht, so ist auch eine halbe Wahrheit sicherlich enthalten in jener Schmähschrift, welche den Spott des Übermütigen über die Geistesarmut der schwäbischen Schule ergoß. Als endlich in Schwaben jeder Fels, wo ein Ritter den anderen erschlug, seinen Sänger gefunden hatte, und die Düsseldorfer Maler unsere Galerien immer wieder mit sehnsüchtigen blonden Mädchen und trauernden letzten Rittern ihres Stammes bevölkerten, da entstand — wesentlich gefördert durch die Überproduktion der schwäbischen Schule — in unseren tüchtigsten Männern der weit verbreitete, beklagenswerte Widerwille gegen alle lyrische Dichtung. Bei solchem Sinne der Männer ist Uhland heute allerdings vornehmlich ein Liebling unserer Jugend, während Beranger, der oft mit ihm Verglichene, auch dem älteren Geschlechte unter seinen Landsleuten noch jetzt aus der Seele redet. Aber, ein leichtsinniges Pariser Kind, huldigt dieser gleich willig den edeln wie den unwürdigen Leidenschaften seines Volkes: des deutschen Dichters lauterer Sinn hat nur der reinen Begeisterung der Jugend Worte geliehen. —

„Augen wie ein Kind hat der Alte" hören wir oft die Jüngeren erstaunt sagen, wenn sie die verwitterten Züge eines Soldaten der Freiheitskriege erblicken. In der Tat, eine seltene Frische und jugendliche Reinheit der Empfindung, die so nicht wiedergekehrt ist, bildet den entscheidenden Charakterzug jenes Geschlechtes, und sie ist auch der schönste

Reiz von Uhlands Dramen. Fremd zugleich und liebenswürdig klingt unserem kurz angebundenen Wesen der zärtliche Erguß der Freundschaft Ernsts von Schwaben an der Leiche seines Werners:

Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
die Ströme rauschen und der Werner stirbt! —

oder die edle Resignation Friedrichs von Österreich, der sich freut:

Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
den Kerker kann erwählen statt des Throns.

An ähnlichen Zügen hoher lyrischer Schönheit sind die beiden Dramen reich. Sogar die Landschaft spielt mit, nach der Weise der lyrischen Dichtung; sie spiegelt wider oder hebt durch den Kontrast die Leidenschaften der dramatischen Helden. Nicht minder kommt des Dichters episches Talent zur Entfaltung in den zahlreich eingestreuten Erzählungen — kleinen Romanzen, die überall eine große Anmut und Sicherheit der Zeichnung verraten; ja die gesamte Weltanschauung des Dichters ist episch; seinen Kaiser schildert er nach homerischer Weise und mit den Worten des mittelalterlichen Erzählers:

Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Das eigentlich dramatische Talent dagegen hat sich Uhland in edler Bescheidenheit selbst abgesprochen. Nimmermehr wird es blinden Bewunderern gelingen, diesem Bekenntnisse des Dichters sein Gewicht zu nehmen. Uhland deshalb zu den ersten Dramatikern der Deutschen zählen, weil seine Dramen „nationale" Stoffe behandeln, das heißt prosaisch am Stoffe kleben und das Wesen aller Kunst verkennen. Wie im Wettstreit der Rede der ärmere Geist, der die Hörer durch rednerischen Schwung bezaubert, unfehlbar und mit vollem Rechte den helleren Kopf besiegt, welchem die hinreißende Gewalt der Rede fehlt: ebenso und mit gleichem Rechte triumphiert auf den Brettern der bühnenkundige dramatische Handwerker über den echten Dichter, der die Kunst der dramatischen Aufregung nicht versteht. So recht das Gegenteil jenes durchgreifenden, revolutionären Eifers, der den dramatischen Helden macht, ist die zähe Kraft des treuen Beharrens, welche das Pathos der Helden Uhlands bildet. Und wieder so recht das Gegenteil jener ganz bestimmten endlichen Zwecke, welche der dramatische Held verfolgen soll, ist jene gegenstandslose sittliche Begeisterung, die einen guten Plan verwirft, weil nichts darin zu finden sei, „nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz". Nur selten zeigt Uhlands Dialog das dramatische Platzen der Geister aufeinander; mit vorgefaßten Entschlüssen

treten zumeist seine Menschen auf die Bühne, erzählen, sprechen ihre Empfindungen aus und die Szene schließt oft ohne jedes dramatische Ergebnis. Auch widerstrebt es dem warmen Herzen des Dichters, das Böse mit dem unbefangenen Behagen des Dramatikers zu schildern. Die politischen Pläne, die er seinen Helden in die Seele legt, erscheinen als Beiwerk, nicht als ein Pathos, das den ganzen Menschen erfüllt. Auf der Bühne tritt den modernen Hörern das fremdartige Wesen der Kulturformen und der Empfindungen des Mittelalters sehr auffällig entgegen, um so auffälliger, da der Dichter manche Szenen — den Kirchenbann, den Ritterschlag — sichtlich nur deshalb mit Vorliebe behandelt hat, weil der romantische Reiz des fremden Kostüms ihn lockte, nicht weil sie dramatisch notwendig waren.

Dergestalt sind die Dramen rasch von der Bühne verschwunden. Dem Leser wird ihre lyrische Schönheit immer teuer bleiben, und eben darum wird er mit reinerer Freude vor dem älteren der beiden Werke verweilen. Willig vergißt er den verfehlten Bau des „Ernst von Schwaben", dessen Handlung mit dem Höhepunkte beginnt, denn gar zu liebenswürdig tritt uns aus dem Bilde der beiden treuen Freunde das warme reine Herz des Dichters entgegen. Das Schauspiel „Ludwig der Bayer" ist, obwohl es Schritt für Schritt den Berichten der alten Chronisten folgt, doch weit kunstgerechter gebaut als das Erstlingsdrama, und ohne Zweifel hat keiner der späteren Bearbeiter dieser undramatischen Fabel den schwäbischen Dichter erreicht. Aber der spröde Stoff gewährte hier Uhlands lyrischem Talente weniger Spielraum. Am reichsten entfaltet sich diese Begabung in dem Fragmente „Konradin". Keine andere Fabel unserer Geschichte kam allen Idealen dieses Dichters und dieser Zeit so willig entgegen. Noch ein anderes schönes Bruchstück hat er uns hinterlassen, das kleine Epos „Fortunat". Es ist lehrreich, zu beobachten, wie auch ein so schlichter, aller Paradoxie abgeneigter Dichtergeist durch den Reiz des Kontrastes zum Gesange begeistert werden kann. Diese übermütigen, mutwilligen Verse entstanden dem ernsten, strengen Manne in Tagen schwerer Sorge um Haus und Staat. Aber seltsam, wie er, der in seinen kleinen Gedichten uns durch die gedrungene Kürze der Darstellung in Erstaunen setzt, bei größeren Entwürfen ins Weite zu gehen liebte. Schon der zweite Gesang des Fortunat ist eine Abschweifung nach Ariostischer Weise, und eben deshalb mag auch die Vollendung des anmutigen Gedichts unterblieben sein.

Der Dichtung Uhlands schaut keiner auf den Grund, der nicht Kunde hat von seinem wissenschaftlichen Wirken. Er selber sagte scharf: „Wer sich nicht mit meinen Studien befaßt hat, kann auch nicht über mich schreiben.“ Die lebensvolle poetische Schilderung unserer Vorwelt erwuchs ihm aus gründlicher gelehrter Kenntnis. Wohl durfte er von seinen alten Büchern rühmen: „Durch ihre Zeilen windet ein grüner Pfad sich weit.“ Dank den Romantikern: nicht mehr eine ermüdende Masse gleichgültiger Namen brachten die Gelehrten heim aus der Erforschung unserer Vorzeit. Die Seele unseres Volkes in der Vorwelt erschloß sich den Nachlebenden, und Uhland hat ein Großes mitgeschafft an diesem Werke deutscher Wissenschaft. Ein gutes Wort aus seinen letzten Jahren bezeichnet schlagend, wie er Sinn und Ziel seines wissenschaftlichen Schaffens verstand. „Eine Arbeit dieser stillen Art,“ schreibt er einem Freunde, „setzt sich freilich dem Vorwurf aus, daß sie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit sei. Ich betrachte sie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit; eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen hat, und dessen edleren, reineren Geist geschichtlich darzustellen um so weniger unnütz sein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart sich anläßt.“ Der Gedanke einer Geschichte der deutschen Dichtung im Zeitalter der Staufer, einer schwäbischen Sagenkunde beschäftigte ihn lange, und wenn von diesen weitaussehenden Plänen nur einiges — dies Wenige allerdings meisterhaft — ausgeführt ward, so erraten wir leicht den Grund: Für den Lyriker liegt der Reiz des Schaffens im Anlegen und Erfinden. Streng methodisch wie nur sein Freund Immanuel Bekker betrieb er diese germanistischen Studien, aber auch den Dichter erkennen wir wieder in dem Verfasser des schönen Buches „Walter von der Vogelweide“, woraus oben einige bezeichnende Urteile mitgeteilt wurden. Seine einfach edle Prosa ist nicht weniger künstlerisch als der Wohllaut seiner Verse. Wie dem Künstler ziemt, suchte er hier aus der Person des Dichters die Dichtung zu erklären und brachte also in die Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters einen neuen notwendigen Gesichtspunkt. Nur die geschichtliche Bedeutung und den ästhetischen Wert der Gedichte unserer Vorzeit hatte man bisher gewürdigt, noch nicht sie betrachtet als Offenbarungen reicher dichterischer Persönlichkeiten.

Nicht minder den Dichter erkennen wir, wenn er in der für die

germanische Mythologie epochemachenden Abhandlung über den Mythus vom Tor nicht nur den allegorischen Sinn der alten Naturmythen enträtselt, sondern auch den Heidengott uns menschlich nahegeführt und in dem Bändiger aller tobenden Elemente uns den demokratischen Gott zeigt, den gewaltigen Arbeitsmann, den geliebten Freund des Volkes, den der Bauer neckend am roten Barte zupft. Froh und heimisch fühlt sich der rüstige Mann unter dem starken Volke, das „im Donnerhalle die Nähe seines Freundes erkennt". Und fröhlich zog er auf weite Wanderfahrten, um aus Fels und See, aus dem Geiste des Ortes selber die Gestalten unserer Sagen greifbar und lebendig hervorsteigen zu sehen. An der Hand der Natur führten dann seine Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde den Leser in die fremde Welt halbverschollener Überlieferungen ein. Wir steigen mit ihm auf die Trümmer des alten Schlosses Bodman am Bodensee, wir hören den Schall entfernter Glocken leise über den rauschenden See her klingen und wir verstehen, wie einst hier in karolingischer Zeit den schlafenden Hirten Pipin das wonnevolle Geläute zum fernen Kloster lockte. Wir sehen den Nebel über den Wassern sich ballen, der den Schiffer beirrt und die Reben mit kaltem Reife schädigt, und wir begreifen, wie die Launen des Nebelmännleins seltsam hineinspielen in das Geschick des alten Geschlechtes der Bodman.

Uhlands erstes gelehrtes Werk war eine Abhandlung über das altfranzösische Epos gewesen, und das feine Verständnis der Volksdichtung, das die Kenner in diesem Aufsatze erfreut, bewährte sich auch in den jahrelangen Forschungen für sein letztes größeres gelehrtes Werk über das deutsche Volkslied. Der Tod hat den bedachtsamen Arbeiter in diesem Unternehmen unterbrochen. Vollendet ist nur der Vorläufer der verheißenen Abhandlung, die köstliche Sammlung deutscher Volkslieder, die in jedem guten deutschen Hause eine Stätte finden sollte, denn sie ist, was der Sammler wollte, „weder eine moralische, noch eine ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens". Wie „Des Knaben Wunderhorn", dem Uhlands Jugend so Großes verdankte, verrät auch diese Sammlung, daß schönheitskundige Dichterhände die Auswahl geleitet; aber an der Vergleichung beider Werke ermessen wir zugleich den ungeheuren Fortschritt der germanischen Wissenschaft von dilettantischer Unfertigkeit zu kritischer Strenge. Schwerlich ist es ein Zufall, daß der Sammler den bedeutenden wirksamen Platz am Schlusse seines Buches den Liedern

des streitbaren Protestantismus angewiesen hat. Des Kranzes letzte Blätter sind: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und jenes herrliche Lied eines sächsischen Mädchens aus den Tagen des Schmalkaldischen Krieges:

Stets soll mein Angesicht sauer sehn,
bis die Spanier untergehn —

der kräftige Ausdruck einer großen politischen Leidenschaft, die seitdem die Seele der mitteldeutschen Stämme leider nie wieder so gewaltig erschüttert hat.

In mannigfachen Formen (schon vielen ist dies aufgefallen) kehrt in Uhlands Gedichten ein Idealbild wieder — der streitbare Sänger: Mag der Dichter den Normannen singend und die schweren Schwerter schleudernd vor dem Eroberer reiten lassen, mag er Äschylos und Dante preisen, weil sie für Freiheit und Vaterland gesungen und gestritten, oder Körners Schatten heraufbeschwören zu zorniger Mahnung an die Überlebenden. In friedlichem, aber nicht minder ernstem und aufregendem Kampfe hat er selber sich zu diesen Sängern und Helden gestellt. Die Zeit ist hoffentlich nahe, da wir Deutschen aufhören werden, etwas Auffälliges zu sehen in dieser Verkettung bürgerlichen und künstlerischen Ruhmes. Wie wir neuerdings in Italien der ruhmvollen Erscheinung begegnen, daß unter den namhaften Denkern und Künstlern kaum einer sich findet, der nicht sein Herzblut hingäbe für das freie und einige Italien: so beginnt unter den Deutschen eine ähnliche Wandlung sich zu vollziehen. Das Herz der Nation kehrt sich ab von jenen Künstlern, die neben dem großen politischen Kampfe der Gegenwart kalt zur Seite stehen. Seltener, schüchterner immer tönt das vordem in diesen Kreisen oft gehörte Wort, dem Künstler zieme nicht sich zu kümmern um die Abstraktionen der politischen Debatte, „weil er sich kein Bild davon machen könne“. Der politische Kampf der deutschen Gegenwart ist nicht ein Streit um diese oder jene Staatseinrichtung, wie eine Doktrin, ein Klasseninteresse sie fordert. Es gilt, der Nation das Unterpfand jedes schönen Erfolges, das stolze Selbstgefühl zu retten. Was irgend krankt in unserem Volksleben, in Kunst und Wirtschaft, Glauben und Wissen, nicht eher wird es völlig gesunden, als bis die Deutschen ihren Staat gegründet. Das Geschlecht von Dichtern aber, dem die Kleist, Arndt, Uhland angehören, war das erste in Deutschland, welches diese unmittelbare sittliche Bedeutung der Staatsfragen begriff und solche Erkenntnis in Taten bewährte. Als König Ludwig von Bayern um das Jahr 1841, in der unheilvollsten

Zeit seiner Regierung, mit dem Plane umging, einen deutschen Dichterverein zu gründen, und den schwäbischen Dichter zum Beitritt auffordern ließ, da erklärte Uhland dem Minister v. Schenk in einem tapferen Briefe, was er denke über die Pflicht des Dichters gegen das Vaterland. „Bei Deutschlands politischer Zersplitterung," heißt es da, „kann auch der bestgemeinte Vorschlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermutigen; immer nur der Stein statt des Brotes! — Wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein; jede Frage der Gegenwart, wenn sie das Herz bewegt, muß einer würdigen Behandlung offenstehen."

Sehr laut, fast überschwenglich ist neuerdings Uhlands politisches Wirken gepriesen worden. Der Kaltsinn gegen die Kunst, diese Krankheit der Gegenwart, offenbarte sich auch darin, daß in vielen Nekrologen der Dichter wie ein patriotischer Landtagsabgeordneter erschien, der nebenbei auch Verse geschrieben. Wohl ist es nicht leicht, diesen verschlossenen Charakter zu durchschauen, der selten in Gesprächen oder Briefen die Beweggründe seines Handelns angab. Nur diese Behauptung dürfen wir zuversichtlich aufrechterhalten: Uhlands dichterisches und gelehrtes Schaffen war nicht bloß fruchtbarer als seine politische Wirksamkeit, es wurzelte auch ungleich tief in seinem Gemüte. Uhland war weit weniger als Kleist oder Arndt eine politische Natur; das Unglück des Vaterlandes erfüllte den ruhigen Mann nicht mit jener heißen Leidenschaft, die jeden anderen Gedanken übertäubt; gleich den ausschließlich ästhetischen Geistern des älteren Dichtergeschlechts war ihm noch möglich, während der krampfhaften Aufregung des Freiheitskrieges sich die selige Ruhe künstlerischen Wirkens zu bewahren. Nicht in die Wiege gebunden war ihm die Lust am Streite, wie einem Lessing; ihn erfüllte nur das unabweisliche Verlangen, rein und unsträflich vor seinen Augen dazustehen. Wie konnte er also zurückstehen, wenn um die höchsten sittlichen Güter unseres Volkes gestritten ward? Zudem hatte er seinen natürlichen Rechtssinn geschult in den juristischen Studien, die er ohne Freude, aber mit Ernst und Nachdruck trieb, und war früh mit den Ideen des modernen Liberalismus vertraut geworden. Seine schmucklos bürgerliche Art, „dickrindig und schier klotzig", wie Chamisso sie einmal übermütig nannte, diese keusche Wahrhaftigkeit sah mit bitterem Ekel auf die Leichtfertigkeit der Höfe, auf das vornehme Spielen mit dem Ernste des Lebens. So ward er, der seine gelehrte Arbeit

und den besten Teil seiner Dichterkraft unserer Vorzeit widmete, im Leben ein Streiter für die modernen Volksrechte. Bestechend, aber verkehrt ist Heinrich Heines Versuch, aus diesem scheinbaren Widerspruche von Leben und Dichtung das frühe Verstummen von Uhlands Gesang zu erklären. Wir wissen längst, daß nicht „das katholisch-feudalistische", sondern das volkstümliche Element der mittelalterlichen Gesittung seine dichterische Neigung vorwiegend anzog; also haben seine poetischen Arbeiten seinen vaterländischen Sinn vielmehr gekräftigt. Nur einzelne kleine Schwächen seiner Poesie lassen sich allerdings auf dies zwiegeteilte Streben zurückführen. Wenn dann und wann ein Ritter, ein Mönch seiner Balladen uns mit allzu blassen Farben gemalt scheint, so erinnern wir uns: Ein durchaus moderner Mensch hat dies Bild geschaffen, der bereits mit hellem Bewußtsein auf das Mittelalter als auf eine versunkene Welt zurückschaut.

Es ist nicht ganz richtig, wenn Uhland kurzweg den Dichtern der Freiheitskriege zugezählt wird. Der Heldenzorn jenes Kampfes tönt uns mit voller Gewalt nur aus den Liedern der Arndt, Körner, Schenkendorf entgegen, die mitteninne standen in dem Schlachtgetümmel. Dem Schwaben war dies schöne Los versagt; darum hören wir aus den Liedern Uhlands in dieser Zeit nur die Stimme des erregten Beobachters, nicht des Kämpfers. Besonders schön hat er die Angst der Guten geschildert, da die letzte Entscheidung sich verzögerte, bis ihm endlich sein heißer Wunsch erfüllt ward:

> Das edle Recht, zu singen
> des deutschen Volkes Sieg.

Demutsvoll stand er zur Seite und fragte sein Land:

> Nach solchen Opfern heilig großen
> was gälten diese Lieder dir!

Erst nach dem Frieden, als Süddeutschland der Brennpunkt unserer staatlichen Kämpfe war, begannen die großen Tage seiner politischen Dichtung, welche nun, da der Norden ermattet schwieg, den Geist jener nordischen streitbaren Sänger getreulich bewahrte.

Der württembergische Verfassungsstreit brach aus. Schon als Arbeiter im Justizministerium hatte der junge Jurist erfahren, was die Willkürherrschaft des geistvollsten und ruchlosesten der Napoleonischen Satrapen bedeute. Jetzt, ein unabhängiger Rechtsanwalt in Stuttgart, ward er der beredte Mund des empörten Rechtsgefühls seines Stammes. Er forderte das alte Recht zurück, verwarf sowohl die neue vom König

Friedrich eigenmächtig geschaffene Verfassung als die wohlmeinende Vermittlung des Nachfolgers König Wilhelm und seines alten Gönners, des Ministers Wangenheim, schrieb unermüdlich Adressen, Flugschriften und die „Vaterländischen Gedichte". Zu ihnen möchte ich alle Verächter der politischen Dichtung führen, damit sie erkennen: Ein echter Dichter ist, derweil er singt, immer im Rechte. Auch wer das starre Festhalten der Altwürttemberger an dem alten Rechte politisch verwirft, muß ergriffen werden von dem so männlich-stolzen und so christlich-demütigen Gebete:

> Zu unsrem König, deinem Knecht,
> kann nicht des Volkes Stimme kommen.

Und wenn irgendwo, so ist hier Uhland der deutschen Dichterweise treu geblieben und hat die Form seiner Lieder sich schaffen lassen durch den Inhalt. Dichter und Staatsmann hatten schier die Rollen ausgetauscht: Der phantastischen, dreist experimentierenden Staatskunst Wangenheims stand der Sänger mit der nüchternen bedachtsamen Mahnung gegenüber, das Altbewährte treu zu hüten. Wirken sollten die Lieder, haften im Gedächtnisse des Volkes. Darum die einfachste Form für den einfachen Inhalt, unermüdliche Wiederholung, schmucklose, allen verständliche, dann und wann fast prosaische Worte:

> Schelten euch die Überweisen,
> die um eigne Sonnen kreisen,
> haltet fester nur am Echten,
> Alterprobten, Einfach-Rechten!

Die verschiedensten Beweggründe zugleich trieben den Dichter in die buntscheckigen Reihen der Opposition: die gemütliche Anhänglichkeit an das altheimische Recht so gut wie der noch ungeschulte Liberalismus, der die alte Verfassung pries, weil sie die Macht des Monarchen beschränkte, doch nicht begriff, daß sie den modernen Staat aufhob. Mächtiger als all dies wirkte in ihm der edle sittliche Zorn, der freie Männerstolz, der auch der wohlmeinenden Macht nicht gestatten wollte, das Recht zu beugen. In solchem sittlichen Zorn liegt die Idee, die Berechtigung dieser Opposition. Ihm dankte der Dichter auch seine poetische Überlegenheit, als er jetzt einen neuen heftigeren, politischen Sängerstreit mit Rückert durchfechten mußte. So hatte einst sein Lehrer Walter für den Staufer Philipp kampflustige Lieder gesungen, derweil Wolfram von Eschenbach für den Welfenkaiser Otto in die Schranken trat. Diesmal sprach Uhland zum Herzen der Hörer, während der

Gegner, indem er Wangenheims Reformpläne verteidigte, nur an den Verstand des Volkes sich wenden konnte. Und nicht an der Scholle haftet der Blick des Sängers, er sah in dem Ringen seiner Heimat nur eine Schlacht des langen Krieges, der das weite Vaterland erfüllen sollte, und verwundete die Elenden, die nach geheimen Bünden spürten, mitten ins Herz mit den Versen:

> Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
> die arge Pest, die weit vererbte Sünde:
> Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
> gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert.

Oftmals in diesen Händeln traf seine noch unfertige politische Bildung mit sicherem Takte das Rechte; so, wenn er wider den Plan einer württembergischen Adelskammer das gute durch schwere Erfahrungen bestätigte Wort sprach: „Das heißt den Todeskeim in die Verfassung legen.“ Auch an den Fehlern der Opposition hatte er seinen Teil, an jener eigensinnigen Hartnäckigkeit, welche die gute Stunde, die freieste Verfassung in Deutschland zu gründen, verscherzte. In späteren Jahren hatte er selbst eingesehen, wie sehr ihm die Freiheit des Urteils fehlte, als er die wohldurchdachten Entwürfe der Regierung kurzab als Machwerke verdammte. Doch von allen Irrtümern dieses Mannes gilt sein eigenes Wort:

> Wohl uns, wenn das getäuschte Herz
> nicht müde wird, von neuem zu erglühn:
> Das Echte doch ist eben diese Glut.

Ja wohl, das Feuer einer reinen Begeisterung flammt in diesen württembergischen Liedern; darum werden sie auch dann noch in unserem Volke leben, wenn das Königreich Württemberg längst aufgehört haben wird zu bestehen. Die Lieder zogen als Flugblätter durch das Land. Einzelne nichtschwäbische Zeitungen wagten sie in ihren Spalten aufzunehmen. So brachte ein norddeutsches Blatt das an den wackeren Stuttgarter Bürgermeister Klüpfel gerichtete Gedicht „Die Schlacht der Völker war geschlagen“ unter der für den Geist der Presse jener Tage bezeichnenden Überschrift: „An den Repräsentanten einer angesehenen Stadt bei einer bekannten Ständeversammlung, gesungen bei einem festlichen Mahle, das dem würdigen Manne am 18. Oktober 1815 von seinen Kommittenten gegeben wurde.“ Diese Gedichte gründeten dem Sänger zuerst einen geehrten Namen in der Literatur, und das schwäbische Volk sah mit begreiflichem Stolze auf den Mann, der also

mit Ehren die Stammesart vertrat. Alsbald nachdem er das gesetzliche Alter erreicht, 1817, ward er in die Kammer gewählt, und mit Unwillen mußte er jetzt den Umschlag der Volksmeinung wahrnehmen. Dem zähen Eigensinne folgte übereilte Nachgiebigkeit, nur das eine ward erreicht:

Daß bei dem biedren Volk in Schwaben
das Recht besteht und der Vertrag.

Nicht durch königlichen Befehl, durch Vertrag zwischen Land und Krone kam die neue Verfassung zustande, doch fehlte viel, daß ihr Buchstabe zur Wahrheit ward. Bald befestigte sich unter König Wilhelm die gefährlichste Form des scheinkonstitutionellen Regiments, welche Deutschland vor der Revolution gesehen hat: ein aufgeklärter Despotismus, den Großmächten gegenüber liberal, nach innen tätig für das materielle Wohl, eifersüchtig gegen jede selbständige Haltung des Landtags, von gewandten klugen Männern geleitet, eifrig bestrebt, alle Talente des Landes in den Dienst der Minister zu ziehen. Ohne Freude hielt Uhland unter den Landständen aus. „Nur als Freiwilliger," sagte er selbst, „als Bürger, als einer aus dem Volke trat ich mit an." Persönliche Würde, Pflichttreue und die Gewalt seiner Feder verschafften ihm trotzdem eine Stelle unter den Führern der Opposition. Während des Kampfes um die Verfassung hatte er Staatsämter, die man ihm anbot, ausgeschlagen. Jetzt mußte er für seine Festigkeit büßen; erst im Jahre 1829 berief ihn die Regierung zu der Stelle, die ihm gebührte und seinen liebsten Wünschen entsprach, auf den Lehrstuhl der deutschen Literatur in Tübingen.

Dort ist fortan sein Wohnsitz geblieben, und es war ein echtdeutscher Zug, daß er an einem Stilleben sich genügen lassen konnte, welches einen Franzosen von seiner Bedeutung zur Verzweiflung gebracht hätte. Nahe an der Neckarbrücke stand sein freundliches Haus mitten im Rebgarten am Abhange des Österberges, dessen schöngeschwungene Formen der aus Italien heimkehrende Tübinger Philolog mit dem Vesuv zu vergleichen liebt. Dort sah er Jahr für Jahr jene denkwürdigen Ereignisse an sich vorübergehen, welche die Ruhe dieses akademischen Flachsenfingen unterbrechen. Immer wieder zogen der Pauperpräfekt und die Armenschüler in ihren hohen Hüten singend durch die winkeligen rinnsalreichen Gassen, das Vieh ward in den Neckar zur Schwemme getrieben, die Stadtzinkenisten bliesen ihren Choral vom Turme, und — das wichtigste von allem — die beru=

fenen Flößer, die Jockeles, führten das Holz des Schwarzwaldes talwärts und wechselten mit den alten Erbfeinden, den Studenten, homerische Schimpfreden. Es liegt ein eigener stiller Reiz über dieser kleinstädtischen Welt, wo an jedem Hause ein uralter derber Burschenwitz oder eine gute Erinnerung an einen tüchtigen Mann haftet. Im Verkehre mit vortrefflichen Männern fühlte Uhland sich bald wieder heimisch in der Vaterstadt, und durch seine kurze akademische Wirksamkeit erweckte er in den Schwaben zuerst den Sinn für die germanistische Wissenschaft. Noch ein anderes rühmen seine Landsleute ihm nach: Der angesehene Professor vernichtete durch persönliche Würde und gediegene Gelehrsamkeit jene kleinlichen Vorurteile gegen den Beruf des Dichters, die seit Schubarts und Hölderlins Tagen von dem schwäbischen Bürger gehegt wurden.

Nach wenigen Jahren rief ihn eine abermalige Wahl in die Kammer von seinem gelehrten Wirken ab. In den zwanziger Jahren hatte sich die Opposition in Württemberg vorwiegend auf örtliche Zwecke beschränkt. Ein fleißiger Arbeiter in den Kommissionen, ein karger, ungewandter Redner, aber wenn er sprach, schlagend, gedankenreich, entschieden, war damals Uhland für den von der Regierung mißhandelten Friedrich List in die Schranken getreten, hatte gewirkt für die Neuordnung der Rechtspflege, namentlich die Unabhängigkeit des Richterstandes, und für die Minderung der Militärlast. Höhere Ziele steckte sich die Opposition nach der Julirevolution. Noch immer freilich blieb unter den deutschen Liberalen die alte weltbürgerliche Neigung lebendig; diese Gesinnung hatte Uhland vordem zum Eintritt in die Philhellenenvereine bewogen, ihr verdanken wir auch eines seiner besten Gedichte, die Ballade „Die Bidassoabrücke" zum Preise des Verwegensten der Spanier, Mina. Jedoch unter den Besseren wenigstens „prägte sich jetzt — nach Uhlands Worten — ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlandsehre zu verbinden trachtete". Als Süddeutschland fürchten mußte, durch die absolutistische Tendenzpolitik Österreichs in einen Krieg gegen das liberale Frankreich hineingerissen zu werden, und die nicht minder verblendete Parteiwut vieler Liberalen freudig den Augenblick ersehnte, der den Südwesten zum Verrat an Deutschland, unter die „liberale" Trikolore der Fremden führen würde — in diesen angstvollen Tagen wandte sich das Auge der Besseren über die schwarzroten Grenzpfähle hinaus den deutschen Bruderstämmen zu. Man empfand bitter den Mangel einer Volks-

vertretung in Österreich und Preußen und „die Unnatur der deutschen Zustände, daß die schwächeren Schultern die Träger der größeren Volksrechte sein sollen". Aber unverzagt mahnte Uhland die Freunde, „unsere ehrenvolle Bürde, das zukünftige Eigentum des gesamten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen".

Mit dem stolzen Bewußtsein eines ernsten nationalen Berufs betrat die Opposition den Ständesaal. Der Landtag des Jahres 1833 ward einer der wichtigsten in Deutschland vor der deutschen Revolution. Nicht nur eine große Zahl von Talenten füllte das Haus: hier ward auch zum ersten Male grundsätzlich eine Lebensfrage der Politik des deutschen Bundes erörtert. Die sittliche ebensosehr als die politische Pflicht gebot, daß einem großen politischen Lügengewebe ein Ende gemacht werde, daß die konstitutionellen Regierungen nicht mehr durch Bundesbeschlüsse im Geiste des Absolutismus sich ihres Verfassungseides entheben ließen. Darum stellte Paul Pfizer seine berühmte Motion, daß der Verfassung widersprechende Bundesbeschlüsse in Württemberg keine Geltung haben sollten. Umsonst zeigten befreundete Landsleute in der Ferne, wie Wurm, die Unausführbarkeit des Antrages. Es war und ist ein Widersinn, daß ein Bund konstitutioneller Staaten von einer absolutistischen Körperschaft geleitet wird; der Unwille darob ward unter den Liberalen so übermächtig, daß sie, die Verfechter des Einheitsgedankens, den Teil grundsätzlich über das Ganze stellten — ein denkwürdiges Symptom der Verwirrung und Verbildung deutscher Politik.*) Das Verlangen der Minister, die Kammer solle die Motion mit verdientem Unwillen zurückweisen, ward mit einer scharfen Adresse aus Uhlands Feder beantwortet. Hierauf erfolgte die Auflösung und eine Reihe von Ereignissen, welche in jener Zeit der politischen Unschuld ungeheures Aufsehen erregten, während die Gegenwart bereits an einen weit roheren Mißbrauch der Regierungsgewalt gewöhnt ist. Schon von dem aufgelösten „vergeblichen Landtage" hatten die Minister ihre Gegner durch gesuchte Gesetzesauslegungen auszuschließen getrachtet; Uhland war damals für die Gültigkeit der Wahl seines alten Gegners Wangenheim aufgetreten in einer Rede, die seinem Herzen Ehre macht. Jetzt wurden diese alten Künste der Regierung weiter ausgebildet. Uhland, abermals gewählt, erhielt den Urlaub nicht und legte rasch entschlossen seine Professur nieder.

---

*) Vgl. oben S. 265.

Von neuem entspann sich der Streit wider die verfassungswidrigen Bundesbeschlüsse. In diesen Debatten verkündete Uhland in schwungvoller Rede den nationalen Beruf der süddeutschen Opposition und sprach das kühne Wort: „Diese Rechte und Freiheiten werden einst von einer deutschen Nationalvertretung zur vollen und segensreichen Entfaltung gebracht werden.“ Was er schon während des alten Verfassungsstreites dunkel geahnt, sah er jetzt klar vor Augen: daß alle Sünden der Einzelstaaten ihre Wurzel haben in dem Mangel einer volkstümlichen einheitlichen Verfassung Deutschlands. Darum deckte er bei der Beratung des Militärbudgets schonungslos das große Übel auf, das alle Militärdebatten in den Kleinstaaten noch heute verbittert und vergiftet. Er fragte: „Hat sich die Einigung im Bunde selbst schon als eine in der Nation begründete erwiesen? Kann bei solchem Stande der Dinge Württemberg wissen, unter welcher größeren Fahne und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen werden?“ Nicht zufrieden mit der unfruchtbaren abwehrenden Haltung dem Bunde gegenüber, sprach er jetzt ein altes wohlberechtigtes Verlangen der Liberalen aus: er forderte, daß die Minister wegen der Instruktionen an die Bundestagsgesandten den Kammern Rede stehen sollten.

Heftiger von Jahr zu Jahr wurde die Erbitterung. In ihrem allerdings wohlbegründeten Mißtrauen gegen die Minister stimmte die Opposition einmal sogar für die Verwerfung des gesamten Budgets, ja, befangen in kleinstädtischen volkswirtschaftlichen Begriffen und voll Widerwillens gegen Preußen, erklärte sich Uhland sogar gegen den Beitritt Württembergs zum deutschen Zollvereine. Auch er litt an jener Verblendung, womit die meisten Liberalen des Südwestens in jenen Tagen behaftet waren: stolz auf sein schwäbisches „konstitutionelles Leben“, das doch in Wahrheit die Willkür der Krone nicht wesentlich beschränkte, handelte er unwillkürlich als Partikularist. Aus Liebe zu Deutschland ward er mitschuldig an der unseligsten politischen Sünde des alten Liberalismus: er widerstrebte dem großartigsten und wirksamsten Versuche einer praktischen Einigung des Vaterlandes, der seit Jahrhunderten gewagt worden! Dies Verfahren ist um so befremdlicher, da Uhland selbst bald nachher die Unfruchtbarkeit der kleinen Landtage für das große Vaterland scharf erkannte: „Wir stehen an der Grenze einer lebendigen Wirksamkeit auf diesem Wege,“ schrieb er 1840, „der Bündel ist nicht zustande gekommen, das Beil hat kein Heft und die Stäbe liegen zerknickt umher.“ Endlich, im Jahre 1839,

beging die Opposition einen letzten verhängnisvollen Fehler. Wie oftmals in reichen, warmen Gemütern, liegt auch in dem tüchtigen Charakter der Schwaben ein Zug von unberechenbarem Eigensinn, von pessimistischem Trotz. Häufig in ihrer Geschichte, und immer zum Unheile des Landes, war er zutage gekommen; so während des Verfassungsstreites, so jetzt wieder in anderer Weise, als die Uhland, Schott, Pfizer, Römer, vereinsamt unter dem gleichgültigen Volke, auf die Wiederwahl verzichteten. Dergestalt war der Landtag seiner besten Kräfte beraubt, und dem schwäbischen Staatsleben, das in seinem abgeschlossenen Sonderdasein dringender als die meisten anderen Staaten der fortwährenden Mahnung an die nationalen Pflichten bedarf — ihm fehlten fortan gerade jene liberalen Talente, welche freieren Blickes über die Landesgrenze hinausschauten.

Das zurückgezogene Leben, das der Dichter nun in Tübingen begann, fiel gerade in die Tage, da von seiner Heimat jene kühne theologische Bewegung ausging, welche durch das Auftreten von David Strauß veranlaßt war. Abermals bewährte sich der alte Romantiker als ein moderner Mensch. Den vorurteilsfreien Forscher erschreckte es nicht, daß die Grundsätze der wissenschaftlichen Kritik, die ihm selber das Verständnis der heidnischen Götterlehre erschlossen hatten, jetzt auf die christliche Mythologie angewendet wurden. Der theologische Streit lag seinem Sinne fern, doch verteidigte er die Verketzerten und ihr Recht der freien Forschung. Einen anderen modernen Gedanken dagegen, der gleichfalls in seiner Umgebung gehegt ward, hat er nie verstanden. Jenen zukunftreichen politischen Plan, der einst als unbestimmte ferne Hoffnung vor Fichtes Seele geschwebt und dann in Friedrich Gagerns lichtem Haupte sich zu greifbarer Gestalt verdichtet hatte — den Plan des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung verkündete Paul Pfizer, fast noch ein Jüngling, zuerst als ein politisches Programm dem Volke und eroberte sich damit einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen nationalen Bewegung. Dem Dichter, der den alten Ruhm der Hohenzollern oftmals freudig besungen hatte und den Widerwillen der Schwaben gegen Norddeutschland nicht teilte, blieb dieser Gedanke immer ein Greuel. Sein Herz war erfüllt von der gemütlichen Vorliebe seines Stammes für die österreichischen Nachbarn; ihm blieb unvergessen, wie oft er einst im Knabenspiele Partei genommen hatte für die Kaiserlichen und in das nahe Rottenburg hinübergewandert war, um das wildfremde Kriegsvolk der

Magyaren und Kroaten zu schauen. Wie einst in dem württembergischen Verfassungsstreite, so wirkten auch jetzt zwei grundverschiedene politische Beweggründe in seiner Seele nach einem Ziele zusammen. Die Freude an der althistorischen Herrlichkeit des Wahlkaisertums und das Bekenntnis der Volkssouveränität — romantische und demokratische Neigungen zugleich führten ihn zu dem Ideale des Wahlreichs. Auch eine köstliche, dem deutschen Staatsmanne leider sehr notwendige Tugend brachte Uhland in die Kämpfe der Revolution hinüber — das wachsame Mißtrauen gegen den guten Willen der Höfe. Er hatte unter König Friedrich das frevelhafte Mißachten jedes Rechtes, unter seinem Nachfolger — was seinem schlichten Sinne noch tieferen Ekel erregen mußte — das unwahre Buhlen mit dem Liberalismus gesehen, und nur so schmerzliche Erfahrungen konnten seinem warmen wohlwollenden Herzen diesen harten Zug einprägen.

Die Revolution brach aus, und dem greisen Dichter vor allen galt der Jubel des aus langer Gleichgültigkeit erwachenden schwäbischen Stammes. Der beispiellosen Mißregierung folgte eine beispiellose Demütigung: der Bundestag gestand, daß ihm das Vertrauen des Volkes fehle, und umgab sich mit „Männern des Vertrauens". Auch Uhland ward unter die Siebzehner gesendet, doch das Vertrauen seines Königs folgte ihm nicht nach Frankfurt; ihm ward keine Antwort, als er sich die persönliche Ansicht des Fürsten über die Aufgabe der Vertrauensmänner erbat. Als nun in dem Ausschusse Dahlmann mit dem Programme des Bundesstaates hervortrat, da schraken anfangs — ich folge hier der mündlichen Erzählung eines der Siebzehn — die meisten zurück vor der Verwegenheit des Gedankens, und Uhland stimmte eifrig gegen das preußische Erbkaisertum, „als es noch in den Windeln lag". Diese großdeutsche Gesinnung trennte ihn auch im Parlamente von Dahlmann, Grimm, Arndt und vielen anderen, die ihm durch Bildung und Begabung nahestanden. Er hielt sich zu der Linken, und wie sehr auch die demagogischen Ausschweifungen seinen maßvollen Künstlersinn anwiderten: die demokratische Richtung konnte sich einiger Tugenden rühmen, die Uhlands Herz an die Partei fesseln mußten, obwohl sie in der Demokratie der Paulskirche sich oftmals verzerrt und entstellt offenbarten. Ihn erfreute die menschliche Teilnahme der besseren Demokratie für die Armen und Leidenden und der willige Opfermut, welcher sie vor den Mittelparteien auszeichnete. Freilich, der schlichte demokratische Bürgerstolz des ehrwürdigen Mannes hatte

im Grunde sehr wenig gemein mit jenen gellenden Lobpreisungen des Konventes, welche von den Bänken seiner Parteigenossen erklangen. Ich glaube nicht als ein Parteimann zu reden, wenn ich sage, Uhlands Verhalten in der Paulskirche hinterlasse den Eindruck, als sei er dort nicht an seiner Stelle gewesen. Er stand als ein „Wilder“ zwischen den Parteien und blieb doch in einer moralischen Verbindung mit der Linken; schon diese seltsame Mittelstellung läßt ihn wie einen Halbfremden in der Versammlung erscheinen.

Von allen Plänen der Mittelparteien forderte der Gedanke des preußischen Kaisertums Uhlands heftigsten Widerspruch heraus. Dieser Widerspruch bewog ihn zu den beiden einzigen größeren Reden, welche von dem Schweigsamen in der Paulskirche gehalten wurden und nach meinem Ermessen das Allerbeste sind, was je für die „großdeutsche“ Richtung gesprochen worden. Nicht in Verstandesgründen, sondern in gemütlichen Sympathien liegt die Stärke dieser Partei, und wie mächtig wußte Uhland diese Seite in der Brust seiner Hörer anzuschlagen, als er am 26. Oktober 1848 tiefbewegt in schwungvollen Worten das Parlament ermahnte zu sorgen, „daß die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!“ Noch kräftiger wirkte seine Rede vom 22. Januar 1849. Die Kapuzinerspäße Beda Webers waren kaum verklungen, da hob Uhland die Debatte wieder auf die Höhe ihres Gegenstandes. Die alte Herrlichkeit des deutschen Wahlkaisertums führte er gegen die preußische Partei ins Feld: „Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten mit leuchtenden Augen, tatkräftig im Guten und Schlimmen.“ Als dann die berühmten Worte folgten, bei jeder Rede eines Österreichers in der Paulskirche sei ihm zumute gewesen, „als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernähme oder das Adriatische Meer rauschen hörte“, da freilich war der nüchterne Verstand schnell bei der Hand, über die „Phrase“ selbstgefällig zu lächeln. Wer aber den Worten in die Tiefe sah, erkannte ihren ernsten Sinn. Allerdings war es ein schrecklicher Widerspruch, in Wahrheit eine Unmöglichkeit, die in unserer Geschichte nicht wiederkehren darf, daß ein Parlament, worin Österreichs Abgeordnete stimmberechtigt tagten, über die Trennung Deutschlands von Österreich beraten konnte. Ein schönes Seherwort des Dichters beschloß die Rede, das allbekannte: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist.“ Damit hatte er

der deutschen Bewegung sein „In diesem Zeichen wirst du siegen" zugerufen, und uns, den Gegnern, vornehmlich geziemt es, das gute Wort in treuem Herzen zu tragen. Die Welt ist heute liberal, und nur im Bunde mit dieser unhemmbaren liberalen Bewegung des Jahrhunderts wird es uns gelingen, die Einheit Deutschlands zu gründen. Das bewährte sich damals schrecklich, als das Herrscherhaus der Hohenzollern den rückhaltlosen Bund mit dem Liberalismus verschmähte und dem Rufe der Nation sich schwach versagte. Furchtlos und treu, ein echter Schwabe, hielt Uhland auch jetzt noch aus bei seiner Partei,

> so wie ein Fähndrich wund und blutig
> die Fahne rettet im Gefecht,

und sogar die Worte dieses vaterländischen Gedichts aus seiner Jugend kehrten wieder in dem Manifeste vom 25. Mai, das er im Namen des Rumpfparlaments an die Nation richtete: „Wir gedenken, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühsal, die Vollmacht, die wir von dem Volke empfangen, die zerfetzte Fahne, treu gewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der am 15. August zusammentreten soll."

Freilich, unklar, romantisch verschwommen wie der Wortlaut war auch der Gedankengehalt dieses Aufrufes. Dem Idealisten galt es nur, die Idee des Parlaments zu retten: er folgte der Linken nach Stuttgart, „darum, daß nicht das letzte Band der deutschen Volkseinheit reiße". Unhaltbarer immer ward die Stellung des maßvollen Mannes unter der wüsten Leidenschaft des Rumpfparlaments. Schon wurde der Klang seiner Rede von dem zornigen Lärm des Pöbels übertäubt, als er vor der Einsetzung der Reichsregentschaft, vor dem Bürgerkriege warnte und den Verblendeten zurief: „Württemberg ist nicht beschaffen wie jetzt diese Versammlung; es stellt nicht wie diese nur eine der Parteiungen dar, in welche das deutsche Volk zerklüftet ist." Nur sehr wenige Gesinnungsgenossen zählte er noch in der Versammlung. Der Austritt aber aus einer unterliegenden Partei war seinem Stolze, seiner Treue unmöglich. So ist er geblieben bis zu dem jammervollen Ende des deutschen Parlaments, dem Straßenkampfe in Stuttgart.

Seine Briefe aus diesen Jahren verkünden männlichen Schmerz über den Zusammenbruch der Hoffnungen des Vaterlandes. Weniger tief mag er, der mit all seinen Sinnen in der schwäbischen Heimat wurzelte, das eine empfunden haben, was den meisten heimkehrenden Reichstagsmännern nach den großen Kämpfen des Parlaments überwältigend, demütigend auf die Seele fiel: die bettelhafte Armseligkeit

der Kleinstaaterei. Seine demokratische Gesinnung blieb in alter Schroffheit aufrecht: sogar den Orden pour le mérite wollte er nicht annehmen, den einzigen noch unentweihten in Deutschland, den selbst der strenge Republikaner Arago getragen hatte. Die letzten Jahre sind ihm in der Stille wissenschaftlicher Arbeit vergangen. Daß er aber noch lebte in dem Herzen seines Volkes, davon haben ihm alljährlich tausend Zeichen der Teilnahme von fern und nah Kunde gebracht. Sie wurden dem schlichten Manne oft lästig, dem Schwab einst sagte: „Du liebest nicht das laute Lieben."

An dem Grabe des Dichters hat das gesamte Volk empfunden, was einst sein Walter dem süßen Liedermunde Reinmars von Hagenau in die Gruft nachrief:

> Deine Seele möge wohl nun fahren,
> deine Zunge habe Dank.

Und wie sein Lied nur mit unserer Sprache selber sterben wird, so wird auch fortleben in unserem Volke das Bild des Mannes Uhland, der, menschlich irrend, doch in hohen Ehren, manchen wuchtigen Stein hinzugetragen hat zu dem Neubau des deutschen Staates. Auch im Tode — er selber hat es uns verkündet — wollte er nicht lassen von seinem Volke:

> Wohl werd' ich's nicht erleben,
> doch an der Sehnsucht Hand
> als Schatten noch durchschweben
> mein freies Vaterland.

Uns aber, die ihn betrauern, bleibt die schöne Pflicht, mit streitbarem Worte und fester Tat zu sorgen, daß die Sehnsucht des Dichters sich erfülle, daß er die Stätte bereitet finde, wenn er kommt — als Schatten zu durchschweben sein freies Vaterland.

Lord Byron und der Radikalismus.

(Leipzig 1863.)

Selten hat Lessing ein so kühnes geistvolles Wort gesprochen wie jenen berühmten Satz, der Historiker könne im Grunde nur die Geschichte seiner Zeit erzählen. Und doch wird dieser Ausspruch vor der Beschränktheit des menschlichen Sinnes immer wieder zuschanden werden. Wer eine kaum erst abgeschlossene Vergangenheit schildert, steht entweder selber noch mitten in ihren Kämpfen, dann ermangelt sein Blick der Freiheit. Oder er hat ihre Ideale innerlich überwunden; dann ist er zumeist noch weniger unparteiisch, dann wird er ihre Verirrungen mit jener schonungslosen Schärfe richten, welche das Bewußtsein eigener Schuld hervorruft. Diese zwiefache Befangenheit beobachten wir noch immer an den landläufigen Urteilen über den glänzendsten Vertreter der jüngsten Literaturepoche, Lord Byron. Seine Landsleute (bis auf eine kleine Schar blinder Verehrer) gebärden sich, wenn sie von ihm reden, unwillkürlich als leidenschaftliche Verteidiger ihrer vaterländischen Sitte, die Byron rücksichtslos bekriegte, und wir denken nicht daran, sie deshalb zu tadeln. Gewiß, käme je die Zeit, da man in England sich harmlos an der Schönheit des Don Juan erfreute oder dem größten aller Beherrscher des Landes, dem Protektor, das gebührende Denkmal errichtete: so würden die Briten an unbefangen menschlicher Bildung gewonnen und einige jener nationalen Vorurteile abgestreift haben, die den Fremden verletzen. Aber vermutlich würden mit solchen Vorurteilen auch mehrere der Tugenden verloren gehen, denen England seine Größe dankt, vornehmlich jene großartige Einseitigkeit, die unbeirrt und sicher geradeaus zum Ziele schreitet und die Willkür des einzelnen durch die Macht fester alterprobter Überlieferungen in Staat und Sitte bändigt. Diesen häuslichen Händeln der Fremden können wir Deutschen freilich gleichmütig zuschauen, doch ein ruhiges Urteil über Byron fällt auch uns sehr schwer.

Seine Dichtung hat ungleich tiefer auf uns gewirkt als auf seine Heimat, seine blendende Erscheinung ist eine lange Zeit das helle Traumbild unserer Jugend gewesen, und nicht gar fern sind die Tage, da alle Kreise unserer guten Gesellschaft in der Vergötterung des Dichters wetteiferten und Willkomms sogenanntes „Leben Lord Byrons" tausend jungen Deutschen den Sinn betörte. Seitdem hat sich die Welt von Grund aus verwandelt, und die lieblosen Urteile über Byron, die heute in aller Munde sind, erinnern oft lebhaft an den Grimm des Barbaren, der sein machtloses Götzenbild mißhandelt. Wie soll ein Mann leidenschaftslos über den Dichter des Weltschmerzes reden, wenn er sich im stillen sagen muß, auch er selber habe einst in dem Byronschen tragischen Blicke, der höhnisch gekräuselten Lippe und dem lose geschlungenen Halstuch die sicheren Kennzeichen des Genius gesucht? Die Schwärmerei der Deutschen für Byron fiel in Tage, da unser Volk ein ruhiges, stätiges Selbstgefühl kaum besaß und das fremde bestaunte, weil es fremd war. Heute, seit die Nation beginnt fest auf eigenen Füßen zu stehen, sind wir sehr geneigt, die Ideale jener Zeit allzu scharf zu verdammen.

Lord Byrons Verhängnis lag in seiner trotzigen Absonderung von den Sitten seines Volkes, und das Urteil über ihn hängt schließlich von der Frage ab, ob diese Gesittung in Wahrheit verbildet genug war, um den verwegenen Widerstand eines einzelnen zu rechtfertigen. Von allen Aufgaben des Historikers ist das Entscheiden über die Reinheit der sittlichen Begriffe anderer Völker die allerschwierigste und undankbarste. Seltener als andere Nationen wird das deutsche Volk durch die Erregung des Augenblicks zu so schnöder, verlogener Ungerechtigkeit fortgerissen, wie sie oftmals von den Engländern gegen uns geübt ward. Doch leider zeigen die in Deutschland landläufigen Urteile über den sittlichen Wert fremder Nationen nur allzu häufig jene sonderbare Mischung von Demut und Dünkel, welche dem Charakter politisch machtloser Völker eigentümlich ist. Jeder Narr unter uns meint sich berechtigt, geläufig und zuversichtlich den Franzosen das Gemüt, den Italienern die Wahrhaftigkeit kurzweg abzusprechen: — bis plötzlich eine große Bewegung, wie die jüngste italienische Revolution, uns beschämend belehrt, daß ein Volk einen von dem unseren grundverschiedenen Sittenkodex besitzen und dennoch einer hohen sittlichen Bildung sich erfreuen kann. Keine Nation der Welt, deren Charakter nicht häßliche Widersprüche aufwiese, welche, von dem Fremden mit

seinem Maße gemessen, zu schonungsloser Verdammung führen müßten. Wie denken wir selber zu bestehen, wollte ein Fremder sein Urteil über die deutsche Sittlichkeit auf die leider unzweifelhafte Tatsache gründen, daß ein frivoles Spielen mit dem politischen Eide, ein feiges Verleugnen der eigenen Überzeugung in Deutschland den Ehrenmann noch keineswegs notwendig des guten Rufes beraubt? Das sind traurige Folgen einer Zeit öffentlicher Kämpfe und noch unvollendeter politischer Bildung, wird man einwenden. Sehr wahr; aber gleiche und bessere Entschuldigungen hat der Engländer zur Hand, wenn wir von englischer Heuchelei und Prüderie reden, der Italiener, wenn wir das Schlagwort von welscher Arglist ausspielen. Bedeutende Menschen lassen wir bescheiden gewähren, wenn sie ihr Recht bewiesen haben, ihren eigenen Weg zu gehen, und nur Kinder fragen: Wer ist der größere? Über die großen Kulturvölker aber, deren Dasein schon das Recht des Daseins ist, sitzen wir zu Gericht, messen ihnen Lob und Tadel zu, statt ihren Charakter als ein Gegebenes hinzunehmen und in seiner Notwendigkeit zu verstehen. Solches Verständnis wird gemeinhin finden, daß die sogenannten Nationaltugenden und Nationalfehler nur verschiedene Seiten eines und desselben Charakterzuges sind. Wir sind also weit davon entfernt, einzustimmen in den üblichen selbstgefälligen Tadel der englischen „Heuchelei", wenn wir einfach aussprechen, was uns Deutsche an dem englischen Wesen am meisten befremdet: daß nämlich die religiösen und die sittlichen Begriffe in England sich nicht gleichmäßig entwickelt haben. Wir finden dort eine nahezu jüdische Starrheit des Festhaltens an der dogmatischen Überlieferung und daneben eine volkstümliche, längst in der kühnen praktischen Eigensucht der Nation großartig verkörperte Sittenlehre, die zwar seit Bacon und Locke bis zu den schottischen Philosophen ihren wissenschaftlichen Ausdruck mannigfach geändert, aber im Grunde jederzeit alle moralischen Dinge an dem Maßstabe des Nutzens gemessen hat.

Es läßt sich kein schärferer Gegensatz denken zu der deutschen Weise, zu uns, die wir in allen moralischen Fragen bewußt oder unbewußt der strengen Kantischen Pflichtenlehre folgen und auf dem Gebiete des Glaubens einer schrankenlosen Selbständigkeit, der German infidelity, uns rühmen. Doch glücklicherweise leben die Völker nach einem höheren Gesetze als nach dem des Nichtwiderspruchs. Trotz ihrer materialistischen Sittenlehre ist die Sittlichkeit der englischen Nation lange sehr rein geblieben, weil ein gesunder praktischer Sinn, ein un-

beugsames Rechtsgefühl und, vor allem, die unvergleichliche Schule der politischen Freiheit und politischen Pflichterfüllung sie vor den letzten Ergebnissen ihrer Moralbegriffe bewahrte. Den Schlüssel zu diesen Widersprüchen gewährt die eigentümliche Entstehungsweise der Reformation in England. Das Puritanertum hatte in gewaltiger Geistesarbeit den durch die politische Gewalt dem Volke aufgedrungenen Protestantismus in ein geistiges Eigentum der Nation verwandelt; aber nimmermehr konnte diese strenge weltverachtende Richtung die ganze Seele eines lebensfrohen und lebensstarken Volkes ausfüllen. Der Widerstand des altenglischen Weltsinnes gegen die puritanische Härte geht in den mannigfachsten Gestalten durch die englische Literatur, von Shakespeare an bis zu den Tagen, da Smollet und Fielding lachenden Mundes ihren ernsten Kampf führten wider Richardsons zimperliche Ehrbarkeit. Dieser Dualismus hat in England darin vorläufig eine oberflächliche Ausgleichung gefunden, daß die Mehrheit der Nation im praktischen Wirken einer ganz weltlichen Nützlichkeitsmoral huldigt und, weil sie die Unsicherheit dieses Leitsterns im stillen empfindet, um so zäher festhält an dem Buchstaben der Dogmatik und an gewissen konventionellen Sittenbegriffen. Nicht ohne schwere Schuld, natürlich, konnte Byron sich absondern von dieser Gesittung seines Volkes; doch wollen wir seine „Zerrissenheit" begreifen, so müssen wir vorerst den Dualismus in der Moral seiner Nation verstehen.

Sehen wir zunächst, in welcher Lage Byron seine heimische Literatur vorfand. Nichts schiefer, als Macaulays Behauptung, Byron habe ratlos umhergeschwankt zwischen zwei feindlichen Dichterschulen und sei endlich wider sein ästhetisches Gewissen durch sein krankhaftes Bedürfnis nach dem Beifall der Zeitgenossen in die neuere jener beiden Schulen getrieben worden. Wir erblicken vielmehr in Byron die außerordentliche Erscheinung eines Dichters, der an drei aufeinander folgenden Richtungen der Literatur wesentlichen Anteil nimmt und dennoch ein ganz selbständiger Künstler bleibt. Seine ästhetische Theorie hatte sich an dem „korrekten" Pope gebildet, seine Phantasie war erfüllt von den Idealen jener Dichtung, die man die englische Romantik nennen mag, und er selber schuf endlich eine neue Richtung, die über beide Vorgänger weit hinausging; er brach die Bahn der neuesten Epoche der europäischen Literatur, indem er das Element der schrankenlos übermütigen Subjektivität in die Poesie einführte. Die Erscheinung eines solchen Dichters muß eine unharmonische sein, doch ist es lohnend, ihr Werden zu verstehen.

Gleich allen seiner Altersgenossen war ihm in der Schule die Dichtung Popes als das Höchste der englischen Kunst geschildert worden, und wie er in späteren stürmischen Tagen jede kleinste Erinnerung an die glückliche Schulzeit zu Harrow mit wehmütiger Liebe bewahrte, so sind auch seine ästhetischen Meinungen den Eindrücken seiner Jugend niemals völlig entwachsen. In der Tat, nur sehr Weniges unter den englischen Gedichten des achtzehnten Jahrhunderts war Byrons Genius verwandt, konnte ihm zum Herzen reden. Die wahrhaft lebendigen Werke dieser Zeit lagen auf jenem Grenzgebiete der Poesie, das den Briten noch heute selten oder nie in den Begriff der poetry einschließen, auf dem Felde des Sittenromans. Das liebevolle Beobachten des täglichen Lebens bis in das kleinste Detail hinein, das peinlich genaue, naturwahre Darstellen der Charaktere aus der Alltagswelt war die mit Recht bewunderte Eigentümlichkeit der englischen Literatur geworden seit Defoes Robinson, seit Addisons Spektator und den geistvollen Novellisten der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, und diese bescheidenen Werke gaben ein getreueres Bild von dem Gemüte ihres Volkes, waren reicher an echter Poesie als die anmaßlichen Versuche, das gespreizte Heldentum der Franzosen in korrekten Versen nach England einzuführen. Aber Byrons durchaus lyrisch erregter Sinn sah über die Prosa des Romans vornehm hinweg, und je sicherer er sich im stillen gestehen mußte, ihm sei die Gabe der überzeugenden Charakterzeichnung nur kärglich zugemessen, desto eifriger schwor er auf Pope. Zu diesem „Fürsten der Reime und großen Dichter des Verstandes" zogen ihn hin der Wohllaut des Verses, der reiche Witz, die seinem eigenen Wesen verwandte Freude an der malerischen Beschreibung und der ihm gleichfalls verwandte satirische Genius, der seine Gestalten nicht sowohl darstellt als betrachtet. Und war ihm selber die dramatische Kraft versagt, so tröstete er sich, auch Pope habe geringschätzig geredet von dem wertlosen Beifall der Zuschauer. So blieb er dabei, die Poesie der Gegenwart verhalte sich zu Pope wie die phantastische Pracht einer Moschee zu dem Adel der Linien eines dorischen Tempels. Der Vergleich ist nicht ganz verkehrt — wenn wir nur unter diesem dorischen Tempel uns nicht das Heiligtum des olympischen Zeus denken, sondern eines jener klassischen Bauwerke, welche als Vignetten vor den Gedichten des Herrn Biedermeier zu prangen pflegen. Wahrlich, wer bliebe ernsthaft, wenn er Byron sich leibhaftig vorstellt neben seinem Ideale, wie der moderne „Genius mit dem Kainszeichen" ein=

tritt in die künstliche Grotte des Gartens von Twickenham, aus der Dose des kleinen Mannes mit der großen Perücke eine Prise nimmt und dann dem eintönigen Geplätscher seiner korrekten Verse lauscht? Wer staunte nicht über diese theoretische Vorliebe Byrons, wenn er eines der feurigen Gedichte des Jüngers mit einem Werke des Meisters vergleicht, etwa mit jenem Briefe der Heloise an Abälard, wo ein Stoff, glühend von gewaltiger Leidenschaft, untergeht in einer Sintflut gezierter Langeweile? Von den Heroen der älteren englischen Literatur besaß Byron nur oberflächliche Kenntnis. Miltons puritanische Strenge stieß ihn ab, und sein ungeheurer Ehrgeiz bäumte sich auf wider Shakespeares erdrückende Größe. Da nun vollends alle seine Feinde unter den romantischen Zeitgenossen die kaum erst von neuem erstandene Herrlichkeit der Shakespeareschen Dichtung priesen, so trieb ihn auch der Widerspruchsgeist, die Überlegenheit Shakespeares, vor der Welt zum mindesten, zu leugnen und an seinem Pope festzuhalten.

Doch zu seinem Heile war Byron am wenigsten der Mann, sein dichterisches Schaffen unter die Leitung einer ästhetischen Theorie zu stellen. Er war nicht jener denkenden Künstler einer, an denen wir, wie an Milton und den großen deutschen Dichtern, die wunderbare Verbindung von ursprünglicher, ewig junger Begeisterung und klarer Einsicht in die Kunstgesetze bestaunen. Kaum je hat ein Dichter so leicht, so unbewußt geschaffen; ein Kind der Stunde, warf er seine feurigen Verse hin und stand dann, in seiner Jugend mindestens, urteilslos vor dem Geschaffenen. Von seiner ersten großen Reise brachte er heim eine Umschreibung der ars poetica des Horaz, worauf er alle seine Popesche Gelehrsamkeit verschwendet, und — „eine große Menge Stanzen in Spencers Versmaß, die sich auf die durchpilgerten Länder beziehen“. Von den Hints from Horace weiß heute niemand mehr zu reden. Jene große Menge Stanzen aber, geschrieben an Bord, zu Pferd, mitten in Berg und Wald, wie die Gunst des Augenblicks sie schenkte, waren — die ersten Gesänge des Childe Harold. Als er dies Werk widerstrebend in den Druck gegeben hatte und die entzückten Leser ihn alsbald zu den ersten Dichtern der Nation zählten, da zeigte sich, daß ein echter Dichter wohl mit seinen Theorien, doch nie mit seiner Phantasie in Anachronismen leben, daß ein wahres Dichtergemüt nie etwas anderes widerspiegeln kann als die Ideen seiner Zeit. Die Zeit aber, deren Ideale Byron unbewußt dargestellt, war durchaus erfüllt von den Gedanken der Romantik. Die deutsche Dichtung, die selber

der Größe Shakespeares und der Laune Sternes so vieles dankte, hatte den Lehrern die alte Schuld reichlich heimgezahlt; die Ideen unserer Klassiker und unserer Romantiker wirkten zu gleicher Zeit auf die englische Literatur.

Durch Goethe vornehmlich lernten die englischen Lyriker wieder, die Natur treu und herzlich zu verstehen, und wie Goethe selbst dem deutschen Volksliede einige seiner schönsten Lieder nachgebildet hatte, so erschlossen jetzt Macphersons Ossian und zahlreiche Sammlungen der irischen Sagen und der unvergleichlichen altenglischen Balladen den Briten die poetischen Schätze ihrer heimischen Vorzeit. In Burns erstand ein Dichter, der den Adel und die Feinheit hochgebildeter Kunst mit der naiven Empfindung eines Naturvolkes zu vermählen wußte. Die Dichter der „Seeschule" gefielen sich noch in Schilderungen, fast so breit und ausführlich, wie Pope sie geliebt hatte. Aber aus diesen neuen Gedichten sprach nicht mehr der stubengelehrte Dichter des 18. Jahrhunderts, der die Natur nur aus den sauberen Taxushecken seines Gartens kannte, sondern der moderne rüstige Wandersmann, der sich tummelte in der freien Luft. Und nicht mehr in wohlgeordneter Aufzählung ward die Herrlichkeit der Erde geschildert, sondern hinter den poetischen Bildern stand das tiefbewegte Gemüt des Dichters, ein warmer, nahezu pantheistischer Naturkultus. Mit diesem neu erwachten Verständnis der Natur war aufs engste verkettet der romantische Sinn der Zeit, der aus den Trümmern der alten Burgen die Herrlichkeit des Mittelalters zu neuem Leben emporrief. Walter Scott dichtete das erste moderne romantische Epos, das, arm an psychologischem Interesse, dennoch eine berechtigte Form der Dichtung war; denn die bewegte Schilderung der romantischen Pracht der Hochlande und ihres wilden ursprünglichen Volkslebens entsprach der Sehnsucht der Zeit nach der Natur und einfach-menschlichem Dasein. Nun begann das Wallfahrten nach den romantischen Stätten des Landes, und der englische Tourist betrachtete mit phantastischer Teilnahme das Feld von Killiecrankie, wo einst seine eigenen Landsleute von den Unholden mit dem Tartan und den nackten Waden geschlagen wurden. Von allen diesen Empfindungen der Epoche trägt der Childe Harold die Spuren. In der losen Form des romantischen Epos erschien hier wieder, nur feuriger und verständlicher, die Naturschwärmerei der Seeschule und jene Lust an prächtiger Beschreibung, die seitdem eine vorherrschende Neigung des Dichters blieb; „description is my forte" pflegte er zu

sagen. Jene wildschönen Schilderungen des Treibens der griechischen Bergvölker, waren sie nicht durchweht von derselben romantischen Empfindung, die in Walter Scotts „Jungfrau vom See" atmete? Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Childe Harold gleichsam der Wegweiser ward für die große Tour der modernen Lustreisenden. Die Stätten Europas, die Byrons Lied besang, sind seitdem das Ziel unzähliger Wallfahrer geblieben; so sicher hat der Dichter die Neigungen seiner Zeit mitempfunden.

Und doch, war es wirklich nur die Furcht vor dem überlegenen Beschreibungstalente des jungen Dichters, die Walter Scott bewog, nach dem Erscheinen des Childe Harold nicht mehr in gebundener Rede zu schreiben? War wirklich nur die üble Laune, und nicht vielmehr das geheime Bewußtsein einer tiefen grundsätzlichen Feindschaft, die Mutter jener erbarmungslosen Satire „Englische Barden und schottische Kritiker", die Byron gleich am Beginn seiner Laufbahn den englischen Romantikern entgegenwarf? Gleich den deutschen suchten auch die englischen Romantiker ihre Ideale in der Vergangenheit, und es ist kein Zufall, daß Walter Scott im Leben ein unverbesserlicher Tory blieb. Dieser Flucht aus der Gegenwart, diesen „stubenhockenden Minstrels" trat Byron als Revolutionär entgegen, mit dem kecken Übermute eines modernen Menschen. Indem er seine Person mit unerhörter Anmaßung in seinen Gedichten vordrängte, gab er zuerst einer echt modernen Stimmung poetischen Ausdruck, die längst schon in dem jüngeren Geschlechte verbreitet war. Wohl hatte bereits einmal ein moderner Dichter in allen seinen Werken sein eigenes Ich enthüllt und die Welt durch eine Reihe von Werken entzückt, die er selber Bekenntnisse nannte. Doch Goethes Genius war so unermeßlich reich, so harmonisch, so sehr ein Bild der Welt, daß die meisten seiner Leser den verwegen subjektiven Charakter seiner Dichtung gar nicht ahnten: sie meinten die Welt zu schauen, derweil sie die große Seele des Dichters sahen. In Byron aber erstand ein Dichter, ebenso einseitig, wie jener mannigfaltig, ebenso keck und hastig, wie jener maßvoll und besonnen gewesen, und stellte sein Ich mit Haß und Hohn der Welt gegenüber. So begründete Byrons Beispiel in allen modernen Sprachen die Poesie des Weltschmerzes.

Die Welt ist heute trunken von Nüchternheit. In solchen überverständigen Tagen erscheint es sehr wohlfeil, die triviale Wahrheit zu predigen, daß der Weltschmerz eine Krankheit war. Sicherlich, die er=

habene Einfalt der Alten hätte sich mit Abscheu von solcher Auflehnung des Individuums gegen die Gesetze der Welt hinweggewendet, und Niebuhrs römischer Sinn war in seinem guten Rechte, wenn er in dem Charakter des Childe Harold lediglich die furchtbare Eigensucht sehen wollte. Aber sind nicht unsere moderne Erziehung, alle unsere liebsten Gewohnheiten und Anschauungen ganz dazu angetan, diese Krankheit notwendig zu erzeugen? Nicht mehr wie die Alten wachsen wir auf in dem naiven Glauben, daß wir nur die Glieder unseres Staates sind, und nicht mehr wie den Menschen des Mittelalters steht uns die Kirche als eine unantastbare Schranke der Willkür gegenüber. Es ist der Ruhm der modernen Bildung, daß unsere Jugend zuerst das unendliche Recht der Person begreifen, den Menschen als den Mittelpunkt der Welt verstehen lernt. Wenn wir, also erzogen, uns dennoch demütig in die Ordnung der Natur und Geschichte einfügen, so ist diese Unterordnung nicht mehr naiv, nein, erarbeitet, durch Bildung vermittelt. Schaue jedermann selber, wie er sich sittliche Reinheit bewahre inmitten der Aufregung der modernen Welt: naturgemäß ist eine Ordnung der Gesellschaft nicht, welche dem einen Geschlechte alles, dem anderen nichts verzeiht. Sehe jeder, daß er wahrhaftig bleibe und doch geduldet werde in einer Welt, die sich in tausend konventionellen Lügen bewegt: natürlich ist es nicht, daß Millionen Lippen einen Glauben bekennen, davon das Herz nichts weiß. Wohl ist es Pflicht, in dem harten Kampfe um die Existenz Spannkraft des Geistes, Freude des Herzens zu bewahren: doch natürlich ist es nicht, daß jener Kampf um das Leben, womit in Zeiten, da die Menschen sich weniger hart im Raume stießen, das Leben begann, heute für viele der Besten den Inhalt des Lebens bildet. Wohl muß es dem Gebildeten möglich sein, sich das herzliche Verständnis für die Empfindung der niederen Stände zu bewahren, ohne doch hinabzusinken in ihre banausische Roheit: aber natürlich ist es nicht, daß Tausende unserer Volksgenossen mit blödem Lachen an dem vorübergehen, was uns das Schönste und Ehrwürdigste scheint. In einer Welt, die von solchen und tausend anderen Widersprüchen erfüllt ist, gelangen nur fischblutige Naturen, nur geborene Philister kampflos und schmerzlos zu gefaßter Entsagung. Die Poesie des Weltschmerzes war gottlob nicht ein vollständiges Bild der modernen Gesittung, aber sie spiegelte getreulich wider eine Seite unserer Kultur, die wir nicht gänzlich streichen können, ohne das moderne Wesen selbst zu zerstören. Die Jugend jener Tage wußte wohl,

warum sie dem Manfred zujubelte: Echt modernes Blut floß in den Adern des Unseligen, der im Tode noch den Abt wie den Teufel von sich weist und untergeht als „ein Selbstzerstörer". Ein maßloser Ehrgeiz war in dem jüngeren Dichtergeschlechte lebendig; der greise Goethe schaute seinen Nachfolgern in Herz und Nieren, wenn er meinte: Sie kommen mir vor „wie Ritter, die, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen". Und wirklich ein Neues ward von diesem anmaßlichen jungen Geschlechte geschaffen, als Byron den Übermut, der es verzehrte, keck und höhnisch aussprach. Ja, wir müssen behaupten, daß der Poesie des Weltschmerzes ein unsterblicher Gehalt innewohnt, der nicht bloß als das Krankheitssymptom einer aufgeregten Epoche etwas bedeutet. Neben den unbestimmten Klagen einer fieberischen Unruhe, die „sich selbst entfliehen will", ertönt in Byrons Gedichten auch der wahrhaftige Ton des tiefsinnigen Schmerzes über die Nichtigkeit irdischer Herrlichkeit — eines ewigen Schmerzes, der an den großen Dichtern aller Zeiten, selbst an der erhabenen Ruhe des Sophokles, genagt hat. Wir wenigstens sähen nicht ungern, wenn die so zahmen, so frommen, so mit Gott und aller Welt versöhnten Werke der neuesten englischen Literatur etwas mehr angekränkelt wären von „dem Meltau des Lebens, dem Gedanken", der auf Byrons Gedichten ruht.

Der sichere Instinkt der öffentlichen Meinung hat von jeher in Byrons Helden Harold, Konrad, Lara nur das Bild des Dichters selber gesehen. Nie war das Schaffen eines Dichters so ganz subjektiv, nie war ein Künstler so unfähig, eine fremde Weltanschauung zu verstehen: sogar die harmlose Gemütlichkeit der niederländischen Kleinmalerei erschien ihm verwerflich und verächtlich, weil sie seinem heroischen Ideale widersprach. So kehrt in all seinen früheren Gedichten das Bild des Dichters selber wieder, der geheimnisvolle Mann, geziert „mit einer Tugend und mit tausend Sünden", der Abgott der Weiber, der Feind der Welt, die ihn mißhandelt und verbannt, während er sie großherzig immer aufs neue überrascht und beschämt. Auf den ersten Blick ähnelt dieser Byronsche Held gar sehr jenen edelmütigen sentimentalen Schurken, die in schlechten Romanen von alters her ihr Wesen treiben. Doch eigentümlich ist ihm der selbstbewußte Trotz, den er der Welt entgegenstellt, eigentümlich vor allem jene berufene Zerrissenheit, die mit dem eigenen Gefühle spielt. Und eben dies Schwelgen in zwei widersprechenden Empfindungen, diese Lust, „zugleich durchnäßt und

verbrannt" zu sein, sich dem Schmerze hinzugeben und seiner zu spotten — war es nicht ein Zug, so recht den geheimsten Neigungen der modernen Menschen abgelauscht? Es geht ein ruheloses Wesen, ein Jagen nach ewig neuer nervöser Aufregung durch die moderne Welt und offenbart sich überall bis hinab in unsere unscheinbarsten Gewohnheiten — wie denn die Verzehrung der Narkotika in keiner Zeit der Geschichte so stark gewesen ist wie heute. Überaus reizbar und empfänglich ist das Gemüt des modernen Menschen tausend Eindrücken geöffnet, die ein rauheres Zeitalter nicht verstehen konnte, aber diese massenhaften Eindrücke drängen und jagen sich, hinterlassen nur geteilte, flüchtige Empfindungen, und ein alter Grieche würde aus jedem Gespräche unserer Zeitgenossen ein hastiges Abspringen des Gefühles heraushören, das der einfachen Sicherheit der Alten unbegreiflich war. So ist die Zerrissenheit der Byronischen Empfindung allerdings ein Zug aus dem modernen Gemütsleben. Nur soll die Dichtung ein Höheres sein als ein getreues Bild der Wirklichkeit. Dies jähe Umschlagen der Trauer, der Begeisterung in bitteren Spott ist in einzelnen Fällen von erschütternder Wirkung, doch wenn es den Grundton der Dichtung bildet, so führt es geradezu zur Selbstvernichtung der Poesie, denn das Wesen aller Dichtung hat Goethe schon im Götz von Berlichingen in einem wunderschönen Worte bezeichnet: „Was macht den Dichter? ein warmes, ganz von einer Empfindung volles Herz."

Man erkennt leicht die nahe Verwandtschaft dieser Richtung mit der Weltanschauung der deutschen Romantiker. War doch Byrons Person selber ein fleischgewordener Traum der Romantik. Die reinste Form des Lebens fand Friedrich Schlegel auf den Höhen der Gesellschaft, bei jenem Adel, der, aller Pflichten entbunden, in dem Müßiggange sein höchstes Vorrecht sieht. Die höchste Tätigkeit des Menschen, die Vollendung der Menschheit erkannte Schlegel — und mit ihm, wie tausend Geständnisse beweisen, die große Mehrheit der ästhetisch gebildeten Zeitgenossen — in dem Schaffen des Dichters. Hier nun erstand ein vornehmer Mann, der ein Dichter war und zugleich in allen Genüssen adliger Herrlichkeit schwelgte, der „sein Herz in Leidenschaft, sein Hirn in Reimen" aufrieb. In der Tat, der vollendete Mensch, den die Romantik ersehnt, war erschienen, aber mächtig schritt er über die Romantik hinaus; er wandte sich mit revolutionärem Zorne gegen die Gebrechen der Welt und verkündete zukunftsfreudig eine schönere Zeit, „da die Welt frei sein wird".

Den Zeitgenossen hat Byron durch phantastische Beleuchtung und den koketten Schleier des Geheimnisses die innere Schwäche seiner sentimentalen Helden verborgen, und wer mochte in einem romantischen Epos nach scharfer, eindringender Charakterzeichnung suchen? Uns Nachlebenden ist es nicht mehr möglich, für die düsteren verschwommenen Gestalten des Lara, des Korsaren eine reine Teilnahme zu empfinden. Das wahrhaft unsterbliche unter Byrons Werken, das die Gegenwart und alle späteren Geschlechter zur Bewunderung hinreißen wird, ist vielmehr jenes „schwärzeste Denkmal menschlicher Verworfenheit", das die englischen Literaturgeschichten kaum zu nennen wagen, das sogar von der whiggistischen Edinburgh Review schlechthin verdammt ward, jenes ruchlose Werk, das nach Byrons Wahrsagung schwerer durch die Tür eines englischen Familienzimmers geht, als ein Kamel durch ein Nadelöhr: — der Don Juan. Wir werden nie genug bewundern können, wie der Dichter, körperlich erschöpft und tief verstimmt durch das Ankämpfen gegen die öffentliche Stimme seines Landes, sich am Abend seines Lebens zu jener Kunstform erhob, die allein seine Begabung rein und verklärt offenbaren konnte, zu dem freien Spiele des Humors. Hat uns sein Menschenhaß verletzt, solange er unklar und unfrei in den interessanten Verbrechergestalten seiner ersten Werke sich verkörperte: hier, in der übermütigen Laune des komischen Epos, kommt alle Bitterkeit, die das Herz des Dichters drückt, frei und in der rechten Weise an den Tag, hier durfte er mit gutem Grunde sagen: „Wollen die Leute die Moral meines Gedichtes nicht sehen, so ist es ihre, nicht meine Schuld." In Deutschland wenigstens werden die Männer alle darin übereinstimmen, daß Byrons dichterische Kraft in seinen letzten Jahren ihr Schönstes geschaffen hat, nicht, wie selbst Macaulay meint, einem traurigen Verfalle entgegenging. Auf jeder Seite des Don Juan stoßen grämlicher Kritik sittliche und ästhetische Sünden auf; und doch bleibt das Ganze ein Werk von harmonischer Schönheit, so recht eine notwendige Schöpfung, die man nicht verwerfen kann, ohne dem Dichter selber das Recht des Daseins abzusprechen.

Byron kannte seine Stärke. Ein rechter Künstler liebt sein Handwerkszeug! rief er übermütig, spottete der „Prosaisten", die sich mit dem blankverse behelfen, und schrieb sein Gedicht in Stanzen. Der Wohllaut dieser melodischen Verse erhöht mächtig die leidenschaftliche Glut, den Farbenreichtum und die sinnliche Frische der Erzählung,

aber auch ihre verführerische Wirkung auf unreife Gemüter. In diese kunstvolle Form bannt der Dichter, ein despotischer Beherrscher der Sprache, einen überreichen phantastischen Inhalt. Wunderliche Wortverschränkungen, griechische, lateinische Zitate, Anspielungen aller Art müssen sich in die Stanze fügen, bis die absichtliche Überladenheit des Stils wieder durch Schilderungen von antiker Einfachheit unterbrochen wird, wie die allbekannte: the mountains look on Marathon, and Marathon looks on the sea. Nicht alle Töne, die ein Menschenherz bewegen, weiß Byron anzuschlagen; das stille Glück des leidenschaftslosen Gemüts hat er nie begriffen. Doch soweit er das Menschenleben verstand, hat er es im Don Juan in all seinen Höhen und Tiefen dargestellt: bald schildert er in zynischer Nacktheit den Kannibalismus des Verhungernden, bald mit der Lust des Fauns Bilder trivialer Sinnlichkeit, bald reißt er uns empor zur Höhe großer Leidenschaft, zur Betrachtung der ewigen Rätsel der Welt. — Oft packt uns die Ungeduld, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Betrachtungen und satirischen Ausfälle jeden Weg zum Ziele der Fabel zu versperren droht, und die Pracht der Schilderungen vermag nicht immer uns zu trösten über ihre Breite. Doch am Ende vergessen wir alle ästhetischen Bedenken über der glänzenden Persönlichkeit des Dichters, die hier, im komischen Epos, ein gutes Recht hat, sich vorlaut vorzudrängen. Überall redet ein ideenreicher, hochgebildeter und — vor allem — ein freier Geist, der weitab vom breitgetretenen Pfade der guten Gesellschaft den Weg sich selber sucht. Schon die unvergleichlich leichte, zwanglose Weise der Erzählung ist ein lauter Protest gegen alle Unnatur und Ziererei. Auf Frauen wirkt dies Gedicht schreckhaft durch seine unbarmherzige Wahrheit noch mehr als durch seinen Übermut. Der Dichter ist hier wirklich „ein Kolumbus auf dem Meere der Moral", er entdeckt und schildert geheimnisvolle Tiefen der Menschenseele, zu denen sich die Dichtung seines Landes bisher nicht hinabgewagt hatte.

Was aber war es, das Byron an der modernen Gesellschaft bekämpfte, indem er ihr stolz sein persönliches Belieben entgegenhielt? Es war zunächst jene Tyrannei der öffentlichen Meinung, die in Don Juan so schneidend geschildert wird:

in the times of old
men made the manners, manners now make men.

Jawohl, Byrons aristokratisches Wesen hätte sich leichter heimisch gefühlt in der alten Zeit, da die ungeheure Mehrheit des Volkes

unter hartem Drucke lag, doch auf den Höhen der Gesellschaft der souveränen Willkür der Person, der allseitigen Entfaltung ihrer Launen und Kräfte keine Schranke gesetzt war. Wo waren sie doch hin, jene kraftstrotzenden, übermütigen, lebensfrohen Männer aus dem Whigadel des achtzehnten Jahrhunderts, die nach durchschwelgtem Tage mit weingerötetem Gesicht im Parlamente ihre großen Reden sprachen? Die unbändigen Kräfte, die großen Talente der Aristokratie starben aus, die öffentliche Meinung fiel allmählich unter die Herrschaft jenes Mittelstandes, der, nach unten duldsamer als der alte Adel, zu den glänzenden Erscheinungen auf der Höhe der Gesellschaft sich ungleich mißtrauischer, eifersüchtiger stellt. Die ungeheure stille Tyrannei dieser konventionellen, auf den Schein bedachten Sitte hatte Byron an seinem Leibe erfahren, als er — ein Pair von England, also in der unabhängigsten, der stolzesten Stellung, die einem modernen Menschen beschieden sein kann — sich tatsächlich aus seiner Heimat verbannt sah, ohne daß man eine irgend haltbare Anklage wider ihn vorbrachte, ja ohne daß man ihn hörte. Denn so gewiß Byron jedes Sinnes entbehrte für die Treue und Reinheit des englischen häuslichen Lebens, ebenso gewiß hat er während seiner unglücklichen Ehe durchaus kein ungewöhnliches Unrecht begangen, hat er nichts verschuldet, was den lächerlich ungerechten Ausbruch der öffentlichen Entrüstung rechtfertigen konnte. Byron selber schildert die Tatsachen treffend also: fashion, die Tyrannin der Gesellschaft, hatte ihn eine Weile gehätschelt und dann, des Spieles müde, das Spielzeug fallen lassen.

Zornig wandte er sich jetzt gegen seine Heimat, erbarmungslos riß er den Schleier respektabler Sitte herab, der die Frivolität der Hauptstadt, die peccadillos von Piccadilly umhüllt. Doch in diesem Kampfe gegen die vornehme Gesellschaft war er selber nicht innerlich frei. Mochte er noch so laut, nach dem Vorbilde Rousseaus, das Leben des Urwaldes preisen und die erhabene Einsamkeit der Natur, der er seine schönsten Dichterträume dankte: die glänzenden Laster der großen Welt konnte er doch nicht entbehren. Nur eine, die häßlichste, Sünde seiner Heimat war diesem kühnen Geiste durchaus fremd: jene salbungsvolle Heuchelei, die so üppig nur in England gedeiht und darum auch nur dort die zutreffende Bezeichnung — cant — gefunden hat. Vierzig-Pfarrerkraft wünschte er sich, das Lob der Heuchelei zu singen. Ihm graute, wenn er in dem Gebetbuche seiner Kirche neben den Segenssprüchen der Religion der Liebe den ruchlosen Fluch wider die Un-

gläubigen las. Wohl ist Byrons Spott oftmals frivol nach der Weise Voltaires; aber, gestehen wir es nur, in der Literatur christlicher Völker ist die Spötterei ein notwendiges Übel. Der einseitige Idealismus des Christentums führt gemeine Seelen leicht zur Unwahrheit, zur Entfremdung von der Natur — zu Lastern, die an den Orient gemahnen, doch der heiteren Weltlichkeit der antiken Gesittung unbekannt waren. In solcher Umgebung kann es nie an leidenschaftlichen, wahrhaftigen Naturen fehlen, die lieber den Schein der Frivolität auf sich nehmen wollen als mit einstimmen in das salbungsvolle Reden der guten Gesellschaft. „Für die Opposition geboren" nennt Byron sich selber, und in der Tat, mit unermüdlichem Widerspruchsgeiste lehnt er sich auf wider alle fables convenues seines Landes, die geistlichen wie die weltlichen. Ihn hatte seine Nation wie einen falschen Götzen gestürzt; um so boshafter verspottet er nun die Größen der englischen Geschichte; sein Witz verschont die jungfräuliche Königin so wenig wie den Sieger von Waterloo.

Wir würden diesen reichen Geist sehr schlecht verstehen, wenn wir seinen Kampf wider die Heuchelei der Gesellschaft allein aus seinen persönlichen Erfahrungen erklären wollten. „Verhaltene Parlamentsreden" hat Goethe Byrons Gedicht genannt, und sie sind es, sie eröffnen den Reigen jener radikalen Opposition, die seit der Mitte der zwanziger Jahre gegen die Romantik und die heilige Allianz — in Wahrheit, das System der politischen Heuchelei — sich erhob, und nie ist eine Opposition berechtigter, notwendiger gewesen. Sie sind ebenso tendenziös gegen die Gebrechen der Gegenwart gerichtet, wie die Romantik in der Bewunderung der Vorzeit befangen war, ebenso weltbürgerlich, wie diese national, ebenso revolutionär, wie diese ruheselig. In ihnen zeigt sich, zuerst in der Dichtung, der heilsame Rückschlag gegen die Einseitigkeit der Feinde Napoleons. Einer Epoche voll überästhetischer Neigungen folgte nun eine Zeit, deren ganzes Denken von leidenschaftlichen politischen Kämpfen erfüllt war. Das Geschlecht des Wiener Kongresses, zierlich und höfisch wie das kurze Beinkleid und die langen Strümpfe, ward verdrängt durch eine ganz moderne Generation von ungebundener Natürlichkeit in Tracht und Sitte, von rastloser Beweglichkeit in Staat und Wirtschaft; und Byron wurde der Herold dieser neuen Tage. Die Geschichte der geistigen Bewegungen ist eine fortwährende Umkehrung der alten Fabel vom Saturn; jede jugendliche literarische Richtung, die eine verlebte bekämpft und vernichtet, ist

ein Kind ihrer Feindin. Darum läßt sich die geistige Entwicklung nicht in scharf gesonderte Zeiträume zerlegen, und auch die neue Schule, welche mit Byron beginnt, scheidet sich nicht klar von der früheren ab. Byrons erste Werke fielen noch in die Tage der Napoleonischen Weltherrschaft. Seine feste Richtung, seine ganze Schärfe erhielt sein oppositioneller Sinn erst, als er in Italien die gräßlichen Wirkungen des Systems der Legitimität vor Augen sah. Da ward er zum Vorkämpfer jener Revolutionen, die in den zwanziger Jahren den Süden des Weltteils erschütterten. Und erst lange nach seinem Tode, während und nach der Julirevolution, sind Byrons Gedanken in Fleisch und Blut der Welt übergegangen, als das junge Deutschland und eine revolutionäre Literatur in Süd- und Osteuropa erstand.

Man hat Byrons Haß wider die heilige Allianz aus seiner Schwärmerei für Napoleon herleiten wollen. Gewiß, er bekannte sich zu jenem überschwenglichen Kultus des Genius, der seine Jünger finden wird, solange begabte Menschen leben, und er hatte seine Kenntnis des Weltkampfes vornehmlich aus den abgeschmackten Märchen der Franzosen geschöpft. Auch er meinte, der korsische Löwe sei nur darum gefallen, weil auf dem Felde von Leipzig „der sächsische Schakal" verräterisch seine Zähne in die Weichen des Todwunden geschlagen habe. Die rauhe Naturkraft, die derben Lagersitten Blüchers erschienen dem übergeistreichen Lord lächerlich, er sah in dem preußischen Feldherrn nur den Stein, worüber Napoleon gestolpert. Gleich allen Whigs wußte er, daß der Feldzug von 1815 von dem Torykabinett mehr zum Zwecke der Herstellung der Bourbonen, als zur Sicherung Europas geführt ward; darum war ihm die Schlacht von Belle-Alliance ein nutzloses Blutvergießen. Doch so blind, wie man gemeinhin sagt, war Byrons Bewunderung für den Korsen nicht. Aus seinem Munde erscholl ja bei dem Falle des Herrschers der höhnische Jubelruf:

the desolator desolate,
the victor overthrown!

Und als der Weltüberwinder beim Schwinden der letzten Hoffnung den Mut nicht fand, ein Dasein zu beenden, das nicht mehr ein Leben war, als alle, denen die Theologie die freie natürliche Empfindung noch nicht verkümmert hatte, mit Ekel auf dies unwürdige Schauspiel der Feigheit blickten: da war es wieder Byron, der der Verachtung furchtbare Worte lieh:

and Earth hath spilt her blood for him,
who thus can hoard his own!

Ihm schwebte vor Augen das Ideal eines Völkerfriedens, von dem die moderne Welt sich nie mehr trennen wird, er wußte (und er schlug mit diesen Worten auf Napoleon so gut wie auf seine Überwinder), daß „auf den unfruchtbaren Blättern der Geschichte zehntausend Eroberer neben einem Weisen stehen". Er stand am Ende einer Epoche, die Millionen Menschenleben maßlosem Ehrgeize geopfert hatte und verkündete das Nahen einer menschlicheren Zeit, indem er wider „die Schlächter en gros" eiferte und den großen Würger Suworow als einen „Harlekin in Uniform" verspottete. Niemand wird ohne Rührung aus dem Munde des leidenschaftlichen Mannes die Worte reinster Menschenliebe hören:

> the drying up a single tear has more
> of honest fame than shedding seas of gore.

Byrons Opposition gegen das System der Legitimität hatte einen tieferen, grundsätzlichen Charakter. Nach der Entthronung Napoleons mußte Europa abermals die Wahrheit des ernsten Gesetzes an sich erfahren, daß die Welt nur dann vorwärts schreitet, wenn sie als klein und verächtlich verlacht, was ihr gestern noch groß und des edelsten Schweißes wert erschien. Wieder und wieder pries man den Dreizack der meerbeherrschenden Britannia und ihre glückliche Verfassung und die erleuchteten Heldenkaiser und das fromme Russenvolk. Es war hohe Zeit, daß diesem gedankenlosen selbstgefälligen Jubel ein Ziel gesetzt werde:

> these are the themes thus sung so oft before,
> methinks we need not sing them any more.

Wollte die Welt den Segen der Freiheitskriege genießen, so mußte sie zuvor die häßliche Kehrseite des Kampfes verstehen. In der Tat, welches Bild boten diese Kriege dem Auge eines geistvollen liberalen Engländers, der von der idealen Begeisterung, welche die deutsche Jugend in den Streit geführt, nichts wissen konnte? Er sah die Metternich und Gentz und den „geistigen Eunuchen" Castlereagh triumphieren über den größten Mann des Jahrhunderts, die kluge Mittelmäßigkeit eines Ludwig des Achtzehnten als den lachenden Erben eines Napoleon. Er sah in Tirol und in Spanien das Volk geführt von den bigotten Anhängern des alten Despotismus, und wilder noch gegen die überlegene Gesittung als gegen die Herrschsucht der Franzosen streiten. Er sah in Deutschland nirgendwo außerhalb Preußens die Nation sich freiwillig gegen den Fremden erheben, sondern gehorsam

harren auf den Ruf der Fürsten. Er schaute die widerliche Abgötterei, die mit dem rohesten Volke Europas getrieben ward und leider ein häßlicher Makel der großen Bewegung bleibt. Er hörte jene deutschen Verse, die uns noch heute das Blut in die Wangen treiben: „Ihn jagte der Schrecken des russischen Heers, ihn jagte die Wucht des Kosakenspeers.“ Hunderte schöner Lippen sangen die schmelzenden Abschiedsworte, die der gefühlvolle Kosak an die gefühlvolle Kosakin gerichtet haben sollte: „Schöne Minka, ich muß scheiden.“ Wahrlich, zur rechten Stunde erschien Byrons grimmige Satire auf die Erstürmung von Ismail; sie zeigte der Welt diese Befreier Europas in anderem Lichte, den ganzen Zorn des freien Mannes ergoß sie über die geknechteten Barbaren, die zur Schlachtbank stürmten mit dem Lästerrufe: „Gott und die Kaiserin!“ Nun gar für England war die Geschichte der Revolutionskriege zugleich eine Geschichte unerhörter Verkümmerung der altenglischen Freiheit. Der Ruhm von Abukir, Trafalgar und Torres Vedras war erkauft durch die wiederholte Suspension der Habeas-Corpus-Acte, durch die Verkündigung des Standrechts, durch Ausweisung von Fremden, Verfolgung der Presse und Strafen sogar gegen das Aussprechen radikaler Meinungen; und derweil die glänzenden parlamentarischen Talente der alten Zeit in dem Weltkampfe sich aufrieben, war endlich der Lorbeer zugefallen — dem vielverhöhnten „Ministerium der Mittelmäßigkeiten“.

Und was war mit allem Blut und Jammer der Völker gewonnen? Die Pläne des Welteroberers waren verdrängt durch ein politisches System, das in Wahrheit kein System war, durch das ideenlose Rechnen von heute auf morgen, durch die Feigheit und Gedankenarmut, die ihre Nichtigkeit hinter einigen salbungsvollen Phrasen verbargen. An der Stelle des genialen Imperators thronte nun das unfähige Dreigestirn:

> an earthly Trinity, which wears the shape
> of Heaven's as man is mimick'd by the ape.

Konnte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Kongresse in echt bonapartischem Geiste mit frivoler Mißachtung der Volkstümlichkeit die Grenzen der Länder bestimmt wurden? War wirklich ein neues Zeitalter erschienen, wenn die weiland vom heiligen Geiste auf die Erde gebrachte Ampulla, die längst zerbrochene, plötzlich wieder erschien und ihr Salböl träufelte auf den Scheitel des Bourbonen? wenn ein Talleyrand die Oriflamme

schwenkte, und in Calais, an der Stelle, wo der „ersehnte“ Ludwig zuerst seinen heiligen Fuß auf das Land gesetzt, ein Denkmal errichtet ward? Hatte man noch ein Recht, von Freiheitskriegen zu reden, wenn mit der Freiheit auch die Jesuiten zurückkehrten und die Inquisition des „katholischen Molochs“ von Spanien? wenn in der Freiheit jene epidemische Verfinsterung der Köpfe begann, das Konvertitenunwesen und das lichtscheue Treiben frommer Hexenmeister, der Krüdener und Hohenlohe? Doch Rom bleibt ewig, was es war. Wie schwer die Freiheit des Geistes gefährdet war, das erkennen wir sicherer an den Verirrungen der Protestanten. Selbst Max von Schenkendorf, der im Grunde der Seele immer eine norddeutsch-protestantische Natur blieb, hegte doch andächtiglich die Büste des Papstes in seinem Zimmer, sang fromme Lieder an „Maria, süße Königin“ und verherrlichte den Schirmherrn Tillys, den finstern Zögling der Jesuiten, in dem Liede: „Fester, treuer Max von Bayern.“

Es ist wahr, die Spuren der fremden Herren vom heimischen Boden hinwegzufegen, bleibt die höchste aller Pflichten, und ein freier Kopf unter den Deutschen, der alle die unseligen Folgen des Sturzes Napoleons vorausgesehen, er hätte dennoch zum Säbel greifen müssen für sein Land. Aber den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen. Die Kabinette hatten in Napoleon den Zertrümmerer der alten feudalen Unordnung, den Sohn der Revolution bekämpft, die Völker den Fremden und den Despoten. War es nicht eine rühmliche, eine notwendige Tat, daß Byron den reaktionären Zug, der die Bekämpfung Napoleons bezeichnete, schonungslos der Welt enthüllte? Das können nur jene verneinen, die nichts ahnen von der echten historischen Gerechtigkeit, die dem Pöbel als mattherzige Halbheit gilt. Wenn Byron dabei die Lichtseite jener Kämpfe übersah, so ist er am meisten zu entschuldigen, der mit wunderbarem Scharfblick das Hereinbrechen der Reaktion vorherverkündigt hatte — er, der als Engländer in dem Kriege gegen Napoleon einen Kampf für das Dasein seines Volkes nicht zu bewundern hatte.

Nicht nach den ungleich ruhigeren Zuständen des heutigen Englands dürfen wir Byrons Opposition gegen die englische Gesellschaft beurteilen. In dem Augenblicke, da alle Welt der unermüdlichsten, nie besiegten Feindin Napoleons zujubelte, war England in Wahrheit ein unglückliches, von Unfrieden zerrissenes Land. Nie zuvor war die

alte Sünde dieses Staates, die Ausbeutung der niederen Stände, so grell zutage getreten. Während der Napoleonischen Kriege waren die letzten Reste des kleinen Grundbesitzes durch den Adel ausgekauft worden; die Selbstsucht der großen Grundeigentümer (das land interest) kannte nur ein höchstes Gut — rent, rent, rent, rent — sie schraubte die Kornzölle und damit den Preis des Getreides hoch und höher hinauf. Unheimliche Gärung ergriff die Massen, verwegene Demagogen brüteten über der „sozialen Frage". Dem gequälten Volke predigten die Besitzenden die harte Lehre des Malthus: „Niemand hat ein Recht Kinder zu erzeugen, die er nicht ernähren kann" — eine einfache volkswirtschaftliche Wahrheit, gewiß, aber eine Lehre, die in solcher Zeit wie ein gräßlicher Hohn erschien. Unbekümmert um das Elend der Massen führte der Hof des Prinz-Regenten sein sündliches Prasserleben: „Irland stirbt vor Hunger, Georg wiegt zwanzig Stein." Ein herzloses, in Vorurteilen erstarrtes Toryregiment leitete das Land. Die Partei der Whigs war nahezu verschwunden; um so eifriger stellte sich Byron auf die Seite der Schwachen und wiederholte getreulich die Ausfälle der Partei wider „Pitt, den großherzigen Minister, der Großbritannien gratis ruinierte". Auch zu gerechter Satire bot die Lage des Landes reichen Anlaß. Nicht poetische Übertreibung — die nackte Wahrheit war es, wenn Byron rief:

> the land-selfinterest groans from shore to shore
> for fear that plenty should attain the poor.

Die Worte des Dichters rechtfertigten sich durch den berüchtigten Ausspruch Castlereaghs im Parlamente: Der Weizenpreis ist bereits auf eine unerhörte Höhe gestiegen; da möchte ich doch wissen, wo die Not ist." Und inmitten dieses „unvaterländischen Adels" wurde jene königliche „Bordellkomödie" aufgeführt, der Prozeß der Königin Karoline, der so manchen alten Namen der englischen und der hannoverschen Aristokratie mit Schmach bedeckte. Während also die sittliche Fäulnis der höheren Stände der Welt sich enthüllte, trat gerade jetzt jene oben geschilderte Eigenheit der englischen Gesittung sehr roh und selbstgefällig hervor. Man verwahrte „die Religion und Moral dieses Landes" wider Byrons „satanische Angriffe", und die „freundlichen Monopolienhändler der himmlichsen Liebe" verketzerten am gehässigsten gerade jene Äußerungen des Dichters, die uns Deutschen ganz unanstößig, ja zahm erscheinen. Der Antibyron, eine Streitschrift voll gottseliger Wut, ward geschrieben, weil eine Stelle des Childe Harold das

Wiedersehen nach dem Tode in wehmütigem Tone als eine nicht völlig sichere Hoffnung darstellt! Eine fromme englische Dame fiel, da Byron bei Frau v. Staël unerwartet eintrat, bei dem bloßen Anblicke des Ungeheuers in Ohnmacht. Der Kain, sicherlich eines der mildesten Werke des Dichters, den sogar Walter Scott in Schutz nahm, galt geradezu als Gotteslästerung. Als Byrons Verleger gegen einen Nachdrucker des Gedichts bei dem Lordkanzler, dem berüchtigten Hochtory Lord Eldon, klagte, ward er abgewiesen, weil „Christlichkeit das Fundament aller englischen Gesetze und das vorliegende Werk nicht von der Art ist, daß dem beeinträchtigten Buchhändler irgend ein Schadenersatz zugesprochen werden könnte“. Eines ähnlichen Loses rühmte sich des Dichters Freund Shelley, dem man als einem offenbaren Atheisten von Gerichts wegen das Recht, seine eigenen Kinder zu erziehen, raubte. Inmitten solcher sozialen Mißstände konnte Lord Eldon die dreisten Worte sprechen, der niedrigste Engländer sei besser als der trefflichste Fremde. Welche Versuchung für einen freien Geist, dieser heuchlerischen Selbstgefälligkeit den Spiegel vorzuhalten.

Eben in jenen Jahren der Erstarrung trieb die unverwüstliche Lebenskraft des englischen Volkes in der Stille die gesunden Keime einer neuen staatlichen Entwicklung hervor. Stetig vollzog sich die Neubildung der parlamentarischen Parteien, welcher das Land später die Parlamentsreform, die Emanzipation der Katholiken, die Entfesselung des Handels verdanken sollte. Doch Byrons unsteten Sinn reizte es nicht, teilzunehmen an der unscheinbaren langsamen Mannesarbeit der Reform. Wie viel verlockender, wie viel jugendlicher, umherzuschweifen, gleich anderen meisterlosen Wildlingen seines Volkes, gleich Lord Cochrane und Lady Morgan, als ein Apostel der Freiheit unter den heißblütigen Völkern des Südens! So findet Lord Byron in der politischen Geschichte seines Vaterlandes gar keine Stelle, in der englischen Literaturgeschichte tauchte er nur auf als ein jählings verschwindendes Meteor, für die politische und literarische Entwicklung des Festlandes aber ist er von durchgreifender, bleibender Bedeutung geworden. Die englischen Standesgenossen hassen in ihm nicht bloß den Freigeist und den Radikalen, sondern vornehmlich den treulosen Engländer, der zu kontinentalen Sitten und Gedanken abfiel. Haben sich doch erst seitdem die englischen Sitten den festländischen erstaunlich angenähert. Das altmodische Zerrbild des reisenden Engländers, das heute im Leben schier ausgestorben ist und nur noch in den Karikaturen der Franzosen

als ein Anachronismus spukt — damals war es noch eine Wahrheit, da die Mitglieder der englischen Gesandtschaft auf dem Wiener Kongresse durch geschmacklose Tracht und eckige Sitte das Gelächter der glatten Kontinentalen erregten. Um so mehr mußte sich in Italien Byrons boshafter Blick für die Eigenheiten seiner Landsleute schärfen, um so zorniger diese auf den heimatlosen Briten blicken. Welch ein Eindruck aber unter den Völkern des Südens, als der gefeierte Lord mit ihnen ihr leichtes Sinnenleben lebte, in glühenden Versen ihre süßen Sünden besang, die Pracht ihres Landes und die Heldenkraft der Söhne ihrer Berge! Er lernte die Dichter Italiens lieben, die von dem risorgimento ihres Landes geträumt, er lebte sich ein in den abstrakten Radikalismus der Geknechteten, er klagte mit dem Venetianer: „Der Name Republik ist hingeschwunden." Er träumte von einer Zukunft, da glücklichere Menschen vor den Gebeinen unserer Könige mit denselben Empfindungen stehen werden, wie wir vor Mammutsknochen. Er wies den Kleinmütigen jenen Helden, der wirklich als „der Erste, der Größte, der Beste" der neueren Menschen in der Seele der modernen Jugend lebte — Washington: — und der geheimen unbestimmten Sehnsucht der erregten Zeit lieh er das treffende Wort, als er sich wünschte zu sterben jenseits des Meeres in dem letzten Asyle der Freiheit

one freeman more, America, for thee!

Immer wärmer ging er ein auf die Lieblingsgedanken des unzufriedenen italienischen Adels, er hörte gern, wenn seine welschen Freunde von dem vergötterten Napoleon sagten: non è Francese, è nostro. Schon vor Jahren, im Childe Harold hatte er, hingerissen von der Großheit der historischen Erinnerungen, den Fall Roms — der „Niobe der Nationen" — beklagt. Jetzt schrieb er den Marino Falieri und die Foscari, zwei Tendenzdramen, die der italienischen, nicht der englischen Bühne angehören, bestimmt, Italien zu mahnen an die Größe der alten Zeit. Immer kühner greift er die Gewaltigen an, er verhöhnt den koketten Zaren, der gegen die wahre Freiheit nur das eine einzuwenden hat, daß sie die Völker befreit. Die unsauberen Geheimnisse der heiligen Allianz deckt er auf, er fragt, wer die Wage der Welt halte? „Jud' Rothschild und sein Christenbruder Baring." Mit schönem sittlichen Zorne stellt er die würdelose Gemahlin Napoleons bloß, die bei Lebzeiten ihres Gatten ihr freches Witwenleben führt, und fragt, wie die Fürsten das Gefühl der Völker schonen sollen, wenn sie ihr eigenes Gefühl verhöhnen? Und wie seine Phantasie sich aus dem sentimen=

talen Weltschmerz zum freien, übermütigen Humor erhebt, wird auch seine revolutionäre Gesinnung offener, bestimmter. Schon schleudert er der Monarchie die kecke Drohung ins Gesicht:

> but never mind — „God save the king“ and kings,
> for if he don't, I doubt if men will longer.
> I think I heard a little bird who sings;
> the people by and by will be the stronger!

Dann fällt auch das verwegene Wort:

> revolution
> alone can save the world from Hell's pollution.

Das Wort war nur ein Nachklang erschütternder Taten. Sie war ausgebrochen, diese Revolution. „Vom Gipfel der Anden bis zur Höhe des Athos“ sah Byron dasselbe Banner wehen und wetteiferte mit seinem Freunde Thomas Moore, dies große Erwachen der Völker zu preisen. Noch haben wir nicht zur Genüge gewürdigt, wie sehr der politische Sinn unseres eigenen Volkes durch dies phantastische Schauspiel der kreolischen, romanischen und griechischen Revolution gefördert worden ist. Schien es doch, als habe ein großer Wohltäter unseres Volkes diese gewaltigen Bewegungen recht eigentlich zu dem Zwecke geschaffen, um unsere überästhetische Nation durch den romantischen Reiz zur politischen Schwärmerei und dann zur politischen Arbeit zu erziehen. Nach den Enttäuschungen des Wiener Kongresses war man der staatlichen Dinge wieder müde geworden, man labte sich an den Teufeleien Callot-Hoffmanns und interessierte sich wieder für die neue Religion, die Friedrich Schlegel erfinden wollte. Welcher Mensch von Phantasie sollte die eintönigen Berichte aus dem heimischen Staate lesen? Wie anders die große Kunde von den Llaneros, wie sie auf schnaubenden ungesattelten Rossen durch die glühende Steppe den Spanier verfolgen! Wunderbares Volk, etwas wild freilich, sozusagen bestialisch, aber unzweifelhaft romantisch und gottlob in angemessener räumlicher Entfernung von dem stillen Frieden des königlich sächsischen Zeitungslesers! Und dann diese Stierkämpfer von Madrid in ihren malerischen Trachten! Sie brüllten der katholischen Majestät ins Angesicht ihr wildes Hohnlied: tragala perro! Abergläubisch und unsauber sind sie, ohne Zweifel, auch bleibt es bei ihrer Unerfahrenheit in den Geheimkünsten des Lesens und Schreibens einigermaßen fraglich, ob sie ein entscheidendes Urteil haben über ihre vergötterte Charte von 1812. Aber romantisch sind auch sie! Nun gar Neapel! Wie lange

haben wir die Lazzaroni für Barbaren gehalten, und jetzt schwebt in das süße Nichtstun am Golfe von Neapel mittenhinein die Göttin der Freiheit selber! Diese schlichten Naturkinder erobern sich in ihrer erhabenen Einfalt die freieste Verfassung von Europa! „Dafür konnte man doch schwärmen", sagte mir ein Mann, dessen Jugend in jene Tage fiel.

Und auch der Unverbesserliche, der seine staatsbürgerliche Ordnungsliebe unversehrt bewahrt hatte trotz aller revolutionären Romantik aus Peru, Spanien, Neapel, auch er ward endlich von dem revolutionären Fieber ergriffen, als die Griechen sich erhoben und neben der romantischen zugleich die klassische Schwärmerei des ästhetischen Volkes herausforderten. Die ernsten Gelehrten, die über Elision und Krasis grübelten, und die begeisterte Jugend, der die Seele weit ward bei den Namen Marathon und Platää, sie alle sangen jetzt mit dem Dichter:

of the three hundred grant but three
to make a new Thermopylae!

Und war er nicht erschienen, der Tag der neuen Thermopylen, als Diakos mit seinem kleinen Haufen abermals den Engpaß verteidigte und, ein hoffnungsreiches Dichterwort auf den Lippen, von den Türken sich zum Tode führen ließ? Schien es nicht, als sollte der Heldenruhm und die Sangesherrlichkeit der salaminischen Tage sich erneuen, da jetzt in den Schluchten des Peloponnes das wundervolle Kriegslied widerhallte: δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων, ὁ καιρὸς τῆς δόξης ἦλθεν? Jahre sollten noch vergehen, bevor die Deutschen lernten Geldopfer zu bringen für den Ausbau des deutschen Staatswesens, doch für die Erhebung des fremden Volkes ward gesammelt: von allen Seiten flossen die Gaben in den mit dem Kreuze der Griechen geschmückten Gotteskasten der Philhellenenvereine. „Ohne die Freiheit was wärest du, Hellas? ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?" sang der deutsche Dichter. Man empfand, dies Volk, das wie kein zweites der neuen Welt vom hellenischen Geiste getränkt war, sei vor allen berufen, „die unendliche Blutschuld Europas" an dem Mutterlande unserer Bildung zu sühnen. So wirkten treulich nebeneinander die Vertreter der altklassischen Gelehrsamkeit, die Voß, Orelli, Thiersch, und die glaubenseifrigen Prediger, die von der Kanzel herab mahnten, den Kreuzzug wider den Halbmond zu fördern durch „Zuzug kriegskundiger Männer, geschickter Ärzte und guter Kriegshandwerker". Die Lieder Waiblingers und Wilhelm Müllers beschworen die Schatten des Äschylus

und Themistokles herauf, Rückert besang den Kampf für „Gott und unseren Heiland". Dieselben Liberalen, die soeben in Italien und Spanien die Intervention fremder Mächte als einen Frevel verurteilt, verlangten als eine heilige Pflicht die Einmischung Europas in den Kampf der Griechen. Aufs neue erstand in diesen jungen Tagen der längst vergessene Türkenhaß der alten Zeit: Wird der Erbfeind der Christenheit jetzt nicht aus der Stadt Konstantins vertrieben, „dann zittre, Welt, vor seinen künft'gen Siegen"! rief der Poet, und Krug hoffte, die heilige Allianz werde durch die Befreiung von Hellas den Neubau des christlichen Europas vollenden. Die ungestüme Kraft der deutschen Jugend fand seit den Beschlüssen von Karlsbad keinen Raum mehr in der Heimat; eifrig warf sie sich auf den Kampf im fernen Osten, sie gedachte der Mahnung Kasimir Delavignes zu folgen, der in seinen messenischen Liedern die Söhne Odins aufforderte, den Tempel des Zeus zu befreien.

Wohl reizt es das Lächeln der Söhne, dies Geschlecht unserer Väter, das für den Mordbrand der Kreolen, für die Soldatenmeutereien der Romanen und für die mehr als zweideutige Erhebung eines Barbarenvolkes im Osten größere Teilnahme hegte als für das Elend seines eigenen Staates. Doch auch aus den Irrgängen unseres Volkes blickt überall seine große Seele hervor. Es bewährte sich in jener unreifen weltbürgerlichen Begeisterung der selbstlose menschenfreundliche Sinn, der dem Volke der Humanität geziemt, es offenbarte sich darin die natürliche Sehnsucht des Volkes nach einer weiten freien Bühne für die politische Tatkraft, welche die dürftige Kleinstaaterei der Heimat ihm versagte. Durch jene Revolutionen, wie unsicher und verworren sie waren, ist die Macht der heiligen Allianz innerlich gebrochen worden. Und man weiß, wie infolge des griechischen Unabhängigkeitskampfes der Bund der drei Ostmächte endlich gesprengt ward. Bis nach Ungarn und Rußland hinein verbreitete sich das Bewußtsein, daß der Kampf des modernen Liberalismus ein der gebildeten Welt gemeinsamer ist, es reifte jener notwendige Geist der Unruhe, der in den Jahren 1830 und 1848 auch die langsameren Völker ergriff.

Diesen revolutionären Sinn hat nächst Canning, der sein England zur großen Schutzmacht der Verschwörer erhob, kein anderer einzelner Mensch so gewaltig gefördert als Lord Byron. Der Philhellenismus namentlich ist von keinem so früh und so glänzend vertreten worden. Schon als Byron auf seiner ersten Pilgerfahrt an dem geheimnisvollen

Hofe Ali Paschas weilte und die Sulioten nach den Klängen der Timburgi um das nächtliche Feuer ihren Kriegsreigen tanzen sah, schon damals war ihm der Gedanke an die Auferstehung Griechenlands lebendig geworden, der in den kühneren Köpfen des Weltteils niemals völlig erstorben war. Hatte ihn doch vor Zeiten Milton mit der Sicherheit des Sehers ausgesprochen, und auch der edle Fenelon von dem Erwachen der Hellenen geträumt. Da noch niemand die Wirklichkeit des Traumes zu hoffen wagte, wünschte Byron den kykladischen Inseln die Freiheit und die Herrschaft des attischen Demos zurück (im „Korsaren" geschrieben im Januar 1814). Fünf Jahre später sang er wieder von der Herrlichkeit des Landes, where Delos rose and Phoebus sprung, und störte den starren Schlummer der Griechen durch den schmetternden Ruf:

> you have the Pyrrhic dance as yet,
> where is the Pyrrhic phalanx gone?

Er verstummte zornig, da die Trägheit dieses Volkes der Knechte nicht zu erschüttern schien:

> a land of slaves shall ne'r be mine —
> dash down yon cup of Samian wine.

Doch hielt er fest an der Hoffnung, daß der Name Hellas wieder „ein Weckruf für die Welt" werden solle.

Nun endlich erfüllten sich die Zeiten. Seit langem hatte der wunderbare Mensch die erstaunten Blicke der Deutschen auf sich gelenkt, so sehr, daß, nach Goethes Worten, Deutschheit und Nationalität fast vergessen schien. Wir schwelgten noch in unseren romantischen Taschenbüchern, und wollte der deutsche Reisebeschreiber sich als einen Mann von ästhetischer Bildung zeigen, so mußte er einmal zum mindesten in Tränen der Rührung ausbrechen beim Anblick eines Gemäldes, einer Bildsäule. Hier aber war ein Dichter, dessen ästhetische Taten die Welt bewunderte; der spottete der weichlichen Schöntuerei, er durchreiste die Fremde, um an dem wirklichen Leben der Völker sich zu erfreuen und die Stätten ihrer großen Taten andachtsvoll zu besuchen. Lachend wie ein roher Bauer ging er an dem Kunstwert der Meisterwerke der Galerien vorüber, nur da und dort begeisterte ihn ein Gemälde durch den menschlichen Gehalt seines Stoffes. Und während der große Dichter der Deutschen sich bedachtsam die Frage vorlegte, ob man Napoleon auch einen produktiven Menschen nennen dürfe, sprach Byron zum Entsetzen der Schöngeister: „Ich will noch etwas

mehr für die Menschheit tun als Verse schreiben.“ Ein schwärmerischer Bewunderer der Natur, ein Virtuos im Genießen, ließ er sich doch nie — wie diese phantastische Zeit pflegte — sein Urteil über die Völker durch solche romantische Rücksichten bestimmen; in einem knechtischen Volke ward es ihm unheimlich, selbst inmitten der lieblichsten Landschaft, des behaglichsten Sinnengenusses. Ich liebe die Deutschen, sagte er bezeichnend, nur nicht die Österreicher, sie hasse und verabscheue ich.

Der Kampf für die Freiheit schien ihm die höchste Aufgabe des Mannes. Lange trug er sich mit dem Plane, über das Weltmeer zu ziehen in den Bürgerkrieg der Kreolen. Dann nahm er teil an der Erhebung Italiens, aber das Gefecht von Rieti bereitete der neapolitanischen Revolution einen ruhmlosen Untergang. Österreich begann, wie seine Staatsmänner prahlten, sich des öffentlichen Geistes in Italien zu versichern. Der Dichter ward es müde, die nutzlosen Waffen der italienischen Patrioten in seinem Hause zu bergen, in Venedig und Ravenna den kleinen Krieg zu führen wider die österreichische Polizei und zu horchen auf das unfruchtbare Treiben der Geheimbünde, das dem politischen Takte des Engländers lächerlich erscheinen mußte. Wie anders der ausdauernde Heldenkampf der Griechen! Dem tatendurstigen Sinne des Dichters schenkte das gnädige Geschick ein Ende, wie seine Muse es nicht herrlicher ersinnen konnte in ihren weihevollsten Stunden. Er sollte sterben den schönen Tod des Kriegers für die Freiheit, der sein Lied gegolten, er sollte enden, wie Chamisso ihm nachsang, als „der Kamönen und des Ares Zögling“. Als er auf eigene Faust sein kleines Heer nach Missolunghi hinüberführte, war er nicht selber einer jener Seekönige seiner Jugendlieder, die, keinem trauend als der eigenen Kraft, der alten Ordnung der trägen Welt den Frieden kündigten? Und wie männlich schüttelte er alles ab, was von den trüben Gedanken des Weltschmerzes seine Seele noch beschwerte: „Von poetischem dummen Zeug habe ich nichts an mir, dergleichen Dinge gehören nur für den Reim“. Als der echte Sohn eines zum Herrschen geborenen Volkes brachte er Zucht unter die meisterlosen Horden der Griechen, entflammte die Säumigen, gab dem verwilderten Kriege eine menschliche Weise. Und kaum waren die erschütternden Töne seines letzten Liedes verklungen:

> the sword, the banner and the field,
> glory and Greece, around me see!
> the Spartan, borne upon his shield,
> was not more free! —

so vollstreckte das Schicksal das Seherwort des Dichters, und der Spartaner ward auf seinem Schilde heimgetragen. Die armselige Selbstzufriedenheit der Theologen schrie Zeter über diesen „Tod in geistiger Finsternis“, und die verstockte Härte der heimischen Klerisei weigerte dem Toten die Bestattung zu Westminster. Wer aber ein Herz besaß für echte Menschengröße, der gestand, daß nie ein schuldvolles Leben durch einen edleren Tod gesühnt ward. Und auch die Nachlebenden können noch mitempfinden, wie der deutsche Philhellene den Dichter in der Verklärung des Helden schaute und ihm wünschte:

> einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
> eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

Dilettantisch ist Lord Byrons Radikalismus immerdar geblieben — ein Grund mehr für den Widerwillen seiner Landsleute, die längst gelernt, die großen Geschäfte des Staatslebens auch mit dem Ernste des Geschäftsmannes zu behandeln. Mit begreiflichem Zorne hörte man in England den Dichter erklären, unter allen Völkern habe allein „die spanische Fliege und die attische Biene“ den Mut gefunden, den Stachel zu regen wider das Spinngewebe der Knechtschaft. Die Langeweile, die Sehnsucht eines edeln ruhelosen Herzens nach großen heldenhaften Gemütsbewegungen haben an Byrons letzten Taten ebenso großen Anteil wie die romantische Schwärmerei für das Land und Volk der Griechen. Aber man frage sich: Was würde er, der Unstete und Ungeschulte, geleistet haben, wenn er seinen Platz im Oberhause eingenommen und mitgewirkt hätte an dem langsamen großen Werke der Reform, das die Huskisson, Russel, Brougham und Byrons Schulkamerad Robert Peel auf grundverschiedenen Wegen, doch alle mit dem gleichen zäh ausharrenden Sinne begannen? Indem Byron sich hineinstürzte in die wilde Gärung des Kontinents, die solcher vulkanischer Naturen bedurfte, hat er von seinem politischen Talente den denkbar besten Gebrauch gemacht. Nur auf solche Weise konnte dieser Mensch ein politischer Kämpfer werden. Und wenn ihr den unbestimmten, lediglich verneinenden Charakter seines Liberalismus tadelt: wer heißt euch denn vom Lenze Trauben fordern? wer darf in dem Chaos jener südländischen Revolutionen ein klares Parteiprogramm erwarten? Der dichterische Wert der politischen Satiren Byrons hat durch den argen Radikalismus des Dichters unzweifelhaft gewonnen; ein rechter Parteimann, der gezwungen ist, sich zu bornieren, hätte nimmermehr jenen kecken Ton souveränen Übermuts gefunden, dem

Byrons politische Poesie ihren Reiz verdankt. Es war doch keine Lästerung, wenn Byron den Schatten des „Tyrannenhassers“ Milton heraufbeschwor wider die servilen Modedichter des Tages. Niemand wird den unreinen modernen Helden der fleckenlosen Größe des Puritaners zu vergleichen wagen, und doch fochten beide verwandte Kriege für das Recht des Demos, nur daß der eine mit dem heiligen Ernste bibelfester Tugend die Sündhaftigkeit der Höfe, der andere mit frechem Spott die Heuchelei der Mächtigen bekämpfte. Nicht die Sätze eines Parteiprogramms zu verfechten ist des Dichters Beruf; die Idee des Liberalismus, der seine Berechtigung darin findet, daß er hoch denkt von den Menschen, ist noch nirgends großartiger, energischer ausgesprochen worden als in Byrons Werken.

Desgleichen läßt sich gar leicht erweisen, daß des Dichters Freigeisterei nicht die reife Frucht stetigen Denkens, sondern sehr unfertig war und vermischt mit dem geheimen Schauder über ihre eigene Sündhaftigkeit. Sein heller Verstand empörte sich wider das credo quia absurdum; solcher Zweifel ward gefördert durch den Verkehr mit dem kecken Heiden Shelley und durch die Werke jenes Gibbon, dem der Childe Harold Verse voll überschwenglicher Bewunderung widmet. Entsetzlich genug klang es seinen Landsleuten, wenn er „Rum und wahren Glauben“ zur Beruhigung erregter Gemüter empfahl oder spöttisch bedauerte, daß die Dreifaltigkeit nicht vierfältig sei, dann wäre es ein noch größeres Verdienst, daran zu glauben. Aber die übermütigen Worte verdecken nur schlecht die innere Unsicherheit seines Gemüts; an unzähligen Stellen verrät sich, dem Dichter unbewußt, die stille Reue über den verlorenen Seelenfrieden, die Furcht vor dem verborgenen Leben nach dem Tode. „Ich zweifle, ob der Zweifel selber zweifelt“ — solche skeptische Worte zeigen nichts von jener heiteren Freiheit eines dem Dogma entwachsenen Geistes, die wir an den deutschen Dichtern bewundern. Die „hebräischen Melodien“ lassen uns ahnen, daß der Mann sich noch erbaute an jenen frommen Heldengestalten der Bibel, die der Knabe sich von seiner Amme schildern ließ. Seine geliebte Allegra ließ er katholisch erziehen und entfernte das Kind sorglich von den freigeistigen Gesprächen Shelleys und seiner Gattin. Wir schließen daraus nicht — wie Walter Scott, der Byron nie durchschaut hat — daß der Dichter bei längerem Leben sich selber zur katholischen Kirche bekehrt haben würde; immerhin bleibt die innere Unsicherheit seines religiösen Freisinnes unzweifelhaft. Aber die Romantik war

nur ein ohnmächtiger Versuch, eine durch die ernste Geistesarbeit dreier Jahrhunderte überwundene Weltanschauung wieder zu beleben. Da genügte es, wenn nur ein Dichter keck verneinend der Phantasterei entgegentrat, wenn er nur lachend die Welt erinnerte, welche Schätze geistiger Freiheit sie längst besaß; schon vor dem lustigen Geprassel des Witzes mußten die Spukgebilde der Romantik entfliehen. Und — seltsam es zu sagen — dieser kecke Spötter ist doch in die großen Weltmysterien tiefer eingedrungen als irgend ein englischer Dichter seit Milton. Im Kain und Manfred werden einzelne Töne angeschlagen, die an den Tiefsinn deutscher Kunst gemahnen. In „Himmel und Erde" schildert ein Miltonscher Geist den unbeugsamen Stolz der höllischen Dämonen. Jene grandiose Fabel, welche, von anderen Völkern selten verstanden, die deutschen Dichter zu ewig neuen Liedern begeistern wird, die Fabel vom Lichtbringer Prometheus hat auch in Byron ihren Sänger gefunden: die ganze gedrungene Kraft seiner Rede bietet er auf, um den Titanentrotz zu schildern, „der den Tod zum Siege macht".

Die Wirkung der Gedichte Byrons auf die Zeitgenossen ward durch ihre künstlerischen Mängel nicht beeinträchtigt, ja oftmals verstärkt. Der Sinn für die Komposition der Kunstwerke ist heute wieder etwas empfindlicher; wir erwarten in jedem Gedicht eine stetig anschwellende Handlung, einen kräftigen Abschluß. Darum erscheinen uns, trotz aller Pracht der Schilderungen, trotz aller glänzenden Einfälle in den Abschweifungen, manche Gesänge des Childe Harold entschieden langweilig durch ihren fragmentarischen Charakter. Und bewundern wir Byrons unerschöpflichen Reichtum an immer neuen Bildern und Gedanken, so erkältet uns seine Armut in der Erfindung der Handlung. Unser froherer Weltsinn findet wieder Freude an der Eigenart mannigfaltiger Charaktere, und wir ermüden gar leicht, wenn in Byrons Gedichten (mit einziger Ausnahme des Don Juan, der auch nach dieser Richtung einen ungeheuren Fortschritt zeigt) das schwache, liebende Weib und der melancholische Held immer wiederkehren. Und auch diese beiden Charaktere erscheinen uns verschwommen und sehr unbestimmt; wir fragen nach dem Warum? wenn Byrons Held seinem Mädchen sagt: „Ich liebe dich nicht mehr, wenn ich die Menschheit liebe." Die harte Arbeit in Staat und Wirtschaft hat uns wieder gewöhnt an das helle Mittagslicht, wir sehnen uns oftmals hinweg aus dem ewigen Halbdunkel, das Byrons Gestalten

beleuchtet. Am schmerzlichsten vermißt die Gegenwart mit ihrem lebendigen Sinne für das Drama in dem großen Dichter jede dramatische Begabung. An Byrons Schauspielen am klarsten läßt sich verstehen, daß die Leidenschaft allein der Nerv des Dramatikers nicht ist; sie bleibt wirkungslos, wo die gewaltig bewegte Handlung fehlt. Versucht der Dichter auch einmal seine subjektive Weise abzulegen und etwas anderes zu schaffen als Monologe und Schilderungen: Seinem unsteten Schaffen blieb doch fremd jener höchste Künstlerfleiß, der entsagend sich gänzlich in den Stoff versenkt und allein dramatische Charaktere von überzeugender Kraft zu schaffen vermag.

Solche Bedenken des heutigen Lesers hätten die Zeitgenossen kaum verstanden. Man darf sagen, gerade die schwächsten seiner Werke haben die Zeit am mächtigsten ergriffen. Der Erbe der Romantik fand Byron die Bühnen längst verwildert und die Welt gewöhnt, den Empfindungsreichtum eines Lesedramas für eine dramatische Handlung zu nehmen. Die lose Komposition, die wuchernde Überfülle seiner Abschweifungen und Schilderungen entsprach durchaus der Neigung einer Zeit, die alle alten Kunstformen durch die Romantiker zerbrochen sah und in einem blendenden abspringenden poetischen Feuilletonstile das Neueste und Größte der Dichtkunst fand. Vergessen wir nicht, daß die von Byron hervorgerufene jungdeutsche und neufranzösische Richtung die ärgsten ihrer Sünden von der Romantik entlehnt hat. Wie unsicher bleibt doch die Grenze zwischen den beiden Schulen: Für Frankreich, das einen echten Klassizismus, nach deutscher Weise, nie gekannt hat, liegt sogar in Victor Hugos kecker Versicherung eine gewisse Wahrheit: „Die Romantik ist in der Dichtung, was der Liberalismus im Staate.“ — Auch für die von Byron beliebte Vermischung der Kunst mit politischen Tendenzen hatte die Romantik arglos selbst den Boden geebnet. Sie hatte die Grenzen zerstört, welche Dichtung und Prosa scheiden, und der Welt eine poetische Religion, eine poetische Politik geschenkt. War es zu verwundern, wenn jetzt ein verwegener Mann den Spieß umkehrte, wenn mit Byron eine Zeit begann, welche Kunst und Wissenschaft nur als die Mägde der Politik behandelte? Endlich jene edelmütigen Byronschen Verbrecher, die unser sittliches Gefühl beleidigen, sie gaben einer Epoche keinen Anstoß, die längst von der Romantik gelernt, die interessanten Menschen nur auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft zu suchen.

So hatten die Zeitgenossen kein Auge für die Schwächen von Byrons Muse. Um so freudiger begrüßten sie ihre Tugenden, jene wunderbare, in keiner Übertragung völlig getroffene Formenschönheit, die einfältige Kraft und Wahrheit des edeln Ausdrucks, der mit den allereinfachsten Mitteln am gewaltigsten wirkt. Jene mit dem Herzblute des Dichters geschriebenen Verse „Der Traum" muten uns an wie eine Erzählung aus einer Welt der Wunder, und doch was schildern sie? die einfachste Begebenheit mit den schlichtesten Worten. Und wie herrlich sah doch aus aller Zerrissenheit des Dichters sein kerngesunder, nie beirrter Instinkt für echte Größe hervor! Wie hehr mußte der Jugend die Reinheit eines Sokrates, Franklin, Washington erscheinen, wenn Byron, der immer Spottende, vor ihnen demutvoll sich neigte! Und wie ungezogen oft sein Witz sich gehen ließ, er blieb doch ein Dichter, der seines eigenen Pfades zog, der niemals schrieb „per dilettar le femine e la plebe". Das Wunderbarste blieb die Sicherheit und Fruchtbarkeit seiner Dichterkraft. Wie Mirabeau, ein verwandter Geist, wenn er die Tribüne betrat, die Gemeinheit seines privaten Lebens hinter sich ließ, so war Byron ein anderer, ein reinerer Mensch, wenn die Muse ihm nahte. Einige seiner schönsten und — friedlichsten Gedichte, die hebräischen Melodien und Parisina, schrieb er in den Tagen des bittersten Kummers, da sein Haus zusammen- und der Grimm seines Landes über ihn hereinbrach! Unsere Väter sollen sich dessen nicht schämen, daß, weit über die jungdeutschen Kreise hinaus, dieser Dichter von ihnen vergöttert ward. In manchem ehrwürdig-langweiligen Kompendium eines gelehrten deutschen Professors aus alten Tagen überrascht uns noch inmitten statistischer Notizen ein Zitat aus Byron. Wir verstehen es gar nicht, das deutsche Geschlecht der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn wir Lord Byron nicht kennen. Man muß die erstickende Luft jener unseligen Tage der heiligen Allianz selber geatmet, man muß die Gewaltigen der Zeit auf Schritt und Tritt ihres nichtigen Daseins verfolgt haben, wie sie auf dem Veroneser Kongresse ihren leeren Freuden nachgingen, derweil ihre Henker das Glück eines großen Volkes vernichteten, ihre Schreiber in scheinheiligen Manifesten den Nationen Weisheit und Tugend predigten. Man muß sich erinnern, welche ohnmächtige und blasierte Sinnlichkeit an jenen frommen Höfen herrschte, mit denen verglichen sogar die Welt Augusts des Starken als ein Geschlecht naiver, naturwüchsiger Kraftmenschen erscheint. Nur dann wird man ermessen, wie die Völker

aufatmeten bei den Klängen von Byrons Dichtung. Endlich ein Ausbruch starker Leidenschaft von einem Manne, der mit allen seinen Sünden reiner, wahrhaftiger war als die gleißnerische Macht; endlich ein Hauch der Freiheit inmitten der geknechteten Welt!

In unseren Literaturgeschichten kehrt unwidersprochen der Satz wieder, daß Byron der erste sei unter den literarischen Stürmern und Drängern, deren Mittelpunkt später das junge Deutschland bildete. Aber obgleich Byron allerdings der europäischen Kunst zuerst die revolutionäre Richtung gegen die Romantik gab, so war ihm doch vieles eigen, was ihn unterschied von seinen Nachfolgern. Er überragte nicht nur sie alle — H. Heine allein ausgenommen — durch schöpferische Kraft, Witz, Menschenverstand und den von Goethe ihm nachgerühmten „scharfen Blick die Welt zu schauen", jene sichere Weltkenntnis, die seinen unerfahrenen Jüngern gänzlich mangelte. Auch den guten künstlerischen Überlieferungen der alten Zeit stand er weit näher. Sehr lose gefügt freilich war der Bau seiner Gedichte; aber er schrieb doch in Versen, in Versen voll des lautersten Wohlklanges, und schon diese Form bewahrte ihn vor jener gänzlichen Verwilderung, jenem banausischen, die nackte Prosa mit poetischen Flittern roh durcheinanderwerfenden Journalistenstile, worein das junge Deutschland verfiel. Wer die Bedeutung der Form in der Kunst zu würdigen weiß, wird hierin allein schon einen tiefgehenden Unterschied zwischen Byron und den Jungdeutschen erkennen.

Auch war er keineswegs einer jener stets verneinenden Geister wie die meisten seiner Nachfolger. Noch hatte sein Gemüt sich vieles Positive bewahrt, das er fromm verehrte. Denn, vor allem, er war Engländer. Nicht ohne bittere Erinnerungen erkennen wir Deutschen an diesem zuchtlosen Menschen, wie die sittliche Haltung des Mannes gesichert und gehoben wird, wenn er der Sohn ist eines großen, stolzen, mächtigen Volkes. Niemals kann ein Brite in den Schmutz des heimatlosen Literatentums versinken, darin unsere Börne und Heine sich wohlgefällig wälzten, niemals kann ihm in den Sinn kommen, sein Vaterland als das Land der Dummen und der Feigen zu verhöhnen. Auch dem verbannten Engländer bleibt sein Volk das erste der Erde. Wohl haßte der englische Adel in Byron den Mann der festländischen Begriffe, wohl versichern die frommen Literarhistoriker des Landes noch heute unermüdlich — (wir wollen das in seiner Dummheit unübersetzbare Wort in der Ursprache wiederholen) — the bright dark fancy

of Lord Byron sei ganz und gar unenglisch. Die Zeit wird kommen, da man gerechter urteilt und Thomas Moore zustimmt, der in jedem Worte seines Freundes erfreut den Landsmann wieder erkannte. Von einigen schlimmen und vielen guten Eigentümlichkeiten seines Volkes hatte Byron sich befreit, doch er bekämpfte sie mit dem Zorne des Liebenden. Der Kern seines Wesens blieb englisch; schon der Gedanke, ein anderes Volk über das seine zu stellen, wäre ihm unmöglich gewesen. England, with all thy faults, I love thee still! An tausend Wendungen seiner Werke kann der Fremde dies erraten, und wie viele mehr mögen es dem Engländer zeigen! Gewalt antun mußte er seinem englischen Wesen, um zu der festländischen Geistesfreiheit sich hindurchzuringen, und doch ist ihm dies nie völlig gelungen. Noch mehr, mit all seinem Radikalismus blieb Byron der englische Lord, eine hoch-aristokratische Natur, getreu den Vorurteilen wie den Tugenden seines Standes, ein großherziger Beschützer der Niedriggeborenen, ein Abgott seiner Diener wie der Massen in Italien und Griechenland, die den echten Adel leicht erkennen und willig sich ihm beugen. Also befangen in den Anschauungen seines Volkes und seines Standes war er durch seine Schwächen selber bewahrt vor dem Äußersten des abstrakten Radikalismus seiner Nachfolger. Es war eine grobe Selbsttäuschung, wenn Heinrich Heine sich gegen den Vorwurf verwahrte, er sei angesteckt von Byronischer Zerrissenheit. Die jungdeutschen Schriftsteller sind leider unzweifelhaft ärmer an Pietät und an Hoffnung, ihre Seele ist verbitterter und frecher als der englische Dichter in seinen unseligsten Stunden.

Und noch ein anderes konnte die junge Dichterschule ihm nicht nachahmen — den Zauber seiner Persönlichkeit, die ebenso liebenswürdig und unwiderstehlich fesselnd war, wie die Personen Heines und Börnes einem jeden unausstehlich erscheinen müssen, der den Mut hat, den Fabeln des literarischen Götzendienstes zu widersprechen. An Byron beobachten wir einen allen echten Größen der Kunst gemeinsamen Charakterzug: er erscheint als Mensch im Leben vielfach unreiner, aber auch weit reicher und vielgestaltiger als in seinen Gedichten. Nur ein wahrhaft interessanter, geistvoller Mensch durfte eine so subjektive Weise der Dichtung sich erlauben, durfte mit so zudringlicher Gefallsucht der Leserwelt jahrelang das ewig Gleiche und doch ewig Neue, sein eigenes Ich bis zu den aristokratisch kleinen Ohren und Füßen schildern. Nur einer, der ein Mann war, durfte das geheime Weh in

seiner Brust in endlosen Klagen aussprechen, die an jedem schwächeren Menschen weibisch erschienen wären. Auch hier hat Goethe das entscheidende Wort gesprochen, als er die „dämonische Natur“ des englischen Dichters anerkannte; sie war reizvoll, rätselhaft genug, um schon bei Byrons Lebzeiten eine Fülle von Märchen hervorzurufen. Byron selber nährte durch geheimnisvolle Andeutungen diese Mythen, Sagen so wundersam phantastisch, daß der wirkliche Byron ihrem Scheingebilde gegenüber fast als eine prosaische Natur erscheint. Selbst Goethe ließ sich von diesen Fabeln bestechen. Die einfältige Schönheit seines Gemüts vermochte sich die Empfindung des leeren Weltschmerzes an einem edeln Menschen nicht vorzustellen. Wenn er Byron nannte „stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen“, so meinte er im Ernst, Byrons Gewissen sei belastet mit einer schweren Blutschuld. Wir wissen jetzt, daß an alledem kein wahres Wort ist, und vieles Wunderbare in Byrons Irrgängen erklären wir einfach aus einem sehr menschlichen Motive, einer Eigentümlichkeit freilich, die ein wahres Kreuz ist für seine Kritiker und Biographen — aus dem Spleen, aus der unberechenbaren Laune eines eigensinnigen, von dem Eindrucke des Augenblickes bestimmten Menschen.

Wir haben ein Recht so zuversichtlich zu urteilen, denn über wenige Menschen liegen die Akten so vollständig vor. Von klein auf wohnte und drängte in ihm ein unersättlicher Trieb der Mitteilung. Was ihm jemals durch den Kopf schwirrte und nicht Raum fand in den Gedichten, das ward niedergeschrieben in Tagebüchern und Briefen: glänzende Gedanken und unreife Einfälle, Worte schwermütiger Lebensweisheit und possenhafte Ungezogenheiten, alles in tollem Durcheinander, wie ein belebtes Gespräch es hervorjagt. Nirgends eine Spur von Takt und Scham, aber auch nirgends ein gemachtes, gesuchtes Wort. Sogar jene Briefe aus Italien, die Byron schrieb mit dem Bewußtsein, daß sie daheim durch tausend Hände gehen würden, sind von einem natürlichen Witze, einer Wahrheit und Frische, welche selbst die mißgünstigsten Kritiker bezaubert haben. Wie liebenswürdig, wenn mitten unter geistvollen Worten plötzlich, so recht nach Knabenart, mit großen Buchstaben geschrieben steht: „Die österreichische Regierung Halunken! die österreichischen Beamten Spitzbuben! Ich weiß wohl, daß sie meine Briefe aufmachen, aber darum schreibe ich es eben!“ Von Unwahrheiten bietet das Tagebuch nichts weiter, als was Byron selber mit tiefer Kenntnis der menschlichen Natur zugesteht: „Wenn ich

mir selber gegenüber aufrichtig bin — aber ich fürchte, man belügt sich selber mehr als irgend jemand anders — so müßte jede Seite dieses Buches die Widerlegung der vorigen sein." Wer auf einzelne Worte eines so redseligen Mannes allzu großes Gewicht legt, gelangt notwendig zu verkehrten, allzu harten Urteilen. Wenn Byron einmal einem lustigen Bruder schreibt: „Wie hübsch muß es sein, verheiratet auf dem Lande zu leben! Man hat eine schöne Frau und küßt ihre Kammerjungfer," so sagt er nichts Schlimmeres, als was alltäglich in den lauten Gesellschaften ungezogener und unbeweibter junger Herren geredet wird. Nur freilich sind auch junge Männer in der Regel zu klug, so freche Worte niederzuschreiben.

Es gilt vielmehr, aus tausend Widersprüchen die großen Grundzüge dieses Charakters herauszufinden. Wer dies je versuchte, der mußte bekennen, daß selten alle Verhältnisse des Lebens sich so hartnäckig und unheilvoll verschworen haben zum sittlichen Verderben eines reich und vornehm angelegten Geistes. Seinem gesunden und sicheren natürlichen Gefühle gelang, sich hindurchzuretten aus allen diesen Gefahren, aber das Geschick hat ihm, dem zu jedem frohesten Genusse Geschaffenen, ein erschütternd trauriges Dasein bereitet. Gleichwie ihm zu den Gliedern und dem Kopfe eines Apoll der hinkende Fuß des Vulkan beschieden war, so prägten sich im Verlaufe eines verworrenen Lebens auch seiner edeln Seele einzelne widerwärtige Züge ein, die das schöne Bild entstellen. Seit Byron heranwuchs, schweiften seine Träume stets in der Zukunft oder in der wehmütigen Erinnerung an die reine Kindheit, sehr selten nur ward ihm das selige Selbstvergessen im Genusse der Gegenwart. Wer irgend berufen war, diesen meisterlosen Geist zu zügeln, der tat das Seine, ihn zu verbilden: die bis zum Wahnsinn leidenschaftliche taktlose Mutter, welche der Sohn trocken ins Angesicht „eine böse Sieben" schilt, und die törichte Wärterin, die den hochmütigen Knaben mit großen Worten den staunenden Pächtern als einen vornehmen Lord zeigt und die Liebesbotschaften des Frühgereiften besorgt. Also erzogen wird sein Herz unnatürlich früh durch den Schmerz einer unglücklichen Liebe verstimmt und verbittert. Freundlos, führerlos tritt er in verworrene Verhältnisse, die nur ein stetiger, vielerfahrener Sinn bemeistern konnte. Im Oberhause trennen die Schatten seiner verrufenen Väter den blutjungen von den älteren Genossen. Jede erdenkliche Versuchung umgibt und verlockt den schönen,

geistvollen, heißblütigen Mann. Die Schuldenlast seiner Vorfahren erschwert ihm früh das Gleichmaß der Lebensweise, er gewöhnt sich an den Jammer der Auspfändungen mitten unter den Ausschweifungen der vornehmen Welt. Endlich bringt ihm das kurze Trauerspiel seiner Ehe die Verbannung, beispiellose Verdächtigung und Verfolgung von seiten seines Vaterlandes.

Sehr, sehr vieles in diesem unseligen Leben wird nur die gutmütige Schwäche entschuldigen wollen. Wir rechnen zu diesem Vielen nicht gerade die Sünde der Jugend und Schönheit, Byrons grenzenlosen Leichtsinn im Verkehr mit Frauen, der allen literarischen Basen unerschöpflichen Stoff geboten hat. Wir meinen, über diese höchstpersönliche unter allen sittlichen Fragen geziemt dem Manne einige Zurückhaltung des Urteils — solange unsere Sittenrichter trotz einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, den Punkt noch nicht entdeckt haben, wo die Verehrung der Frauen aufhört ein Vorzug und anfängt eine Sünde zu sein. Aus dem beflissenen Eifer, womit die Gegenwart unter allen Verirrungen bedeutender Menschen gerade diese aufzuspüren liebt, grinst uns nur zu oft die mönchische Unsauberkeit der Phantasie entgegen. Wer jene Stimmung der Seele nicht versteht, die dem Dichter den Seufzer entlockte: αἰαῖ τὰν Κυθέρειαν, der muß mit seltener Kälte des Blutes gesegnet sein oder ein ungewöhnlich reizloses Leben hinter sich haben. Wer unter uns darf sie verdammen, die Engel des Himmels in Heaven and Earth, welche die Freuden des Himmels verscherzen, weil sie nicht lassen wollen von den geliebten Töchtern des Menschen? Derselbe Dichter, der in übersprudelnder Lebenslust allen Weibern e i n e n rosigen Mund wünscht, damit er sie alle auf einmal küssen könne, er hat doch oft in tiefbewegten Worten die treue Liebe über das Grab hinaus besungen. Und wie dankbar redet er von seinen mütterlichen Freundinnen; er war sehr wohl imstande, das Göttliche des Weibes auch in solchen Frauen zu verehren, vor denen die Begierde schweigt. Nur e i n e hat in die Tiefen dieses leidenschaftlichen Herzens geschaut: — Teresa Guiccioli, und die greise Frau spricht noch heute, ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode, von ihrem Helden mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe. Wer den Zauber, der Frauenherzen gewinnt — „proud confidence“ — so genau kannte wie Byron und ihn mit so wunderbarem Geschick und Erfolg zu üben wußte, der hatte wohl ein Recht auf das

milde Urteil, das ein sehr ernster englischer Dichter, Rogers, ihm auf sein Grab schrieb:

who among us all,
tried as thou wert even from thy earliest years,
could say he had not err'd as much and more?

Byrons Schuld liegt nicht in solchen Verirrungen des heißen Blutes, sie liegt tiefer, sie ist echt tragisch. Nirgends in diesem reichen Leben begegnen wir dem Gedanken der Pflicht. Das angeborene natürliche Gefühl war der einzige Führer seines Daseins, und wenn es ihn mitten im Taumel der Leidenschaft vor der baren Gemeinheit bewahrte, so hat doch diese souveräne Willkür der Empfindung ein reiches Menschenleben zerrüttet und zu einem Rätsel gemacht für Byron selber. Sehr selten nur können wir erkennen, und sehr selten nur wußte Byron selbst, wo in seinem Tun der kecke Trotz gegen das Urteil der Welt begann und wo jene nordische Keuchheit der Empfindung aufhörte, die sich scheut, ihre Weichheit vor den Leuten zu zeigen und selbst den Schein der Heuchelei vermeidet. Dem Leichenzuge seiner Mutter verschmäht er zu folgen, er ficht, derweil der Sarg zum Grabe geht, mit einem Freunde seinen gewohnten Faustkampf, nur wilder, ungestümer denn gewöhnlich: — und in der Nacht zuvor hat ihn die Dienerin allein in bitteren Tränen an der Bahre der Mutter gefunden! Desgleichen hat Byron selbst sich nie darüber Rechenschaft gegeben, ob sein zur Schau getragener Menschenhaß ein Selbstbetrug oder eine echte Empfindung war. Wir können Macaulays Worten nicht zustimmen: „Wer die Menschen wirklich haßt, läßt nicht alljährlich einige Bände drucken.“ Die Menschen wirklich zu hassen ist Unsinn, ist dem gesunden Menschen unmöglich. Wer diese Empfindung folgerichtig festhält, wird wahnsinnig wie Timon von Athen. Wir kennen manche große Fürsten und Denker, die eine tiefe aufrichtige Verachtung der Menschheit in der Seele trugen und dennoch ihr Lebtag im Schweiße ihres Angesichts zum Heile der Mißachteten arbeiteten. Der gleiche Widerspruch offenbarte sich in Byron, nur hatte in dieser unsteten, von Erregung zu Erregung jagenden Seele die Selbsttäuschung einen ungeheuren Spielraum. Wir glauben ihm nicht, wenn er verächtlich ruft:

what is the end of Fame?
to have, when the original is dust,
a name, a wretched picture and worse bust.

Der Ruhm war doch sein Abgott, der Beifall der Menschen blieb ihm doch unentbehrlich. Sogar die bewußte Lüge hat der offenherzige Mann nicht verschmäht, wo seine Eitelkeit ins Spiel kam: die Autorschaft des mißratenen Gedichts „der Walzer" leugnete er feierlich ab, weil es mißfiel. Auch an Zügen der Schwäche, welche der Lüge sehr nahekommen, ist sein Leben nicht arm. Solange die Londoner vornehme Welt ihn feierte, hat er sich gehütet, seine radikale Gesinnung in Gedichten auszusprechen, und die letzten Gesänge des Don Juan sind nur darum friedfertiger, also schwächer geworden als der herrliche Anfang des Gedichts, weil seine Teresa ihm das Versprechen abgeschmeichelt hatte, nichts mehr wider Glauben und Sittlichkeit zu schreiben. Als ein absonderlich unsicherer Führer erwies sich das natürliche Gefühl in der Ehe, denn sicherlich war Byron von der Natur zu allem anderen eher denn zum Gatten bestimmt. Wir reden nicht von der leichtfertigen Weise, wie er den Entschluß für das Leben faßte. Wir wollen auch nicht mit Entrüstung vor dem häßlichen Schauspiele verweilen, wie er nach der Scheidung seine Gattin öffentlich bekriegte; denn diese häuslichen Händel sind nicht von ihm, sondern von seinen Feinden zuerst auf den lauten Markt gebracht worden. Das eine aber muß auch der Mildeste als abscheulich und würdelos verdammen, daß er mit seiner Gemahlin wieder anzuknüpfen suchte — in demselben Augenblicke, da er in den Armen der Gräfin Guiccioli zum ersten Male eine echte, reine Liebe fand. Mit einem Worte, wir sehen das Leben eines hochherzigen Mannes haltlos und verworren, allein geleitet von der Empfindung des Augenblickes, wir sehen einen von Natur grundehrlichen Menschen andere und vornehmlich sich selber täuschen, weil ihn die Sehnsucht beherrscht, vor fremden und vor seinen eigenen Augen fortwährend interessant und groß zu erscheinen.

Geben wir alle diese Makel zu — und sie ließen sich leicht vermehren — so bleibt uns am Ende doch zu bewundern, wie stark und gesund das natürliche Gefühl dieses Mannes sein mußte, wenn es ihn, den Verächter aller sittlichen Grundsätze, dennoch ohne Schande durch ein ruhmvolles Leben hindurchgeführt hat. Ein Mut, zu allem Kühnen geboren, eine geniale Dichtkraft, ein freier Sinn, offen jeder großen Regung, eine übermütig witzige und doch im Grunde gutmütige Laune, eine königliche Großmut, willig jeden Schwachen zu beschützen und bereit, dem Feinde, dem schonungslos bekämpften, zu vergeben, eine Erscheinung verführerisch für jede Frau, ein warmes, treues

Freundesherz, und alle seine Sünden ohne Kleinheit und Niedrigkeit, die Sünden der Kraft, des Überflusses: — wahrlich, das sind Züge eines reichen Charakters, ganz geschaffen, jede edle und jede schlimme Neigung der modernen Menschen zu bezaubern. Mochten die einen zürnen, daß der Dichter allzu verwegen die Freuden der Sinnenlust schilderte: da stand er selbst, der Virtuos des Lebensgenusses, der im Leben tat, was sein Lied besang, der den Becher der Lust bis zur Hefe leerte und dennoch kein weichlicher Wollüstling wurde, sondern ein frischer Mensch blieb, abgehärteten Leibes, nach der mannhaften Weise seines großen Volkes, ein sicherer Schütze, ein gewandter Reiter, ein kühner Schwimmer. Mochten andere sein Lied schelten, wenn es zu rücksichtslos die Ordnung der Gesellschaft bekämpfte, er durfte solche Lieder wagen, der stolze, unabhängige Edelmann, der dem alten Europa den Frieden aufgesagt und durch Taten seinen Versen eine dramatische Wahrheit gab.

Erst diese glänzende Persönlichkeit des Dichters hat seinen Werken die volle Wirkung gesichert, und eben sie hat auch verschuldet, daß diese Wirkung eine sehr gemischte war. Einem ganzen Dichtergeschlechte ward durch das blendende Vorbild dieses wunderbaren Menschen der gerade Sinn beirrt. Nehmt aus dem Bilde Lord Byrons nur einen Charakterzug, nur ein äußeres Lebensverhältnis hinweg, und die prachtvolle Erscheinung wird zur Fratze. Nun aber begann das Nachahmen des Unnachahmlichen, des Höchstpersönlichen. Von Byron gilt das treffende Urteil seines Freundes Shelley, er habe die Schönheit nackt gesehen und sei darum wie Aktäon von ihren Hunden zerfleischt worden. Welches Unheil, wenn jetzt Menschen in Byrons Weise zu dichten begannen, die den Kuß der Muse nie gespürt und zwar des Nackten überviel, doch nie die Schönheit geschaut hatten! Jeder dumme Junge, der zum ersten Male ein Mädchen geküßt, meinte sich berechtigt, von der Schwachheit der Weiber mit derselben frechen Sicherheit zu reden wie der Dichter des Don Juan. Die langweiligsten aller langweiligen Gesellen plauderten mit Byronischer Selbstgefälligkeit ihre kleinen Geheimnisse vor der Welt aus, als ob es Europa interessieren könnte, wie oft Herr Niemand von Fräulein Niemand zu einem Stelldichein gerufen wurde. Aus ihren Dachkammern heraus redeten deutsche und französische Literaten von den Lastern der großen Welt mit der gleichen Zuversicht wie jener, der auf den Höhen der Gesellschaft heimisch war. Kurz, mit der subjektiv erregten Stimmung, die Byron in

die moderne Dichtung einführte, kam auch das Laster des koketten Zurschaustellens der eigenen Person, das sich höchstens einem Byron, und auch ihm nicht gänzlich verzeihen ließ. Wer ganz ermessen will, wie stark dieser verführerische Einfluß der Person Lord Byrons auf das jüngere Dichtergeschlecht gewesen, der beachte die seltsame Tatsache, daß gerade die Geringbegabten unter den jungdeutschen Schriftstellern oftmals mit Bitterkeit von Byron sprachen, dem sie doch soviel verdankten. Es klingt aus diesem gehässigen Tone der geheime Ärger hervor, daß die Sünden des englischen Dichters durch eine Fülle von Umständen entschuldigt wurden, die den Verirrungen seiner Nachfolger nicht mehr schützend zur Seite standen.

Byron warf der Aristokratie seines Landes vor, in ihrem Wesen sei „nichts, was zu allen Menschen, allen Zeiten spricht". Fast dasselbe gilt von Byrons Werken selbst. Wohl finden die Gedanken, welche ihm Kopf und Herz erfüllten, in jeder freien Menschenseele Widerhall, aber die Weise, wie er sie vortrug, dieser satirische, von Anspielungen erfüllte Stil ist nur einem engen, feingebildeten Kreise verständlich. Byron war nie populär wie sein ideenloser Nebenbuhler Walter Scott. Mit souveräner Verachtung sah der stolze Lord auf die langweiligen shop-keepers, auf das pflichtenreiche, festgeordnete Dasein des Mittelstandes herab. Auch diese Eigenheit vererbte sich auf seine demokratischen Nachfolger. Während die deutsche Literatur zu allen Zeiten, wo sie Großes wirkte, sich mit warmem Herzen an unser Bürgertum wandte, überschütteten die Schriftsteller des „jungen Deutschlands" mit giftigem Hohne die „Bourgeoisie" — denn zu einem Schimpfworte wollte der Ehrennahme „Bürgertum" doch nicht werden. Man weiß, wie schwer unsere Bildung gelitten hat unter dieser Verirrung, die freilich keineswegs allein von Byron verschuldet war. Noch unseliger wirkte der Übermut des englischen Dichters auf die deutsche Jugend. Der Ruhm dieses genialen Himmelstürmers schien ein Freibrief für jeden, der nur recht frech und trotzig der trägen Welt seine persönliche Willkür entgegenwarf. Am verhängnisvollsten ward Byron für unsere Literatur durch das Spiel seines Witzes. Scherz zu verstehen war nie die Stärke der germanischen Völker. Tausendmal hatten Byrons Landsleute statt zu lachen sich über seinen Witz entrüstet. In Deutschland ward, wesentlich nach Byrons Vorbilde, der witzige Feuilletonstil die Modekrankheit der Zeit, und dies Volk, das seinen Staat erst suchte und die ernsthafte Behandlung politischer Geschäfte in einer durchgebil-

deten Presse noch wenig kannte, nahm den Witz für bare Münze und bewunderte die Feuilletonartikel Heines und Börnes als politische Orakel. Traurig genug, daß vordem die Jugend eines geistreichen Volkes einen mittelmäßigen Kopf, wie den alten Jahn, als ihren Helden verehrt hatte; aber trauriger noch, daß jetzt die Männer eines gewissenhaften Volkes einen Börne als einen großen Volkstribunen bewunderten — ihn, der niemals einer politischen Frage ernsthaftes Nachdenken gewidmet hat. Für den selbstgenügsamen Nationalstolz der Engländer war es ungefährlich, daß Byron die Schattenseiten seines Landes höhnisch hervorhob. Das unfertige Selbstgefühl der Deutschen dagegen ward noch mehr verwirrt, als jetzt das Schmähen wider das Vaterland für das unzweifelhafte Kennzeichen des Genius galt, als Börne die Deutschen durch Schimpfen in den „Nationalärger" hineintreiben wollte und Heine unter dem Jubel der verblendeten Nation jene niederträchtige Vergleichung anstellte: „Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut, der Engländer wie seine Frau, der Deutsche wie seine alte Großmutter." Die politische Poesie führte endlich zur Zerstörung der Poesie selber: nur noch einige Schritte auf der von Byron betretenen Bahn — und die Dichtung, die so lange außerästhetischen Zwecken gedient hatte, verfiel jener gründlichen Mißachtung, welche noch heute leider auf ihr lastet.

Nach alledem schweben die Schalen des Urteils in gleicher Höhe. Sehr tief, tiefer als die Engländer noch heute zugestehen wollen, hat Lord Byron eingewirkt auf die Ideen der modernen Welt, doch das Unheil seines Tuns war ebenso groß als sein Segen. Er vollbrachte das Notwendige, das Heilsame, als er die erstarrte europäische Literatur erweckte, ihr einen revolutionären, modernen Geist einhauchte; er verfocht das Recht des Herzens und der Freiheit wider den Zwang unwahrer Sitten, unfreier Staaten; aber auf Jahrzehnte hinaus hat er geholfen die jüngeren Dichter zu verderben, da sie nicht bloß das Unsterbliche seiner Werke, sondern auch die endlichen Schwächen seiner Schriften und seines Lebens sich züm Vorbilde nahmen. Die wohlwollende Gemütlichkeit wird begütigend sagen: Warum die Sünden des Menschen nicht endlich der Vergessenheit übergeben, da die goldene Laune des Dichters uns noch heute erfreut? Selbst Herman Grimm, dem ich das Laster der gemütlichen Schwäche keineswegs andichten will, meint in seinem feinen Essay über Byron: „Er ist ein Dichter für uns, nichts weiter; seine Werke führen ein abgetrenntes, höheres Da-

sein.“ Ich bezweifle, ob auch nur die rein ästhetische Betrachtung eines Kunstwerks völlig gelingen kann, wenn man es nicht auffaßt als die Offenbarung einer reichen, gottbegnadeten Künstlernatur. Die Geschichte vollends darf solche Schonung nicht üben. Alles, was eine Macht gewesen unter den Menschen, verfällt ihrem Spruche. Gern schweigt sie also von den menschlichen Mängeln jener Männer, welche die Welt nur als Dichter und Denker kannte. Wenn aber die Person eines großen Dichters ein verführerisches Vorbild geworden ist für ein ganzes Geschlecht, dann soll der Historiker der traurigen Pflicht sich nicht entziehen, auch über Verhältnisse des häuslichen Lebens zu reden, die er sonst willig der Spürkraft der literarischen Topfgräber überläßt.

F. C. Dahlmann.

(Freiburg 1864.)

Die Geschichte ist nicht geschrieben für jene gemütlichen Naturen, die ewig Kinder bleiben und nur gute oder böse Menschen kennen wollen. Die Kräfte des Geistes, welche den Staaten Macht und Freiheit gründen, wagender Ehrgeiz, erbarmungslose Tatkraft, beherrschende Klarheit des Verstandes, sie vertragen sich nur selten mit den liebenswürdigen milden Tugenden, welche das häusliche Leben zieren. In Jahrhunderten einmal zeigt uns ein Washington in einer Menschenseele vereinigt jene männische Wucht des Willens, die den Feind zerschmettert, und jene weibliche Reinheit des Gemüts, die den Gegner entwaffnet. Dennoch werden Unverstand und Anmaßung der schadenfrohen Lust nicht satt, dem Handelnden auf der politischen Bühne die Schwächen seiner Tugenden vorzuhalten und ihn zu schelten, weil er nicht über seinen Schatten springen kann. Das haben wenige öffentliche Charaktere so schmerzlich erfahren wie Friedrich Christoph Dahlmann. Als der Führer der Göttinger Sieben von seinem Eide nicht lassen wollte, da grüßten ihn seine Studenten als „den Mann des Wortes und der Tat", und ganz Deutschland stimmte mit ein in den Ruf. Zwölf Jahre darauf war derselbe Mann, wenn man den Staatsweisen der Gasse glauben wollte, das Urbild jener ohnmächtigen Professorenweisheit, die den gewaltsamen Schlägen der Macht nur gebildete Reden und wohlgeordnete Paragraphen entgegenzustellen wußte. Wer also urteilt, hat sicherlich die jüngste Entwicklung unseres Volkes, in der wir selber mitteninne stehen, nicht in ihrer ganzen Schwere empfunden; er ahnt nicht, wie langsam und mühselig dies Volk aus der Einseitigkeit literarischen und wirtschaftlichen Schaffens sich hindurchringt zur politischen Arbeit, zur Tätigkeit für einen deutschen Staat, der bis zur Stunde noch nicht vorhanden ist! Auf dem Karlsbader

Kongresse fügte Fürst Metternich seinem Schaudergemälde von der revolutionären Gesinnung des deutschen Volkes den letzten Strich hinzu durch die Versicherung, es bestehe in Deutschland kein einziges journalistisches Privatunternehmen, das die Politik der Kabinette aus eigenem Antriebe verteidige. Die Behauptung war nur wenig übertrieben, und jene befremdende Tatsache, welche Metternich erschreckte, hat sich seitdem so wenig geändert, daß ein unbefangener Fremder, der von den deutschen Dingen nur die Presse kennt, noch heute notwendig zu dem Glauben gelangen muß, die Deutschen seien ein durchaus liberales Volk, fest entschlossen, ihrem staatlosen Zustande ein Ziel zu setzen. Und doch, welcher einsichtige Deutsche möchte diese gutmütige Meinung unterschreiben? So groß, so unermeßlich groß ist die Kluft zwischen der politischen Stimmung und der politischen Tat!

Dahlmann war unter den ersten in Deutschland, die diese weite Kluft zu überschreiten vermochten. In dem festgeordneten Parlamente eines fertigen Staates wäre bis zu seinem Ende sein weiser Rat, der makellose Adel seines Sinnes hoch in Ehren geblieben. Bei dem verwegenen Versuche, diesem staatlosen Volke einen Staat zu gründen, ward auch er mit hineingezogen in den argen Schiffbruch unserer Hoffnungen. Die großen Kinder verwunderten sich, daß der ruhige Forscher, der besonnene Mann des Rechtes der revolutionären Lust entbehrte, eine Massenbewegung zu leiten, und die rasch lebenden Tage ließen ihn ihre häßlichste Untugend empfinden, ihre Fähigkeit Menschen zu vernutzen und zu vergessen. Seitdem ist eine kurze Spanne Zeit vergangen, doch eine Zeit erschütternder Erfahrungen. Nur leicht berührt uns noch der Hader der alten Parteien der deutschen Revolution, und vor dem Bilde des edeln Mannes beschleicht uns etwas von jener Empfindung, womit der erwachsene Sohn dem Vater gegenübertritt. Wir fühlen, daß wir älter sind als unsere Väter, wir haben ein Recht zu urteilen, denn so mancher Gedanke ward uns bereits in die Wiege gebunden, den jene erst am Abende des Lebens sich als harter Arbeit Preis errangen. Doch um so dankbarer stehen wir vor dem Manne, der auf einer langen Strecke Weges unserem Volke ein wohltätiger Führer war, um so ehrwürdiger hebt sich vor uns — was am Ende das Allerwichtigste, das Entscheidende bleibt in der Geschichte — sein Charakter. In verworrenen Tagen, da es für geistreich galt, des deutschen Namens zu spotten, ist er Tausenden eine lebendige Mahnung gewesen an den Adel unseres Volkstums, einer der Wenigen, welche

der ruhelose Mutwille und der gewalttätige Übermut ernstlich fürchtete.

„Wismar is min leve Vaterland, idt sin ok mine leven landslude,“ sagte Dahlmann (geb. 13. Mai 1785) mit dem alten Chronisten Reimar Kock. Die Stadt, die sein Vater als Bürgermeister verwaltete, war schwedisch und stolz auf die Königskrone ihres Herrn; eine festgeglaubte Familienüberlieferung erzählte von dem schwedischen Ursprunge des Hauses, dessen pommersche Abstammung erst nach Dahlmanns Tode erwiesen worden ist. Also durch die Geburt mitten hineingestellt zwischen die deutsche und die skandinavische Welt, sollte er seines Lebens längere Hälfte an der Grenzscheide des deutschen Lebens verbringen, in deutschen Staaten unter fremden Kronen: das Unheil fremder Herrschaft, das Elend der deutschen Zerrissenheit trat schon dem Knaben dicht unter die Augen. Die deutsche Stadt war der Verbannungsort für die vornehmen schwedischen Hochverräter, und oftmals ging der helle Aufruhr durch die Straßen, wenn die Obrigkeit sich anschickte, entflohene mecklenburgische Leibeigene ihren Herren auszuliefern, und die Bürger sich der Mißhandelten annahmen. In streng protestantischer Umgebung wuchs der Knabe auf, das benachbarte Lübeck und die stolzen Giebelhäuser seiner eigenen Vaterstadt mahnten ihn an die versunkene deutsche Bürgerherrlichkeit. Auch der Vater war dem fremden Wesen nicht hold. „Kein Heil für uns,“ pflegte er zu sagen, „als in der Wiedervereinigung mit Mecklenburg.“ Den heranwachsenden Sohn ergriff das Bild, das Wyttenbach von dem Leben des großen Ruhnken entworfen hat, so mächtig, daß er sich gleich diesem zum philologischen Studium entschloß: ein bezeichnender Anfang für den Mann, der sein Lebtag des Glaubens blieb, alle Wissenschaft sei nichts ohne das Leben. Darum ging er, siebzehnjährig, nach Kopenhagen zu seinem mütterlichen Oheim Jensen, der ein einflußreiches Amt in der schleswig-holsteinischen Kanzlei bekleidete. Die deutsche Wissenschaft gewann ihn erst, als er seit dem Jahre 1803 in Halle ein Schüler F. A. Wolfs wurde und in dem Verfasser der Prolegomena zum Homer den Mann verehren lernte, der unserer modernen historischen Kritik den ersten Anstoß gab. Zugleich hörte er bei Steffens und Schleiermacher und gab sich jahrelang vorwiegend ästhetischen Studien hin. Diese Lehrjahre Dahlmanns, angeregt und voll schönen Eifers, aber unsicher und unstet, spiegeln wie in einem Mikrokosmos den Werdegang unserer neuen historischen Wissenschaft wider, welche so langsam und mühevoll

aus dem gesegneten Boden deutscher Dichtung und Philosophie empor-stieg. Noch ein anderes köstliches Gut trug der junge Philolog von der Hochschule heim. Ihm geschah wie Unzähligen, wie dem Freunde seines Alters, E. M. Arndt: erst als das heilige Reich in Trümmer ging, begann man zu erkennen, daß wir ein Vaterland haben. Aus dem Jammer und der Schande der Napoleonischen Herrschaft erwuchs dem jungen Manne die fromme treue Liebe zum Vaterlande, und mit Ekel hörte er, wie man daheim dem Untergange Deutschlands nur mit dem einen Wunsche zuschaute: „Wenn nur nicht der Krieg bis hierher vorwärts dringt."

Nach Kopenhagen zurückgekehrt konnte er, wenn er die Zeichen der Zeit zu deuten wußte, verspüren, daß ein neuer Luftzug in dem Königsschlosse wehte. Die Zeit war nicht mehr, da der schleswig-holsteinische Adel den dänischen Hof beherrschte. Der Kronprinz Friedrich (VI.) ging eben damit um, sich fortan Frederik zu schreiben, und der Plan, dem jungen Gelehrten die Erziehung eines Prinzen anzuvertrauen, zerschlug sich: der Hof wollte keinen Deutschen. Es waren unstete Tage: „Man wußte in dieser Napoleonischen Zeit nichts mit sich anzufangen." Umsonst suchte Dahlmann darauf in Deutschland nach einer Stellung im Leben. Mittellos, zum guten Teile angewiesen auf die Unterstützung einer Schwester, stand er „ein junger vaterlandsloser und doch deutscher Mann, der doch einige Kraft in sich fühlte, seinen ersten Anker in der menschlichen Gesellschaft auszuwerfen". Da führte ihn in Dresden ein glücklicher Zufall mit Heinrich von Kleist zusammen, und der gemeinsame Haß gegen den fremden Zwingherrn, die gemeinsame Liebe zur Kunst machte die beiden rasch vertraut. Dahlmann ahnte in Kleist „einen dramatischen Dichter, wie er dem deutschen Charakter gerade not täte, keinen Sänger des Polsters und der trägen Ruhe, aber kühn und mit Leidenschaft in die Tiefen des Weltgeistes dringend". Er selbst hat uns geschildert, wie sie selbander nach Böhmen und auf das kaum verlassene Schlachtfeld von Aspern wanderten, wie zu Prag Kleist seine Hermannsschlacht hervorholte, den Freund begeisterte durch die Kraft und Kühnheit des wunderbaren Gedichtes, und beide sich zusammenfanden in der Hoffnung auf einen Befreiungskampf bis zum Ende, „bis das Mordnest ganz zerstört und nur noch eine schwarze Fahne auf seinen öden Trümmerhaufen weht". Die Hoffnung ward für diesmal zuschanden. „Kleists Tod," klagte der Freund im Alter, „hat eine Lücke in mein Leben gerissen, die niemals

ausgefüllt ist." Dahlmann erwarb sich jetzt in Wittenberg die Doktorwürde und betrat im Jahre 1811 in Kopenhagen die akademische Laufbahn. Er lehrte und schrieb lateinisch über das Lustspiel der Athener und lebte sich ein in das Wesen und die Sprache jenes Dänenvolkes, dem er bald ein so unbefangener und darum ein so verhaßter Gegner werden sollte.

Ein Jahr später wurde er als Professor der Geschichte nach Kiel berufen; denn in jener guten alten Zeit wagte man noch, einem Manne von freier Bildung und entschiedener Lehrgabe einen Lehrstuhl anzuvertrauen, auch wenn er noch nicht das observanzmäßige akademische „Hauptbuch" geschrieben hatte. Wer einmal Fuß gefaßt in Schleswig-Holstein, den läßt das tapfere Land nicht leicht wieder los. Einer langen Reihe unserer wackersten Gelehrten steht auf der Stirn geschrieben, daß sie in Kiel gewirkt und dort sich gestählt haben an dem schroffen Nationalstolze, welcher dem Grenzvolke geziemt und im deutschen Binnenlande nur allzu selten gefunden wird. Für Dahlmann ist Schleswig-Holstein in Wahrheit die Heimat geworden. Seine Mutter stammte aus dem Lande, und seine durchaus niederdeutsche Natur, langsam erwarmend, doch das einmal Liebgewonnene mit Treue und nachhaltiger Kraft festhaltend, fühlte sich glücklich unter dem verwandten Menschenschlage. Wohl war seine Jugend noch von der ästhetischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts beleuchtet worden: der Kern seines Wesens gehörte doch einer jüngeren, politisch erregten Zeit; unter freien seßhaften Bauern vermißte er auch in Sand und Heide weder die Pracht südlicher Landschaft noch die Herrlichkeit der Kunst. Wie vordem Spittler in allen Wechselfällen seines Lebens als ein treuer Schwabe das Idealbild des altwürttembergischen Staatsrechts in der Seele trug, so war Dahlmann als Politiker und als Mensch ein getreuer Ausdruck der transalbingischen Stammesart.

Die Tage der französischen Herrschaft neigten sich zum Ende, und es gereichte dem jungen Professor zur Freude, daß er durch Briefe seiner Mecklenburger Heimat von dem Untergange der Franzosen in Rußland Nachricht geben und also an seinem Teile die Gemüter vorbereiten konnte auf die große Erhebung. Selber in die Reihen der Streiter zu treten, blieb ihm versagt, da sein König auf Frankreichs Seite focht. Sehr bitter hat er dies empfunden, denn nach deutscher Weise dachte er groß von dem edeln Handwerk des Soldaten, und noch in den politischen Vorlesungen seines Alters ward sein Vortrag unge-

wöhnlich warm und bewegt, wenn er von dem Kriegswesen der Alten, von dem geschlossenen dorischen Fußvolk und der welterobernden Sarissa der Makedonier sprach. Nach dem Siege ward ihm die Ehre, den Tag von Belle-Alliance in akademischer Festrede zu verherrlichen. „Dreißigjährig, also nach spartanischen Begriffen gerade auserzogen" machte er jetzt zum ersten Male seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt. Nur in wenigen Schriften ist uns der ideale Sinn jener hochaufgeregten Tage so getreu überliefert wie in dieser Rede, welche im Namen seiner Hochschule aussprechen sollte, „daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemandem so nahe stehe als den Pflegern der Wissenschaft". „Deutschland ist da," rief er aus, „durch sein Volk, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da, bevor noch jene Bundesakte ausgefertigt wird." Ein Hauch von Fichtes Geiste wehte in den zukunftssicheren Worten: „Und wie uns alle Zeichen günstig werden, seit wir einig sind! Selbst das Glück huldigt heute der gerechten Sache. — Wir dürfen an einer Zeit wie diese nicht träge verzweifeln; es ist Pflicht, von dieser Zeit zu hoffen, Pflicht, an ihr zu arbeiten." Alle edleren Naturen lebten in jenen hoffnungsvollen Tagen des Glaubens, es werde dies Zeitalter unfehlbar das der politischen Reformation werden, und der Redner gab dieser Erwartung Ausdruck in dem Satze, der bis heute ein Spruch der Kassandra geblieben ist: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Kabinette überstrahlt."

Zur selben Zeit gründete Dahlmann mit Falck, Twesten und C. T. Welcker die „Kieler Blätter", um auf diesem Außenposten deutscher Bildung die Kunde des vaterländischen Lebens zu fördern. Gleich in den ersten Heften führte er die Gedanken jener Festrede weiter aus, in dem Aufsatze „Ein Wort über Verfassung". Mit gutem Grunde riefen Niebuhr, Schleiermacher und Thibaut dieser Schrift ihren Beifall zu; denn hatte es lange gewährt, bevor Dahlmann die rechte Stätte seines Wirkens erkannte, so stand doch gleich beim ersten Auftreten auf dem Markte der Politiker fertig da, bereits erfüllt von jenen Gedanken, deren Grundzüge er bis zum Ende festhielt. Unsere Staatswissenschaft ist den Alten mehr entfremdet als ihr frommt; sie wird endlich begreifen müssen, daß das Altertum dem Politiker eine kaum geringere

Ausbeute gewährt als jenem, der nach den einfältigen Grundzügen echter Sittlichkeit und reinen Schönheitssinnes fragt. Dem Schüler Wolfs kam zugute, daß ihm die Dichter und Geschichtschreiber der Hellenen vertraute Freunde waren. Lächelnd konnte er die naive Frage jener Zeit politischer Unreife: „Ob Verfassung nützlich sei?" von sich weisen. „Ein Grieche oder Römer hätte sie nicht verstanden oder mit der Frage: ob es nützlich ist, daß ein Staat unter den Menschen sei? verwechselt." Aber die Alten „mißkannten den Zeitpunkt, wo es nützlich gewesen, zur Monarchie überzugehen". In England vielmehr „sind die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neu-europäischen Völker streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt". Für die deutschen Länder ist jetzt die Stunde gekommen, sich diesem Ideale anzunähern, seit der Wiener Kongreß ihnen Landbestände versprochen hat; am allerwenigsten können Provinzialstände allein — diese gefährlichste Form einer Verfassung — genügen.

Nicht zwecklos stand in der Abhandlung der Satz, der Politiker werde „am sichersten dadurch sittlich genesen, daß er sich das vollständige Dasein seiner Vorväter zurückruft und nicht etwa aus einzelnen Teilen nur, welche unbestimmt begeistern, sondern aus der ganzen Entwicklung des Volkes von seiner Wurzel her sich ein möglichst treues Musterbild erschafft". Eben jetzt galt es, für Schleswig-Holstein nicht eine von Grund aus neue Verfassung zu schaffen, sondern das halb ververschollene alte Landesrecht von neuem zu beleben. Auch jene stolzen transalbingischen Stände, die vordem ihre Fürsten kürten, waren gleich allen alten Landständen Deutschlands in Verfall geraten, weil sie nicht verstanden, sich in die neue Zeit und die gesteigerten Ansprüche des modernen Staates zu schicken. Eine lange Weile hatten sie, statt das Steuerwesen als ein unvermeidliches Übel in ihre eigene Hand zu nehmen, ihre Kraft vergeudet im nutzlosen Widerstande gegen die Steuerforderungen der Landesherren. Dann war auch über Schleswig-Holstein jene müde Zeit gekommen, da „unser guter deutscher Boden mit Gnade und Dienstbarkeit so dick besät war, daß Recht und Gerechtigkeit fast nirgends mehr keimen wollte". Wie oft seit dem Westfälischen Frieden hatten die Stände jeden Entschluß des dänischen Hofes „sich untertänigst untertänig wohlgefallen lassen", wie oft dem König-Herzog versichert, ihnen sei nichts geblieben als obsequii gloria! Bereits im siebzehnten Jahrhundert begannen die Städte sich von dem Landtage zurückzuziehen. Auch Schleswig-Holstein erfuhr gleich so

vielen anderen deutschen Landen, daß ein permanenter ständischer Ausschuß schließlich den Landtag selber aufzehrt. Seit dem Jahre 1711 ward kein Landtag mehr berufen. Man achtete des wenig im Lande; tagte doch ungestört die fortwährende Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft mit ihrem Sekretär, waren doch die Freiheiten des Landes wohl verbrieft enthalten in der Magna Charta von 1460 und einer langen Reihe von Freiheitsbriefen. Auch stand die Krone nicht an, das Landesrecht unzähligemal feierlich zu bestätigen, und hütete sich weislich, die von den Ständen einmal für allemal bewilligte ordinäre Kontribution zu erhöhen.

In Kopenhagen wußte man sehr wohl, was die Nichtberufung des Landtages bedeute. Solange der Inselstaat besteht, hat sich die Spitze seiner ausgreifenden Staatskunst im Wechsel bald gegen Schweden, bald gegen Deutschland gekehrt; seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts blieb der Plan der Danisierung der Herzogtümer der Hintergedanke der Kopenhagener Politik. Schon Friedrich IV. gedachte, als er das Haus Gottorp besiegt, ganz Schleswig der dänischen Krone einzuverleiben. Er scheiterte an dem vorsichtigen Widerspruche seiner Räte; er begnügte sich, den herzoglichen Anteil Schleswigs mit dem königlichen zu vereinigen (1720) und getröstete sich, die Inkorporation in Dänemark werde von selber, peu adpres peu, erfolgen. Schritt für Schritt näherte sich seitdem der dänische Hof diesem Ziele. Das war keine leere Formsache, daß man ein für Dänemark und Schleswig-Holstein gemeinsames Indigenat einführte und die Urkunden darüber durchgängig in der dänischen Kanzlei ausfertigte. Der alte dynastische Ehrgeiz des Königshauses nahm einen neuen Aufschwung, seit die Verträge von 1773 alle Teile Schleswig-Holsteins wieder unter dem Szepter des dänischen Königs vereinigt hatten und gegen das Ende des 18. Jahrhunderts unter den Dänen ein helles Bewußtsein ihres Volkstums erwachte. Mit seinem Leben büßte Struensee, daß ein Deutscher dem dänischen Staate durchgreifende Reformen gebracht. Nur einmal noch, vorübergehend, unter dem großen Andreas Petrus Bernstorff tauchte wieder auf jene maßvolle Staatskunst, welche allein den wankenden Staat erhalten konnte und dem Grundsatze huldigte, die Angelegenheiten Dänemarks, Schleswig-Holsteins und Norwegens sorgfältig voneinander zu trennen. Vorherrschend war fortan die fanatische nationaldänische Richtung. Je mehr die Macht des Staates sich zum Niedergange neigte, desto eifriger warf sich die Herrschsucht der Dänen auf die

Herzogtümer, mit jenem unverbesserlichen Dünkel, der allen gefallenen Größen eigen ist, und die Wirren der Napoleonischen Zeit boten ihr einen weiten Spielraum.

Am 17. Dezember 1802 begannen die offenen Angriffe Dänemarks mit einem Patente, worin das unbedingte Besteuerungsrecht über Schleswig-Holstein für den König in Anspruch genommen ward. Die Ritterschaft protestierte, bereitete eine Klage bei den Reichsgerichten vor, deren drohendes Einschreiten bisher das letzte Bollwerk gewesen war für das Landesrecht von Transalbingien. Aber jetzt gerade sank das heilige Reich unter den Schlägen der Fürstenrevolution von 1803 zusammen, und als dann der römische Kaiser seine Würde niederlegte, schien der dänischen Krone die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche zu lächeln. Am Tore von Rendsburg stand seit Friedrichs III. Tagen die Inschrift: Eidora Romani terminus imperii, ein Denkmal dänischer Habgier — denn ein gutes Stück altholsatischen Bodens war durch diese Worte dem heiligen Reiche entrissen. Auch diese Inschrift fiel jetzt, und das Patent vom 9. September 1806 vereinigte Holstein „mit dem gesamten Staatskörper der Monarchie als einen in jeder Beziehung ungetrennten Teil derselben". Seitdem folgten Schlag auf Schlag die Gewalttaten wider die Selbständigkeit der Herzogtümer. Die Verordnungen erschienen in beiden Sprachen, alle Bestallungen wurden dänisch ausgefertigt, die Kandidaten in der dänischen Sprache geprüft, der Unterricht im Dänischen in allen höheren Schulklassen eingeführt, endlich sogar die dänische Reichsbank gegründet (1813) und alle liegenden Gründe in Schleswig-Holstein mit der Bankhaft belastet. Dabei ward das angemaßte Besteuerungsrecht auf das schwerste mißbraucht, kein Teil Deutschlands ertrug so hohe Steuern, ganze Dorfschaften erlagen der Last und verfielen in Konkurs.

Hand in Hand mit diesen Übergriffen der Krone ging der Übermut des dänischen Volkes. Schon 1804, da der Hof in Kiel lebte, verfocht unter seinen Augen der Erzieher der Kronprinzessin, Hoegh-Guldberg, die Lehre, die Herzogtümer seien verpflichtet, die Sprache des Mutterlandes zu erlernen, und fügte herablassend den Trost hinzu, damit sei nicht gemeint, daß sie sogleich und gänzlich die deutsche Sprache ablegen sollten. Um das Jahr 1815 tauchte dann in dänischen Schriften die vordem nie gehörte Behauptung auf, Schleswig sei 1720 unter das dänische Königsgesetz getreten; und gleichzeitig stellte ein dänischer Patriot, „dem die Ehre der Landessprache am Herzen liegt",

die Preisaufgabe: Wie war die historische Entwicklung der beiden Sprachen in den Herzogtümern, und „welches sind die Mittel, durch welche Süderjütland auch in Hinsicht der Sprache eine dänische Provinz werden kann, wie es ehedem war"? Im schneidenden Gegensatze zu diesen Anmaßungen der Dänen stand die unwandelbar gesetzliche Haltung der Herzogtümer. Noch lebte der zähe transalbingische Rechtssinn, jene alte fromme Holstentreue, die sich rühmte, daß nirgendwo in der Welt Manneswort so hoch gehalten werde, die schon in den Tagen des Westfälischen Friedens nicht geduldet hatte, daß das harte Schuldgesetz, die berufene Kieler Umschlagsstrenge, gemildert werde. Hoffend auf bessere Tage fügte man sich in das Unvermeidliche, entschuldigte vieles mit der Not der Zeiten; man ehrte den geistlosen, aber wohlmeinenden Friedrich VI., dem das Land die Aufhebung der Leibeigenschaft dankte, man klagte mit ihm über die Mißhandlung Dänemarks durch Englands Flotten. Als im Dezember 1813 Bernadotte die Herzogtümer überzog und den Plan aufwarf, ein selbständiges Königreich Zimbrien auf der Halbinsel zu errichten, da fand sich in den Herzogtümern kein Mann bereit, die beschworene Verbindung mit Dänemark zu lösen. Auch sein Ausharren bei Napoleon trug man dem Könige nicht nach; man wußte nicht, welche glänzenden Anerbietungen ihm Rußland vergeblich gemacht hatte. Erst nach dem Frieden regte die Ritterschaft sich wieder. Bis auf den Wiener Kongreß folgten dem Könige ihre Bitten um die Wiederberufung des Landtages; dort in Wien gab der König endlich das Versprechen, er werde des Landes alte Freiheiten bestätigen.

So lagen diese Dinge, als Dahlmann von der Ritterschaft von Schleswig-Holstein zu ihrem Sekretär gewählt ward. Er begann die Landtagsakten zu durchforschen, die in seltener Vollständigkeit bis zum Jahre 1545, bis in die Blütezeit Schleswig-Holsteins, zurückreichten, und allmählich erschloß sich ihm das Verständnis der verworrenen Landesgeschichte. Wenn er dergestalt dem alten Landesrechte nachging, so folgte er getreulich den Überlieferungen seines Hauses. Sein Großvater Jensen hatte schon im Jahre 1773 auf die Berufung des Landtages von Schleswig-Holstein angetragen; der Kopenhagener Oheim war vor dem Neffen Sekretär der Ritterschaft gewesen und hatte im Jahre 1797 im Verein mit Hegewisch, dem Vorgänger Dahlmanns auf dem Lehrstühle, die Privilegien der Ritterschaft aufs neue drucken lassen. Der neue Sekretär überzeugte die Ritterschaft schnell, daß es

jetzt gelte, in ernstem Kampfe das durch die Trägheit der Väter halb verlorene Recht zurückzuerobern. Überall in Deutschland erwachte in jenen Tagen der Restauration der Dünkel des Adels; sogar Niebuhr klagte, noch nie seit vierzig Jahren habe der Edelmann den Bürger so abgünstig behandelt. Unter den Führern des transalbingischen Adels, den Ahlefeldt, Brockdorff, Rumohr, Rantzau, dagegen war noch ein edlerer Sinn rege. Einträchtig wirkten sie zusammen mit den nicht-adligen Grundbesitzern, welche Dahlmanns gleichgesinnten Amts-genossen Falck zu ihrem Rechtskonsulenten wählten. In den Kieler Blättern forderte Graf Adam Moltke-Nütschau mit warmen und bürger-freundlichen Worten „unser Recht aufs Recht", und der treffliche Graf Wolf Baudissin schrieb: „Adel und Bürgertum sollen sich gleich heilsamen Gegengewichten einander gegenüberstehen, die eine Kraft als hütende, bewachende, die andere als erwerbende, strebende, prüfende." Was Wunder, daß im Verkehr mit diesen patriotischen Rittern Dahl-mann zu dem gutmütigen Glauben gelangte, der deutsche Adel werde den Beruf des englischen erfüllen. Mitnichten wollte er das unförm-liche alte Landesrecht für immer aufrechthalten. Sein historischer Blick erkannte längst, wie schwer Schleswig-Holstein daran krankte, daß „seine beiden Augen sich zugeschlossen", Lübeck und Hamburg der Heimat sich entfremdet hatten. Wie sollte er vollends eine Verfassung bewundern, welche den Adel unmäßig begünstigte und einem Dritteile des Landes, darunter den Städten Altona und Glückstadt, gar keine ständische Vertretung gewährte?

Aber nur auf rechtlichem Wege, durch Vereinbarung mit den Stän-den, wollte er den Übergang zu modernen Formen vollzogen sehen — und, vor allem: wurde das alte Landesrecht anerkannt, so war die Selbständigkeit und die untrennbare Verbindung der beiden Länder rechtlich gesichert. Hierin, in dem „ewich tosamende ungedeelt", sah er sein Lebenlang den Kern der schleswig-holsteinischen Frage. Wenn er die Geschichte des „gemeinen geliebten Vaterlandes" durchforschte, die im engsten Raume welthistorische Kämpfe umfaßt; wenn er sah, wie die Holsten durch ihren Heldenstreit wider die Unionskönige des Nor-dens den Grund legten für Schleswig-Holstein und alsdann beide Lande jahrhundertelang in deutscher Sprache zusammen landtagten, und unwiderstehlich unsere Sitte und Sprache, das Geld von Hamburg und Lübeck und Deutschlands gemeines Recht nordwärts drang: so be-griff er nicht, wie nur ein Deutscher daran denken könnte, diesen halb-

tausendjährigen Verband durch eine dem Grundsatze der Nationalität entsprechende Grenzlinie zu trennen und also dem natürlichen Strome deutscher Gesittung einen künstlichen Damm vorzuschieben. Noch in der Paulskirche beteuerte er, daß er nie einen Schleswiger gesehen, welcher den Wunsch gehegt hätte, sich abzutrennen von der ihm heiligen Gesamtheit von Schleswig-Holstein, und allerdings mochte keinen dänischgesinnten Nordschleswiger gelüsten, dem eifrigen Deutschen unter die Augen zu treten.

Nur in einem Punkte ging Dahlmann kühnlich über das historische Recht hinaus. Daß Schleswig-Holstein als ein selbständiges Ganzes zwischen Deutschland und dem Norden mitteninne stand, war das natürliche Ergebnis der langen Kämpfe beider Völker, aber ein Zustand, der in Zeiten hocherregten nationalen Gefühls keine Dauer versprach. Es war ein Widersinn, daß von zwei durch Realunion verbundenen Ländern das eine im deutschen Bunde stand, das andere draußen — ein Widersinn, der nur dadurch erträglich ward, daß die Teilnahme am deutschen Bunde praktisch so gar wenig bedeuten wollte. Auf diesen faulsten Fleck der schleswig-holsteinischen Sache legte Dahlmann bereits in jener Festrede die Hand. Er entsann sich, daß Schleswig schon einmal, im Dreißigjährigen Kriege, zu den deutschen Reichslasten beisteuerte. Er betonte, der Schleswiger habe immerdar Deutschland angehört durch den verbrüderten Holsten, und sprach deutlich die Hoffnung aus, es möge dereinst Schleswig in den deutschen Bund eintreten. Der Gedanke war schon zur Zeit des Wiener Kongresses da und dort geäußert worden, aber noch fand er keinen Anklang in den Herzogtümern. Denn ungleich später als auf den Inseln erwachte in den deutschen Landen des Dänenkönigs das nationale Gefühl; man wußte nicht anders, als daß man seit Jahrhunderten mit Dänemark verbunden sei, und meinte wohl arglos, Holsten, Isländer und Seeländer seien allzumal treue Dänen. Dahlmann war der erste, der jene zukunftsreiche Idee öffentlich an feierlicher Stätte aussprach. So verwegenes Begehren zog ihm den Tadel des Oheims in Kopenhagen zu; der Neffe blieb fest, doch sein Wunsch vorerst ein Wunsch. Zunächst mußte den Landsleuten das bestehende Recht und dessen Geschichte ins Gedächtnis zurückgerufen werden, und zu diesem Zwecke wirkten Dahlmann und Falck so unablässig, daß die Dänen in den Tagen ihres mißbrauchten Glücks zu höhnen pflegten: Dahlmann hat die schleswig-holsteinische Frage erfunden!

In der Tat, die beiden Freunde wurden die Ahnherren der streng-konservativen Rechtspartei ihres Landes; die ersten Szenen der schleswig-holsteinischen Bewegung spielten sich ab in diesem Kreise von Professoren und Rittern. Während Falck seine rechtshistorischen Untersuchungen über das Verhältnis der Herzogtümer zu Dänemark schrieb, wirkte Dahlmann anregend durch Vorlesungen über die heimische Geschichte. Die zweite Hälfte jenes „Wortes über Verfassung" gibt einen Überblick über die Verfassungsgeschichte der Heimat. Darauf lassen die Kieler Blätter eine lange Reihe von Aufsätzen folgen über die Matrikel und das rechtmäßige Steuerwesen des Landes; sie drucken die Erwiderung ab, womit vor Jahren Hegewisch die Angriffe Hoegh-Guldbergs auf die deutsche Sprache abgefertigt hatte; sie beantworten die freche Preisfrage jenes dänischen Patrioten in anderem Sinne, als der Fragende gemeint. Deutsche Forschung begann endlich durch das dichte Gestrüpp dänischer Märchen einen Weg zu schlagen; was Wunder, daß die ersten Pfadfinder sich oft verirrten. Die verhängnisvolle Bedeutung der Erbfolgefrage ahnte noch niemand, und Dahlmann lebte noch wie Falck des Glaubens, Schleswig unterliege als ein Teil des Königreichs Dänemark der Erbfolgeordnung des dänischen Königsgesetzes*). Erst in späteren Jahren, als, Dank ihrer Anregung, die Geschichte der Herzogtümer von jüngeren Kräften nach allen Seiten hin durchforscht ward, sind die beiden Altmeister willig von ihrem Irrtume zurückgekommen.

Es war die Zeit, da „Deutschland sich wieder ein Recht erworben, seinem Altertume ins Gesicht zu sehen". Mit Freuden versenkte sich die romantische Welt in jene fruchtbaren Tiefen unseres Volkslebens, welche der prosaische Sinn des Jahrhunderts der Aufklärung herzlos verschmähte. Aus den Predigten seines Claus Harms lernte der Schleswig-Holsteiner, welch eine Fülle von Kraft und Milde in seiner heimischen Sprache, der lange mißachteten, wohnte. Desselbigen Weges ward Dahlmann durch seine Forschungen geführt. Er tadelte, daß De Lolme den englischen Staat nicht erklärt habe aus dem urkräftigen Unterbau angelsächsischer Bauernfreiheit. Seinen transalbingischen Landsleuten, deren Sachsenstamm „der volksfreieste von alters her in Deutschland"

*) Daß Dahlmann damals noch in diesem Irrtume befangen war, ist neuerdings leidenschaftlich behauptet und bestritten worden. Zitate aus angeblichen Kollegienheften, noch dazu von Dänen zusammengestellt, sind kein durchschlagender Beweis, wohl aber Dahlmanns eigene Worte in den Kieler Blättern I, 294.

war, sollte die Erinnerung nicht schwinden an den Bauernstaat der Ditmarschen, der Männer mit hundert Löwen im Herzen, die so oft geblutet, um „niemands eigen" zu bleiben. Sie sollten nicht vergessen das tapfere Wort der Frauen von Ditmarschen: „Welk ein edel Kleinott und grote Herrlicheit de leve Frieheit were." So recht ein Mann nach Dahlmanns Herzen war jener alte Pfarrherr Neocorus, welcher die Taten dieser Schweizer der Ebene, die Größe, die in solcher Kleinheit wohnt, so köstlich treuherzig geschildert und den Holsten die geheimsten Falten ihrer Seele aufgedeckt hat mit seinem guten Spruche: „Nicht flegen, sündern stahn, dat is in Gott gedahn." Welche Freude, als ihm jetzt die lange vermißte Urschrift des Neocorus zugeschickt ward, verwaschen von den Wogen, ein Bild des von der Flut belaufenen Landes! Einige Jahre darauf erschien, gefördert durch Unterzeichnungen aus allen Teilen des Landes, Dahlmanns Ausgabe des Neocorus. Man begann in den Herzogtümern, sich der alten Holstengröße wieder zu entsinnen.

Dergestalt war die deutsche Wissenschaft frisch am Werke, die Lösung einer großen Frage deutscher Politik vorzubereiten. Merkwürdig aber, wie arglos diese wackeren deutschen Gelehrten und Ritter der Kopenhagener Staatskunst gegenüberstanden, wie langsam sie sich entschlossen, da ein dichtes Netz fein gewobener dänischer Ränke zu erkennen, wo sie bisher nur einzelne Mißgriffe eines wohlgesinnten Königs gesehen hatten. Von der Danisierung der Herzogtümer, schrieb Falck, worüber das Ausland klagt, ist uns im Lande nichts bekannt; hat doch unser König seine Tochter in deutscher Sprache konfirmieren lassen! Auch Dahlmann, der neben dem hochkonservativen Freunde fast wie ein Heißsporn erschien, versicherte, es sei nie daran gedacht worden, Schleswig der absoluten Königsgewalt der lex regia zu unterwerfen. Bald sollte dies wohlmeinende Vertrauen einen harten Stoß erleiden. Am 17. August 1816 gab der König endlich die versprochene feierliche Bestätigung aller Rechte des Landes, und der Streit schien glücklich hinausgeführt. Aber nur zwei Tage später ward eine Kommission nach Kopenhagen berufen, um eine neue Verfassung für Holstein allein zu entwerfen! In den Herzogtümern fanden sich einzelne gemütliche Leute, welche diesem widerspruchsvollen Beginnen zujubelten. Alle Tieferblickenden erkannten: Dänemark hatte in einem Atem das Recht des Landes anerkannt und dessen Grundlage, die Untrennbarkeit der Herzogtümer, bedroht.

In einer ernsten Vorstellung sprach jetzt Dahlmann im Namen der Ritterschaft die Erwartung aus, der König werde „keine Trennung beschließen, wo weder Trennung nützlich sei, noch ohne Verletzung heiliger Verhältnisse bewirkt werden könne". Das Volk hatte anfangs dem Kampfe um den wiedererwachten Schatten des erschlagenen Rechtes weit teilnahmloser zugeschaut als gleichzeitig die Württemberger; doch als das Palladium Schleswig-Holsteins, das „ewich ungedeelt", bedroht war, ergriff alsbald eine starke Bewegung die Geister. Ein Strom von Petitionen ergoß sich nach Kopenhagen. Vor dieser Regung des Volksunwillens schreckte der Hof zurück. Jahr auf Jahr verstrich; die neue holsteinische Verfassung, welche bereits fertig im Kabinette lag und, wie billig, den gefährlichen Professoren die Wählbarkeit für die Städteversammlung absprach, ward in der Stille zurückgelegt, aber auch der rechtmäßige alte Landtag ward nicht berufen, die gewaltsame Steuererhebung nahm ihren Fortgang. Da endlich protestierte die Ritterschaft förmlich, und Dahlmann gab seine Urkundliche Darstellung des dem schleswig-holsteinischen Landtage zustehenden Steuerbewilligungsrechtes und die Sammlung der wichtigsten Aktenstücke dazu heraus. Auf das bestimmteste erklärte die Ritterschaft sich bereit, einen Landtag — aber einen Landtag beider Lande — anzuerkennen, der auf den Grundsatz allgemeiner Landesvertretung gegründet sei; sie wies weit von sich jede Bevorzugung des Adels in der Besteuerung. Auf Proteste, Bitten, Vorstellungen erfolgte aus Kopenhagen als Antwort nur die Drohung, man werde die Deputation der Ritterschaft auflösen.

Inzwischen waren die Karlsbader Beschlüsse erschienen, unsere Hochschulen standen unter polizeilicher Aufsicht, und der Deutsche mußte mit anhören, daß Niebuhrs Freund, der Graf de Serre, uns sagte: „Eure Staatsmänner tun mir leid, sie führen Krieg mit Studenten." Das erste Geschenk des deutschen Bundes an Holstein war die Vernichtung jener Preßfreiheit, welche, von Struensee begründet, bisher unter den „Alleingewalterbkönigen", den unumschränktesten aller Fürsten, aufrecht geblieben war. In diesem Falle wahrte Dänemark gewissenhaft die Untrennbarkeit der beiden Lande: auch in Schleswig ward die Zensur eingeführt. Die Kieler Blätter gingen ein; ihre Gründer wollten sie keinem Zensor unterwerfen. Sogleich wandte sich die Kieler Hochschule an den König-Herzog und ließ sich von ihm bezeugen, daß sie nichts verbrochen, was Metternichs Anklagen gegen die Universitäten rechtfertigen könnte. Dahlmanns Rechtsgefühl und Gelehrtenstolz

war tief empört, er sah die Hochschulen durch jenen Bundesbeschluß „unvergeßlich herabgewürdigt und beleidigt“. Von der durch Stein begründeten großen Sammlung deutscher Geschichtsquellen zogen er und Falck sich zurück, weil mehrere Bundestagsgesandte, die sich an dem Karlsbader Staatsstreiche beteiligt, unter ihren Leitern waren. Er wollte nicht begreifen, wie solche Namen sich mit dem Wahlspruche des Unternehmens: sanctus amor patriae dat animum vertrügen. „Mein guter Name ist mir mehr wert als ein wissenschaftliches Unternehmen“, und „ich möchte nicht, daß es gelänge, auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung — und womit vielleicht bald? — befleckten Boden edle Früchte der Wissenschaft durch gebundene Hände zu ziehen“. Als er bald nachher in der Aula den Geburtstag des Königs feiern sollte, nahm er unerschrocken zum Thema — den Bundesbeschluß wider die Hochschulen. Er nannte mit bitterem Spotte das Majestätsverbrechen „das einzige und eigentümliche Verbrechen derer, welche nie ein Unrecht getan“, und bezeichnete als den letzten Urheber der Mißhandlung der Hochschulen „jenen entarteten Adel, der sich selber Tugend, Vaterland und Gottheit ist, unermüdlich sich selbst bewundert und die leeren Freuden des Narziß genießt, um bald, gleich Narziß, unbeweint unterzugehen“. Nur zu rasch sollte sich sein herbes Urteil bewähren: man habe durch jene Beschlüsse den leeren Formen des Friedens sein inneres Wesen geopfert, nur polizeiliche Ruhe, nicht den Frieden geschaffen.

Doch wie tief immer Dahlmanns Vertrauen auf die deutsche Bundesversammlung gesunken war, sie blieb doch Schleswig-Holsteins letzte Schutzmauer gegen Dänemark. Im Jahre 1822 wandte sich die Ritterschaft an den Bund. Eine Denkschrift ihres Sekretärs, in dessen Seele „des Menschen schlimmster Feind, die Furcht“, keine Stätte fand, bat den Bundestag, die Verfassung Holsteins und vornehmlich seine Verbindung mit Schleswig zu schützen. Ritter und Prälaten erklärten sich bereit zu jeder zeitgemäßen Reform, doch bestanden sie auf dem guten Holstenworte, Vorrechte müßten zwar dem Rechte weichen, aber auch nur dem Rechte. Von uralten Zeiten her waren diese nordischen Lande daran gewöhnt, daß ihr Ringen mit Dänemark selten Hilfe fand bei jener beschränkten deutschen Binnenlandspolitik, die unserem Vaterlande die starke Hand auf den Meeren und damit die Bedeutung einer wirklichen Großmacht geraubt hat. Es sollte sich zeigen, ob das neue Deutschland den Wert des „Günstlings zweier Meere“ besser zu würdigen, die „deutschen Holstenkinder“ kräftiger zu schützen

verstand. Leider stand das Bundesrecht den Klagenden nicht zur Seite. Der Art. 56 der Wiener Schlußakte bestimmte, daß „die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen" nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden sollten. Diese Fassung war gewählt worden, um ausdrücklich zu verhindern, daß solche halbzerstörte altständische Verfassungen, wie die kurmärkische oder die holsteinsche sich auf den Schutz des Bundestags beriefen. So hatte denn der dänische Gesandte Graf Eyben gewonnenes Spiel, als er in heiterer Abwechslung die Bittenden bald als aufsässige Untertanen darstellte, welche ihrem Landesherrn eine Verfassung aufdrängen wollten, statt sie von ihm zu empfangen, bald als eine dünkelhafte privilegierte Kaste, die dem modernen Staate widerstrebte. Höhnisch sprach er von dieser Verfassung, „welche die Petenten selbst sehr bezeichnend ihre nennen, welche aber das Land gewiß nicht seine nennen möchte".

Von Anfang an war der Ritterschaft verderblich, daß Schleswig nicht zum deutschen Bunde gehörte. Da selbstverständlich nur die holsteinischen Mitglieder der Ritterschaft sich an den Bund gewendet, so gab dies dem k. k. Gesandten willkommenen Anlaß, wegwerfend zu versichern, offenbar teile nur eine geringe Anzahl der Ritterschaft die Ansichten der Petenten. Und welches Schicksal ließ sich einem Rechtshandel wahrsagen vor dem Forum eines Diplomatenkongresses, welcher bestenfalls einige juristische Dilettanten enthielt! Als der wackere kurhessische Gesandte Lepel erklärte, man dürfe hier nimmermehr „Rücksichten der Politik und Konvenienz Gehör geben, wo es sich um Grundsätze handle", mußte er dafür die schärfste Zurechtweisung von dem Grafen Münch-Bellinghausen hinnehmen, und leider durchschaute die Wiener Frivolität das Wesen einer Diplomatenversammlung schärfer als Lepels ehrliches Rechtsgefühl. Um so sicherer durfte man ein politisches Verständnis der Frage erwarten. Sollte Deutschlands höchste Behörde im Jahre 1822 weniger politische Einsicht besitzen, als weiland Kaiser Leopold I., der den Dänen erklärte, wer Holstein schützen wolle, müsse sich auch in Schleswigs Händel einmischen? Doch mit vollendetem Stumpfsinn ging der Bundestag an der welthistorischen Bedeutung des unscheinbaren Handels vorüber, der nur ein Glied war aus einer Kette vielhundertjähriger Kämpfe. Auch Preußen durchschaute den Sinn der großen Machtfrage noch nicht; sein Gesandter erklärte kurzab: „Es bedürfe kaum der Bemerkung, daß die Verbindung Schleswigs mit Holstein kein Gegenstand der Bundestätigkeit sei."

Zu Wien sah man in den Bittenden einfach Revolutionäre, und es konnte der guten Sache nur schaden, daß der gefürchtete Wangenheim sie in einem spitzfindigen Gutachten verteidigte. Indessen war ein Jahr vergangen und der Bundestag gereinigt worden von allen liberalen Mitgliedern. Am 27. November 1823 beschloß der Bund, die Klagenden abzuweisen und sie zu vertrösten auf die von Dänemark versprochene dereinstige Verleihung einer neuen Verfassung. „Der bedächtige Deutsche," predigte Graf Münch, „wird um des umsichtigen und alles wohl erwägenden Vorgangs seines Fürsten willen nicht Mißtrauen in die Reinheit des Willens der Regierung setzen, und der treue Deutsche wird in dieser, alle Rücksichten mit landesväterlichem Sinne wohlumfassenden Sorgfalt sich nur noch inniger an seinen Landesfürsten anschließen." Das den Petenten günstige Gutachten des Referenten Grafen Beust durfte auf Münchs Veranlassung nicht veröffentlicht werden; denn dem Berichte lag, wie ein Gesandter der österreichischen Partei seinem Hofe schrieb, „Mißtrauen gegen die dänische Regierung zugrunde, also die nämlich Krankheit, welche in den ständischen Versammlungen einheimisch ist".

In diesen Jahren war für Österreich am Bunde nichts unmöglich. Am Tage vor jenem verhängnisvollen Bundesbeschlusse ließ Dahlmann durch den hochkonservativen Geheimen Rat Schlosser eine zweite Eingabe einreichen, welche die Nichtigkeit der Behauptungen des dänischen Gesandten aufwies. Graf Münch aber belegte die tausend Exemplare mit Beschlag, gestattete nicht, daß die Denkschrift an die Bundestagsgesandten verteilt werde, gab sie an den Freiherrn von Blittersdorff. Am 15. Januar 1824 referierte dann dieser begabteste der Helfer des Wiener Hofes, und ich glaube nicht, daß jemals der rechtlose Zustand unseres deutschen Gemeinwesens mit frecherer Offenheit eingestanden ward. Blittersdorff ergießt seinen ganzen Zorn auf den Verfasser der Eingabe — Dahlmann, da „die Ritterschaft zu achtungswert sei, als daß man ihr dergleichen zur Last legen könnte". Er rügt, daß Dahlmann seine Stellung zum Bundestage durchaus verkannt habe. Kläger und Beklagter vor der Bundesversammlung seien keineswegs „Parteien, die auf gleicher Stufe ständen"; nimmermehr dürfen Privatleute die Erklärungen von Bundestagsgesandten einer unpassenden Kritik und Widerlegung unterziehen! — Abermals ward die Ritterschaft abgewiesen. Um das Werk zu krönen, befahl der Bund, daß künftighin jede gedruckte Eingabe an den Bundestag vorher der Zensur

unterworfen werde. Damit waren die Rechtsgründe, welche Dahlmann in seiner zweiten Denkschrift ins Feld geführt, ungelesen widerlegt, und der Deutsche mochte fortan den Chinesen beneiden, der, wenn er als Kläger auftritt, der Redefreiheit sich erfreut. Nach langen Jahren, als die Denkschrift wertlos geworden, ließ Münch an Dahlmann schreiben, jene tausend Exemplare ständen jetzt zu seiner Verfügung.

Die schleswig-holsteinische Frage hatte zum ersten Male an die Pforten des Bundestags geklopft. Sie war nicht gehört worden, vom Bunde nicht und nicht vom deutschen Volke. Die Ritterschaft hatte nicht verstanden, die Deutschen über die nationale Bedeutung des Streites aufzuklären; schier teilnahmlos schaute die Mehrzahl der deutschen Blätter dem Handel zu. In Kopenhagen wußte man nunmehr, daß kein einträchtiger deutscher Wille die Rechte Transalbingiens schütze; der Bundesbeschluß von 1823 gab der dänischen Krone, wie Dahlmann vorausgesagt, den Mut zu neuen Gewalttaten. In Schleswig-Holstein aber reiften langsam die von jenem Kieler Freundeskreise ausgesäten Gedanken. Nach der Julirevolution erhob sich an der Stelle der Kämpen des alten Landesrechtes eine jüngere, verwegenere Partei, feindseliger gegen Dänemark, geschickter zum Agitieren. Jens Uwe Lornsen eroberte für die Herzogtümer und für Dänemark die Anfänge einer ständischen Vertretung, und die Dänen warfen den Gründer ihres Ständewesens in den Kerker. Wiederum protestierte die Ritterschaft, und niemals hat Dahlmann diese „Landtage neuester Erfindung" als rechtlich bestehend anerkannt, aber ein Sprechsaal war jetzt vorhanden, darin sich der Wille des Landes offenbarte. Einunddreißig Jahre nachdem Dahlmann in der Kieler Aula zuerst den rettenden Gedanken ausgesprochen, erklang aus dem Ständesaale von Schleswig als Antwort auf den offenen Brief der Ruf: „Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund"; und hatte damals der kühne Wunsch des jungen Redners kaum einen schwachen Widerhall gefunden, so konnte man jetzt in Transalbingien die ungetreuen Deutschen an den Fingern zählen. —

Zehn volle Jahre hatte der beliebte Dozent Geschichte gelehrt, da endlich schienen ihm die Lücken seines Wissens zur Genüge ausgefüllt und er ließ sein erstes selbständiges historisches Werk erscheinen, die „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte". Mit seinen Alten hielt er die gleichzeitige Geschichtschreibung für die einzige ihres Namens

vollkommen würdige, doch er kannte auch die ungeheuren Hemmnisse, welche ihr das Geheimnis und die Verschlungenheit der modernen Politik entgegenstellt. So ging er diesmal in weit entlegene Epochen der hellenischen und altnordischen Vorzeit zurück. Er zeigte an dem Bilde Herodots, wie die schlichte Wahrhaftigkeit die erste Tugend des Historikers bleibt, und wie jene unbefangene Milde, die das Gute unter jedem Himmelsstriche zutraulich aufzufassen weiß, uns selbst die sehr mittelmäßigen politischen Einsichten des Vaters der Geschichte leicht vergessen läßt: „Die die ganze Welt beherrscht, die Furcht vor dem Lächerlichen, berührt die erhabene Einfalt seines Sinnes nicht."

Er hatte nie eine historische Vorlesung gehört, aber seine philologischen Studien machten ihn früh mit dem Ernste methodischer Forschung vertraut, und ein großes Muster hatte er vor Augen in den Werken seines Freundes Niebuhr. Mit strenger Kritik, nach der Weise des Meisters, geht er der Überlieferung zu Leibe, läßt nur unzweifelhaft beglaubigte Tatsachen gelten und gelangt also, in seiner Forschung über den Kimonischen Frieden, zu dem Ergebnis, das neuere Untersuchungen nur bestätigt haben, „daß es mit dem Frieden nichts sei". Im gleichen Sinne schrieb er eine kleine Schrift, um die Fabeln zu zerstören, welche sich in die alte Überlieferung von der Selbstbefreiung Lübecks eingeschlichen. Dabei fehlt es nicht an scharfen Ausfällen wider die Oberflächlichkeit F. v. Raumers und gegen die falsche Genialität der Creuzerschen Romantik, welche die harten Tatsachen der Geschichte durch Eingebung von oben zu finden gedachte. Lesen wir dann in den „Forschungen" die Kritik der Quellen der altdänischen Geschichte, die Abhandlung über König Aelfreds Germania, die Übersetzung von Ares Isländerbuch und nehmen wir hierzu jene Schrift über Lübeck, den Neocorus und die Ausgabe von Rimberts vita S. Ansgarii, die er für Pertz' Monumenta besorgte, so sehen wir seine historische Tätigkeit mit Vorliebe auf das Altertum des Nordens gerichtet. Er ward nicht müde zu fragen und zu horchen, wenn der Nordlandsfahrer Henderson Islands geheimnisvolle Schönheit schilderte. Die feierliche Größe der Natur des hohen Nordens bezauberte seine Phantasie, und oft hat er damals, da er noch lebhaft und lustig und ein Liebling der Frauen war, mit einer liebenswürdigen Freundin luftige Pläne geschmiedet, wie sie selbander das ferne Wundereiland schauen wollten. Auch bei der streng gelehrten Forschung blickte er fortwährend über die Schranken seiner Zunft hinaus. Er will durch gefällige Darstellung

die Teilnahme weiterer Kreise gewinnen; „aber alles geistreiche Anwinken und Anzweifeln müsse ausgeschlossen bleiben, und könnte es die Zahl der Leser bis zu Tausenden vermehren.“ Noch ist sein Stil unfertig, nur an einzelnen Stellen erhebt sich die Sprache bereits zu jener markigen Schönheit, welche Niebuhrs warmen Beifall fand. — In Kiel war dem Verfechter des alten Rechtes jede Aussicht auf Beförderung versperrt; im Jahre 1829 folgte Dahlmann einem Rufe nach Göttingen.

Die Georgia Augusta sah damals glückliche Tage unter Arnswaldts und Hoppenstedts einsichtiger Leitung; der Neuberufene trat in einen Kreis glänzender gelehrter Namen. Doch bald ward er von der Wissenschaft hinweggeführt, um mitzuwirken bei dem Neubau eines Gemeinwesens, das dem Politiker nicht lehrreicher sein konnte; denn auf das wunderlichste standen in diesen welfischen Landen mittelalterliches und modernes Staatsleben dicht beieinander. — Man kennt Lord Greys Wort: Ein Glück für England, wenn Hannover vom Meere verschlungen würde! Mit größerem Rechte hätte der Bürger und Bauer in Hannover das Wort umkehren können; denn der deutsche Kurstaat stellte den Briten für ihre Kriege ein treffliches kleines Landheer und ertrug dafür das Unglück einer Monarchie ohne einen Monarchen, jene unselige Hofadelsherrschaft, welche im Lande die allmächtige Vizekratie genannt ward. Der kleine Staat sonnte sich gern an dem Ruhme Großbritanniens, und wer den hannoverschen Thronreden glaubte, mußte meinen, Napoleon sei allein durch England, ohne jedes Verdienst der Deutschen gestürzt worden. Man freute sich, daß die Türkenpässe des mächtigen Königs von England den hannoverschen Schiffen eine Sicherheit gewährten, wonach die Schiffahrt anderer deutscher Staaten vergeblich seufzte. Auch die Georgia Augusta war stolz auf ihre Verbindung mit England. Die vornehme Welt der Hauptstadt ahmte eifrig die englischen Sitten nach; mit hep hep hurrah! tranken diese adligen Kreise die Gesundheit des Königs; vollends das Heer, das noch die roten Röcke der englischen Regimenter und die glorreichen Namen Peninsula und Waterloo auf seinen Fahnen trug, lebte und webte in englischen Traditionen. Aber von jener politischen Weisheit, welche Englands Größe sicherte, war in das adlige Hannoverland nichts hinübergedrungen, nicht der Gedanke der Staatseinheit, nicht die Unterwerfung aller Stände unter das gemeine Recht des Landes.

Große Staaten, welche nach Zeiten des Verfalls auch Tage des Sieges gesehen, ertragen leichter strenges historisches Urteil. Auch der eifrigste Preuße gesteht unbefangen die schweren Mängel ein, woran sein Staat vor der Schlacht von Jena krankte. Unsere Mittelstaaten, die echten Ruhm nicht kennen, sind empfindlicher gegen die geschichtliche Wahrheit. Noch heute hört man im Welfenlande nicht gern ein ehrliches Wort über jenes Regiment des Verrats und der Schwäche, welches im Jahre 1803 das Land den Franzosen überlieferte. Mit wohltätiger Härte räumten dann Napoleon und das Königreich Westfalen in diesem Gewirr oligarchischer Mißbräuche auf. Als aber das Welfenreich durch die Waffen der Alliierten wiederhergestellt ward, zu Deutschlands Unheil vergrößert auf Preußens Kosten und geschmückt mit jener Königskrone, von welcher Stein als ein Seher voraussagte, sie werde dereinst schwer auf dem Lande lasten: da brach eine harte Restauration über Hannover herein. Die Residenz entbehrte aller der Anstalten des edeln geistigen Luxus, welche ein Fürstenhof hervorzurufen pflegt. Nur der Hofadel durfte nicht leiden unter der Abwesenheit des Landesherrn. Aufs neue, wie vor der westfälischen Zeit, tummelten sich jetzt im Schlosse zu Herrenhausen zahlreiche Hof- und Oberhofchargen geschäftig um den abwesenden König. Kaum sieben Prozent des Bodens besaß der Adel, aber nirgendwo in Deutschland trennte ihn eine so hohe, mit so verletzendem Hochmut aufrechterhaltene Schranke von dem Bürger. Mit gleicher Sorgfalt wie die Abstammung ihrer edeln Rassepferde bewachten die nah verschwägerten Geschlechter der Münster, Platen, Scheele ihren eigenen Stammbaum; auch altadlige Häuser, wenn sie patrizischen Ursprungs waren, fanden keinen Zutritt zu diesem geweihten und gefeiten Kreis. Von Kindesbeinen an ward der Kastengeist des Adels gepflegt auf der Ritterakademie zu Lüneburg, wozu zuzeiten vierzehn Lehrer die Ehre hatten, zwölf adligen Eleven einen mangelhaften Unterricht zu erteilen.

Selbstgefällig schaute man in Hannover auf die strenge Zentralisation in Preußen wie auf das hastige Organisieren und Reorganisieren in den rheinbündischen Staaten. Und doch hatte selbst diese patriarchalische Adelsregierung nach der Vertreibung der Franzosen das Chaos der alten Zustände nicht in seinem ganzen Umfange wiederherstellen können. Es war unmöglich, hier im engsten Raume vierzehn Provinzialverfassungen zu ertragen und jene alten Provinzialstände wieder aufzurichten, welche dereinst durch ihre Ausschüsse das Zoll- und Steuer-

wesen und alle wichtigen Verwaltungssachen der Provinzen mit nahezu souveräner Selbständigkeit geleitet hatten. Diese nur durch Personalunion verbundenen Provinzen mußten zu einem Staate verschmolzen werden, und die Regierung fühlte, daß durch gütliche Verhandlungen dies Ziel sich nimmermehr erreichen ließ; denn vierzig Jahre schwieriger Unterhandlung hatte man einst gebraucht, um die Stände zweier Provinzen zu einem Ganzen zu vereinigen, und noch war unvergessen, daß während der Revolutionskriege in den Calenbergschen Ständen der Antrag gestellt worden, die Calenbergsche Nation möge sich für neutral erklären. Die Regierung, welche so gern wider die modernen Verstandestheorien und die aus der Fremde entlehnten Institutionen eiferte, schritt zu einem notwendigen Gewaltstreiche, welcher dem historischen Rechte nicht minder widersprach als das Verfahren der vielgeschmähten Rheinbundsregierungen. Eigenmächtig berief sie (1814) eine Ständeversammlung aus dem ganzen Lande, sie warf alle Schulden und Lasten des Landes in eine Masse, sie schuf an der Stelle der bisherigen verschiedenartigen Beamtenkorporationen einen geschlossenen Staatsdienerstand. Aber auf halbem Wege blieb sie stehen, ihr fehlte der feste Wille, eine moderne Staatsordnung zu gründen, welcher allein diesen Bruch des positiven Rechtes rechtfertigen konnte. Die Belastung des Bauernstandes mit Zehnten und Fronden, die Patrimonialgerichte, die Gewerbsprivilegien der Städte, das heimliche Gerichtsverfahren mitsamt der Folter, die Vermischung von Justiz und Verwaltung, die drakonische Zensurordnung vom Jahre 1705: — all dieser ehrwürdige Hausrat der alten Zeit, den die westfälische Regierung hinweggefegt, ward wiederhergestellt, selbst in jenen Provinzen, wo schon vor der Fremdherrschaft modernere Einrichtungen bestanden hatten.

Mit Stolz blickte Hannover auf sein Wetzlar, auf das treffliche oberste Gericht zu Celle, und seit den Tagen des alten Kanzlers Struben genossen die gelehrten Juristen der welfischen Lande eines wohlverdienten Ruhmes; doch der Geist, welcher die Verwaltung erfüllte, war das Gegenteil des Rechtes. Das Land war übersät mit Privilegien und Exemtionen. Von Gnade nährte sich der Land-Edelmann, der zu den Staatssteuern wenig, zu den Gemeindelasten nichts beitrug und bei schlechter Wirtschaft die Aussicht hatte, durch den Lehnskonkurs seinen Gläubigern zu entgehen; die Gnade, nicht das Recht, sicherte dem konzessionierten Gewerbetreibenden auf dem flachen Lande sein Dasein; kraft landesherrlicher Gnade standen einzelne Städte unmittelbar unter dem

Ministerium, nicht unter den Mittelbehörden; dem Privilegium dankten einige Buchhandlungen die Postmoderation für ihre Pakete. Seit langem wurden die Staatsämter — reich bezahlt, ausgestattet mit einer Fülle wunderlicher Naturallieferungen — als ein Mittel der Bereicherung, für den Adel vornehmlich, angesehen; oft sah man mehrere Ämter in einer Hand vereinigt; die Regimenter des Heeres waren klein, damit eine große Zahl von Stabsoffizieren angestellt werden konnte. Noch eine Weile nach dem Frieden bestand die Einrichtung, daß der junge adlige Auditor den Titel Drost und dadurch das Recht erhielt, seine bürgerlichen Genossen zu überspringen; und als endlich dieser Unfug fiel, blieb doch noch die adlige Forstkarriere, die adlige Bank im obersten Gerichte und auffällige Bevorzugung des Adels in anderen Ämtern bestehen. Überall Ausbeutung der niederen Stände zugunsten der höheren: Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wagte man die orientalische Einrichtung einer für den Grundherrn und den Ackerknecht wesentlich gleichen Kopfsteuer. Die Subsidien einzufordern, welche England dem Lande für wiederholte Kriegshilfe schuldete, kam der Adelsregierung nicht in den Sinn; strömten doch Millionen in der Stille aus der Kasse des englischen Königs in den Beutel des hannoverschen Adels!

Der oligarchische Geist dieses Gemeinwesens hatte endlich selbst den ruhigen, gesetzlichen Sinn des niedersächsischen Landvolkes verbittert. Zwei Dritteile der Bevölkerung bestanden aus hintersässigen Bauern, die ihre Höfe zumeist nach einem sehr drückenden Meierrechte besaßen. Die Unzufriedenheit des Landvolkes stieg, seit um das Ende der zwanziger Jahre eine ungewöhnliche Entwertung des Bodens und im Jahre 1830 eine harte Mißernte eintrat. Noch andere Keime des Unfriedens schlummerten in dem Staate. Acht Provinzial-Ständeversammlungen, auch die alten Prälatenkurien ohne wirkliche Prälaten, hatte die Regierung neben dem allgemeinen Landtage hergestellt; in diesen unförmlichen Körpern, deren Rechte kein Gesetz genau bestimmte, gewann die Ritterschaft von Anbeginn die Oberhand. Sie waren eine Anomalie in der bureaukratischen Staatsordnung, da nicht einmal die räumlichen Grenzen dieser altständischen Provinzen mit den Grenzen der Verwaltungsbezirke, der Landdrosteien, zusammenfielen; sie wurden der Herd des provinziellen und des adligen Sondergeistes. Eine extreme Adelspartei arbeitete im Dunkeln emsig gegen die schwachen Anfänge der Staatseinheit: an ihrer Spitze Männer vom schlimmsten Rufe, wie

Herr v. Scheele und der Staatsrat Leist, welche das Land als weiland dienstbereite Werkzeuge des Königs von Westfalen verwünschte.

Nur zu bald gelang dieser Partei ein großer Erfolg. Schon im Jahre 1819 ward die Ständeversammlung, abermals durch einen Gewaltstreich der Regierung, in zwei Kammern zerteilt. Von jetzt an stand eine ausschließlich adlige erste Kammer einer zweiten Kammer gegenüber, deren Mitglieder zumeist von den Magistraten der Städte ernannt waren, während die Bauern — der sittliche und wirtschaftliche Kern dieses niedersächsischen Landes — nur durch eine verschwindende Minderzahl vertreten waren. Mit Hohn schaute das Beamtentum, gleichgültig der Bürger und Bauer dem Treiben dieser Stände zu. Die Protokollauszüge — das einzige, was aus ihren Verhandlungen in die Welt drang — hörten bald auf zu erscheinen, weil niemand sie lesen mochte. Schon war es zur Regel geworden, daß die Magistrate, um Diäten zu ersparen, Beamte, welche in der Residenz wohnten, zu Abgeordneten wählten. Nach ärgerlichem Streit zwischen beiden Kammern und vergeblichen Vermittlungsversuchen der Regierung gingen die Stände in der Regel ohne Ergebnis auseinander. Nur in einem Punkte stimmten beide Kammern überein, in dem hartnäckigen Mißtrauen gegen die Finanzverwaltung. Denn auch die finanziellen Reformen der Regierung waren halbe Maßregeln geblieben: man hatte die alte verderbliche Einrichtung der Kassentrennung wiederhergestellt. Selbständig nebeneinander standen die königliche Domänenkasse, in tiefem Geheimnis ohne ständische Kontrolle durch Kronbeamte verwaltet, und die Steuerkasse, welche allein der Verfügung der Stände und ihrer Schatzräte unterlag. Aber der alte deutschrechtliche Grundsatz, daß die Domänenkasse die Staatsausgaben zu bestreiten und die Steuerkasse nur in Notfällen auszuhelfen habe, war eine Unmöglichkeit in einer Zeit hochgesteigerter Staatsbedürfnisse. Daher entspann sich ein unablässiger Krieg zwischen der Krone und den ständischen Schatzräten. Vergeblich blieb jeder Versuch, das Dunkel zu erhellen, das über der königlichen Kasse schwebte. Ein geordneter Staatshaushalt also war unmöglich, obgleich Hannover von jeher eine große Anzahl tüchtiger Finanzmänner besaß; die Anleihe des Jahres 1822 war ein Symptom der Krankheit der Finanzen. Zwischen den beiden Kassen standen in unhaltbarer Mittelstellung die Berg-, Zoll- und Postbehörden. Solcher Zustand mochte dem dynastischen Dünkel schmeicheln, in Wahrheit untergrub er das Ansehen der Krone; denn sie erschien unköniglich als der

Feind der Steuerzahler. Verderblich wirkten die englischen Parteikämpfe auf die ständischen Händel Hannovers hinüber. Man wußte, daß das Haus Braunschweig ungeheure Summen zur Bestechung der Parlamentsmitglieder aufgewendet hatte, und immer aufs neue bat die englische Krone das Parlament um Deckung ihrer Schulden. So entstand sehr natürlich ein Parteimärchen, das namentlich Horace Walpoles böse Zunge verbreitet hat. Man behauptete in England und glaubte in Hannover, daß aus der geheimen hannoverschen Kronkasse fortwährend bedeutende Summen in die unersättliche Tasche des englischen Königs flössen.

Die Regierung, welche so verworrene Verhältnisse bemeistern sollte, war selber in sich zerspalten. Seit der Abwesenheit der Könige in England leitete ein Kollegium adliger Minister in Hannover mit nahezu schrankenloser Vollmacht den Staat; in den sechzig Jahren seiner Regierung betrat Georg III. niemals sein Stammland. Das Volk glaubte fest, es sei verboten, Beschwerden an den König zu richten, der die deutsche Sprache herzlich verachtete; und die Unterbehörden bestärkten grundsätzlich die Masse in diesem Glauben. Während die adligen Minister sich der Ehren und Genüsse der höchsten Ämter erfreuten, trugen die Arbeitslast des Regiments einige bürgerliche Räte — gewiegte Geschäftsmänner von unermüdlicher Arbeitskraft und streng konservativer Gesinnung. Mit bitterem Grolle sah die bürgerliche Staatsdienerschaft, daß diesen Brandes, Patje, Rehberg jede Aussicht auf die obersten Stellen verschlossen blieb; denn kamen ja einmal dem Hofe von Windsor reformatorische Regungen, so versuchte man adlige Ausländer, einen Stein oder Gneisenau, in das Land zu ziehen, bis endlich immer wieder die heimische Adelsherrschaft den Platz behauptete.

Dieser Zustand nahm ein Ende, seit im Jahre 1819 die Junkerpartei das Ohr des Prinzregenten gewann und die Bildung einer Adelskammer durchsetzte. Seitdem mußte das Ministerium in Hannover widerwillig die Befehle der deutschen Kanzlei in London ausführen, von England aus regierte den deutschen Staat unumschränkt der Graf Münster. „Die Antichambre will durchaus in den Salon — das ist der Hauptkampf unserer Zeit“: — solche armselige Kammerjunkerbegriffe und einige nicht minder engherzige Grundsätze der englischen Hochtorys bildeten das politische Glaubensbekenntnis des großen welfischen Staatsmannes. Wohl wagte seine auswärtige Politik, seit Canning Großbritannien regierte, eine liberale Schwenkung. In der

schleswig-holsteinischen Sache ließ Münster seinen Bundestagsgesandten Partei nehmen für das gute Recht des transalbingischen Adels — freilich des Adels! Seine Stellung zu Österreich ward noch feindseliger, seit er in Händel geriet mit Herzog Karl von Braunschweig und das Wiener Kabinett ungescheut sich des Herzogs annahm; und mit Bewunderung pflegen noch heute die Patrioten des Welfenlandes Münsters vorwurfsvolle Frage an Metternich zu zitieren: „Muß man denn Absolutist werden, um das monarchische Prinzip aufrechtzuerhalten?" In Wahrheit ist auf solche vorübergehende Anwandlungen besserer Einsicht sehr wenig Gewicht zu legen. Die liberale Haltung des Gesandten in Frankfurt, v. Hammerstein, fand wiederholt strengen Tadel bei dem Grafen Münster, und dem österreichischen Hofe versicherte der Minister, daß Georg IV. zwar als König von England die Wege des Parlaments gehen müsse, mit seinem Erblande aber sich dem Systeme der Ostmächte anschließe. Vollends in der Verwaltung Hannovers war von freieren Anschauungen nichts zu spüren; und wie sollte auch ein Mann, der nur drei Jugendjahre in einer hannoverschen Behörde zugebracht hatte, mit Einsicht schalten über diesem künstlichen Staate, dessen unverträgliche Glieder nur die kundigste Hand zusammenhalten konnte? Wie anders sah sich doch das Leben an auf den großen geschlossenen Höfen der reichen Bauern der Ebene, anders in den winzigen Gartenwirtschaften des Göttinger Landes! Noch immer sehnte sich Ostfriesland zurück nach den glücklichen Tagen, da die schwarzweiße Flagge in den Häfen der Nordsee wehte. Ungern sah der Osnabrücker seine stolze Kommune zur Provinzialstadt herabgesunken, und mit gutem Grunde murrte man in Hildesheim, weil die Handlungen der westfälischen Regierung, welche hier zu Recht bestanden, von der welfischen Restauration für ungültig erklärt wurden. Der Harzer aber lebte dahin in patriarchalischem Kommunismus, des Glaubens, „die Herrschaft" (der König) sei verpflichtet, allezeit für den Unterhalt des Harzer Volkes zu sorgen.

Schwerfällig schob die Verwaltung sich weiter, ganz wie in den Tagen, da Friedrich der Große über ces maudites perruques de Hanovre zürnte; wer, wie H. F. T. Kohlrausch, aus der strengen Zucht der preußischen Behörden herüberkam, erschrak über die bequeme Lässigkeit der hannoverschen Beamten. Man prahlte gern, die welfische Macht beherrsche drei der größten Ströme Deutschlands. Aber nichts geschah, diese Flüsse in schiffbarem Stande zu erhalten; der

schönste Hafen an der Weser war verkauft — denn noch war der geistreiche Plan, im Welfenlande selber einige Welthandelsplätze künstlich großzuziehen, nicht ersonnen. Und doch mochte Münsters welfischer Dünkel sich nicht entschließen, den kleinen Staat bescheiden als das Hinterland von Bremen und Hamburg zu behandeln. Eifersüchtig ward der Verkehr mit diesen Plätzen erschwert, alsbald nach der Rückkehr der Welfenherrschaft mußte die Pfahlbrücke verschwinden, welche Davoust bei Hamburg über die Elbe geschlagen hatte. Noch weniger wollte Graf Münster erkennen, daß das stolze Welfenreich doch nur eine große Enklave der norddeutschen Großmacht bildete. Alle wichtigsten Interessen des Staates wiesen auf die Verbindung mit Preußen. Der Siebenjährige Krieg ward hierzulande mit der ganzen Leidenschaft eines Volkskampfes durchgefochten, obgleich Hannover nur durch die britische Kolonialpolitik in den Streit hineingerissen ward. Aber seit den Napoleonischen Tagen und der Besetzung des Landes durch Preußen galt die Angst vor Preußen als oberster Staatsgrundsatz. Eigensinnig verharrte die Regierung bei dem unbrauchbaren Zwanzigguldenfuße, damit nur nicht das Münzwesen der verhaßten Preußen Geltung erlange. Daß der englische Gewerbefleiß in dem deutschen Königreiche jederzeit ungehinderten Absatz finden mußte, verstand sich von selbst; um England zu dienen und Preußen zu schaden, spann Münster unablässig seine Ränke gegen die Anfänge des deutschen Zollvereins — dieser „preußischen Reunionskammer“. —

Dergestalt war in dem konservativen Hannover zweimal das historische Recht gebrochen worden, und trotzdem bestand kein moderner Staat. Eine Welt unversöhnter Gegensätze wucherte fort unter diesem geistlos trägen Regimente: die Provinzialstände standen gegen die allgemeinen Stände, die Steuerkasse gegen die Kronkasse, die Beamten gegen den Landtag, die bürgerlichen Staatsdiener gegen den Adel, die Bauern gegen die Grundherren, die Bürger gegen die allmächtigen Magistrate, das hannoversche Ministerium gegen die deutsche Kanzlei in London. Dennoch entlud sich der innere Unfriede nirgends in lautem, ehrlichem Kampfe. Träge, wenig beachtet von den anderen Deutschen, lebte der tapfere, zähe, kühl-verständige, aber unendlich schwerfällige Stamm dahin voll patriarchalischer Treue gegen den unsichtbaren König; denn „den lieben Gott kann man ja auch nicht sehen!“ Keine Zeitung brachte dem Volke die notdürftigste politische Belehrung. Auch die Georgia Augusta störte nicht den Schlummer der Geister. Sie

lebte ihrem weltbürgerlichen wissenschaftlichen Ruhme; dem Lande leistete sie so wenig, daß man alle höheren Schulstellen mit auswärtigen Kräften besetzen mußte. Ein stillvergnügter Partikularismus trennte das Welfenreich von dem großen Vaterlande; einer der freiesten Köpfe, welche das Königreich damals besaß, Stüve, schilderte sich selber und seine Zeit- und Stammesgenossen treffend mit den Worten: „Es ist mir schwer genug geworden, aus einem Osnabrücker ein Hannoveraner zu werden; ein Deutscher zu werden ist mir unmöglich."

Mit gewissenhaftem Fleiße lebte Dahlmann sich ein in diese verschlungenen Verhältnisse seiner neuen Heimat. Im Verkehre mit Karl Reck lernte er die Markenverfassung und die alten Bräuche der niedersächsischen Bauern kennen, die sich heute noch wie vor tausend Jahren unter der Linde auf dem Ti zur Beratung versammeln. Rehberg, der, von der Junkerpartei aus dem Amte vertrieben, in Göttingen seiner Muße lebte, schilderte ihm die Zustände Hannovers, wie sie einem wohlmeinend konservativen bürgerlichen Beamten erschienen. Da kam die Kunde von der Pariser Juliwoche. „Ich freue mich zu erleben, was ich lieber schon zehn Jahre früher erlebt hätte," schrieb Dahlmann dem besorgten Niebuhr, der schon die kühnen Schritte des jüngeren Freundes in dem schleswig-holsteinischen Handel ungern geduldet hatte und jetzt voll schwarzer Ahnungen den Morgen einer neuen Epoche grauen sah. Bald fühlte Deutschland die Rückwirkung der Pariser Bewegung. Die feudalen Mittelstaaten unseres Nordens wurden einer nach dem anderen in die konstitutionelle Bahn hineingerissen: von allen zuletzt Hannover, wo das Ministerium sich vollkommen sicher wähnte. Im Januar 1831 erregten burschikoser Übermut und demagogische Hetzerei die tragikomische „Göttinger Revolution". Dahlmann war entrüstet. Die Julirevolution mochte er billigen als den Widerstand gegen eine eidbrüchige Krone; einen leichtfertigen, nicht durch unerträglichen Druck hervorgerufenen Aufstand zu entschuldigen war dem strengen Manne des Rechts unmöglich. Vergeblich verlangte er vom Senate kräftiges Einschreiten; erst da er die zagenden Genossen der Pflichtverletzung zieh, sandten sie ihn nach der Hauptstadt, um militärische Hilfe zu holen. Als dann die roten Grenadiere zum Weender Tore einzogen, strömte ihnen dies klägliche kleinstädtische Philistervolk jubelnd entgegen. Dahlmann irrte, wenn er in seinem loyalen Zorne meinte, der törichte Aufstand habe den Neubau des Staates gehemmt, nicht gefördert. Wohl war seit der Thronbesteigung des guten Königs Wilhelm IV.

die Aussicht eröffnet auf ein verständigeres Regiment, die Reformbewegung in England schritt gewaltig vorwärts, und die Minister in Hannover setzten alle Hebel ein, um den lästigen Vormund in London, den Grafen Münster, zu stürzen. Aber erst die Gärung im Landvolke, die schmetternden demagogischen Schriften des Tages sowie die Unruhen in Osterode und Göttingen öffneten dem wohlmeinenden Fürsten die Augen und gaben ihm den Mut, den alterprobten Diener des Welfenhauses fallen zu lassen. Das Königreich ward endlich wieder von seiner deutschen Hauptstadt aus regiert; der gutherzige Vizekönig, der Herzog von Cambridge, und das Ministerium Bremer gingen bedachtsam an das Werk der Reform; Herr v. Scheele bekam die Ungnade des Königs lebhaft zu fühlen. Die Seele und die Arbeitskraft der neuen Regierung war abermals ein bürgerlicher Kabinettsrat, Rose, aus Rehbergs Schule.

Dahlmanns Rat ward von dem Vizekönig gern gehört. Unter den Männern, welche dies unförmliche Gewirr von Ständen und Provinzen zu einem Staate verschmolzen, steht er in erster Reihe. Dann und wann erkannte man seine Feder in dem Regierungsorgane, der von Pertz redigierten Hannoverschen Zeitung; das Blatt konnte die schwere Gelehrsamkeit des Redakteurs nicht verbergen, immerhin war es die erste des Namens würdige Zeitung in dem kleinen Lande. Auch für den Landtag regte sich jetzt endlich einige Teilnahme im Volke; mehrere Städte entzogen ihren Abgeordneten das Mandat und schritten zu Neuwahlen; im März ward in den Ständen der Antrag auf eine neue Verfassung gestellt. I shall give a declaration of rights, sagte der König und ließ im November eine Kommission von königlichen und ständischen Deputierten zusammentreten. Dahlmann war mit Rose, dem Haupturheber des Verfassungsentwurfs, unter den königlichen Kommissaren, und es bedurfte aller Überredungskünste des wohlmeinenden Vermittlers v. Wallmoden, um die liberaleren Vertreter der zweiten Kammer mit dem zähen Hochmut der Deputierten der Adelskammer, der Scheele und Genossen, in Einklang zu bringen. An die declaration of rights freilich gemahnte nur sehr weniges in dem Entwurfe, welcher aus diesen mühseligen Beratungen hervorging; „Festhalten am Bestehenden“ sollte das Grundprinzip der neuen Verfassung sein. Und wie sehr zurückgeblieben erschien den schulgerechten Liberalen Süddeutschlands der neuberufene Landtag! Zu seinen liberalsten Männern zählte jener Stüve, der soeben seine treffliche Schrift über die Lage des

Landes mit einer strengen Standrede wider die unzufriedene Neuerungslust der modernen Welt eröffnet hatte. Nur aus dem beredten Munde Christianis und weniger Gleichgesinnter hörte man die Schlagworte des Rotteck-Welckerschen Vernunftrechtes. Sogar der Name „Partei" galt in diesen Ständen für anrüchig. Die Bauern, diesmal durch eine größere Zahl von Abgeordneten vertreten, hatten fast nur Beamte gewählt.

Einer der Konservativsten in dieser konservativen Kammer war Dahlmann. „Man muß der Erhaltung den Vorzug geben selbst vor der Verbesserung, weil Erhaltung zugleich Bedingung der Verbesserung," rief er herb und lehrhaft den Gegnern der Regierung zu. Selten ergriff er das Wort, doch dann immer, wenn es galt, alle Volksgunst auf das Spiel zu setzen, weitverbreiteten Zeitmeinungen schonungslos zu widersprechen. Die Göttinger Aufständischen waren nach der schlimmen Weise jener Zeit vor einen kommissarischen Gerichtshof gestellt worden und schmachteten in endloser Untersuchungshaft. Mit unbedachtem Eifer verwendeten sich einige Abgeordnete für die „Märtyrer der Freiheit". Da erhob sich Dahlmann heftig; nur als Verirrte, nicht als Helden wollte er die Gefangenen gelten lassen. „Auflehnung gegen alles, was unter den Menschen hochgehalten und würdig ist, Hintansetzung aller beschworenen Treue, — das sind keine bewundernswerten Taten." Und während ein Sturm der Entrüstung ob dieser harten Worte den Saal durchbrauste, enthüllte er in einigen klassischen Sätzen zugleich die Schwächen seiner Politik und das lautere Gold seines Charakters. „Einen Liberalismus von unbedingtem Werte, d. h. einerlei durch welche Mittel er sich verwirkliche, gibt es nicht. Der guten Zwecke rühmt sich jedermann, darum soll man die Menschen nach ihren Mitteln beurteilen." Freilich bekannte er sich zu dem „ganz altväterischen Glauben", daß man die Politik von der Moral nicht trennen dürfe. „Wenn ich hierin mich irrte, ich würde keine Stunde mehr mit der Politik mich beschäftigen." Dem feurigen Christiani — diesem vielbewunderten Mirabeau der Lüneburger Heide — verwies der bedächtige Mann scharf die Vorliebe für Phraseologie und überflüssige Worte. Und wenn die Heißsporne der Opposition über das bescheidene Maß der dargebotenen Rechte klagten: er wußte besser, wie stark die Macht des Beharrens in diesem Staate, wie gering die Aussicht war, irgend etwas zu erlangen, wenn man seine Wünsche nicht herabstimmte.

Wie schwer hatte es nicht gehalten, bis die Väter des Entwurfs den König bewogen, daß er in die Aufhebung der Kassentrennung willigte! Abermals spielten die englischen Parteihändel verwirrend in das deutsche Land hinein. Denn gerade in England, wo Begriff und Name der Zivilliste entstanden, war es nie gelungen, Hofausgaben und Staatsausgaben scharf zu sondern; von der Zivilliste wurde ein großer Teil der Staatsverwaltungskosten bestritten, die ewig verschuldete Zivilliste war eine der Kinderkrankheiten der englischen Freiheit. Seit Wilhelms III. Tagen bemühten sich die Wighs, civil-list und civil-government endlich zu trennen; alle Torys dagegen schworen darauf, ein König, der eine nicht zu überschreitende Summe für seinen Hofhalt beziehe, sei ein stipendiary, ein insulated king, habe nicht mehr das Recht, Gnaden zu erzeigen. Soeben noch hatte das Ministerium Wellington heftig diesen Glaubenssatz der Torys verteidigt; endlich (1831) gelang dem Kabinett Grey die heilsame Reform. Der König, in seiner naiven Unkenntnis festländischer Dinge, meinte nicht anders, als sein bescheidenes Hannoverland wolle im Sturme erobern, was England in Jahrhunderten erkämpft. Schließlich gab er zu, daß ihm eine Anzahl Domänen als Krondotation ausgeschieden wurde, deren Ertrag mehr denn doppelt so groß war als sein bisheriges Einkommen. Dahlmann meinte in seiner royalistischen Hingebung, ein solches Einkommen aus Grundbesitz sei „königlicher" denn eine bare Zivilliste — als wäre es königlich, dem Lande unnötige Lasten aufzubürden! In demselben Geiste ehrfurchtsvoller Zurückhaltung erledigte der Landtag alle anderen Verfassungsfragen; selbst die Bundestagskommission, welche in Frankfurt die deutschen Landtage überwachte, fand an dieser bescheidenen Versammlung nichts auszusetzen. Bei dem Artikel, der für den minderjährigen „oder sonst an der Ausübung der Regierung gehinderten" König eine Regentschaft vorschrieb, wagte niemand eine Erklärung zu verlangen: und doch stand dem Welfenlande in naher Zukunft ein Schicksal bevor, das noch kein zivilisiertes Volk des Abendlandes geduldet hat — die Regierung eines Blinden. Eine Adelskammer sollte gleichberechtigt neben der Volksvertretung stehen. Dahlmann, noch ganz befangen in der unbedingten Bewunderung der englischen Verfassung, erklärte entschieden, die Adelskammer vertrete „das Prinzip der Erhaltung": und doch lehrte die Geschichte dieses geld- und stellengierigen Junkertums, daß vielmehr die Zerstörung des modernen Staates oberster Grundsatz des Adels von Hannover war. Die wichtigsten

Staatsausgaben sollten durch Regulative festgestellt werden, dergestalt, daß das freie Bewilligungsrecht der Stände sich nur auf eine unerhebliche Summe — etwa 200000 Tlr. — erstreckte. Kein Wunder, daß Fürst Metternich diese Bestimmungen den Staaten des Südens als ein nachahmenswertes Beispiel empfahl. Über dem ganzen Verfassungsbau endlich schwebte drohend der § 2, welcher die Gültigkeit aller vom Könige veröffentlichten Bundesbeschlüsse aussprach.

Trotz alledem blieb das neue Grundgesetz ein Werk ehrenwerter politischer Einsicht. Diese maßvolle, behutsame Reform entsprach Dahlmanns Sinne; er sah jetzt „den Weg betreten, welcher für Deutschland frommen kann". Aus den anarchischen Zuständen einer verworrenen Oligarchie schritt man endlich in die Ordnung einer modernen Monarchie hinüber. Die Staatseinheit war gegründet; denn die Provinziallandtage standen fortan unter den allgemeinen Ständen, der Rittergutsbesitzer ward gezwungen, in seine Gemeinde einzutreten und ihre Lasten zu tragen. Durch die Kassenvereinigung ward der Staatshaushalt geordnet; schon die nächsten Jahre brachten ein neues milderes Steuersystem und erhebliche Überschüsse. Endlich gewährte die Ablösung der bäuerlichen Lasten die Aussicht, daß auf den befreiten Höfen allmählich ein Bauernstand heranwachsen werde, der seines Rechtes sich selber annähme: — und hierin ohne Zweifel lag das bedeutendste Ergebnis der mühseligen Arbeit. Wenn Dahlmann sich mit sehr bescheidenen Rechten des Landtags begnügte, so wollte er doch das Gewährte fest gesichert sehen. Er sprach entschieden für die wirkliche Verantwortlichkeit der Minister, und als der Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832 die Rechte aller deutschen Ständekammern ernstlich bedrohte, war er unter den Ersten, verwahrende Schritte des Landtags zu fordern. Die Stände fanden nicht den Einmut, den Rat des tapferen Gelehrten zu befolgen; sie wollten, meinte er verächtlich, lieber deklamieren als handeln.

Auch Hannover sollte erfahren, daß mit dem Abschlusse eines Grundgesetzes erst die leichtere Hälfte des Weges der Reformen zurückgelegt ist. Die Preßfreiheit, die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Aufhebung der Patrimonialgerichte und des privilegierten Gerichtsstandes und viele andere notwendige Änderungen waren in der Verfassung nur verheißen, nicht durchgeführt. Wie Dahlmann in Kiel vertraut hatte und vertraut auf den guten Willen des Dänenkönigs, bis dessen schlechte Meinung endlich grell zutage trat: so konnte sein edler

Sinn auch diesmal sich nicht zum Argwohn gegen die Minister entschließen, er ward nicht müde, Vertrauen und Geduld zu predigen. Und doch kam das Grundgesetz unter drohenden Aspekten zur Welt. Der schamlose Hohn, welchen das Organ des Herrn v. Scheele — die Landesblätter — über Verfassung und Landtag ergoß, zeigte genugsam, wie zuversichtlich diese Partei der gesegneten Stunde der Rache entgegenschaute. In aller Stille behielt sich der Ausschuß der Stände von Calenberg-Grubenhagen seine „Rechte" vor. Auch in London waren der österreichische Gesandte und die Junkerpartei nicht müßig. Reichlich ein halbes Jahr verging, bevor endlich die königliche Bestätigung des Grundgesetzes erschien, und sie erfolgte unter einseitiger Abänderung einiger unwesentlicher Paragraphen: ein schwerer Fehler in diesem Staate, der, seit Jahrzehnten aus einem zweifelhaften Rechtszustande in den anderen taumelnd, vor allem eines ganz unanfechtbaren Staatsrechtes bedurfte.

Inzwischen begann die Sturmflut der Julirevolution längst wieder zu ebben, die Bevölkerung versank in die alte Gleichgültigkeit. Zwar die Bürger von Hildesheim brachten ihrem Abgeordneten Lüntzel noch immer den unschuldigen Enthusiasmus einer Epoche politischer Kindheit entgegen; aber das übrige Land blieb kalt, und die neuen Landtage zeigten durch ihre berüchtigten Erklärungen gegen den Bau der Eisenbahnen, wie dünn gesät in diesem Stamme noch die politische Bildung war. Das Ministerium, welchem Dahlmann sein volles Vertrauen geschenkt, war aus widerstrebenden Elementen gebildet: neben Rose stand die mehr als zweideutige Erscheinung des Kabinettsrats Falcke. Während das Königreich Sachsen aus ähnlichen verrotteten Zuständen, wie jene des alten Hannover gewesen, eben jetzt unter Lindenaus einsichtiger Leitung rasch in eine moderne Ordnung der Verwaltung einlenkte, ließen in Hannover die verheißenen Gesetze zur Ausführung der Verfassung noch immer auf sich warten. Die alte törichte Handelspolitik blieb unverändert. Wie der k. k. Gesandte Münch in München, so bot der hannoversche Stralenheim in Stuttgart alle Künste der Überredung auf, um Süddeutschland unserer volkswirtschaftlichen Einigung zu entfremden; gleichzeitig ward Kurhessen am Bundestage von Hannover verklagt, weil es sich, alte Verträge mißachtend, an den Zollverein angeschlossen. Derselbe Minister v. Ompteda, der das Grundgesetz unterzeichnet, reiste im Jahre 1834 nach Wien und nahm teil an den berufenen geheimen Konferenzen — dem frechsten Angriffe auf die deutschen Verfassungen, welchen die absoluti-

stische Tendenzpolitik je gewagt hat; er unterzeichnete jene Beschlüsse, daß deutsche Ständekammern widerrechtliche Ausgaben der Regierung nicht annullieren dürfen, daß kein Einspruch des Landtages den Gang der Regierung stören dürfe usw. Dahlmanns Kollege Saalfeld ward infolge seines Auftretens in den Kammern seiner Professur enthoben. So wenig vermochte diese schwache Regierung das freie Wort zu ertragen.

Noch minder war sie bestrebt, ihr Werk, das Grundgesetz, für die Zukunft zu sichern. Dahlmann war beauftragt, einen Anhang der Verfassung, das Hausgesetz für die Dynastie zu entwerfen, und verlangte, als diese musterhafte Arbeit vollendet war, die Zustimmung der Agnaten, welche notwendig die Unterwerfung unter das Grundgesetz voraussetzte. Aus dem Ministerium ward ihm die amtliche Antwort, diese Zustimmung sei erfolgt. In dem Landtage wagte niemand diese Lebensfrage öffentlich anzuregen; die Minister gaben in Privatgesprächen beruhigende Versicherungen. So arglos verfuhr dies vertrauende Volk; und doch drohte dem Lande ein Thronfolger, dessen Ruf das wachsamste Mißtrauen rechtfertigte. „Außer dem Selbstmord hat der Herzog von Cumberland jedes denkbare Verbrechen auf sich geladen" — so sprachen die Blätter der englischen Radikalen; und ziehen wir ab, was auf Rechnung des Parteihasses kommt, so bleibt doch sicher, daß alle Welt sich von den wüsten Orgien und der sinnlosen Verschwendung des nicht mehr jugendlichen Fürsten erzählte. Man kannte ihn als den grausamen Verfolger der Königin Karoline, den Gönner der Scheele und Leist: soeben noch stand er an der Spitze jener Orangelogen, welche mit allen Mitteln demagogischer Wühlerei die englische Reform zu verhindern trachteten. Unter solchen Umständen wollte während der vier Jahre der wohlmeinenden Regierung Roses bei den Denkenden das Gefühl der Sicherheit nicht aufkommen. König Wilhelm starb, Hannover trennte sich von England. Die gedankenlose Masse hoffte von dem selbständigen Königreiche, dem anwesenden Landesherrn ein unbestimmtes Glück, Dahlmann aber, der sich aus freiem Entschlusse aus dem Gewoge politischer Tätigkeit wieder zurückgezogen hatte, sprach zu den Seinigen: Unseres Bleibens in Göttingen wird nicht lange mehr sein.

Ein sehr mildes Urteil über Ernst August von Hannover herrscht heute in Deutschland vor, und allerdings fordert die Gerechtigkeit zu bekennen, daß seine Regierung dem abscheulichen Rufe, welcher ihm voranging, nicht entsprach: Der Fürst, der seine Mannesjahre in rohem Taumel vergeudet, ward seinem Lande ein sorgender, arbeitsamer Herr.

Und wenn der Tod ihn hinderte, nach dem Jahre 1848 mit seinen fürstlichen Genossen in der Aufhebung des beschworenen neuen Rechtes zu wetteifern, so mag man dies immerhin als ein Verdienst preisen; auch scheint es nur billig, über den Vater Georgs V. die allerstärksten Worte nicht zu brauchen. Doch über alledem sollte ein redliches Volk nie vergessen, daß dieser Mann eine elfjährige Mißregierung der Unsittlichkeit und der Lüge über ein deutsches Land brachte, ja, daß er bei seinem Staatsstreiche — selbst wenn wir die krassesten Lehren des absoluten Königtums anerkennen wollten — nicht einmal als Ehrenmann gehandelt hat. Als ein konsequenter Vertreter des Königtums von Gottes Gnaden darf er nicht gelten, der in Deutschland zwar mit gotteslästerlichen Worten von seiner Fürstenallmacht redete, in England aber sein königliches Knie beugte vor der gehaßten Nichte, um nur die Apanage von 21000 Pfd. Sterl. nicht zu verlieren. Und ein Mann von Ehre war er nicht, der als Prinz dem Grundgesetze erst zustimmte, dann wieder nicht, und seinen Widerspruch nur in Privatbriefen kundgab; seit wann, fragte Dahlmann mit Recht, seit wann protestiert man denn in der Tasche? Mir steigt das Blut in die Wangen, wenn ich die landesüblichen nachsichtigen Urteile über Ernst August lese; sie bezeugen, wie arm wir noch sind an nationalem Stolze. Denn dieser Fürst, in dessen engem Kopfe die Begriffe des englischen Hochtorys und des deutschen Husarenoffiziers sich zu einem bizarren Ganzen verbanden, war doch in erster Linie ein Stock-Engländer, beseelt von jener hoffärtigen Verachtung des deutschen Volkes, welche die schlechteren seiner Landleute erfüllt. Dreist bekannte er, der Deutsche ertrage ruhig jede Entwürdigung. Wohin ist es doch mit uns gekommen, wenn wir einem Fremden verzeihen, daß er also von uns dachte!

Alsbald nach der Ankunft in seinem Lande wollte der neue König erproben, was Deutsche sich bieten ließen. Suscipere et finire war sein Wahlspruch. Ein Patent vom 5. Juni 1837, unterzeichnet von dem König und dem neuernannten Minister v. Scheele, erklärte, daß das Grundgesetz den König nicht binde und zunächst einer Kommission zur Prüfung übergeben werden sollte. Der neue Minister war auf die Verfassung nicht beeidigt, die alten Minister aber blieben im Amte; denn in Deutschland verträgt sich rechtschaffenes Privatleben noch immer sehr wohl mit einer an Nichtswürdigkeit grenzenden Schwäche des öffentlichen Handelns. Die Nation, seit Jahren wieder der Politik entfremdet, ward durch das Patent heftig aufgeregt: eine Flut von

Broschüren erschien, fast einmütig erklärten sich die Presse und die Kammern von Baden, Sachsen, Bayern für das gute Recht. Von dem neuen Hofe verlautete lange Zeit nichts; schon jubelten die Blätter, vor dem imponierenden Ausspruche des öffentlichen Unwillens sei der König zurückgewichen. Unterdessen feierte die Georgia Augusta pomphaft das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens. „Man schmauste über Gräbern," sagte Dahlmann. Zwar für die wiederkehrenden Versammlungen der deutschen Philologen ward in diesen Festtagen der Grund gelegt, an Verabredungen zum Schutze des bedrohten Grundgesetzes dachten die zahlreich in Göttingen versammelten Politiker des Landes nicht. Das Volk jubelte dem König zu, welcher beim ersten Schritte in sein Land die Grundlagen des Gemeinwesens in Frage gestellt hatte, dessen Sprache, Recht und Sitten er nicht kannte. Es ist bitter, dieses törichten Jubels zu gedenken; freilich hatten wenige Jahre zuvor, unter Georg IV., die Engländer bewiesen, daß auch das in politischen Kämpfen bestgeschulte Volk Europas vor solchem Rausche untertäniger Ergebenheit nicht sicher ist. Bald sollten die Deutschen erfahren, daß das Recht zu seinem Schutze anderer Waffen bedarf als der wohlfeilen Kundgebung der öffentlichen Meinung. Am 1. November hob der König das Grundgesetz auf, führte die Verfassung vom Jahre 1819 wieder ein — freilich nicht das Kollegium der Schatzräte, da der verhaßte Stüve Schatzrat war — und entband alle königlichen Diener ihres Verfassungseides — denn auch dieser Ausdruck des patriarchalischen Despotismus ward jetzt wieder für die Staatsbeamten gebraucht.

Der Tag der Prüfung war erschienen, da die Männer von den Schwachen sich scheiden sollten. Unter den Beamten sah Dahlmann viele entschlossen, „alles zu lassen, was ihr Herz hochhielt, um nur mit den Ihren das bittere Brot der Kränkung essen zu dürfen". Ich unterschreibe alles, sagte einer, Hunde sind wir ja doch. Auch unter der Geistlichkeit fanden die wenigsten den Mut, die Heiligkeit geschworener Eide zu verteidigen. Die Minister sahen die Verfassung vernichtet und blieben in ihrer Stellung, nur daß sie zu Departementsministern degradiert und ihr alter Feind Scheele ihnen als alleiniger Kabinettsminister vorgesetzt ward. „Nicht die Verfassung, nicht einmal das Amt, nur die Genüsse des Amtes waren gerettet," sagte Dahlmann. Auch Rose schaute dem Untergange seines Werkes zu und blieb im Amte. Die alten Genossen in der Hauptstadt gab Dahlmann verloren; doch in der Georgia Augusta blieb ihm noch ein treuer Freundeskreis. Mit

Albrecht und Jakob Grimm hatte er schon nach dem ersten Patente vergeblich beantragt, daß eine Kommission des Senats über die Sache zu Rate gehe. Am 18. November unterzeichneten sieben Professoren die allbekannte, von Dahlmann entworfene Vorstellung an das Universitätskuratorium, worin sie erklärten, daß sie sich auch jetzt noch durch ihren Verfassungseid gebunden glaubten. „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte unserer Lehren als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenso bald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?" Der Ausdruck eines tiefen sittlichen Leidens lag unverkennbar in der Erklärung; es war „eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest". Die „bösen sieben" waren keineswegs sämtlich Parteigenossen, und nur Dahlmann, Albrecht und Gervinus hätten sich unter der neuen Herrschaft gezwungen gesehen, „die Lehre des Meineids in ihre Vorträge über Staat und Verfassung aufzunehmen", während die beiden Grimm, Ewald und Wilhelm Weber in ihrer gelehrten Tätigkeit mit dem Staate nichts zu schaffen hatten.

Noch heute erscheint uns als das treffendste Urteil über jene Tage das bittere Wort, das Gervinus in der ersten Zeit der Erregung aussprach: „Die Zeichen des Beifalls sind mir ebensoviel schmerzliche Zeichen davon, daß das einfachste Handeln nach Pflicht und Gewissen unter uns auffällig und selten ist." Seit langem lebte Herr v. Scheele der Meinung, daß für die Universität zu viel geschehe. Der König, der sein wegwerfendes Urteil über die Feilheit deutscher Professoren oft in rohen Worten geäußert, war erstaunt, aber rasch entschlossen, das aufsässige „Federvieh" zu beseitigen. Nach wenigen Wochen wurden die sieben abgesetzt, ohne daß man auch nur jene wahrlich sehr bequeme Formen achtete, welche der Bundestag für die Entfernung staatsgefährlicher Professoren vorgeschrieben. Dahlmann ward mit Jakob Grimm und Gervinus sogar des Landes verwiesen, weil die drei ihren Protest brieflich an Verwandte mitgeteilt hatten. Den Sohn an der Hand, schritt er zum Wagen; eine Schar Kürassiere brachte die Verbannten über die Grenze. Unter den Göttinger Burschen waren einige echte Söhne hannoverscher Junkergeschlechter, welche den Mißhandelten

das Honorar durch den Stiefelputzer abfordern ließen; die ungeheure Mehrzahl verleugnete nicht die Begeisterung für rechte Tapferkeit, welche der Jugend schönes Vorrecht ist. Drüben auf hessischem Boden empfing der in Scharen vorausgeeilte Göttinger Bursch die geliebten Lehrer zum letzten Male mit einem Hoch. Jedermann kennt die Szene, wie im Wirtshaus an der Grenze ein kleiner Bube sich vor Jakob Grimms majestätischem Kopfe ängstlich hinter dem Rocke der Mutter versteckte und die Mutter ihm zurief: „Gib dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene."

Was aber gab dieser schlichten Tat des Bürgermutes eine weit über die Grenzen des kleinen Landes hinausreichende Bedeutung? Allzulange hatten unsere Hochschulen jedes Hinüberwirken der Wissenschaft auf das Leben in beschränktem Dünkel als unakademisch von sich gewiesen; eben jetzt zog eine Deputation der Göttinger Professoren zur Audienz nach Rotenkirchen, um in jämmerlichen Worten die Tat der sieben halb zu beklagen, halb zu entschuldigen. Fast klang es wie Hohn, wenn ein englisches Blatt meinte: „Die deutschen Universitäten sind auch politische Mittelpunkte, die dem übrigen Lande einen Impuls geben." Um so stärker der Eindruck, als jetzt in den höchsten Kreisen der Wissenschaft eine politische Tat gewagt ward, verständlich dem schlichtesten Sinne. Jakob Grimm schrieb über seine schöne Verteidigungsschrift das Wort aus den Nibelungen: War sint die eide komen? — und Gaudy besang in einem Gedichte, das vor der Leipziger Zensur keine Gnade fand, die drei Verwiesenen mit den schalen Versen:

Dort stellten sie die Frage: Wollt ihr meineidig sein?
Da schüttelten die dreie das Haupt und sprachen: Nein!

So einfach, daß, wie Dahlmann vorhersagte, das Urteil der Geschichte auch nicht einen Augenblick schwanken kann, so sonnenklar, so rein sittlicher Natur mußte der Hergang sein, wenn ein ganzes Volk von noch geringer politischer Bildung sich dafür erwärmen sollte. Zweimal erst war in Deutschland für politische Zwecke gesammelt worden, für den deutschen und den griechischen Freiheitskrieg. Jetzt zum ersten Male brachten die Deutschen freiwillige Geldopfer zur Förderung ihrer inneren politischen Kämpfe; der Göttinger Verein in Leipzig half den sieben jahrelang über die Not des Tages hinweg.

Ihren höchsten Wert erhielt die Tat der sieben durch die Personen. Wer die Wortführer in der Presse und den Kammern musterte, mochte wohl befremdet fragen, ob dies noch das geistvolle

Volk der Deutschen sei? Mittelmäßige Köpfe behaupteten die Vorderstelle in der Volksgunst, und vielleicht ward eben durch die keineswegs überragende Bedeutung der meisten Führer des Liberalismus die weite Verbreitung der liberalen Ideen gefördert. Jetzt endlich prägten sich dem Volke wieder die Bilder bedeutender Männer ins Herz, Sterne der Wissenschaft, eigengeartete Charaktere. In den politischen Schriften des Tages sah man hier das seichte Bächlein trivialer Gedanken behaglich dahin plätschern, dort schnellte ein geistreicherer Mann, ein Börne oder Heine, seine Einfälle durch künstlichen Druck empor, ließ sie als blendende Kaskaden in der Sonne glitzern. Wie anders die Worte, welche von den sieben ausgingen! Dahlmann erzählte das Ereignis in der klassischen Schrift „Zur Verständigung", die zu Basel, außerhalb des Bereiches deutscher Zensur, erscheinen mußte. Schön und voll und frisch wallen hier seine Gedanken dahin, mit ursprünglicher Kraft entströmend den Tiefen eines selbständigen Geistes. „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblickes der sterbliche König in Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich es könnte, täte ich's nicht; allein ich kann ein Zeugnis für Wahrheit und Recht ablegen gegen ein System der Lüge und Gewalttätigkeit, und so tu ich."

Selbst die konservativen Kreise waren im ersten Augenblicke entrüstet über das vermessene Beginnen des Königs. Da und dort jubelte wohl ein frivoler Junker, wie der Prinz von Noer, das sei brav, daß man die Kerls weggejagt habe. Ernstere Männer der Reaktion empfanden, den Mächtigen sei nicht gedient mit einem Vorgange, welchen im ganzen Weltteile nur die zweideutigen Charaktere der Klenze und Zimmermann und die komische Figur des Grafen Corberon zu verteidigen wagten. Unter vier Augen gestand Blittersdorff, die Tat sei ein Staatsstreich, und jede deutsche Kammer werde dadurch bedroht, also berechtigt, Einspruch zu erheben. Was sollte man auch erwidern, wenn in der badischen Kammer der geistreiche Sander sagte: Gibt man heute zu, daß ein Fürst, gestützt auf sein Agnatenrecht, die von seinem Vorgänger verliehene Verfassung umstößt, so kann morgen jeder deutsche Fürst eigenmächtig ausscheiden aus dem deutschen Bunde, welchem sein Vorgänger beitrat —? Indes am österreichischen Hofe herrschte die alte unbelehrbare Vorliebe für den Absolutismus und die Achtung der

gedankenlosen Trägheit vor der vollendeten Tatsache. Das System Ernst Augusts begann Wurzeln zu schlagen im Lande; verließ ihn der deutsche Bund, so war seine Abdankung wahrscheinlich und ein norddeutsches Baden gegründet. Die Stellung der k. k. Staatskanzlei also war entschieden; Preußen, in unbegreiflicher — bald schmerzlich bereuter — Verkennung seiner natürlichsten Interessen, stimmte zu. Der Minister v. Rochow erfand ein unsterbliches Wort, als er die Elbinger, welche an ihren Landsmann Albrecht eine Ansprache gerichtet, belehrte, daß es dem Untertan nicht zieme, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen". Von allen Seiten sandten die Deutschen — zuerst die Hamburger — den sieben zustimmende Adressen zu; des Schreibens über die Tat wollte kein Ende werden. Diese Bewegung im Volke stimmte die kleinen konstitutionellen Regierungen, deren höchster politischer Gedanke die Angst war, bedenklich. Das sächsische Ministerium duldete zwar Dahlmanns Aufenthalt in Leipzig, doch die angekündigte Vorlesung durfte nicht stattfinden. Mit schneidenden Worten zeichnete der tapfere Mann diese Staatskunst der Halbheit in der Vorrede, welche er der juristischen Verteidigungsschrift seines Genossen Albrecht vorausschickte. Das Blatt liegt vor mir, und ich lese in den schönen gleichmäßigen Schriftzügen: „Solange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden gottlob in den kirchlichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse gibt, (solange, die das beste Gewissen haben könnten, sich gebärden, als ob sie das schlechteste hätten, solange der feigherzigste Vorwand genügt, um nur alles abzuweisen, was an dem trägen Polster der Ruhe rütteln könnte,) ebenso lange gibt es keinen Boden in Deutschland, auf dem einer aufrechtstehend die reifen Früchte politischer Bildung pflücken könnte." Daß die eingeklammerten Worte nicht gedruckt wurden, dafür sorgte der Rotstift des sächsischen Zensors.

Hannover erfuhr inzwischen, daß unser konstitutionelles Leben auf Sand gebaut ist, solange alle materiellen Machtmittel des Staates in der Hand der Krone liegen und unser Volk sich noch nicht zu dem Glaubenssatze jedes Engländers bekennt, daß man einem ungesetzlichen Befehle mit der Faust erwidern muß. Die Regierung war gewitzigt durch den Lärm, welchen die Vertreibung der sieben erregt, sie wollte jetzt nicht bemerken, daß ein Teil der Beamten, jenem Vorgange folgend, nur unter Vorbehalt die Huldigung leistete; die Steuern, wo

einer sie verweigerte, wurden gewaltsam eingezogen. Landtagsmitglieder, Gemeinden und Korporationen begannen einen höchst ehrenwerten, zähen Widerstand, doch mit zersplitterten Kräften. Sie fanden an Dahlmann einen unermüdlichen Bundesgenossen. Er gab Stüves Verteidigung des Grundgesetzes und die Rechtsgutachten von drei unserer tüchtigsten Fakultäten heraus und mußte dafür von der hannoverschen Regierung grobe Worte hören über die Einmischung unberufener Ausländer; „denn in unseren Tagen ist das Wort ja bloß dem Unterdrückten selber, das heißt bloß demjenigen erlaubt, dem es verboten ist". Der Bundestag entzog endlich dieser Bewegung jeden Boden durch den berüchtigten Inkompetenzbeschluß. Graf Münch und Herr v. Leonhardi hatten durch alle Künste der Einschüchterung die Mehrzahl für die schlechte Sache gewonnen. In dem schleswig-holsteinischen Handel wurden die Trümmer einer althistorischen Verfassung vom Bunde für nicht vorhanden erklärt; jetzt fand der Bundestag, es liege kein Grund zum Einschreiten vor, denn in Hannover bestehe ja eine Verfassung — nämlich die von Ernst August oktroyierte. So erfuhr Dahlmann zweimal gleichsam am eigenen Leibe, wie der Bund alle Stadien sophistischer Rechtsverdrehung durchmaß. In diesen Tagen verloren auch die gutherzigsten Gemüter das letzte Vertrauen zu dem Bundestage; die moralische Niederlage war vollständig; denn, dank der Geheimhaltung der Bundesprotokolle, das Volk glaubte, daß nur zwei Staaten dem schmachvollen Beschlusse widersprochen hätten, während in Wahrheit sechs Stimmen gegen zehn sich für das Recht des Landes erklärten.

Ernst August aber erlangte endlich durch Minoritätswahlen, durch lügenhafte Vorspiegelungen und unerhörten Druck einen Landtag, welcher „den Mut hatte, sich über die Rechtsfrage hinwegzusetzen", er gewann die Herstellung der Kassentrennung und eine Verfassung, welche Dahlmann kurzweg „eine unverantwortliche" nannte. Acht Jahre lang erntete der eigensinnige König die Früchte seines Tuns, das will sagen: er schwebte mit seiner Kronkasse in ewiger Geldnot. Noch im Jahre 1847 erklärte er feierlich, daß er niemals öffentliche Ständeversammlungen dulden werde; nur wenige Monate, und die deutsche Revolution brachte seinen Hochmut zu Falle. Seitdem sind neue Stürme über das unglückliche Land dahingegangen. Während eines halben Jahrhunderts ward die Verfassung sechsmal von Grund aus geändert. Nach menschlichem Ermessen kann der zerrüttete Staat von

innen heraus nicht mehr gefunden; erst ein Eroberer wird ihm Sicherheit des öffentlichen Rechtes bringen. Der Staatsstreich von 1837 aber hielt noch lange Jahre hindurch Presse und Kammern in Bewegung. Selbst die gewerbsmäßige Langeweile des sächsischen Landtages wurde mehrmals durch lebhafte Debatten über den Rechtszustand in Hannover unterbrochen. Ein Patriot gab sie heraus mit dem stolzen Vorwort: „Sachsen ist nicht zurückgeblieben, aus den Sälen der Volksvertreter tönen weithin durch Deutschlands Gaue die Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls!" — So aber stand es, so steht es noch heute im deutschen Bunde: wenn irgendwo im Vaterlande das Recht vernichtet wird von schamloser Willkür, so hat diese große unglückliche Nation den Getretenen nichts anderes zu bieten als Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls. —

In dem folgenden Jahrzehnt stand Dahlmanns Ruhm auf seiner Höhe. Wer nicht blindlings auf die Worte der Gewalthaber schwor — alle Richtungen der Opposition, Demokraten, wie Johann Jacoby, und unabhängige Konservative wetteiferten, dem edeln Manne ihre Verehrung zu bezeigen, derweil er in Jena still zurückgezogen an seiner dänischen Geschichte schrieb. In allen Ländern germanischen Stammes war diese Stimmung rege: Flugschriften und Zeitungen ermahnten die holländische Regierung, die von dem Zwingherrn Hannovers Vertriebenen auf ihren Hochschulen aufzunehmen, und schon war die Universität Bern im Begriff, den Führer der sieben zu berufen. Da führten ihn nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die Bemühungen Bethmann-Hollwegs auf den Lehrstuhl der Geschichte in Bonn. Mit offenen Armen kamen ihm die Arndt und Böcking und Simrock, mit freudigem Willkommen die Studentenschaft entgegen. Gar bald schmeichelte sich ihm jener Zauber des rheinischen Lebens ins Herz, dem kein Deutscher widersteht. Scheinen doch in diesem preußischen Rheinlande alle Gegensätze des deutschen Lebens, der ganze überschwengliche Reichtum unseres Volkstumes auf engem Raume vereinigt; man schaut da einen Mikrokosmos von Deutschland. Der deutsche Großstaat in seiner militärischen Ordnung, seiner freien Wissenschaft inmitten der katholischen Welt; die trauliche Enge des norddeutschen Familienlebens neben der ungebundenen Fröhlichkeit, der schönen Sinnlichkeit süddeutscher Weise; und unter den geborstenen Trümmern der Ritterburgen ein ganz bürgerliches, demokratisches Geschlecht, das die trennenden Schranken mittelalterlicher Standesbegriffe schier völlig

übersprungen hat und mit der rastlosen Tätigkeit moderner Menschen auf seiner Welthandelsstraße sich tummelt. Der in dem strengen Luthertume des Nordens Aufgewachsene begann jetzt den Katholizismus milder zu würdigen, er sah mit Freude, wie trotz aller Hetzereien der Ultramontanen in dieser gemischten Bevölkerung ein gesunder Kern liebevoller Duldung sich erhalten hatte und in den Verhandlungen der rheinischen Stände niemals der gehässige Lärm konfessionalen Haders widerklang. Entschieden verwarf er die unselige Lehre, daß Preußen eine „protestantische Politik" befolgen solle, und mit tiefem Ekel wandte sich die Keuschheit seiner Empfindung von jener zur Schau getragenen christlich-germanischen Gläubigkeit, welche unter dem Ministerium Eichhorn künstlich gepflegt ward. Daß er dies bei einem Fackelzuge seinen Studenten furchtlos aussprach, trug ihm einen scharfen Verweis des Ministers ein.

Gar seltsam ward ihm doch zumute, wenn die brausende Begeisterung der Menge ihn auf den Schild erhob, wenn seinen auf das Konkrete gerichteten Geist der schmetternde Wortschwall dieser in unbestimmten Hoffnungen schwelgenden Zeit umschwirrte, wenn auf seinem Abschiedsmahle zu Jena Verse erklangen wie diese: „Es gilt dem kommenden Geschlechte, es gilt dem künft'gen Morgenrot, der Freiheit gilt es und dem Rechte, es gilt dem Leben und dem Tod!" Sehr fern in Wahrheit stand der politische Denker den Wortführern des Tages; von Anbeginn war ihm der vulgäre Liberalismus ein Greuel. Schon gegen das Ende der zwanziger Jahre zeigte sich jene unheimliche Erscheinung, welche wir bereits in den Tagen der Kirchenverbesserung gesehen haben und in allen Zeiten fieberischen inneren Kampfes wieder schauen werden: den erhitzten Parteien galt die Gemeinsamkeit der Parteigesinnung höher denn das Heiligtum der Nationalität. Seit vollends auf den Barrikaden an der Seine die Trikolore geweht, schaute Deutschland mit würdeloser Bewunderung über den Rhein; begeistert grüßte man jene Polen, die doch dessen kein Hehl hatten, daß sie uns ein wohlerworbenes Stück unseres Reiches zu entreißen trachteten; und nicht lange, so nannte ein Häuptling der Radikalen die Deutschen eine niederträchtige Nation. Unser Süden vornehmlich bewies abermals, wie schwer er daran krankt, daß er in jenen Tagen, deren das Volk sich noch entsinnt, keine großen nationalen Taten geschaut hat. Paul Pfizer hielt alles Ernstes für nötig, den Schwaben zu beweisen, daß ein Protektorat Frankreichs über unsere Kleinstaaten nicht wünschens-

wert sei. Mit Zorn und Scham sah Dahlmann auf dies vaterlandslose Treiben. Den Schatten eines großen Toten beschwor er auf vor den Verblendeten, er nannte es zürnend ein böses Zeichen, daß an dem Volke der Tod Steins fast spurlos vorüberging, des Mannes, „der, wie wenig Staatsmänner, zugleich ein vornehmer und ein geringer Mann war, der in die harten Hände des Landsmanns blickte und ihrer nicht vergaß auf seinem Schlosse. Die Zeit wird kommen, da man ihm seine Tugenden verzeiht.“ Und während die Gesinnungstüchtigen des Tages mit Jubel hörten, wie Heinrich Heine die rheinischen Bogenschützen aufbot, den schwarzen Adler von der Stange zu schießen: war dem maßvollen Mann über der Verbitterung des Augenblickes die Erinnerung nicht geschwunden, daß alle echten Taten des deutschen Schwertes und die edelste demokratische Revolution unseres Jahrhunderts, die Befreiung des deutschen Bauernstandes, ein Werk sind der Monarchie in Preußen. Von Österreich wußte er längst, daß dieses Reich ohne nationale Unterlage auf der alten Ordnung ruht und in Deutschland nicht schöpferisch wirken kann. Seine Hoffnung stand auf Preußen.

Auf demselben Göttinger Lehrstuhle, wo kurz zuvor Sartorius seinen Ingrimm wider Preußen ausgeschüttet, sprach sein Nachfolger das Wort: Erst durch preußische Reichsstände kann dem konstitutionellen Systeme in Deutschland ein gesicherter Ausbau werden — ein Wort, dessen Wahrheit wir noch durch lange Jahre sorgenvoll erproben werden. Jenem „Worte über Verfassung“, das er zur Zeit der Wiener Verträge verfaßt, schrieb Dahlmann später mindestens den Wert der Ahnung zu, daß ein großer Augenblick gekommen sei, der nicht ungenutzt vorübergehen dürfe. Noch einmal, in ähnlicher Lage, 1832, erhob er die gleiche Forderung; denn der Reichstag für Preußen ist vom Könige feierlich verheißen „und gar nicht wie ein Weihnachtsgeschenk, wie ein Putzhut, den man dem Volke gibt, das sich darein vergafft hat, sondern als eine inhaltsvolle, tiefsinnige Einrichtung, als der Schlußstein einer ehrenwerten Staatsbildung“. In Berlin aber galt der ratlose Rat jener, welche ihre geistreiche Unfruchtbarkeit hinter dem schillernden Satze verbargen: nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution. Wer mit Dahlmann die Selbstbeschränkung des Absolutismus, die Vollendung der Reformen Steins verlangte, dem rief Rankes Zeitschrift entrüstet zu: „Unwürdiger Gedanke, daß man die Einberufung allgemeiner Stände darum verschiebe, weil man seine Gewalt nicht wolle geschmälert haben!“ Eine nahe Zu-

kunft sollte erfahren, daß Dahlmann mit seinem unwürdigen Gedanken die Stimmung des Berliner Hofes sehr richtig durchschaut hatte. Noch in seiner Bonner Antrittsvorlesung mußte er sich rechtfertigen gegen den Vorwurf, er sei gut deutsch zwar, aber dem preußischen Staate abgeneigt.

Kurz nach der Vollendung des hannoverschen Grundgesetzes und zum zweiten Male ein Jahr vor der deutschen Revolution ließ er sein wissenschaftliches Hauptwerk erscheinen: Die Politik. Noch immer wie zur Zeit der Kieler Blätter sieht er in England das Musterbild für die Staaten des Kontinents. Mit Montesquieu, als dessen Nachtreter Bosheit und Einfalt ihn schildern, hat er nichts gemein als diese Bewunderung der englischen Verfassung; im übrigen verurteilt er die Schwächen des französischen Denkers sehr hart, fast feindselig. Das an Montesquieu anknüpfende Werk De Lolmes gab er heraus, um die Kenntnis englischer Dinge zu verbreiten, doch trug er selber nach jahrelanger Forschung ein ungleich reicheres, lebensvolleres Bild von der britischen Verfassung in der Seele, als jener. Die kurzen Abschnitte der „Politik" über das Parlament kommen der Erkenntnis des wirklichen englischen Staates näher als irgend ein deutscher Politiker jener Zeit. Damit ist nicht gesagt, daß sie die ganze Wahrheit geben. Von dem höchst verwickelten Bau der englischen Verwaltung kannte Deutschland damals nicht viel mehr, als was Ludwig Vincke geistvoll geschildert hatte. Erst das jüngste Jahrzehnt hat durch Gneists Schriften umfassenden Einblick gewonnen in das Wesen des Selfgovernment und den unlösbaren Zusammenhang von Englands Verfassung und Verwaltung. Wir wissen jetzt, daß eben jene Elemente des Staates und der Gesellschaft, auf welchen Deutschlands Stärke beruht, in England verkümmert sind — und umgekehrt. Diesen ungeheuren Abstand deutscher und englischer Zustände hat Dahlmann nicht zur Genüge erkannt, nicht den streng aristokratischen Charakter der englischen Geschichte, welcher von dem demokratischen Wesen der deutschen Gesellschaft so weit abweicht, nicht das Nebeneinander zweier großer aristokratischer Parteien, neben welchen erst in jüngster Zeit neue, den festländischen Parteien verwandtere Richtungen emporkommen. Daher zollt er Charles Grey einseitige Bewunderung und meint, mit der Reformbill habe der englische Parlamentarismus seinen Höhepunkt erreicht, denn „niemals waren seine Verfassungsorgane gereinigter". Und doch können wir schon jetzt sagen: Die Reformbill und die darauf folgenden Änderungen der Verwaltung sind nicht die höchste Ausbildung des alt-englischen

Staats, sondern der Beginn einer Neugestaltung; die großen Tage des alten Parlamentarismus sind dahin, vor unseren Augen vollzieht sich in England eine neue Ordnung der Dinge; bureaukratische Formen, dem Festlande entlehnt, dringen ein in das Gefüge des aristokratischen Selfgovernment, und über kurz oder lang werden die demokratischen Elemente der Gesellschaft ein größeres Gewicht in diesem Staate erlangen. Mit kurzen Worten: Von Dahlmanns Satze, England sei das Vorbild für die Staaten des Kontinents, bleibt nur so viel wahr, daß ein Königtum mit einer gesetzgebenden Volksvertretung und geordneter Teilnahme des Volkes an der Verwaltung allen Großstaaten des zivilisierten Festlandes unentbehrlich ist; aber der Ausbau dieser Institutionen im einzelnen kann bei uns nimmermehr nach englischem Muster erfolgen. Wenn Dahlmann dem Aristoteles bewundernd nachrühmt, es gebe eine aristotelische Staatslehre, aber nicht einen aristotelischen Staat, so gebührt ihm selber das gleiche Lob nicht ohne Vorbehalt; denn wie redlich er sich auch bemüht, andere Staatsformen unbefangen zu würdigen — der Staat mit englischen Institutionen ist ihm doch „der gute Staat", und wenigstens den Schein hat er nicht vermieden, daß er ein konstitutionelles Staatsideal aufbauen wolle.

Nächst dem Studium des englischen Staates ward die Einwirkung der deutschen historischen Schule für Dahlmanns politisches Denken entscheidend. Alle tieferen Naturen erhoben sich zu einer vornehmeren Auffassung des Staatslebens, seit die Niebuhr, Eichhorn, Savigny uns die Einsicht eröffneten in das Werden des Rechtes und uns die rechtbildende Kraft des Volksgeistes, die Notwendigkeit der politischen Entwicklung erkennen lehrten. Unter den Frühesten, die diesen Männern folgten, war Dahlmann, dessen erwägende Natur ohnehin geneigt war, die menschlichen Dinge nicht zu beweinen, nicht zu belachen, sondern zu verstehen; voll Ehrfurcht vor den gegebenen Zuständen wandte er sich kalt von abstrakten politischen Spekulationen, „denn der Idealist löst Rätsel, die er sich selber aufgegeben hat". Dennoch stand er selbständig der historischen Rechtslehre gegenüber; schonungslos geißelte er die Verirrungen der Schüler Savignys. Daß die Meister der historischen Juristen die reaktionären Bestrebungen förderten, entsprang offenbar nicht aus dem Wesen ihrer Lehre; denn nur der Willkür von oben wie von unten, nur der leichtfertigen Gesetzmacherei mußten jene widerstreben, welche den Werdegang des Rechtes andachtsvoll in der Geschichte verfolgten. Ja sogar ein starker demokratischer Zug lag unverkennbar

in dieser Doktrin; als ein rechter Vertreter der allmächtigen bureaukratischen Staatsgewalt trat Gönner gegen Savigny auf mit der Anklage, er sei ein verkappter Revolutionär — denn wenn das Recht allmählich erzeugt werde durch die rechtbildenden Kräfte des Volksgeistes, wo bleibe da noch ein Raum für die alles besorgende Bureaukratie? Vornehmlich in Niebuhrs Blute flossen einige Tropfen kerniger demokratischer Gesinnung: Nie erscheint uns sein hoher Geist großartiger, als wenn er mit der schönen Begeisterung des dithmarsischen Bauernsohnes für die Plebes gegen die Patrizier, für Athen gegen Sparta in die Schranken tritt. Trotzdem lenkte die historische Schule mehr und mehr in reaktionäre Bahnen ein. Anhaltende Beschäftigung mit der Vergangenheit führt zartere Geister leicht zur Überschätzung des Antiquarischen oder zu jenem blutlosen Fatalismus, der, wenn er das Notwendige der Tatsachen begriffen hat, sie auch gerechtfertigt glaubt. Und diese sinnigen, geistvollen Denker, welche durch schwere Forschung erkannt hatten, wie fein verschlungen das politische Leben ist, wie zahllose Faktoren zusammenwirken müssen, um eine einzige historische Tatsache ins Leben zu rufen — sie waren nur zu geneigt, mit ungerechter Härte auf jene Alltagsliberalen herabzuschauen, welche alle Nöte der Zeit mit einigen alleinseligmachenden konstitutionellen Formeln zu heilen gedachten. Endlich ward die reaktionäre Parteistellung der historischen Schule auch durch gewisse Charakterschwächen ihrer Häupter verschuldet. In nervöser Angst zitterte Niebuhr vor jeder revolutionären Bewegung, schwarzgallig, hoffnungslos sah er in die Zukunft der Welt, und nie wollte er sich daran gewöhnen, daß die breite Mittelmäßigkeit leider immerdar das große Wort führen wird im politischen Leben. Mit einem glücklicheren Temperamente war Dahlmann gesegnet; seine frische Willenskraft bewahrte ihn vor den Irrtümern des Meisters. Mit felsenfester Zuversicht glaubte er an eine auch äußerliche Vollendung der menschlichen Dinge am Ende der Geschichte, und der ganze Unterschied der sogenannten glücklichen und der unglücklichen Zeiten lag für ihn darin, daß die einen für sich selber etwas zu bedeuten scheinen, während die anderen im Zusammenhange der Geschichte etwas noch Größeres bedeuten. Kopfschüttelnd sah er seinen großen Freund in bangen Ahnungen sich verlieren, ihn, „dessen Dasein allein schon bewies, daß die Menschheit von höheren Gewalten nicht aufgegeben ist“.

Die Sünden der historischen Schule wurzeln darin, daß sie die Stimmung, welche dem rückschauenden Betrachter ziemt, in das han=

delnde Leben hineintrug. Wer nach Jahren zurückschaut auf die Stunden, da eine schwere Wahl an ihn herantrat, mag ruhig sagen: Es war notwendig, daß ich mich also entschied; in dem Augenblicke, da er handeln mußte, hat er doch den Schmerz und Kampf des freien Entschlusses durchgefochten. Klar durchschaute Dahlmanns waches Gewissen diesen Trugschluß; alle Schuld nicht in den Menschen, sondern in dem unabwendbaren Drange der Begebenheiten zu suchen, das nannte er die dumpfste und unsittlichste Anschauung des Lebens. Wenn die Konservativen lange Vorbereitungsjahre verlangten, daraus der konstitutionelle Staat sich historisch entwickeln solle, so rief er entschlossen: Das heißt auf dem Trocknen schwimmen lernen. Wenn jene beteuerten, unseren Tagen fehle der Beruf zur Gesetzgebung — er wußte, daß es sich im Staate nicht um das Vollkommene handelt, sondern um das Notwendige: „Stürzt das Dach über meinem Hause zusammen, so ist mein Beruf zum Neubau dargetan.“ Ein Bewunderer der Tugenden des altpreußischen Beamtentums, erklärte Niebuhr die Verwaltung für unendlich wichtiger als die Verfassung, und die Männer der hannoverschen Bureaukratie, die Brandes und Rehberg, welchen Dahlmann sich immerdar verpflichtet hielt, stimmten bei. Der jüngere Freund sah diesmal schärfer: „Verfassung und Verwaltung bilden keine Parallelen, es kommt der Punkt, auf welchem sie unfehlbar zusammenlaufen, um nicht wieder auseinander zu weichen.“ Bis zur Erbitterung steigerte sich sein Widerspruch, wenn die historische Schule ihre Ruheseligkeit mit dem Mantel der Religion bedeckte und die knechtische Untertänigkeit des erstarrten Luthertums für das Christentum selber ausgab. In dieser Verwechslung liegt ja der Hauptgrund, warum heutzutage die stärksten Geister leicht ungerecht über das Christentum urteilen; darum wiederholte Dahlmann, der den sittlichen Kern des Christenglaubens mit religiöser Innigkeit verehrte, unermüdlich, daß in den Zeiten, da die Kirche groß war, Helden, freie Männer an ihrer Spitze standen: „Beeiferung zur Tat ging damals durch das Christentum.“ In heftiger Fehde lag er mit den jüngsten Ausläufern der Schule, welche nach Schülerweise die Fehler der Meister übertrieben. Mit Hohn geißelte er Stahls Lehre vom monarchischen Prinzip, die allerdings nichts anderes war als ein System der Todesangst; und wenn Stahl ihm Maßlosigkeit vorwarf — aus solchem Munde wollte er die Mahnung zum Maßhalten nicht hören: „Alle Mäßigung beruht auf der nicht vollen Anwendung einer Kraft, die man ohne Rechtsverletzung

auch ganz gebrauchen dürfte. Sobald man die Kraft der Landesverfassungen schließlich in bloße Redensarten auflöst, verliert die Rede von Mäßigung ihren Sinn."

Noch eines unterschied ihn von den Meistern der historischen Schule: die praktische Erfahrung im konstitutionellen Leben. Wie er einst in Kiel die Geschichte der heimischen Vorzeit durchforscht hatte, um aus der Ferne der Zeiten Waffen für den Kampf der Gegenwart zu holen, so legte er jetzt die Erfahrungen, welche er in dem hannoverschen Verfassungsstreite gesammelt, in einem wissenschaftlichen Werke nieder. In seiner Mittelstellung zwischen der Wissenschaft und dem Staate liegt zum Teil das Geheimnis seiner großen Einwirkung auf ein Geschlecht, das in derselben Lage war. Aus so mannigfacher Anregung entstand ihm ein Buch, das mit einem Schlage die vernunftrechtlichen Schriften der Aretin und Pölitz aus den Kreisen echter Bildung verdrängte und lange wie ein Orakel verehrt ward — kein bahnbrechendes Werk, aber der hochgebildete Ausdruck, der vorläufige Abschluß der politischen Ideen, welche einen großen Teil unserer höheren Stände erfüllten. Noch heute spricht niemand unter uns ein verständiges Wort über staatliche Dinge, der nicht, bewußt oder unbewußt, bei Dahlmann in die Schule gegangen; unsere Achtung vor dem Werke steigt, je mehr wir durch die reifende Zeit von dem Inhalt seiner Lehren entfernt werden. Einzelne Abschnitte des fragmentarischen Buches — so das Kapitel über die Kirche und der schöne Eingang, welcher den Staat als „eine ursprüngliche Ordnung, einen notwendigen Zustand, ein Vermögen der Menschheit" schildert, heben den Verfasser auf die Höhe der ersten politischen Denker der neuen Zeit. So vornehm zurückhaltend er gegen die Feinde verfährt — denn nur dann und wann rückt er einem Triarier der Gegner, einem Gentz oder Burke, zu Leibe — ebenso rückhaltlos ist er im Aussprechen seiner Meinung, er haßt jene Gedrücktheit, welche den deutschen Staatslehrern bei Besprechung politischer Hauptfragen anzuhaften pflegt. Aus jeder Zeile spricht der hohe sittliche Ernst eines Mannes, der es vermochte, selbst die herbe Erfahrung von Göttingen bescheiden als eine Lehre zu betrachten.

Er weiß, daß allein die falschen, verderblichen Staatslehren leicht verständlich sind. Beides gemeinsam, das Königtum und die bürgerliche Freiheit, macht den Staat aus, schrieb er an Johann Jacoby; „der Staat wäre eine ebenso flache und frivole Sache, als er eine tiefsinnige und heilige ist, wenn er nicht gerade diese Verbindung von

Dingen zu leisten hätte, die allein dem oberflächlichen Beobachter unvereinbar scheinen". Mit dem Wunsche, daß es allen politischen Sekten mißfallen möge, schickt er sein Buch in die Welt; das deutsche Volk sieht er vor allen anderen berufen, die verderblichen Extreme durch Gewissenhaftigkeit und Tiefsinn zu versöhnen. Doch mitnichten ist dieser Mann der Versöhnung ein Eklektiker; den Ausdruck „gemischte Verfassung" verwirft er als einen Spitznamen, und gar nicht als einen Notbehelf schildert er das verfassungsmäßige Königtum, sondern als das eheliche Kind unserer gesamten Vorzeit, von so althistorischem Stamme wie weiland das Recht des Sachsenspiegels. Und recht als ein Apostel jener gebildeten Demokratie, welcher die Zukunft Europas gehört, redet er in dem Satze, der die sozialen Grundlagen seiner Staatslehre in prägnanten Worten bezeichnet: „Fast überall im Weltteil bildet ein weitverbreiteter, stets an Gleichartigkeit wachsender Mittelstand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wissen der alten Geistlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt seiner Bewegung. Will dieser Mittelstand sich als Masse geltend machen, so hat er die Macht, die ein jeder hat, sich selber umzubringen, sich in einen bildungs- und vermögenslosen Pöbel zu verwandeln."

Form und Inhalt dieser Worte lassen erraten, warum der also schrieb nur unter dem höchstgebildeten Teile des Mittelstandes warmen Anklang fand. Die Mehrzahl, unfähig, die historische Betrachtung der Politik zu begreifen, blieb nach wie vor unter dem Einflusse der Ideen Rottecks. Eben diesem Manne, mit dem ihn parteiisches Urteil oft zusammengeworfen hat, stand Dahlmann als ein Antipode gegenüber. Nur in einem verwandt, in tapferer Überzeugungstreue, stießen die beiden sich ab durch ihre Tugenden wie durch ihre Schwächen: jener ein unvergleichlich rühriger Parteimann, der gar nicht verhehlte, daß seine Wissenschaft dem Kampfe des Tages dienen müsse, dieser ein Todfeind „jener rabulistischen Naturen, welche alles in Staatssachen Erlernte nur für die nächsten äußeren Zwecke ausbeuten", Rotteck ein Josephiner, Dahlmann Protestant, beide übereinstimmend in einzelnen Forderungen, doch in dem Kerne ihres Wesens der eine ebenso konservativ wie der andere radikal, dieser ein andächtiger Jünger der Geschichte, jener ein geschworener Gegner des historischen Rechtes, ein Verächter der Vergangenheit, ein erfolgreicher Apostel des allein wahren

Vernunftrechts. Das Rotteck-Welckersche Staatslexikon wußte gar nichts anzufangen mit diesem rätselhaften Bonner Liberalen, der ja genugsam bewiesen, daß er kein Fürstendiener sei und dennoch den Gesinnungstüchtigen die unliebsame Wahrheit sagte, Unabhängigkeit der Verwaltungsbeamten sei in der konstitutionellen Monarchie unmöglich. Am ehesten mag man ihn als politischen Denker mit Guizot vergleichen: Charakter und Bildung, die protestantische Strenge der Lebensanschauung und die stolze Zuversicht der Sprache, die Methode der Forschung und die erheblichsten Resultate zeigen wesentliche Verwandtschaft; der Deutsche stellt seinen Staat auf den lebendigen Unterbau freier Gemeinden, welchen der Romane nicht versteht, als praktischer Staatsmann aber übertrifft der ränkesüchtige Franzose unendlich den gemütvolleren, doch ungewandten deutschen Gelehrten.

Wer der „Politik" gerecht werden will, der gedenke, welche lange Reihe politischer Fragen durch dies Buch zum Abschluß gebracht ward. Daß unter uns gar nicht mehr die Rede sein kann von der Kassentrennung oder von beratenden Ständen oder von Provinziallandtagen ohne Reichsstände, das danken wir zuerst dem raschen Wandel der Zeit, aber auch den Schriften Dahlmanns und seinem tiefgreifenden Wirken als Lehrer unter vielen Generationen teilnehmender Hörer. Andererseits sind viele streng konservative Sätze des Mannes erst nach den Wirren der Revolution zu Ehren gekommen. Die knabenhafte Ansicht, daß die Republik „eigentlich vernünftiger", die Monarchie nur als ein Übergang gutmütig zu dulden sei, beherrschte in jenen vierziger Jahren die meisten Köpfe des Mittelstandes. Heute hat sich die deutsche Welt wieder zu Dahlmanns positivem Monarchismus bekehrt. Welcher urteilsfähige Mann bestreitet noch, daß die Monarchie das einzige Band der Gewohnheit in der deutschen Staatenwelt, für alle übrigen politischen Elemente der Schwerpunkt erst im Werden ist? Wer lacht noch über den Philister, wenn Dahlmann mahnt, der revolutionäre Sinn der flachen Verstandesbildung stehe der echten Vaterlandsliebe ferner als die fromme Beschränktheit, die an den heimischen vier Pfählen haftet? und jede Revolution sei nicht bloß das Zeugnis eines ungeheuren Mißgeschicks, sondern selbst ein Mißgeschick, selbst schuldbelastet?

Wie wenig sein Buch das Wesen der Repräsentativ-Monarchie erschöpft habe, wußte Dahlmann selber am besten. Unsere Kleinstaaten nannte er nur „das, wenn man so will, konstitutionelle Deutschland"

und dankte ihren Kammern mehr, was sie verhinderten, als was sie schufen. Als er, rückkehrend aus dem deutschen Parlamente, gebeten ward, den Torso der „Politik" zu vollenden, da wies er die Fortsetzung ab, solange der erste Band nicht von Grund aus umgestaltet sei. In der Tat, dies Buch, das noch im Jahre 1847 unseren besten Köpfen genügte, ist in sehr wesentlichen Punkten der Gegenwart bereits fremd geworden. Die Verfassungsfragen, welche ihn vornehmlich in Anspruch nahmen, sind heute theoretisch im ganzen abgetan; um so eifriger wendet sich das junge Geschlecht den Fragen des Selfgovernment, der freien Bewegung der Gesellschaft zu, welche Dahlmann nur leicht berührte. Die unendliche Bedeutung der Macht im Staate würdigt er noch nicht: Die Hauptabschnitte des Buches lehren wesentlich, wie die Grundsätze des Konstitutionalismus in das Stilleben deutscher Kleinstaaten einzuführen seien. Darum urteilt er ungerecht über Machiavelli und erkennt nicht die tiefe Verschiedenheit der öffentlichen und der privaten Moral: Die Staatskunst wird ja mitnichten unsittlich, wenn der Politiker gesteht, daß Talent und Tatkraft für die Größe der Staaten ungleich wichtiger sind als häusliche Tugenden. Noch weniger durchschaute die deutsche Wissenschaft vor der Revolution die Tiefen des sozialen Lebens: Seinen Mittelstand freilich kennt Dahlmann vortrefflich, doch nicht den deutschen Adel, den er noch immer dereinst auf dem Wege der englischen Gentry zu finden hofft, nicht den vierten Stand, von dessen Gliedern er nur die Bauerschaft liebt und versteht. Diese Schwäche führt uns auf die bedenklichste Lücke in Dahlmanns politischer Bildung: dem Sohne unserer großen ästhetischen Epoche wollte die derbe Prosa der Volkswirtschaft niemals recht vertraut werden. Fast scheint es, als ob diese spröden Stoffe ihn nur dann reizten, wenn sie verklärt erschienen durch die Ferne der Zeit; die Volkswirtschaft im alten Island und Norwegen schilderte er mit Freude, aber seine Vorlesungen über Staatswirtschaft standen den übrigen weit nach. Nur jene Zweige der Nationalökonomie, welche den Menschen unmittelbar berühren, behandelte er eigentümlich; über Bevölkerungslehre, Armen- und Gefängniswesen sprach er trefflich, da schöpfte er aus dem Vollen und fertigte schneidend die Philanthropen ab, „welche mit Kupfergeld den Himmel erstürmen wollen". — Der Widerwille seiner ästhetischen Natur verschuldete wohl auch, daß die allergrößte, die eigentümlichste Schöpfung der modernen Demokratie diesen Politiker nicht ernstlich beschäftigt hat. Wie oft eifert er wider die Toren, welche unseren

monarchischen Weltteil in Republiken des Altertums ummodeln wollen; und allerdings, daß der Traum einer allmächtigen demokratischen Staatsgewalt nach der Weise der Alten noch immer verblendete Anhänger zählte, das sollte die äußerste Linke des deutschen Parlaments mit ihrem stürmischen Verlangen nach einem Konvente beweisen. Die stärkeren, die praktischen Köpfe der Demokratie dagegen gingen schon längst andere Wege; sie sahen eine dem Altertume entgegengesetzte und dennoch demokratische Ordnung, eine unendliche Freiheit des sozialen Lebens verwirklicht in Nordamerika. Die ungeheuren Fragen aber, welche diese Union an den alten Weltteil stellt, hat Dahlmann gar nicht beantwortet. — Eine Welt neuer Probleme der Staatswissenschaft ist in diesen Jahren aufgetaucht; seine Stellung unter den Klassikern der Politik bleibt Dahlmanns Buche doch gesichert.

Zwischen der ersten und der zweiten Auflage dieses Buches faßte er seine langjährigen nordischen Forschungen zusammen in der „Dänischen Geschichte". Diese Schrift, neben Lappenberg-Paulis englischer Geschichte unzweifelhaft die bedeutendste Leistung aus der langen Bändereihe der Heeren-Ukertschen Sammlung, stellt den Verfasser neben unsere ersten Historiker. Sie schreitet rüstig vorwärts auf den Bahnen echter Forschung, welche Peter Erasmus Müllers Quellenkritik für die nordische Geschichte eröffnet hatte; sie will den gelehrten Charakter nicht verleugnen, denn „nach langer Arbeit unter Bausteinen wird man nicht alle Erde vom Kleide los, die Notennot schleppt einem wie die Erbsünde nach". Aber noch entschiedener als in seinem ersten historischen Werke blickt Dahlmann hier über den Kreis der Fachgenossen hinaus. Er wünscht sich Leser, und in der Tat, auch die Ungelehrten muß das köstliche lebenswahre Bild bezaubern, das er von der Aristokratie der Goden im alten Island entwirft; wenn er schildert, wie der Freistaat auf der nordischen Insel ruhmlos zugrunde geht, dann klingt ein Schmerz wie um selbsterlebtes Leid aus seinen Worten. Man liebt es, Dahlmann als Historiker neben Schlosser zu stellen, und mannigfach allerdings ähneln sich die beiden in ihrem starken moralischen Pathos, ihrem entschiedenen Streben, den Mittelstand politisch zu bilden. Aber mir scheint, noch größer ist der Gegensatz der zwei Naturen; denn so gewiß Schlosser dem Bonner Historiker überlegen ist durch seine Fruchtbarkeit, seine umfassende Literaturkenntnis und die Weite seines welthistorischen Überblicks, ebenso gewiß hat Dahlmann eine der ersten Tugenden des Geschichtschreibers vor dem Heidelberger Genossen vor-

aus: die echte historische Objektivität, das Verständnis für das unendliche Recht der Persönlichkeit. Theoretisch steht Schlosser dem Staatsleben unbefangener gegenüber als Dahlmann, er behauptet, den weiten Abstand der öffentlichen und der häuslichen Sittlichkeit sehr wohl zu kennen. Praktisch stellt er Könige und Helden und Propheten unbarmherzig unter den Maßstab seiner hausbackenen Privatmoral, und er enthüllt in seinen Büchern mit so starker subjektiver Leidenschaft den Groll des Mittelstandes gegen die Regierungen, daß wir ernstlich zweifeln müssen, ob er unsere politische Bildung mehr gefördert oder verderbt hat; denn woher soll dem Volke Zucht und Ehrfurcht vor dem Staate kommen, wenn ihm die Weltgeschichte vorgeführt wird als eine trostlose Kette siegreicher Schurkenstreiche? Anders Dahlmann. Einen Kultus mit dem Genie hat er nie getrieben, doch war er so sehr geneigt, begabten Menschen ihr Recht zu lassen, daß er selbst die ästhetische Kritik nicht liebte und ein Kunstwerk gern bescheiden hinnahm wie ein freundliches Geschenk der Natur. So weiß er denn auch die Narrheit und die Gemeinheit mit feinem ironischen Lächeln zu schildern, und während uns Schlossers Formlosigkeit abschreckt, geht er in der Geschichtserzählung als ein Künstler zu Werke.

Man klagt oft über die gedrängte Kürze in Dahlmanns Stil. Aber ist es denn ein gutes Zeichen, daß unsere durch das rasche Zeitungslesen verderbten Leser nach jener englischen Breite verlangen, welche der gedankenreichen deutschen Natur nimmer zusagen wird? Freuen wir uns vielmehr, daß unsere Sprache noch nicht so abgeglättet ist wie die französische, daß sie reich und lebendig genug ist, um einen individuellen Stil zu ertragen. Und individuell, ein Bild des Mannes selber ist Dahlmanns Stil. Wie weit ab stand doch seine ganze Weise von dem ruhelosen Treiben dieses jungen Geschlechts! Neuigkeiten reizten ihn wenig; er liebte, was ihn anzog, aufs neue vorzunehmen und las gern den Seinen aus den Werken seiner Lieblinge vor. So entstanden auch seine Bücher langsam, nach reiflicher Erwägung. Manche charakteristische Redewendung steht schon halbfertig in seinen Jugendschriften und kehrt, zu schöner Fülle abgerundet, in den Werken seines Alters wieder. Sein Ausdruck ist nicht selten ungelenk, aber noch häufiger markig, energisch, bezeichnend; die edle Einfalt des Altertums spricht aus seiner lakonischen Rede; die Worte haften in des Lesers Seele, wie sie mit ganzer Seele geschrieben sind, und auch schön kann er sprechen, wenn plötzlich aus der ruhigen Erzählung das übervolle

Herz oder die gute Laune hervorbricht. Auch den Gegner zwingt die feste Zuversicht des Tones zur Achtung. Et quod nunc ratio est, impetus ante fuit — dies stolze Wort, das einst die französischen Doktrinäre über ihre Revue française geschrieben, klingt auch in den Werken des deutschen Konstitutionellen wider. Ein Schüler der Alten, liebte er nicht, viel zu schreiben, und wir haben wohl ein Recht, die geringe Fruchtbarkeit seiner Feder zu beklagen; denn dem Schriftsteller ist nicht gestattet, der Weise seiner Zeit sich zu entfremden, und in diesen bücherverschlingenden Tagen muß viel schreiben, wer viel wirken will.

Verschlossen, schweigsam, hat er nur wenigen das Glück seiner Freundschaft gegönnt. Man sah wohl, das war kein Mann der großen Gesellschaft, der dort starr auf dem Katheder stand, eine straffe Gestalt, die Hand im Busen, die harten, ja grimmigen Züge fast bewegungslos, das Gesicht ganz in sich hineingekehrt, bis dann und wann ein leichtes Heben der Hand, ein Blitzen des Auges die innere Erregung bekundete. Aber es war Rasse in diesem bedeutenden Kopfe, man vergaß ihn nicht wieder, und wie wir alle unsere kleine Eitelkeit im stillen mit uns herumtragen, so erzählte Dahlmann wohl, daß Niebuhr ihm gesagt: „So stelle ich mir die Römer vor zur Zeit der kapitolinischen Wölfin.“ Gedrängt voll waren die Bänke, wenn er zu Bonn las in dem großen Saale, der die Ausschau bietet über die Baumgänge des Hofgartens nach den Gipfeln des Siebengebirges und vor Zeiten widerhallte von dem festlichen Lärme des geistlichen Hofes von Köln. Kein falsches Pathos, keine jener kleinen Künste, welche den Hörer mehr reizen als fesseln. Eine ruhige, gleichmäßige Rede, langsam, doch sicher ergreifend durch den Reichtum der Gedanken und die Plastik der Schilderung, nicht mit Stoff überladen, aber ein festes Gefüge der entscheidenden Tatsachen und Gesichtspunkte, das häuslicher Fleiß leicht ausfüllen konnte. Fast noch reicher als die wissenschaftliche Belehrung war der sittliche Gewinn, den die Jugend davontrug von diesen das Gewissen erschütternden Worten, diesem edeln Freimut. Auf dem preußischen Lehrstuhle sagte er einmal ruhig: „Spiel mit Verträgen erhebt oft und stürzt dann um so tiefer; das lehrt die Geschichte auf jedem Blatte von Cäsar Borgia an bis herab auf Friedrich Wilhelm IV.“ Er wußte, daß man dem Geschichtslehrer gern die Berührung jenes Zeitraumes verbieten möchte, dessen Unkenntnis für die Jugend am verderblichsten ist; Professorendünkel und Zagheit im schönen Bunde haben jederzeit den Vorträgen über neueste Geschichte vorgeworfen, das sei Publizistik,

nicht Wissenschaft. Dahlmann dachte anders von seinem Berufe. Seine Lieblingsvorlesung, die deutsche Geschichte, deren Quellenkunde er schon zu Göttingen herausgegeben, sollte „in die Gegenwart ausmünden, womöglich mit vollerem Strome als unser Rhein; ihr Neuestes muß von demselben Sinne, der das Älteste beseelte, durchdrungen sein". Durch sorgfältiges Studium der Partikulargeschichten gab er diesen Vorträgen Leben und Fülle. Sein Urteil über die Entwicklung des Vaterlandes war das altprotestantische, der romantische Kaiserkultus hat ihn nie berührt; Luther, Gustav Adolf, Friedrich der Große und leider auch Moritz von Sachsen waren ihm die Helden der Nation.

Nicht ohne Hoffnung folgte Dahlmann den ersten Schritten Friedrich Wilhelms IV.; mehr Erfindung freilich als Durchbildung fand er in dessen Reden, aber noch hielt er ihn für einen hochherzigen Fürsten. Doch als nun das lange Ringen um die preußische Verfassung sich entspann und der Romantiker auf dem Throne hartnäckig dem Gebote der Notwendigkeit widerstrebte, da warf der Gelehrte seine zwei bekanntesten Bücher, die Geschichte der englischen und der französischen Revolution, in den Kampf der Zeit. Wie man dereinst in den Pariser Boudoirs arglos gespielt hatte mit dem Feuer der Ideen Rousseaus und Voltaires, das bald die Monarchie der Bourbonen in seinen Flammen verzehren sollte, so las man jetzt an deutschen Fürstenhöfen unbelehrt Dahlmanns zwei Revolutionen. Dem gebildeten Mittelstande hat kaum irgend ein anderes Buch die Notwendigkeit konstitutioneller Einrichtungen für Preußen so eindringlich gepredigt. Diese Absicht der Bücher darf ein gerechter Beurteiler nicht vergessen; den Fachgelehrten konnten und wollten sie nicht genügen, rasch entstanden wie sie sind aus Vorlesungen, auf Anlaß von Freunden. Noch ein solches Buch, und Dahlmanns Ruf ist verloren, sagte ein sächsischer Gelehrter; und freilich, wer absichtlich vergaß, daß Dahlmann soeben durch ein Werk gediegener Gelehrsamkeit sich eine ehrenvolle Stellung unter den Fachgelehrten erobert hatte, der mochte wohl schadenfroh betonen, daß diese neuen Schriften nicht auf selbständiger Forschung ruhten. Das Buch über England folgt vielfach dem Werke Guizots, und noch stärker ist für die französische Geschichte außer den Mirabeauschen Memoiren das Werk von Joseph Droz, namentlich der dritte Band, benutzt. Auch die Urteile sind keineswegs überall eigentümlich; mit Guizot huldigt Dahlmann der sehr bestreitbaren Meinung, daß diese beiden Revolutionen nur zwei Akte eines Dramas seien, mit Droz der noch

weit bedenklicheren Ansicht, als ob menschlicher Wille den furchtbaren Verlauf der französischen Revolution hätte hindern oder mäßigen können. Die gedrungene Kürze, welche Dahlmann den antiken Historikern abgesehen, reicht für die ungleich verwickelteren Verhältnisse des modernen Staatslebens nicht aus, sie hindert den Verfasser, die tieferen Gründe der großen Bewegungen aufzudecken. Von den sozialen Zuständen Frankreichs, welche doch wesentlich die Revolution herbeiführten, erfahren wir viel zu wenig; der Kampf erscheint in beiden Ländern — was dem wirklichen Verlaufe keineswegs entspricht — als ein Kampf um Verfassungsfragen. Endlich drängt sich die Tendenz allzu stark hervor, und das Urteil des trefflichen Mannes ist unleugbar durch Parteineigungen getrübt. Es bleibt schlechterdings verkehrt, daß in der englischen Geschichte John Hampden an jene Stelle gerückt wird, welche allein dem großen Protektor gebührt; auch die Ungelehrten glauben heute, seit Macaulays Werke in Deutschland eingedrungen, nicht mehr an das unglückliche Bild des Heuchlers Cromwell. Daß Mirabeau in Dahlmanns Darstellung so ganz im Vordergrunde steht, erklärt sich leicht aus dem dämonischen Zauber, welchen das Bild des großen Tribunen auf jedermann, vornehmlich auf seine Parteigenossen, ausüben muß; streng historisch ist es nicht.

Trotz alledem waren die beiden Bücher eine Tat, eine heilsame Tat. Wie damals die deutschen Dinge lagen, gereichte es zum Segen, daß Tausenden durch ein erschütterndes Gemälde der verwandten Nöte fremder Völker der schwere Ernst des Kampfes um gesetzliche Freiheit und die Nichtigkeit aller halben Maßregeln in diesem Streite ans Herz gelegt ward. Wiederholungen freilich kennt die Geschichte nicht. Die deutschen Zustände vom Jahre 1845 hatten nicht gar viel gemein mit der Lage Frankreichs im Jahre 1786; und doch erkannte der Historiker die Zeichen der Zeit, als er eben jetzt diese beiden Revolutionen seinem Volke vorführte, damit es die herbe Frucht der Selbsterkenntnis pflücke. Und wie hinreißend wirkte nicht die Darstellung, namentlich der englischen Geschichte mit den sprechend ähnlichen Charakterbildern der Elisabeth und der beiden Jakob! Wenn die Verfassungsfragen in diesen Büchern allzusehr hervortreten, so entsprach dies durchaus dem damaligen Zustande unserer politischen Bildung. Wieviel nachsichtiger als einst die einsichtigen Zeitgenossen urteilte doch dies jüngere Geschlecht über die Greuel der Revolution. Gleichzeitig mit Dahlmanns Schriften erschienen die Vorlesungen über das Revolutionszeitalter,

welche Niebuhr im Jahre 1829 gehalten hatte; hier wurde der unreine Charakter der großen Bewegung mit einer Strenge verdammt, welche im einzelnen oft zu weit ging, aber das Wesentliche richtiger traf als Dahlmanns schonende Milde.

Auf wahrhafte Begründung der konstitutionellen Monarchie in den Einzelstaaten ging bis dahin Dahlmanns Streben. Mit der Reform der Gesamtverfassung des Vaterlandes hatte er sich noch so wenig eingehend befaßt, daß er noch zu Anfang 1847 in der neuen Ausgabe seiner Politik den keineswegs tief eindringenden Abschnitt über den deutschen Bund wörtlich so wiederholte, wie er zwölf Jahre zuvor gedruckt worden. Aber unabweisbarer immer drängten sich jetzt die großen nationalen Fragen dem Politiker auf. Der zäh anhaltende Kampf des preußischen Volkes um die verheißene Verfassung weckte die Bewunderung und Teilnahme der Deutschen, man begann zu ahnen, daß dort im Norden die Geschicke des Vaterlandes entschieden würden. Schon im Jahre 1841 gestand der Stuttgarter Deutsche Kurier, der Schwerpunkt deutscher Politik liege nicht mehr in den Kleinstaaten; noch früher wies David Fr. Strauß auf die Neugestaltung des deutschen Staates hin, die von Preußen kommen müsse, und in der folgenden Zeit redet aus allen besseren Blättern die Empfindung, daß die Armseligkeit der kleinstaatlichen Kammern einer großen Nation nicht mehr genüge. In dem Vereinigten Landtage sah Deutschland zum ersten Male einen parlamentarischen Kampf von einiger Größe; und obschon der Anblick der wackeren Streiter, der Vincke, Auerswald, Schwerin, unsere Doktrinäre zu dem voreiligen Jubel hinriß: „Preußen hat wieder einen Adel“ — unendlich größer war doch der Gewinn, daß der preußische Liberalismus jetzt die ersten Verbindungsfäden anknüpfte mit der außerpreußischen Welt. Aus dem Zusammenwirken nichtpreußischer und einiger preußischer Kräfte entstand Gervinus' Deutsche Zeitung, das Organ der konservativ-liberalen Gelehrten aus Dahlmanns Schule, obgleich der Meister selber anfangs nicht mit schrieb. Die Zeitung war sehr doktrinär gehalten, so sehr, daß die Korrespondenzen fast nur wie ein Kommentar der Leitartikel erschienen und die Redaktion dennoch klagte: Unsere Korrespondenz ist noch nicht überall im Systeme. Aber wie reich stand doch das tapfere sachkundige Blatt neben der Geistesarmut der meisten Zeitungen jener Tage! Es gab den Anstoß zu einer heilsamen Umwandlung unserer Presse, denn bisher hatten nur wenige deutsche Journale dann und wann, keines regel-

mäßig, einen Leitartikel gebracht. Die „Hofratszeitung“ ward in kurzer Frist eine Macht, eine Stätte der Versöhnung für den gebildeten Liberalismus des Südens und des Nordens. Über die Bundesreform meinte sie noch sehr bescheiden, Bedeutendes lasse sich erreichen durch eine große und freie Auslegung der Grundgesetze des Bundes.

Ein weit greifbareres Ziel war der nationalen Politik gegeben, seit der Offene Brief Christians VIII. unser Recht auf Schleswig-Holstein in Frage stellte. Alles, was Leben war im Vaterlande, mußte in diesen ahnungsvollen Tagen dem nationalen Gedanken dienen. Die Zeit verlangte, daß über die Grenzpfähle des Einzelstaates hinaus der Deutsche dem Deutschen die Hand reiche; so ging denn wie durch Italien ein Rausch der Feste durch das deutsche Land, das doch zu jubeln so wenig Ursache hatte. In Toasten und Gedichten, in Kammerreden und Adressen stritt man für die Sache Schleswig-Holsteins; unendlicher Jubel erklang, wenn die Trikolore Transalbingiens auf einem deutschen Sängerfeste wehte oder wenn Dahlmann, der alte Kämpe des deutschen Rechtes im Norden, auf seinen Reisen eine festfeiernde Stadt berührte. Von langanhaltender Wirkung waren unter diesen bewegten Versammlungen nur die beiden von Dahlmann mit veranlaßten Germanistentage. Als im Römersaale zu Frankfurt jener vornehme Kreis gelehrter Männer zusammentrat, da deuchte es Uhland, als wollten die alten Kaiser aus ihren Rahmen springen. Begeistert begrüßte man diesen „geistigen Landtag des deutschen Volkes“, und leider bewirkten die Germanistentage, daß später in das wirkliche Parlament die Männer des geistigen Parlaments in allzu großer Zahl gewählt wurden. Mit wissenschaftlichem Ernste beleuchteten die Gelehrten in eindringender Debatte das Recht Schleswig-Holsteins, das schon jetzt in England schlechthin geleugnet ward. Dahlmanns Ideen hatten inzwischen einen höheren Flug genommen, er begnügte sich nicht mehr mit der juristischen Verteidigung des Landesrechtes, sondern forderte, daß die Politik der Dänen auf den Süden verzichten lerne und gen Skandinavien sich richte, gleichwie ihr Königsstuhl gen Norden schaue. Noch ein anderer Gedanke der auf das Leben wirkenden Wissenschaft gedieh hier in Frankfurt zur Reife: Dahlmann beschloß mit seinen Freunden, sie wollten zusammenwirkend die neueste Geschichte der deutschen Staaten schreiben, um dem Volke ein Bewußtsein seiner jüngsten Entwicklung zu geben. Ähnliche Auftritte wiederholten sich das Jahr darauf (1847) in Lübeck, wo in dem alten Hansesaale glückliche Jugenderinne-

rungen auf Dahlmann einstürmten. Es war ein Augenblick tiefer Bewegung, da Jakob Grimm ihm überwältigt in die Arme sank und sagte, er habe niemals etwas so sehr geliebt wie sein Vaterland. Unschuldige Zeit, da die Männer im weißen Haar noch schwärmten! Jählings brach die deutsche Revolution herein; die Welt brauchte Staatsmänner, nicht Gelehrte. Noch vor den Pariser Februartagen hatte in einer Rede, die von Zitaten aus Dahlmanns Werken erfüllt war, Bassermann ein deutsches Parlament gefordert.

Wie den Schläfern in der Nacht kam die große Schickung den Herrschern wie dem Volke. Ruhmlos brach das alte System zusammen, durch einen mißlungenen Straßenkampf ward Preußen ein konstitutioneller Staat. Die Verlangen nach Schwurgerichten, nach Preßfreiheit, nach allen jenen Volksrechten, welche jahrzehntelang das Volk ernstlich beschäftigt, wurden mit unerhörter Einmütigkeit in allen Gauen des Landes erhoben und durchgesetzt. Um so verzweifelter lag die große Frage, deren glückliche Lösung allein der inneren Reform der Einzelstaaten Sicherung gewährte. Nicht zum mindesten das brennende Gefühl, daß wir als Nation kein Dasein haben, hatte die Deutschen mit jener gärenden Erbitterung erfüllt, welche sich in den Märzstürmen entlud; aber als nun die Frage der deutschen Einheit greifbar an das Volk herantrat, da ergab sich, daß nur wenige im Vaterlande mit ihrer praktischen Lösung sich ernstlich beschäftigt hatten. Weithin im Volke träumte man den Kindertraum, daß vor dem März die Zeit der Knechtschaft gewesen und jetzt die Tage der Volksfreiheit und Volkskraft begönnen, und auch die Denkenden krankten an der süßen Täuschung, daß dies verjüngte Deutschland den mächtigsten der Staaten bilden werde — als ob es gar kein Meer und keine Kolonien gäbe. Immerhin bleibt achtungswert, wie rasch und sicher die Liberalen die Ratlosigkeit der Throne zu benutzen verstanden. Mit kühnem Entschluß berief die Versammlung der einundfünfzig zu Heidelberg das Vorparlament, und auch Dahlmann eilte nach Frankfurt. Zum letzten Male umtobte ihn und seinen Genossen E. M. Arndt der Jubel der rheinischen Landsleute. Aber diese seltsame Versammlung, die lärmend und brausend doch sehr maßvolle Beschlüsse faßte und die deutsche Bewegung zuerst in geordnete Bahnen lenkte, sie war die Stätte nicht für den erwägenden Mann; keck aus dem Stegreif einzuspringen in den Kampf der Reden war nicht seine Weise. Starr und stumm saß er da, wortlos nahm er es hin, daß die Versammlung ihn durch die Wahl zum Vizepräsidenten ehrte.

Gleichzeitig ward ihm ein größerer Beruf: die preußische Krone schickte ihn in das Kollegium der siebzehn Vertrauensmänner. Diesen Siebzehnern fiel die Pflicht zu, die Verfassung des neuen Deutschlands zu entwerfen; denn der Bundestag, zusammenbrechend unter den Verwünschungen des Volkes, war auch mit seinen neuen liberalen Mitgliedern außerstande, schöpferisch einzugreifen in die verworrene Bewegung. Der Ernst der Stunde erhob den schwerbeweglichen Mann zu einer kühnen Entscheidung; er erriet, daß jener Freiheitsrausch, der alle Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern drohte, dann am sichersten zu mäßigen sei, wenn diesem Volke das Bewußtsein der Macht werde. Er schreckte nicht zurück vor der „ungeheuern Kühnheit, ja Vermessenheit, durch wenige scharf einschneidende Paragraphen tausendjährige Schäden heilen zu wollen". Während die Welt sich im Wirbel drehte und die Siebzehner fort und fort heimgesucht wurden von Deputationen, Bittenden, Ratgebern, entwarf er mit Albrecht jenen Plan, dessen Grundgedanken auf lange Zeit hinaus die Richtschnur unserer nationalen Parteien werden sollten. Selbst die nächsten Gesinnungsgenossen unter den siebzehn, Bassermann und Albrecht, waren im ersten Augenblick überrascht; Dahlmanns Zuversicht gewann endlich die Mehrheit. Dies junge Geschlecht ist allzu gesättigt von herber Enttäuschung, um heute noch dem Urteile Bunsens beizustimmen: in dem Siebzehnerentwurfe sei ein großes Werk großartig behandelt, ein großer politischer Gedanke in klassisch gediegener Form ausgeprägt. Aber wir müssen anerkennen, daß nicht nur das schöne Vorwort aus Dahlmanns Feder eine edle hohe Gesinnung atmet, sondern auch sehr wesentliche Bestimmungen des Entwurfs einsichtig und staatsgemäß sind. Unzweifelhaft traf Dahlmann das Wesen eines Bundesstaates auf den ersten Wurf sicherer als später die Nationalversammlung. Dahlmann geht aus von der Tatsache, daß die Märzbewegung den Umsturz der Throne, diesen „plötzlichen leichtsinnigen Bruch mit unserer ganzen Vergangenheit", nicht gewagt hat: „Eine edle Scham hat uns behütet, jede hervorragende Größe als ein Hindernis der Freiheit zu beseitigen. — Knüpft sich nun unser vielverzweigtes Volksleben wesentlich an den Fortbestand der Dynastien, so darf das Reichsoberhaupt ebenfalls nur ein gleichartig erbberechtigtes sein." Diesem Erbkaiser wird, wie der Bundesgewalt Nordamerikas, die Verfügung über das Auswärtige, das Heer, die Handelspolitik ausschließlich übertragen. Unter ihm ein Staatenhaus, ein Volkshaus und ein Reichsgericht. Auch darin bewährten die Sieb-

zehner feineren politischen Takt als das Parlament, daß sie die Grundrechte der Deutschen nur kurz skizzierten. Nur in einem Punkte ist ihr Entwurf ganz und gar das Kind der nebelhaften politischen Bildung der Zeit, und dieser eine Mangel ist so entscheidend, daß das ganze Werk fast wie eine doktrinäre Stilübung erscheint. Dahlmanns Gedankengang nämlich ist rein theoretisch: Wir brauchen einen Bundesstaat, wofür das klassische Muster in Amerika vorliegt, und er kann, da die Einzelstaaten monarchisch sind, gleichfalls nur ein monarchisches Oberhaupt haben. Wie aber in diesem Bunde unsere zwei Großmächte Raum haben, und wer die Kaiserkrone tragen soll, wird nicht gesagt. So geschah, was der Gegenwart schon wie ein Märchen klingt: Unter den Siebzehnern stimmten Dahlmann und Schmerling einträchtiglich für den Erbkaiser, der eine meinte im stillen den preußischen, der andere den österreichischen.

„Niemand in der Welt," sagt der Entwurf, „ist so mächtig, ein Volk von über 40 Millionen, welches den Vorsatz gefaßt hat, sich selbst fortan anzugehören, daran zu verhindern, niemand auch dürfte nur wünschen, es zu sein." Gewiß; doch bestand dieser Vorsatz wirklich klar und fest in der Nation? in diesem Volke, das, kaum befreit, sich mit Begeisterung in die Arme einer halbfremden Macht stürzte? Seit einem Menschenalter lastete die Tyrannei des Wiener Hofes auf Deutschland und Österreich; die Österreicher waren von Deutschland geschieden — so lautete das Stichwort des Tages — durch eine chinesische Mauer. Jetzt fiel die Mauer, und jauchzend umarmte man die Österreicher als verloren geglaubte, glücklich wiedergefundene Brüder; die gemütliche Anarchie der Studentenherrschaft zu Wien entsprach so recht allen Neigungen des revolutionären Philistertums. Niemand fragte, wie es doch komme, daß die österreichischen Brüder nur einen, sage einen Abgeordneten in das Vorparlament geschickt hatten; niemand erinnerte sich, daß bald in das Ministerium des wiedergeborenen Österreichs derselbe Wessenberg eintrat, welcher die deutsche Bundesakte im wesentlichen verfaßt hat. Die einen hofften, Österreich werde auf Ungarn und Italien verzichten und also mitsamt den Tschechen und Hannaken ein deutscher Staat werden; die anderen wiegten sich in alten gibellinischen Träumen und jauchzten als freie Deutsche dem Heere Radetzkys zu. Derweil also herzliche Teilnahme überall den Österreichern entgegenkam, ergoß sich nach den unseligen Berliner Märztagen ein Strom von Verwünschungen auf das Haupt des Königs von Preußen. Sein

verheißendes Wort: „Ich stelle mich an die Spitze der deutschen Bewegung“ fiel platt zu Boden; selbst die preußenfreundliche Deutsche Zeitung meinte im ersten Schrecken, das Volk unterscheide nicht zwischen dem Staate und dem Könige. In der Demokratie galt das Schmähen wider das Preußentum als das erste Kennzeichen der Gesinnungstüchtigkeit; der siebenjährige Kampf des preußischen Volkes um seine Verfassung war jetzt ein Nichts neben den glorreichen Wiener Revolutionstagen, und der deutsche Freiheitsredner bezeigte seine glühende Liebe jenen Polen, die soeben den Mordbrand trugen in die verheißungsvolle Pflanzstatt deutscher Kultur im Nordosten. Auch die Gemäßigten ahnten kaum die welthistorische Bedeutung des preußisch-österreichischen Dualismus. Einer der geistvollsten und weltkundigsten Patrioten, R. Mohl, konnte noch schreiben: „Wir brauchen ein Kaisertum; ob aber Österreich oder Preußen die Krone tragen soll, darüber werden die Meinungen auseinandergehen; ich meinerseits spreche mich für Österreich aus.“ Sehr häufig hieß es unter den besten Köpfen: Zuerst laßt uns die deutsche Verfassung schaffen; ob Österreich oder Preußen an die Spitze treten soll, diese Personalfrage kann nachher erledigt werden. Und Dahlmanns Schwiegersohn Reyscher stritt noch später, im Mai, für einen alle drei Jahre wechselnden Wahlkönig.

Erst das Parlament hat durch seine Kämpfe und Leiden die Nation dieser Unklarheit entrissen, es hat durch jeden erdenklichen Versuch erprobt, daß die Verbindung Deutschlands mit Österreich nur möglich ist in der Form eines Bundes, der in Wahrheit keiner ist. Seitdem erst dringt in immer weiteren Kreisen die Überzeugung durch: was jene Frühlingstage eine Frage der Personen nannten, das ist in Wahrheit die deutsche Frage selber, es ist die Frage: ob wir Deutsche sein oder, unser Blut verleugnend, das Vaterland verketten wollen mit einem Mischreiche, das eine deutsche Politik nicht führen kann. — Die Schule dieser Erfahrungen stand unserem Volke noch bevor; die hoffnungsselige Welt des Frühjahrs 1848 ward durch den Siebzehnerentwurf allzu unsanft aus ihren Träumen gerissen; ein allgemeiner Aufschrei empfing ihn. Die einen durchschauten empört, daß hinter dem abstrakten Kaiser die preußische Krone sich verbarg, die anderen warfen den reaktionären Urheber dieses monarchischen Verfassungsplanes zu den Antiquitätenkrämern. Und die Kabinette? „Wenn Deutschlands einträchtiger Fürstenrat,“ sagte der Entwurf, „der großen Maiversammlung zu Frankfurt einen deutschen Fürsten seiner Wahl als erbliches Reichsoberhaupt

zur Annahme zuführt, dann werden Freiheit und Ordnung auf deutschem Boden sich die Hände reichen und fürder nicht voneinanderlassen." Jawohl; doch wenn dies „Wenn" möglich war, dann war der Bau der deutschen Einheit, wozu die Nation soeben die ersten Steine zögernd zusammentrug, bereits vollendet. Weder über diesen noch über irgend einen anderen Verfassungsplan vermochten die Höfe sich zu verständigen, nicht einmal über den sehr einsichtigen Vorschlag der Vertrauensmänner, der Bundestag solle selber das Parlament eröffnen und durch Kommissare mit ihm in Verhandlung treten. Auch nachher scheiterte jeder Vorschlag, ein Staatenhaus oder eine Gesandtenversammlung neben der Nationalvertretung zu bilden, an der Zwietracht und Ratlosigkeit der Kabinette. So blieb der Siebzehnerentwurf eine Privatarbeit, und erst nach Monaten tauchten seine Ideen wieder empor. Ein Vierteljahr war verstrichen, seit Bassermann das Signal gab zur deutschen Revolution, und von den Regierungen war nichts geschehen, was ihnen eine Einwirkung sichern konnte auf das deutsche Verfassungswerk. Und doch — solche tragische Ironie waltete über unseren Geschicken — eben diese Unfähigkeit der Kabinette hat ihnen später die Rückkehr zur alten Unordnung erleichtert; denn fanden sie den Einmut, mit dem Parlamente von Anbeginn durch gesetzliche Vertreter zu verhandeln, wieviel schwerer war es dann, mit dem Parlamente zu brechen! —

In so außerordentlicher Lage trat das Parlament zusammen, dessen Untergang gemeinhin dem Bonner Professor und seinen Genossen schuld gegeben wird. Wenn wir heute diese Verhandlungen durchgehen, die so reich sind an Geist und Edelsinn, die den Ruhm deutscher Beredsamkeit zum ersten Male durch die Welt trugen und doch uns oft erscheinen wie ein Kampf um leere Luftgebilde — wenn wir die Männer mustern, welche ein unerfahrenes, lange mißhandeltes Volk in Augenblicken fieberischer Erregung zu seinen Vertretern kürte, und mit einigem Stolze finden: der deutsche Reichstag ragte hoch hinaus über alle anderen konstituierenden Versammlungen, welche der Weltteil in diesen stürmischen Monden sah, er spiegelte getreulich wider das Talent und die Tugend unseres Volkes, dergestalt, daß Dahlmann, der Kato des Parlaments, mit seiner uneigennützigen Vaterlandsliebe unter so vielen gleich wackeren Männern aller Parteien kaum noch auffiel — wenn wir endlich schauen, wie diese glänzende Versammlung mit alledem nichts anderes erreichte als ein ruhmloses Ende: dann, in der Tat, scheint unter der Masse der Ankläger und Verteidiger das letzte Wort denen zu ge-

bühren, welche, wie Adolf Jürgens, mit bornierter Anmaßung über den Untergang so vieler Hoffnungen des Vaterlandes fort und fort nur das eine zu sagen wissen: Es wurde nichts daraus, es konnte nichts daraus werden! Gewiß, die Stellung des Parlaments war von vornherein aussichtslos, unmöglich. Dank der Untätigkeit der Kabinette, dank dem mehr als zweideutigen Bundesbeschlusse, welcher das Parlament berief, die deutsche Verfassung „zwischen den Regierungen und dem Volke zustande zu bringen", mußte sich die Versammlung als eine konstituierende betrachten; sie verfiel also dem wechselvollen Lose aller Konstituanten, welche nur die Wahl haben, entweder alles oder nichts zu sein im Staate. Noch mehr, sie schwebte recht eigentlich in der Luft, sie sollte eine Verfassung schaffen für einen Staat, der noch nicht existierte, ja bevor man noch sicher wußte, welchem Ländergebiete die Verfassung gelten sollte. Die Bundespolitik war bisher geleitet worden allein von den Regierungen ohne jeden Anteil der Nation; jetzt sollte plötzlich die Nation allein ohne die Throne die nationale Politik in die Hand nehmen, und doch bestanden noch die Dynastien, sie zogen von Woche zu Woche kräftiger die Zügel des Regimentes an, die sie im ersten Augenblicke der Angst hatten niedergleiten lassen. Da kam endlich zutage, daß die Versammlung, die allmächtig geglaubte, in Wahrheit, wie Bunsen ihr frühzeitig warnend zurief, nur ein Wort war, mit dem Europa keinen Sinn zu verbinden wußte; sie war kraftlos, wenn ihr nicht gelang, eine mächtige Regierung für sich zu gewinnen und von daher ihre Macht zu entlehnen. Deutschlands Geschicke wurden entschieden in Wien, Berlin, München, aber nicht in Frankfurt. Ein getreuer Ausdruck dieser widerspruchsvollen Lage war der undurchdringliche Wirrwarr der Parteien.

Der Gegensatz der partikularistischen und der Einheitsbestrebungen, welcher sich überall von selber zeigt, wo ein loser Bund zu strafferer Einheit zusammengezogen werden soll, und auch bei der Gründung des amerikanischen wie des schweizerischen Bundesstaates wirklich entscheidend hervortrat — er ist im deutschen Parlamente niemals klar geworden; denn mit ihm verschlang sich der Gegensatz der Republikaner und der Monarchisten, der Österreicher und der Preußen. So ist denn unter den Parteien des Parlaments keine, welche heute noch einem strengen Urteile durchaus standhielte. Man mag der Linken nachrühmen, daß sie von Anbeginn die geheimen Absichten der Höfe scharf durchschaute; aber wer will heute noch den doktrinären Radikalismus dieser Partei entschuldigen? wer verteidigt noch, daß sie alle Länder

Deutschlands möglichst gleichmäßig demokratisch einzurichten trachtete und trotzdem jeder starken Bundesgewalt widerstrebte? und wer vollends versteht noch jene unselige Verblendung, welche die Revolution eines sittlichen Volkes zu eröffnen versuchte mit jenem scheußlichen Massendespotismus, der die französische Revolution beendigte? Und wieder dem Zentrum wird der Ruhm verbleiben, daß in ihm die staatsmännische Überzeugung feststand: die Einheit ist diesem zersplitterten Volke wichtiger als der höchste Grad der Freiheit — daß in ihm jene politischen Pläne geboren wurden, deren Weiterbildung noch viele Jahre lang unsere nationale Staatskunst beschäftigen wird; aber wer mag heute noch jenes blinde Vertrauen billigen, das diese Partei den Höfen entgegenbrachte? Wohl war es ein edles Bestreben, „die Revolution zu schließen", aber solches Streben gelingt nur dem, der mit einer größeren Macht die Macht der Massen bändigen kann.

Zudem bestand das Parlament, was sich aus der Geschichte der jüngsten Jahrzehnte leicht erklärt, zu vollen vier Fünfteilen aus Männern der gelehrten Stände, die erwerbenden Klassen waren fast gar nicht vertreten; so erhielt die Versammlung einen stark doktrinären Charakter. Unmäßig überwog — was sich wiederum notwendig aus der Geschichte der letzten Jahre ergab — der Einfluß des Südwestens; die grundverkehrte Vorstellung bestand, als ob in diesen Kleinstaaten des Südens, weil dort am meisten geredet wird vom Vaterlande, auch der tatkräftigste Patriotismus lebe. Die nüchternere Gegenwart beginnt zu verstehen — wie sehr sich auch unter uns Süd- und Mitteldeutschen das Selbstgefühl dawider sträuben mag — daß der Schwerpunkt unserer Politik, unserer Wehrkraft und Volkswirtschaft heutzutage im Norden liegt. Bedenken wir noch, welche verworrene Zeit des phrasenhaften Liberalismus dem Parlamente voranging. „O walle hin, du Opferbrand, weit über Land und Meer und schling' ein einig Liebesband um alle Völker her" — dieser sentimentale Phrasenschwall, den heute schon kein ernster Mann ohne Unmut lesen mag, stand in goldenen Lettern über dem Präsidentenstuhle des deutschen Parlaments. Kein Wunder, daß eine Versammlung, die aus einer Epoche der Redeschwelgerei erstand, an die härteste Machtfrage der Zeit — an die Frage: wie Deutschland zu Österreich stehe? — nur auf Umwegen, zögernd und wie mit bösem Gewissen herantrat! Nehmen wir all dies zusammen, so ist klar: das deutsche Parlament erschien zu früh, es konnte seine Aufgabe nicht lösen. Aber mitnichten meinen wir uns

darum berechtigt, gleich jenem Allestadler Jürgens die Männer mit Schmähungen zu überhäufen, welche das zurzeit Unmögliche nicht möglich machten. Denn fragen wir nach der eigenen positiven Meinung jener Allesscheltenden, so begegnet uns — eine ungeheure Albernheit. Sie meinen, das Parlament hätte sich begnügen sollen mit einer bescheidenen Reform des Bundesrechtes an einzelnen Stellen. Als ob nicht vorher die Erfahrung eines Menschenalters und nachher die Rückkehr des unveränderten alten Bundestags zur Genüge bewiesen hätten, daß der morsche Bau des Bundesrechtes eine Ausbesserung einzelner Löcher nicht mehr vertrug! Nein, es galt zu handeln, es galt den Neubau Deutschlands zu versuchen, und die Männer, welche erfolglos dies notwendige Wagnis auf sich nahmen, haben gerechten Anspruch auf ein mildes Urteil. Die Nation wird sich nicht wieder trennen von der Erinnerung, daß sie einmal doch während kurzer Monde nicht mediatisiert war, und sie wird die Versuche nationaler Reform immer wieder anknüpfen müssen an die in der Paulskirche gezeitigten Gedanken.

Nur mit Freiheitsfragen hatten sich bisher unsere Politiker ernstlich befaßt; daher gruppierten sich auch — unnatürlich genug — die Mitglieder dieser Versammlung, welche die Einheitsfrage lösen sollte, zunächst nach ihrer mehr oder minder liberalen Färbung. Langsamer als die demokratische und die rein konservative Partei scharten sich die meisten konservativ-liberalen Elemente des Hauses zu der Partei des rechten Zentrums zusammen, welche anfangs die wichtigsten Abstimmungen entschied. In den Sitzungen dieses Klubs war Dahlmann, welchem schleswig-holsteinische, preußische und hannoversche Wahlbezirke wetteifernd ihr Mandat für das Parlament angeboten hatten, alsbald ein angesehener Führer. Man kannte seine ruhig zuversichtliche Weise, die mit fremden Meinungen kein langes Aufheben machte; in ihr lag seine Schwäche als Politiker, seine Stärke als Lehrer und Überreder, darum hieß es in der Partei, wenn einer sich gar nicht überzeugen lassen wollte: „Dahlmann muß ihn anhauchen.“ Seltener redete er im Hause, ihm fehlte die rasche Beweglichkeit, welche das dramatische Leben der Debatte verlangt. Oft unterbrochen durch die Mahnung lauter zu reden, sprach er seine knappen, gedrungenen, wie in Stein gehauenen Sätze, welche den Leser entzücken und eben deshalb keine echten Reden sind. Wie ein vornehmer Schriftsteller gab er nur die Essenz, die Resultate seines Denkens, während die geborenen Redner des Hauses, die Vincke, Rießer, L. Simon u. a., die Kunst verstanden, Gedanken und Empfin-

dungen vor den Augen der Hörer entstehen und in einem feurigen Strome dahinrauschen zu lassen. Wenn er dennoch mehrmals auf der Rednerbühne große Erfolge errang, so dankte er dies der Stimme des Gewissens, die mahnend aus seinen Worten klang; am sichersten ergriff sein Vortrag, wenn er ein Selbstbekenntnis gab und von den bitteren vaterländischen Erfahrungen sprach, welche den Gelehrten zum „argen Unitarier, zum entschlossenen Einheitsmann" erzogen.

Großen, entscheidenden Einfluß übte er als Mitglied des Verfassungsausschusses, welcher unter dreißig Mitgliedern dreizehn Professoren enthielt und das reiche Talent sowie die doktrinäre Richtung der Mehrheit des Hauses bedeutsam zeigte. Wegwerfend, im Tone des Lehrers trat Dahlmann oft den radikalen Ausschweifungen der Linken entgegen, doch von der unerfreulichsten Unsitte seiner Partei blieb er frei: die Genossen als die Edeln, die Eigentlichen, die besten Männer zu feiern, widersprach seinem schlichten Wesen. Aber auch er widerstand nicht dem Zauber edler, vornehmer Liebenswürdigkeit und Würde, wodurch Heinrich v. Gagern die Augenzeugen hinriß. Solchen Naturen, die mehr sind als sie leisten, gerecht zu werden, wird dereinst die schwerste Aufgabe der Geschichtschreiber des Parlaments bilden: verstehen wir doch schon heute nur mit Mühe, wie vordem Luden einen so starken und wohlberechtigten Einfluß auf die Jugend ausüben konnte. Wesentlich durch Dahlmanns Einfluß ward Gagern für die Stelle des Führers ausersehen, und abermals bewährte sich, daß großes Talent, Beweglichkeit und Tatkraft im Leben der Staaten Größeres leisten als eine edle Natur.

Noch stand vorerst der Kampf der Radikalen und Konservativen über allen anderen Fragen, noch übertönte das Schlachtgeschrei „Freiheit" und „Ordnung" jeden anderen Parteiruf. Man bedurfte alsbald einer starken Zentralgewalt, um die Gesellschaft vor dem wüsten Treiben des anarchischen Pöbels zu schützen, wozu der mißachtete Bundestag nicht imstande war. Aber so unfertig, so ratlos standen die Parteien noch vor dem Rätsel der deutschen Verfassung, daß man sich behelfen mußte mit einem Provisorium, welches offenbar die endgültige Lösung der Verfassungsfrage nur erschweren konnte. Den König von Preußen beim Worte zu nehmen und ihm provisorisch die Leitung Deutschlands zu übertragen, schien schlechthin unmöglich: er war kaum Herr im eigenen Hause, und die ungeheure Mehrheit des Parlaments beherrschte der Preußenhaß. Als ein Antrag in jenem Sinne gestellt ward, begrüßte Hohngelächter den mutigen „Abgeordneten aus Pom-

mern" (denn so stand es in diesen gesinnungstüchtigen Tagen: der Name des tapferen Landes, dessen Landwehr den Franzosen den Weg über den Rhein gewiesen, galt nahezu als ein Schimpfname), und niemand protestierte, als ein Österreicher die Frechheit hatte zu verlangen, man solle diesen Hohn gegen die preußische Krone im Protokolle vermerken! In so verzweifelter Lage war der Vorschlag, welchen Dahlmann als Berichterstatter des Ausschusses verteidigte, immerhin der erträglichste: die Regierungen von Österreich, Preußen und dem sogenannten reinen Deutschland sollten je ein Mitglied für ein provisorisches Direktorium bestellen. Die einen dachten dabei an Schmerling, Dahlmann, v. d. Pfordten, die praktischen Köpfe an je einen Prinzen aus Österreich, Preußen und Bayern. Geschah letzteres, so war nicht unmöglich, daß die Kronen der von ihnen selber eingesetzten Zentralgewalt notdürftig Gehorsam leisteten. Aber im Verlaufe der mehrtägigen Debatten schlug die Stimmung der Mehrheit um. Die Furcht vor den Händeln in einem dreiköpfigen Kollegium, der Wunsch, die Einheit Deutschlands, welche man bereits geschaffen wähnte, in einer Person zu verkörpern, endlich auch ein doktrinärer Monarchismus, welcher durch die Ernennung eines Mannes das monarchische Prinzip gewahrt glaubte — das alles befreundete die Versammlung allmählich mit dem Gedanken, einen Reichsverweser einzusetzen. Auch Dahlmann und der Ausschuß gaben endlich nach, blieben aber dabei, die Ernennung müsse von den Regierungen ausgehen.

Da, am Ende der Debatten, allem parlamentarischen Brauche zuwider, überraschte Gagern das Parlament mit seinem kühnen Griffe, er schlug vor, daß die Versammlung selber den unverantwortlichen Reichsverweser wähle. Unermeßlicher Beifall folgte seiner Rede, er stand auf der Höhe seines Ruhmes, sein Vorschlag schien alle Parteien zu versöhnen. Nach ihm erstattete Dahlmann seinen Schlußbericht. Während Gagerns Worte noch jedes Herz stürmisch bewegten, ging der Berichterstatter ruhig, als sei nichts vorgefallen, die verschiedenen vorgeschlagenen „Systeme" durch (das Wort bezeichnet den Mann), fertigte herb und treffend die republikanischen Bestrebungen der Linken ab — denn „es gibt auch einen Hochverrat gegen den gesunden Menschenverstand" — und empfahl die letzten Vorschläge des Ausschusses, ohne das Ereignis des Tages auch nur zu erwähnen. Nachher unter den Genossen sprach er scharf gegen den „kühnen Mißgriff"; es sei besser, der Präsident falle als die Versammlung. Man hörte ihn nicht, der

Reichsverweser ward von dem Parlamente gewählt. Wer aber mag heute noch bestreiten, daß der unbewegliche Mann, der so wenig vermochte, einen gefährlichen Gedanken schlagfertig abzuweisen, in der Sache das Rechte traf? Denn was war erreicht durch den kühnen Griff? Alle Regierungen hatte man schwer, Preußens Volk und Krone unvergeßlich beleidigt und doch keine nationale Macht gegründet, welche die Grollenden bändigen konnte. Deutschlands Oberhaupt war ein ohnmächtiger Privatmann, der ebenso in der Luft stand wie das Parlament selber — und welch ein Mann! In solchen Tagen des Fiebers werden alle dunkeln Kräfte rege, die in der Seele des Volkes schlummern, auch die Kraft der Mythenbildung. Die Welt erzählte sich von einem Trinkspruche des Erzherzogs Johann, der, war er wirklich gehalten, der politischen Fähigkeit seines Urhebers ein Armutszeugnis ausstellte und zum Überfluß zur Hälfte erdichtet war. Um dieses Trinkspruchs willen — denn noch weniger wußte die Nation von den Verdiensten ihrer anderen Prinzen — ward an Deutschlands Spitze gestellt ein schwacher, bequemer alter Mann, klug genug, um das Volk mit jener lothringischen Gemütlichkeit anzubiedern, welche unserer Gutmütigkeit so hochgefährlich ist, ausgestattet mit allen Attributen eines Monarchen, nur nicht mit der Macht, und sehr geneigt, seine unverantwortliche Gewalt zur rechten Stunde auch unverantwortlich zu gebrauchen, sie auszubeuten zum Besten des Hauses Lothringen. Gewiß, das deutsche Parlament erschien zu früh.

Kaum bewog man die Regierungen, dieser traumhaften Reichsgewalt eine halbe Huldigung zu leisten. Bald nachher kam der unselige Tag, da sich entscheiden sollte, ob dieser stolze Reichstag irgend eine Macht besaß. Dem Manne, der „die besten Kräfte seiner Jugend, die Treue eines Menschenalters der Sache Schleswig-Holsteins gewidmet", schlug das Herz höher, als im Frühjahr ein ehrlicher Krieg seines Heimatlandes alte Leiden zu beenden schien. Er hoffte, dort im Norden werde sich die Sache der deutschen Einheit entscheiden. So stark trat Dahlmanns Teilnahme für diesen Kampf hervor, daß viele ihm, mit Unrecht, nachsagten, die deutsche Revolution habe für ihn nur darum einen Wert, weil sie Schleswig-Holstein befreie. Aber kraftlos führte Preußen den Krieg, unwürdig wich es den Drohungen der großen Mächte und schloß den Waffenstillstand von Malmö, im Namen des Deutschen Bundes, doch im Widerspruche mit den ausdrücklichen Vorschriften der Zentralgewalt. Die provisorische Regierung Schleswig-

Holsteins aufgelöst, ihre Gesetze aufgehoben — und damit folgerecht die Mandate der Abgeordneten des Landes in Frankfurt, auch Dahlmanns eigenes, annulliert — die Truppen Schleswigs von den Holsteinern getrennt, sieben unschätzbare Wintermonate für den Krieg verloren, und zu alledem der Haupturheber des Unglücks im Lande, Graf Karl Moltke, zum Mitgliede der neuen Regierung ernannt — dies die Bestimmungen eines Vertrags, der im ganzen demütigend, in einzelnen Punkten schmachvoll war. Dahlmann sah seine teuersten Hoffnungen zerstört. Das Papier zitterte in seiner Hand, und seine Stimme bebte, als er am 4. September die Interpellation an die Reichsminister richtete, welche fragte, ob all diese Schande wahr sei.

„Am 9. Junius — so schloß er — vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beschlossen, daß in der schleswig-holsteinischen Sache die Ehre Deutschlands gewahrt werden solle, die Ehre Deutschlands!" Diese Mahnung an das Heiligste, was Deutsche kennen, aus einem Munde, der nie ein Schlagwort sprach, fiel erschütternd in alle Herzen. Mit Mühe gelang es den Besonnenen, die Beratung um 24 Stunden zu verschieben. Die eine Nacht änderte nichts an dem Sinne des Mannes. Er beantragte jetzt die vorläufige Sistierung des Waffenstillstandes, und nie trat schöner an den Tag, welche Glut patriotischer Leidenschaft unter der starren Hülle seines ruhigen Wesens brannte. „Unsere eigenen Landsleute dem Untergange zu überliefern, das ist es, wozu ich den Mut nicht besitze, und darum eben bin ich so mutig." Als er die Hoffnung aussprach, Schleswig-Holstein werde widerstehen, dem Waffenstillstand zum Trotz, da gedachte unter den Hörern mancher jener Szene, die Dahlmann vor wenigen Jahren in seiner Revolutionsgeschichte so schön geschildert hatte — des Augenblicks, da Lord Chatham im Oberhause die berühmten Worte sprach: America has resisted, I am glad to hear it. Und ein Blick in eine finstere Zukunft tat sich auf, da er rief: „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmütig bei dem Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: nie!" — Er stand allein in seiner Partei; durch die Stimmen der Linken und des linken Zentrums ward der Beschluß, die Ausführung des Waffenstillstandes zu sistieren, angenommen.

Kein Schritt in Dahlmanns Leben fordert so lebhaft die wärmste

Empfindung patriotischer Teilnahme heraus, und die Gegenwart, stolz auf unsere jüngsten Erfolge im Norden, ist sehr geneigt, ihm eben diese Tat zum höchsten Ruhme anzurechnen. Wer kalt die wirkliche Lage betrachtet, kommt zu dem entgegengesetzten Urteil. Dahlmanns Verfahren war der Fehler eines reinen Patrioten, aber doch ein schwerer politischer Fehler. Alle Gründe des edeln Mannes brechen zusammen vor der einen Frage: was denn nun werden sollte? Wo war die Macht, den Waffenstillstand zu sistieren? Mit welchem Heere wollte man den Krieg gegen Dänemark weiterführen? Preußen konnte ohne schreiende Verletzung des Völkerrechts den ratifizierten Vertrag nicht brechen; auch ein Ministerwechsel in Berlin änderte daran nichts, und eine Regierungsänderung zum Besten Schleswig-Holsteins zu bewirken, war keineswegs die Absicht der unruhigen Massen in Berlin. Das Parlament überwarf sich also mit dem einzigen deutschen Staate, der in den letzten Monaten sehr wenig freilich, aber doch etwas für Deutschland geleistet; und auf diesen Bruch zwischen Berlin und Frankfurt hatten seit Monaten die Totfeinde der deutschen Einheit, die Diplomatie des Zaren Nikolaus und die Hofpartei in Potsdam, emsig hingearbeitet! — Stand Deutschlands Ehre auf dem Spiele, erwidert man, so mußte man auch den Bruch mit Preußen wagen. Nun wohl, aber wo waren die Bataillone, welche gegen Preußens Willen die Dänen schlagen konnten? Der jüngste Feldzug wurde gegen das Ende deshalb so lahm geführt, weil die Mittelstaaten pflichtwidrig ihre Kontingente nicht zum Reichsheere abgehen ließen. Und diese Staaten sollten, auf die Gefahr eines Bürgerkrieges mit Preußen, selbständig den Feldzug gegen Dänemark führen in einem Augenblicke, da sie ihrer Heere gegen die radikalen Umtriebe daheim dringend bedurften, das badische und viele andere kleine Kontingente demoralisiert und die bayrische Armee, dank der Kunstliebe König Ludwigs, seit Jahren verwahrlost war? Wer ist so kühn, nach den Erfahrungen des Dezembers 1863 noch an diese Möglichkeit zu glauben? — Wohlan, ruft man — und dieser Grund besticht am stärksten — so mußte das Parlament die Herzogtümer auffordern, daß sie selbständig, wie im Jahre 1850, ihren Krieg führten. Aber in jenem Zeitpunkte besaß Schleswig-Holstein nur einige schlecht organisierte Bataillone; und diese wenigen Truppen durch Freischaren aus Deutschland verstärken, wie Dahlmann hoffte, das hieß die Blüte deutscher Jugend in das sichere Verderben senden. Solches begriff der gesunde Menschenverstand der Schleswig-Holsteiner sehr schnell; sie fügten

sich und benutzten den Waffenstillstand, um das Heer zu schaffen, das bei Idstedt und Missunde schlug. — „So blieb endlich," sagen die Demokraten, „die Volkserhebung: das Parlament mußte als ein Konvent verfahren, die Nation aufbieten, im Notfall dreißig Throne stürzen usw.; der Septemberaufstand zu Frankfurt bewies ja klärlich, daß die Nation von hoher Begeisterung für ihr Recht im Norden durchglüht war." — Wirklich? Wollte der Himmel, es lebte bereits in unserem Volke eine so heiße vaterländische Leidenschaft, daß auf die Kunde: „Die Ehre Deutschlands ist gefährdet" Millionen Fäuste sich ans Messer ballten! Wer Deutschland kennt, wird das nicht glauben. Der Kummer um Schleswig-Holstein, wahrlich, war es nicht, was die Pöbelhaufen der Pfingstweide auf die Barrikaden trieb. Die Teilnahme im Volke für den Krieg war unzweifelhaft weit schwächer als im Jahre 1864. So bleiben nur noch jene Meinungen, welche über jeden Einwurf erhaben sind: die Ansicht, man sollte mit dem idealen deutschen „Volksgeiste" die realen Batterien auf Alsen stürmen — desgleichen die Meinung: „Das Parlament mußte mit Bewußtsein einen unausführbaren Beschluß fassen und dann heldenhaft untergehen; ein solcher Untergang ist ein moralischer Sieg." Nur leider liebt die Weltgeschichte die Theatereffekte weniger als unsere Gefühlspolitiker. Der wahrscheinliche Ausgang, wenn Dahlmanns Meinung die Oberhand behauptete, wäre weit minder tragisch, doch um so kläglicher gewesen: die großen deutschen Kabinette hätten den Beschluß des Parlaments einfach ignoriert, und nach einigen radikalen Putschen und jener ungeheueren Zänkerei, welche bei uns in solchen Fällen landesüblich ist, hätte das Parlament seine Ohnmacht eingestehen müssen. Mit kurzen Worten: Dahlmanns Rede war, im englischen Parlamente gesprochen, die Tat eines Staatsmannes, in einer Nationalversammlung ohne Macht das verlorene Wort eines edeln Patrioten, der das Unmögliche verlangte.

Die Strafe, eine schrecklich harte Strafe, folgte dem Fehler auf dem Fuße. Das Reichsministerium trat ab, Dahlmann ward beauftragt, ein neues Kabinett zu bilden. Langsam, ohne Ehrgeiz, ohne eine Ader jener rücksichtslosen Kühnheit, welche in den Personen nur Mittel zum Zwecke sieht, wußte er sehr wohl, daß er der Mann nicht war, einen großen Staat zu leiten; er bot jetzt einen gar traurigen Anblick. Seine Freunde standen auf der Seite der Gegner. Eine Verständigung mit der Linken versprach keinen Erfolg, da die Meinungen über die Mittel zur Ausführung des Sistierungsbeschlusses zu weit auseinander-

gingen, und der Mann der strengen Überzeugung konnte sich nicht zu einem Kompromiß entschließen; ich kann doch nicht, hörte man ihn sagen, mit Robert Blum zusammen im Ministerium sitzen. Während starke Aufforderungen zum Reden, heftige Ausfälle ihn reizten, blieb er wortlos; er schrieb an Gervinus, der in Rom weilte. Stürmisch forderte die Linke Ausführung des Sistierungsbeschlusses, sie verlangte die verwegensten Schritte, sogar einen Vollziehungsausschuß; Dahlmann beschwor sie, diese Anträge zurückzunehmen, nach einigen Tagen gab er verzweifelt seinen Auftrag zurück. Unterdessen waren die deutschen Truppen, trotz des Sistierungsbeschlusses, aus den Herzogtümern abmarschiert, der Waffenstillstand bestand tatsächlich, nur daß mehrere der für Deutschland härtesten Bedingungen nicht ausgeführt wurden. Am 14. September, da die Beratung über die endgültige Verwerfung des Waffenstillstandes begann, war die Stimmung in der Paulskirche bereits verwandelt. Vincke ehrte Dahlmann und sich selber, da er in einer seiner schönsten Reden von dem „durch edle Motive auf das Eis geführten" Gegner sagte: „Herr Dahlmann bedarf es nicht, daß ich ihm meine Hochachtung ausspreche, denn er besitzt die Hochachtung von ganz Deutschland, und die wird ihm bleiben." Aber welch ein Irrtum, wenn Vincke der Nationalversammlung für die Annahme des Waffenstillstandes die Achtung Europas versprach! Es war doch ein tragischer Augenblick, die Ahnung einer großen Katastrophe flog durch die Hallen, als in der Dämmerung des 16. September verkündet ward, der Waffenstillstand sei im wesentlichen gutgeheißen, und ein dumpfes, mißlautendes Getöse der Galerien dies Ergebnis begrüßte. Es waren doch prophetische Worte, die Dahlmann den Genossen zurief: „Sie werden Ihr Haupt nie wieder erheben!" An jenem Abend zerriß der Nebel, der das Auge der Deutschen monatelang umnachtet; sie hatten geträumt, eine wirkliche Reichsgewalt und ein mächtiges Parlament zu besitzen, jetzt mußten die beiden Gewalten gestehen, daß Preußen über unser Schicksal entscheidet. Wohl war es notwendig, daß die Nationalversammlung ihre Ohnmacht bekannte; aber ein so bitteres Müssen versteht der große Haufe nicht: er sah in der Mehrheit der Paulskirche einfach Verräter. Die Nationalversammlung billigte den Waffenstillstand, um nicht das Werk, dazu sie berufen war, das Verfassungswerk zu gefährden; doch im selben Augenblicke brach ihre einzige Macht, ihr moralisches Ansehen, zusammen. Es war der Anfang des Endes.

Nun regten sich alle die unsauberen Elemente, welche die Demokratie — die am buntesten gemischte unter den Parteien des stürmischen Jahres — umfaßte. Dieselben Demagogen, die eine halbe Million Deutscher in Posen den polnischen Sensenmännern ausliefern wollten, hetzten durch das Geschrei: „Verrat an Schleswig-Holstein" den Pöbel zum Mord und sinnlosen Aufruhr. Der Aufstand ward besiegt, doch auf Wochen hinaus erfüllte wilder verbitterter Parteihader die Paulskirche. Auch Dahlmann trat auf „in schwerer Sorge für seinen guten Ruf als Mensch und als Vaterlandsfreund" und protestierte gegen jede Belobung, die ihm in den Blättern der Linken gespendet werde. Bei solcher Todfeindschaft war die Versöhnung zwischen dem Zentrum und der gemäßigten Demokratie unmöglich, worauf doch das Gelingen des Verfassungswerkes beruhte. Monate waren verflossen über der Beratung der Grundrechte; denn den kurzen verständigen Entwurf der Grundrechte, welchen Dahlmann mit R. Mohl und Mühlfeld verfaßt, hatte man verworfen und jenen ausführlichen Entwurf vorgezogen, welcher die unheilvollen endlosen Debatten veranlaßte. R. Mohl bemerkt vortrefflich, daß die Versammlung, die noch keinen bestimmten Plan für die Verfassung hegte, eines solchen Tummelplatzes bedurfte, um die Kräfte der Parteien zu messen und sich selber kennenzulernen; und ebenso natürlich war, daß in einem Volke, welches bisher nur Freiheitsfragen kannte, eben die Grundrechte diesen Kampfplatz abgaben.

Dergestalt näherte man sich erst nach der Katastrophe dem Kerne der Verfassungsfrage. Noch um Michaelis, als die Deutsche Zeitung nach Frankfurt übersiedelte, strich Dahlmann den Satz ihres Programms, welcher die preußische Spitze verlangte, mit der Bemerkung: „Das kann man jetzt noch gar nicht wissen." Die österreichische Frage, so lange durch wohlgemeinte Beschwichtigungen hinausgeschoben, drängte sich endlich unabweisbar auf. Im Verfassungsausschusse entwarfen Dahlmann und Droysen die beiden Paragraphen, welche bestimmten, daß kein deutscher Staat mit nicht-deutschen anders als durch Personalunion verbunden sein dürfe. „Der Schild der Notwendigkeit," sprach Dahlmann, „deckt diese Sätze; streichen wir sie, so müssen wir zu jedem Paragraphen hinzufügen: das soll für Österreich nicht gelten — oder die Einheit Deutschlands soll nicht zustandekommen. Diese Frage steht über allen Parteien, es ist die Frage unserer Zukunft." In der Tat, ein starker Schritt vorwärts zur richtigen Erkenntnis der Sach-

lage. Aber noch war man weit von der Einsicht, daß ein lebensfähiger Bundesstaat keine Verbindung eines seiner Glieder mit außerbündischen Ländern, auch die Personalunion nicht, ertragen kann. Noch meinte Dahlmann, die Deutsch-Österreicher würden in die Zerteilung ihres Reiches in zwei selbständige Hälften willigen, „sie müßten denn im Kitzel des Herrseins ihr Heimatsgefühl verleugnen". Darum verstand man jene Paragraphen als eine „Frage an Österreich" und stellte also die Zukunft des Vaterlandes dem guten Willen des Wiener Hofes anheim, der in der Kunst des verschlagenen Zauderns, des unwahren Hinhaltens niemals seinen Meister fand. Bald erfolgte die Antwort auf die Frage an Österreich, verständlich jedem, der hören wollte; das Wiener Kabinett sprach in dem Programm von Kremsier aus, was jeder pflichtgetreue österreichische Staatsmann wollen muß: „Kein Zerreißen der Monarchie, Fortbestand Österreichs in staatlicher Einheit."

Seit dem Eintreten in die großen praktischen Fragen begann endlich eine lebensfähigere Gruppierung der Parteien. Die große Kaiserpartei schied sich ab von den Österreichern und scharte sich um das Ministerium Gagern. Nur ward leider der Rat weltkundiger Genossen nicht beachtet: das neue Reichskabinett erhielt nicht jene überwiegend preußische Zusammensetzung, welche doch nötig war, wenn man sich mit dem Berliner Hofe verständigen wollte. Daß das Verhältnis zu der Linken sich nicht besserte, ward zum Teil durch die Erbkaiserlichen selbst verschuldet; denn beherrscht von dem Widerwillen gegen die Anarchie schaute diese Partei mit Vertrauen den rettenden Taten der „Kabinette der bewaffneten Furcht" in Wien und Berlin zu und ahnte nicht, wie bald die Reaktion auch in die Hallen von St. Paul hereinbrechen werde. Kein geringerer Mann als Dahlmann hat das viel mißbrauchte Wort „rettende Tat" erfunden. Ein deutsches Reich für die reindeutschen Staaten, ein weiterer Bund mit Österreich! war fortan die Losung — ein höchst verwickelter Plan, der alle Kennzeichen einer Übergangsepoche an der Stirn trug und dann gewiß unausführbar blieb, wenn die Deutschen, statt entschlossen zuerst ihr eigenes Reich zu schaffen, köstliche Monate über unfruchtbaren Verhandlungen mit dem schlauen Nachbar verloren. „Das Warten auf Österreich," sagte Beckerath, „ist das Sterben der deutschen Einheit."

Ganz einzige, unerhörte Erscheinungen in dem Parteileben von St. Paul bewährten, daß die Frage unserer Einheit die schwerste ist

von allen, welche je einem Volke gestellt wurden. Wider Willen und Erwarten war man zu der Einsicht gelangt, daß die Reichsverfassung für Österreich nicht gelten könne, und doch saßen die Abgeordneten Österreichs im Hause. Dieser Zustand war so unhaltbar, daß schon im November gewiegte Diplomaten der alten Schule händereibend meinten, es sei Zeit, die bestaubten Uniformen auszuklopfen. Zerrissen von wütendem Parteihasse zeigte das Haus bereits das hippokratische Gesicht, die Lage war vergleichbar dem Zustande des Kongresses von Washington kurz vor der Abtrennung der Südstaaten. Die Schlagworte: Verräter, Kleindeutsche, Hinauswerfen Österreichs! umschwirrten die Erbkaiserlichen. Als der Erzjudas galt den Gegnern Dahlmann. Wer kennt nicht jene Bilder, wie der Bonner Professor einem gesunden Menschen das Bein absägt, weil er schwarzgelbe Flecken auf der Hose hat, und dergleichen? Kein Wunder, daß die Presse der Kaiserlichen auf solche Angriffe in sehr hochmütigem Tone antwortete; denn alle anderen Parteien des Hauses wußten nur, was sie nicht wollten. Unter den Österreichern entstand der Entschluß, die Verfassung, die nicht für Österreich gelten sollte, so sehr zu „vergiften“, so sehr mit radikaler Torheit anzufüllen, daß sie der Krone Preußen unannehmbar werde. Diese berufene Koalition der „Metternichschen Rechten“ und der Linken bestand so förmlich und folgerichtig keineswegs, wie die Kaiserlichen in der Hitze des Parteikampfes meinten; doch allerdings sah man jetzt „Namen, die einander anheulten“, einträchtig für die radikalsten Anträge stimmen: k. k. Legitimisten, welchen der König von Preußen als ein Gegenkaiser galt, in schöner Übereinstimmung mit den Anarchisten, welche „kein Oberhaupt“ wollten, Ultramontane und Schutzzöllner Hand in Hand mit der Demokratie. Wer heute zurückschaut auf diese Tage des Hasses, wird zwar das Verfahren der Österreicher unerhört finden — aber auch ihre Lage. Eine Partei in so verzweifelter Stellung kann nicht wählig sein in ihren Mitteln. Nicht jedem unter den österreichisch gesinnten Konservativen war jene edle Offenheit gegeben, welche einen Mann der äußersten ultramontanen Richtung, Buß, zu dem unschuldigen Geständnis bewog: „Ich bin mit der äußersten Freiheit gegangen, ich habe dabei der Linken keine Konzessionen gemacht, es war meine Überzeugung.“

Die Kaiserpartei war zurückgekehrt zu den Hauptgedanken des vielgeschmähten Siebzehnerentwurfes. Im Januar sagte Dahlmann die staatsmännischen Worte: „Österreich wird durch eine Macht von uns

getrennt, welche stärker ist als wir. Wir können in Freundschaft neben Österreich gehen, ein Übermaß erstrebter Einheit würde zur Unfreundschaft führen. Österreich krankt an seiner Stärke ebensosehr wie andere Staaten an ihrer Schwäche." Mit dieser ruhigen Überzeugung stand er ungleich fester da als Gagern, der die reichsritterliche Vorliebe für Österreich kaum verbergen konnte. Aber wenn die Illusionen über Österreichs Lage zu zerstieben begannen, der Wahn, das Parlament sei mächtig, währte fort. Als die Mehrheit durch die Anerkennung des Malmöer Waffenstillstandes ihren guten Ruf aufs Spiel setzte, da mußte sie erkennen, daß sie fortan eine Macht nur sein konnte in der engsten Verbindung mit der preußischen Regierung. Für diesen Zweck geschah von Frankfurt aus zu wenig, von Berlin noch weit weniger, denn keines Sterblichen Auge mochte die wahre Meinung der rätselhaften preußischen Noten ergründen. Preußen schwankte zwischen Wollen und Nichtwollen, und in St. Paul gebärdete man sich als eine dritte Großmacht neben Wien und Berlin; man arbeitete für Preußen, ohne zu wissen, ob der Freund das Werk billigen werde. Noch zweimal in diesen bangen Monaten trat Dahlmann mit einer großen Rede vor das Haus. Seine Verteidigung des absoluten Veto am 14. Dezember war für den maßvollen deutschen Liberalen ebenso bezeichnend wie weiland Mirabeaus gewaltige Vetorede für den genialen Tribunen — nicht ganz unähnlich einem Kathedervortrage, doch reich an staatsmännischen Gedanken. Wer widerspräche heute noch, wenn Dahlmann sagte, das Veto sei keine Freiheitsfrage, sondern eine Machtfrage? Er durfte wohl versichern: „Die Vorschläge der Gegner sind alle miteinander gleichviel wert, sie sind alle gar nichts wert," denn derweil er redete, gab sich die Unreife unserer politischen Bildung in erschreckenden Zeichen kund. Als er sagte: „In den Augen des Herrn v. Trützschler ist augenblicklich jene Regierung die beste, welche am besten zu gehorchen versteht," da erscholl auf der Linken der vergnügte Ruf: Sehr richtig!! Am 22. Januar, alsbald nach Uhland, bestieg er die Tribüne, um für das Erbkaisertum zu sprechen, und ich denke, die Zahl derer ist heute nicht mehr groß, welche eine Anmaßung finden in seinen Worten: Die Erblichkeit in der Monarchie verteidigen, das heiße das Einmaleins verteidigen. Freilich, die berufene Geschichte vom „alten Esel", die er erzählte, bewies, daß er die Anhänglichkeit der deutschen Stämme an ihre angestammten Fürstenhäuser gar sehr überschätzte. Alle Strenge des Monarchisten, alle Zuversicht des Patrioten sprach

aus den berühmten Worten: „Uns tut ein Herrscherhaus not, welches gänzlich sich unserem Deutschland widmet. An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihnen haben."

Es folgte die traurige Zeit der leblosen entseelten Debatten, da die Parteien streng geschlossen einander gegenüberstanden und die mächtigsten der Redner nur noch in die leere Luft sprachen. Es folgte die oktroyierte Verfassung, die Österreich — wie billig — als ein selbständiges Reich, ohne jede Rücksicht auf Deutschland konstituierte. In demselben Augenblicke aber, da der Kaiserstaat um sein Dasein kämpfte, wagte der unbelehrbare Hochmut des Wiener Kabinetts der deutschen Nation eine Verfassung vorzuschlagen, ohne eine Volksvertretung, doch mit einem Staatenhause, worin Österreich 38, Deutschland 32 Stimmen haben sollte! „Die Zerreißung ist vollbracht, doch nicht wir haben sie verschuldet," sagte selbst Radowitz, und wenn den Hohenzollern die glorreiche Erinnerung an Hohenfriedberg und Leuthen noch nicht geschwunden war, so mußte in solcher Stunde auch ein vermessener Beschluß Eingang finden am Berliner Hofe. Nachdem durch die vereinten Bestrebungen der Linken und der Partei Schmerlings und Heckschers die Verfassung eine lange Reihe unmöglicher radikaler Bestimmungen erhalten hatte, ward endlich das Erbkaisertum in der Paulskirche durchgesetzt, aber nicht das preußische. Denn die Mehrheit war, da die Österreicher mit über das Geschick des nichtösterreichischen Deutschlands abstimmten, so unsicher, daß man zuerst das abstrakte Erbkaisertum feststellen mußte und dann erst hoffen konnte, die Mehrzahl für die preußische Kaiserkrone zu gewinnen. So erfolgte endlich die Kaiserwahl — sicherlich ein unerfreuliches Seitenstück zu althistorischen Vorgängen und eine schwere Verletzung des Stolzes der preußischen Krone. „Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung fortzuleiten und zu schwanken hierhin und dorthin" — mit diesen Worten Goethes verkündete der Präsident das Ergebnis der langen Arbeit. Doch die Welt sollte erfahren: in Berlin galt als Weisheit, den unhaltbaren Zustand des Zweifels ziellos zu verlängern und haltlos hierhin und dorthin zu schwanken. In der zwölften Stunde, seinen eigenen Räten unerwartet, lehnte der König die Kaiserkrone ab. Nicht uns steht es an, den Stab zu brechen über die Männer, welche auf die Annahme oder auf die Abdankung des Königs, auf die zwingende Gewalt der großen Stunde

gehofft. Denn wieviel sie auch gefehlt, was — im Grunde — war ihr schwerstes Verbrechen? Sie hielten einen Kleinmut der preußischen Krone, einen in der neuen Geschichte einzigen Fall, für unmöglich, daran wir selber nicht glauben würden, wenn wir ihn nicht erlebt hätten. Eine preußische Staatskunst begann, wofür die parlamentarische Sprache nicht ausreicht: sie wollte die Oberleitung in Deutschland, doch nicht der Plebejer sollte die Krone damit betrauen. Sie dachte nicht sich mit Österreich rasch zu verständigen und den alten Zustand herzustellen; nein, sie wollte das schlechthin Revolutionäre auf legitimem Wege erreichen durch die freie Zustimmung jener kleinen Höfe, welche die Vorwände und Winkelzüge des Zauderns und Verneinens von Preußen selber gelernt hatten. Das Verhängnis aller Halbheit ereilte endlich auch die Unionspolitik.

Zum dritten Male in seinem öffentlichen Wirken hatte Dahlmann den Kronen ein edles Vertrauen entgegengebracht, und nochmals wie vordem in Kiel und Göttingen erntete er den „schwarzen Undank“, den die Linke längst vorausgesehen. Wieder mußte das allmächtige Parlament beschämt seine Ohnmacht eingestehen. Die Mehrheit hatte sich verpflichtet, die Reichsverfassung aufrechtzuerhalten. Aber der unverantwortliche Reichsverweser, der auf Heckschers Rat sein Amt nicht niedergelegt hatte, zeigte sich jetzt als Erzherzog, er verweigerte seine Mitwirkung; das Kabinett Gagern trat ab. So blieb nur eines — die Revolution. Auch an die Ruhigsten sind bei jenem Zusammenbruche aller Hoffnungen revolutionäre Gedanken herangetreten. Nach fünfzehn Jahren dürfen wir dreist sagen, daß die Nation zu einem erfolgreichen Aufstande für die Reichsverfassung in jenem Augenblicke weder gewillt noch fähig war; und eine Revolution entzünden mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit, zur Lustbarkeit oder um zu demonstrieren, ist ein Verbrechen. Wir kennen Dahlmann als einen grundsätzlichen Feind der Revolution, und schwerlich mag einer in jenen rauhen Tagen das tragische Geschick des Parlaments schmerzlicher als er empfunden haben. Seine gemessene Haltung freilich verließ ihn auch jetzt nicht. Als der Erzherzog die Versammlung durch die Ernennung des Ministeriums Grävell verhöhnte und das Parlament dies für eine Beleidigung erklärte, da beteiligte er sich nicht: er haßte dies formlose Verfahren der Leidenschaft. Seine ganze Natur zu sein und zu denken — er selber gestand es — war für das hartnäckigste Ausdauern. Ein erster Vorschlag, daß die Partei austreten sollte, scheiterte an Dahlmanns

Widerspruche. Erst als die Austritte und Abberufungen sich häuften, als er die Gewißheit hatte, bei längerem Bleiben mitschuldig zu werden an radikalen Beschlüssen, die er verdammte, als die nächsten Freunde sich zum Austreten entschlossen: da trat er endlich nach einer Nacht voll inneren Kampfes unter die Genossen und gestand, wie schwer der Entschluß ihm werde: „Ich würde es mir nie vergeben, wenn ich mir sagen müßte, ich sei zu früh ausgetreten, ich habe zu früh am Vaterlande verzweifelt; dagegen würde ich es leicht tragen, ich sei zu spät ausgetreten. Aber es wuchs in mir von Minute zu Minute die Überzeugung, daß die Gemeinsamkeit das überwiegende sei." Dann schrieb er als der erste seinen Namen unter die Austrittserklärung der vornehmsten Mitglieder der Kaiserpartei.

Nach so harter Enttäuschung stieg ihm die Ahnung auf, daß die schwere Krankheit des deutschen Staatslebens mit so sanften Mitteln, wie er gehofft, nicht zu heilen sei. Er schrieb in die Deutsche Zeitung: „Sollte diese große Bewegung an dem Übermute der Könige von Napoleons Gnaden scheitern und das Heil unseres Volkes sich noch einmal zur Nebensache verflüchtigen, so hemmt, wenn es abermals flutet, kein Damm die wilden Gewässer mehr, und der Wanderer wird die Reste der alten deutschen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynastien suchen müssen." Noch trostloser fand er die Lage auf der Versammlung zu Gotha; die müde Abspannung der Freunde entlockte ihm den schmerzlichen Ausruf: oh flesh, oh flesh, how art thou fishified! Zu raten wußte auch er nicht, man hörte von ihm das verzweifelte Wort: „Jetzt stehen wir nur noch der brutalen Tatsache gegenüber." Jawohl, rien n'est aussi brutal que le fait! Die Nation — und keineswegs bloß die Kaiserpartei, in welcher freilich die Sünden und die Tugenden des deutschen Idealismus am stärksten sich ausprägten — die Nation war in jenem stürmischen Jahre noch nicht imstande, die schreckliche Wahrheit dieses Wortes zu verstehen; darum verlief sich die Revolution im Sande. Wenn unser Volk dereinst begriffen hat, daß die brutale Tatsache der kleinköniglichen Souveränität nicht zerstört werden kann durch ein imaginäres Parlament, sondern allein durch eine andere brutale Tatsache — durch den preußischen Staat und seine Bataillone: dann wird, was dauernd und probehaltig war, in dem Tun und Denken der Kaiserpartei wieder aufleben. Dann wird die Nation die Verwünschungen zurücknehmen, welche sie im blinden Zorne der Enttäuschung über ihr erstes Parlament ergoß,

und ihm nachrühmen, was der alte Arndt ungebrochenen Mutes den Genossen zurief:

Wir sind geschlagen, nicht besiegt;
in solcher Schlacht erliegt man nicht.

Zu retten, was noch zu retten war, ging Dahlmann in die Erste Kammer nach Berlin, als die Reaktion siegesfroh ihr Haupt erhob und die oktroyierte Verfassung revidiert wurde. Wie dem deutschen Parlamente, so hatte er auch der preußischen Volksvertretung ein Seherwort zugerufen, das in den Tagen des Verfassungskonflikts in Erfüllung ging. Der wichtigste Fall der Session war der Streit über den Artikel 109 der heutigen Verfassung („die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben") — eine ursprünglich transitorisch gemeinte Bestimmung, welche für die Regierung leicht die Handhabe werden konnte, um das Steuerbewilligungsrecht des Landtages aus den Angeln zu heben. Herr v. Bismarck allein erklärte bereits unverhohlen, daß ein großer Staat sich nicht regieren lasse mit dem unbedingten Steuerbewilligungsrechte des Parlaments. Aus der unendlich vertrauensvollen Mittelpartei ließ sich die politische Unerfahrenheit in naiven Worten vernehmen: wo sei die Gefahr bei diesem Artikel? wenn der Landtag das Budget nicht bewillige, wie könnte dann eine Regierung bestehen? Dann habe sie zwar Einnahmen aus den bestehenden Steuern, doch Ausgaben dürfe sie nicht machen! Die vielgeschmähten Doktrinäre, die Dahlmann, Kühne, Camphausen, Hansemann, standen in der Opposition, sie besaßen Welterfahrung genug, um zu wissen, daß wer die Macht hat, sich das Recht nehmen kann. Darum entlud sich auf ihr Haupt der ganze Zorn des Freiherrn v. Manteuffel: Alle Parteien, erklärte der Minister, hätten in diesem Staate ein Recht dazusein, nur nicht die Doktrinäre. In einer eindringlichen Rede beschwor Dahlmann das Haus, „für keine Fassung zu stimmen, die das Steuerbewilligungsrecht unserer Volksvertretung irgend zweifelhaft läßt oder auch nur seinen Eintritt verspätet. Wenn wir heute weichlich nachgeben, so wird die Volksvertretung dieses Recht, welches ihr auf die Dauer nicht entgehen kann, nur gewinnen durch einen langen Kampf! Es wäre über alles traurig, wenn die Geschichte von diesen Tagen melden müßte, es habe die gemäßigte Partei, die Partei der wohlwollenden Vaterlandsfreunde, in Preußen die Klippe der Demokratie freilich zu umschiffen vermocht, allein sie habe nicht Energie des Charakters, nicht klaren politischen Blick, nicht edle Selbstverleugnung genug besessen, um eine heilsame Verfassung für

das Vaterland zu begründen. Möge das nimmer geschehen!“ Dennoch geschah es also, und ein strenges Urteil muß bekennen, daß die Partei des Redners selbst einige Schuld an dem unklaren Ausgang trug. Noch herrschte überall im liberalen Lager der Glaube, daß die Macht über den Beutel den Eckstein der parlamentarischen Rechte bilde; und doch scheute sich ein richtiger politischer Instinkt, das Dasein des Staates der Willkür wechselnder Kammermehrheiten gänzlich preiszugeben. Über den Unterschied der gesetzlich feststehenden und der wechselnden Staatsausgaben hatte die deutsche Staatswissenschaft noch nicht ernstlich nachgedacht. Die schimpfliche Feigheit, welche der deutsche Adel während der Revolution gezeigt, hatte den Verfasser der „Politik“ von mancher alten Vorliebe geheilt. Er fand jetzt, daß die lebensfähigen Elemente unserer Gesellschaft demokratisch seien, und warnte vor der Bildung eines erblichen Herrenstandes: unsere Ersten Kammern könnten nur dem belgischen Senate nachgebildet werden. Das war das Ende seiner politischen Laufbahn.

Sein letztes Jahrzehnt verbrachte er wieder in Bonn, sehr tätig als Lehrer. Der regsamere Teil der Studentenschaft brachte noch die alte Liebe dem stattlichen Greise entgegen, der ungebeugt mit dichtem dunklem Haar einherging. Die Burschenschaften zogen nie rheinaufwärts zum Kommerse, ohne vor Dahlmanns Hause die Fahne zu schwenken und ihm ein Hoch zu bringen. Argwöhnisch beobachtete ihn die Regierung; nur um so ernster übte er die Pflicht, seine Schüler über den Staat der Gegenwart zu belehren. Scharf und schneidend pflegte er die Vorlesungen über die deutsche Geschichte abzuschließen mit einer Schilderung des wiederhergestellten Bundestages. „Seitdem ist jede Hoffnung auf die Einigung Deutschlands verschwunden, und wie der Rechtszustand daniederliegt, davon geben Kurhessen und Schleswig-Holstein ein Zeugnis. Doch genug, übergenug, ich schließe.“ — Auch ein köstlich naiver Abriß der deutschen Geschichte, den der Alte für eine Enkelin niederschrieb, bricht ab mit den Worten: „Es gibt aber doch kein deutsches Reich mehr; wir haben bloß deutsche Länder übrigbehalten, deren zahlreiche Fürsten zwar untereinander verbündet, aber wie früher meist uneins sind. Nur im Zollwesen will man sich einig werden.“ — Mehr denn ein junger Mann hat an dem Bilde des alten Herrn gelernt, was das schwere Wort bedeute: die Wissenschaft adelt den Charakter. Auch seine Strenge milderte sich nicht im Alter; sie verschuldete, daß der ultramontane Max v. Gagern nicht

nach Bonn gerufen ward und dergestalt Preußen ein bedeutendes Talent nicht gewann, das heute seinen Feinden dient. Den Fernstehenden erschien der Alte starr und verschlossen, von abweisendem Ernst. Die Seinigen und ein kleiner Kreis treuer Freunde wußten von seiner milden Freundlichkeit, dann und wann auch von einem Aufblitzen seiner heiteren Laune zu erzählen. Als ihm eine katholische Schwiegertochter in das Haus geführt ward, sprach er, wie dem Rheinländer geziemt, das gute Wort: „Unser Vaterland ist nun einmal konfessionell geteilt, da ists recht heilsam, wenn wir im eigenen Hause lernen, uns zu vertragen." Auf die Lästerreden von dem Königtum von Gottes Gnaden gab er die Antwort: „Mag einer noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten sein, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat; wenn aber er nicht, wer denn sonst?" An seinem preußischen Glaubensbekenntnisse hielt er treu bis zum Tode; mitten in den Tagen der Entwürdigung der Krone schrieb er zuversichtlich: „Mir bleibt immer der Eindruck, daß uns Deutschen vornehmlich Macht nötig sei, weit mehr als Freiheit, und wie die nötige Macht im Weltteile uns auf anderem als monarchischem Wege zuwachsen soll, will mir nicht klar werden."

Der Abend seines Lebens war sehr trüb: von seinen nächsten Freunden starb ein guter Teil hinweg, auch Frau und Tochter wurden ihm entrissen. Auch Otto Abel starb, der vielverheißende schwäbische Historiker, der vordem dem Siebzehnerentwurfe mit dem Enthusiasmus der Jugend zugejubelt hatte und jetzt in Dahlmanns Hause fast wie ein Sohn verkehrte; er rieb sich auf, weil sein Traum von der Kaiserherrlichkeit der Hohenzollern nimmer Wahrheit werden wollte. Am 5. Dezember 1860 ward Dahlmann rasch vom Tode ereilt. Er ruht auf jenem schönen Friedhofe, wo dem Römer Niebuhr sein König ein römisches Denkmal erbaute, wo neben der alten Abteikapelle die Größen des neuen Bonn, die Schlegel, Bunsen, Arndt, die letzte Stätte gefunden.

Fast jeder vielgenannte Mann hat einen Doppelgänger in der öffentlichen Meinung. Unfähig einen bedeutenden Charakter als ein Ganzes zu begreifen, haftet die Menge gern an einer auffälligen Äußerlichkeit; und findet sich gar ein witziger Kopf, jene wahre oder unwahre Eigenheit mit beißendem Witze zu verspotten, so entsteht ein Zerrbild, das kein Reden mehr aus den Köpfen der Menschen vertreibt. So ist die Meinung entstanden, Dahlmann sei das Haupt jener Theoretiker, die alles Heil in einigen unverbesserlichen Verfassungsparagraphen

finden; und doch zählte er zu den ersten, die unserem Volke eine freiere, minder schablonenhafte Auffassung des Staatslebens eröffneten. Das Geschlecht stirbt nie aus, welches sich dann am herrlichsten dünkt, wenn es mit unheiligen Sohlen herzhaft auf dem Rasen trampelt, der die Gebeine unserer Väter deckt; so werden auch Karl Voigts Witze über den alten Esel Dahlmann jederzeit eine gläubige Gemeinde um sich versammeln. Und noch häufiger läßt sich die Rede hören, Dahlmann habe sich überlebt. Sicherlich, von den Sätzen seiner Politik haben wir mehrere längst über Bord geworfen, und seit es keinen Rechtsboden des Deutschen Bundes mehr gibt, muß unsere nationale Politik neue, weit kühnere Wege einschlagen. Aber — so viel langsamer als die Ideen schreiten in Deutschland die Zustände vorwärts — die meisten jener Ziele, nach welchen Dahlmanns politisches Wirken sich bewegte, sind für uns noch immer ein Gegenstand nicht des Genusses, sondern der Hoffnung. Er stritt für das deutsche Recht in Schleswig — und vor wenigen Monaten noch betrat der Deutsche bei Altona die Fremde. Er kämpfte für den Rechtszustand in Hannover — und er selber mußte noch erleben, wie das Spiel von 1837 gemeiner denn zuvor abermals aufgeführt ward. Er wollte den Deutschen eine nationale Staatsgewalt gründen — und noch heute schaltet über uns der Bundestag. Er wollte Preußens Verfassung sicherstellen vor dem Junkertume und ministerieller Willkür — und noch immer krankt Preußen an seinem Herrenhause und den ungesicherten Rechten seiner Volksvertretung.

Von dem politisch erfahrensten Volke der Erde werden dieselben Locke und Bentham, welche kläglich Schiffbruch litten, als sie einem wirklichen Staate eine Verfassung gaben, als Lehrer der Politik in hohen Ehren gehalten. Sollen wir Deutschen die Bedeutung der politischen Wissenschaft niedriger schätzen? Sollen wir die tiefen und guten Gedanken der Schriften Dahlmanns darum mißachten, weil ihrem Urheber der Genius des praktischen Staatsmannes versagt war? Alle Parteien Deutschlands kranken an doktrinärem Wesen; denn die lebendige, praktische Staatsgesinnung erlangt ein Volk nur durch die Übung in der Freiheit; und woher sollte uns diese Übung kommen, die wir nicht einmal eine Bühne nationaler Staatskunst besitzen? Schon Dahlmanns Revolutionsgeschichte spricht die Ahnung aus, daß er und seine Freunde dem Märtyrertume nicht entgehen würden. Auch uns, auch den Mittelparteien von heute, wird das gleiche Los bereitet werden, auch auf unseren Doktrinarismus wird ein jüngeres Geschlecht herab=

lassend niederschauen. Und wohl uns, wenn dann in unseren Reihen die Zahl der Männer nicht klein ist, deren Bürgertugend und Seelenadel sich mit Dahlmann messen darf! Wer Dahlmanns Namen nennt, soll der Worte gedenken, welche der Bonner Professor schrieb, als er seinen rheinischen Landsleuten die traurige Märe erzählte von dem Tode des Letzten aus dem holsteinischen Grafenhause: „Wenn ich den Chor christlicher Tugenden mustere, den man jetzt häufig spazieren führt, sucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernster Schönheit, im strengen Ebenmaße der Glieder, alte verschollene vaterländische Kunden reden. Unter ihrem festen Tritte sprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. Sie muß das Haus hüten, höre ich. Möge sie behüten das Haus der Deutschen, die hohe Gerechtigkeit!“

Otto Ludwig.

(Leipzig 1859.)

Kein Satz steht dem Ästhetiker so fest wie dieser, daß die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können. Und keine Tatsache steht dem Beobachter des Kunstlebens so fest wie diese, daß nicht das Drama, sondern der Roman sich heute der höchsten Volksgunst erfreut. Man mag diesen Widerspruch beklagen, und ich beklage ihn lebhaft — aber die ästhetische Empfänglichkeit eines Volkes läßt sich nicht meistern, sie gehorcht ebensowenig wie die Gestaltungskraft der Künstler den Machtsprüchen der Theorie. Die Vorliebe der Zeitgenossen für den Roman entspringt zum Teil der Trägheit; denn das Drama mutet der Phantasie der Hörer eigene Tätigkeit zu, während der stoffliche Reiz des Romans auch den Stumpfsinn erregt. Doch zugleich sagt uns ein richtiges Gefühl, daß die eigentümlichsten Gedanken der Gegenwart bisher in dem Romane ein getreueres Abbild gefunden haben als im Drama. Die jüngste Epoche der deutschen Poesie läßt sich kurz bezeichnen als eine Zeit, welche nach dem Drama sucht, ohne es zu finden. Der lebensfähigen Dramen sind heute so wenige, daß man einigen Mutes bedarf, um ernstlich zu glauben, dies Suchen sei nicht bloß den Reminiszenzen der Weimarschen Tage, sondern einem ursprünglichen Drange der Gegenwart entsprungen. Recht als ein Vertreter dieser suchenden Zeit, als eine tragische Gestalt erscheint uns Otto Ludwig, ein Dichter, der mit allen Kräften eines starken Geistes dem Ideale des Dramas nachtrachtete und endlich doch erleben mußte, daß eine seiner Erzählungen den Zeitgenossen als das schönste seiner Werke galt.

Halb lächelnd, halb beschämt gedenken wir heute des sonderbaren Streites der angeblichen Idealisten und Realisten, welcher in den fünf-

ziger Jahren die Spalten so vieler Blätter mit gehässigem Zanke füllte. Als die Ausläufer der Romantik sich in phantastische Experimente verloren, bald die Kunst zum Gegenstande der Kunst machten, bald schattenhafte Märchengestalten erschufen, welche jeder menschlichen Wahrheit und darum der Schönheit entbehrten: — war es nicht natürlich, daß damals frische, mit gesunder Sinnlichkeit begabte Dichter, jenes schwächlichen Treibens müde, mit kecker Hand in die derbe Wirklichkeit des niederen Volkslebens griffen? Dieser aus der Lage der Dinge entsprossenen Richtung verdanken wir die allmähliche Rückkehr der erzählenden Dichtung zu kräftigen, lebenswahren Gestalten. Aber die Dorfgeschichte, die bei ihrem ersten Auftreten, in Immermanns Münchhausen, wie ihr gebührte, nur als eine Episode erschienen war, begann bald sich als die Herrscherin zu fühlen. Der prosaische Sinn der Zeit, froh der großen Triumphe der deutschen Arbeit, stellte dem Dichter die Zumutung, daß er das Schöne suche unter den Düften des Heues, beim Klappern des Webstuhles. Man verwechselte das Ideale und das Abstrakte, schalt über Unnatur, so oft ein Poet über die Schilderung des platt Alltäglichen hinausging. Die realistische Ästhetik bewunderte alles Ernstes den dürftigen Ruhm jenes alten Malers, dessen Trauben die Gier der Sperlinge reizten; sie lief Gefahr herabzusinken zu der Rohheit des großen Haufens, dessen Kunstgenuß, nach Goethes klassischem Worte, nur darin besteht, daß er das Abbild mit dem Urbild vergleicht.

Ihr gegenüber scharte sich nach und nach eine seltsam gemischte Gesellschaft. Zarte musikalisch gestimmte Naturen, welche das lyrische Element in jenen realistischen Dichtungen mit Recht schmerzlich vermißten; sinnige Verehrer der Goetheschen Muse, die sich aus der Enge der prosaischen Lebensverhältnisse zurücksehnten nach der freieren Luft und der reinen Formenschönheit der antiken Welt; vor allen aber talentlose Schriftsteller, die greisenhaften Epigonen des „jungen Deutschlands", denen die leibhaftige Wahrheit der Dorfgeschichten ihren eigenen Mangel an Gestaltungskraft klarmachte — sie alle vereinigten sich zu dem Rufe, bei dem Streben nach dem Charakteristisch-Wahren gehe die Schönheit verloren. Für das heutige Geschlecht bedarf es kaum noch der Versicherung, daß die hellen Köpfe der beiden streitenden Parteien im Grunde eines Sinnes waren. Darin liegt ja die Größe, der Tiefsinn der Poesie, daß sie, vielseitig, allumfassend, nicht wie die Skulptur den idealistischen, nicht wie die Malerei den charakteristischen Stil begünstigt, sondern beiden freien Spielraum gewährt. Jener zarte Sinn

für die reine Form, welcher mit selbstvergessenem Entzücken selbst der abstrakten Schönheit der Linien zu folgen vermag, von den großartigen Umrissen eines Gebirges bis herab zu den lieblichen Wellenwindungen eines Frauenscheitels — er ist dem Dichter nicht minder unerläßlich, als der kecke Mut, der seine Lust hat an den mannigfachen Verzerrungen, in denen das Menschenleben die Idee des Schönen entstellt und gebrochen zur Erscheinung bringt. Erst die Vereinigung dieser Kräfte macht den Dichter. Nur ein Mehr oder Minder, ein Vorwiegen der einen oder der anderen Richtung ist an einzelnen Künstlern wie an ganzen Zeiträumen wahrzunehmen. Und wenn wir die prosaischen Lebensformen unserer Tage, ihr unstreitbar mehr auf das Wahre denn auf das Schöne gerichtetes Gefühl betrachten, so läßt sich gar nicht leugnen: für einen modernen deutschen Dichter, der seiner Zeit ein offenes Herz entgegenbringt, ist die Hinneigung zur charakteristischen Darstellungsweise nicht Sache der freien Wahl, sondern Ergebnis geschichtlicher Notwendigkeit. — In dem heftigen literarischen Kampfe jener Zeit fanden so einfache Wahrheiten kein Gehör; jeder Künstler ward unbarmherzig hineingezerrt in den Parteihader des Tages. Otto Ludwig selbst hat sich von den kritischen Fehden vornehm zurückgehalten, er hat zur Welt nie anders gesprochen als durch seine poetischen Taten. Trotzdem erkor ihn die buntscheckige Menge der Gegner der charakteristischen Darstellungsweise zur Zielscheibe ihrer bittersten Anfeindungen; er sollte der wahre Bannerträger sein der Poesie des Tütendrehens. Wunderlicher Irrtum! Wie wahr ist es doch, daß die Lebenden einander nicht verstehen! Heute, da jener törichte Zank längst verstummt ist, da Otto Ludwig nicht mehr unter uns weilt, sei der Versuch gestattet, ein treues Bild des edeln Mannes zu zeichnen. —

Eine harte, freudlose Jugend gewährte dem Dichter nur allzuoft einen Einblick in die Nachtseiten des Menschenherzens. Er war zu Eisfeld im Jahre des deutschen Freiheitskrieges geboren und wuchs heran in jenen müden Zeiten, da noch kaum ein Lichtstrahl eines öffentlichen Interesses die Gedanken der Menschen in einer thüringischen Kleinstadt hinweglenkte von den Sorgen und Kämpfen ihres engen häuslichen Daseins. Er erlebte frühzeitigen Liebeskummer, raschen unheilvollen Schicksalswechsel im Hause der Eltern, sah unter den Verwandten wilde Auftritte entfesselter Leidenschaft in gedrückten ärmlichen Verhältnissen, und da er eine Zeitlang hinter dem Ladentische stehen mußte, trat ihm das kleine Alltagstreiben der wunderlichen Käuze, die jene Zeit des un=

gestörten Philistertums erzeugte, dicht unter die Augen. Das Völkchen um ihn her begann bald zu ahnen, daß eine ungewöhnliche Kraft in der Seele dieses jungen Menschen arbeitete. Ein Augenzeuge erzählte mir einst, wie Thorwaldsen einmal im lebhaften Gespräche im Zimmer auf- und abging, die Hände auf dem Rücken gefaltet und einen Tonklumpen zwischen den Fingern knetend; nach einer Weile holte er den Ton hervor, und siehe da, er hatte die edeln Umrisse eines schönen Kopfes geformt. Auch in der Phantasie des jungen Thüringers lag ein Zug von dieser unbewußten geheimnisvollen Schöpferkraft. Er lebte und webte in einer reichen Traumwelt; glänzende Gestalten tauchten auf vor seinem inneren Auge, traten ihm in den Weg, wo er ging und stand, in körperlicher Fülle, in beängstigender Nähe. Vielleicht ist kein deutscher Dichter seit Heinrich Kleist durch eine solche übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens zugleich beglückt und gepeinigt worden. Doch der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein bestimmtes Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war ebenso unstet als vielseitig; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch ungeschieden durcheinander lagen und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte. Er hört entzückende Melodien in seinem Innern klingen und beginnt zu komponieren, er zeigt ein lebhaftes Gefühl für die bildende Kunst und sieht die Erscheinungen, die ihm aufsteigen, blendend vor sich in reicher Farbenpracht, so deutlich, daß er das leiseste Zucken ihrer Mundwinkel nachzeichnen könnte; er fühlt die ersten Regungen seiner Dichterkraft und spielt in einem Liebhabertheater zugleich den Dramaturgen und den Kapellmeister.

Als er endlich meint, seinen Beruf für die Musik erkannt zu haben, und die Güte eines Gönners dem Armen das Studium der Kunst ermöglicht, da führt ihn sein Unstern in das höfliche Sachsen. Dem derben Sohne der thüringer Berge graut vor diesen glatten Städtern, vor „der erlogenen Jugend auf diesen Leipziger Gesichtern“. Er sehnt sich heim nach der alten Bastei in Eisfeld, wo er so oft mit schlichten, kernhaften Freunden geplaudert, zieht sich scheu vor den Menschen zurück. Noch in späteren Jahren, wenn er die hohen Gestalten der Bilder in der Dresdener Galerie betrachtete, erschien ihm das moderne Volk mit seiner Hast und seiner Leere oft nur wie ein Haufen „aufgepappter Nürnberger Männlein“. Er erwarb jetzt, während er eifrig seiner Kunst oblag, durch harte, aufreibende Arbeit eine allgemeine Bildung, die doch

immer unfertig blieb, bis er endlich — man sagt, nach dem Anhören einer Beethovenschen Symphonie — sich traurig gestehen mußte, daß die Welt der Musik nicht die seine sei. Nun erwachte seine dramatische Kraft. In seinen dreißiger Jahren geht er noch tastend die Irrgänge des Schülers, mannigfach aufgeregt bald durch die reckenhafte Größe der altnordischen Sagenwelt, bald durch die Spukgestalten der neuen Romantik. Ich verdanke der Güte der Witwe Otto Ludwigs die Kenntnis zweier Dramen aus dieser Zeit, und ich vermag lebhaft nachzuempfinden, wie bald der strenge, rastlos aufstrebende Geist des Dichters, der sich nie genug tat, von so unreifen, chaotischen Werken sich abwenden mußte. „Das Fräulein von Scudery" ist eine wenig glückliche Bearbeitung der bekannten Schauergeschichte von Callot-Hoffmann; die phantastische Willkür der Erfindung, welche der Novellist durch den leichten Fluß seiner Erzählung, durch eine gewisse diabolische Grazie zu verstecken weiß, trtit in dem Drama grell, in widerwärtiger Klarheit hervor. Minder formlos, aber auch weniger eigentümlich ist das Trauerspiel „Die Rechte des Herzens".

Es gereicht dem Scharfblick Eduard Devrients zur Ehre, daß er aus einzelnen mächtigen Klängen ursprünglicher Leidenschaft, welche in diesen unfertigen Dramen zuweilen aufbrausen, das Talent des Dichters erkannte und ihm die Schule der Dresdner Bühne eröffnete. Was wußte die Klatschsucht des ängstlichen Dresdner Philisters nicht zu erzählen von dem schweigsamen Sonderling, der zuweilen mit seiner langen Pfeife im Großen Garten erschien — eine hohe schlanke Gestalt, schöne, tiefe deutsche Augen, ein großes bleiches Gesicht von langem Haar und Bart umschattet. Ein Ton matter und platter Gemütlichkeit war aus der Dresdner Künstlerwelt niemals ganz verschwunden seit jener Zeit, da die Abendzeitung ihre Wasserkünste spielen ließ, bis herab zu diesen neueren Tagen, da der wackere Julius Hammer verständnisinnig um sich und in sich schaute. Doch alle mannhaften und tiefen Naturen aus diesen gefühlsseligen Kreisen suchten gern das stille Haus des Thüringers auf; und wer ihm irgend nähergetreten, pries bewundernd die seltene Hoheit dieses Künstlergeistes, wie besonnen und verständig er im täglichen Leben schaltete, wie treu und wahrhaftig die Stimme der Empfindung aus seinem Herzen klang, und wie geistvoll er in seinem derben Thüringer Dialekte über die höchsten Probleme der Kunst zu reden wußte, wenn man nur anzuklopfen verstand. Eine glückliche Ehe und der günstige Bühnenerfolg zweier Tragödien schienen dem

Dichter endlich, da er das vierzigste Jahr schon überschritten hatte, die Bahn eines wohlgeordneten ehrenvollen Lebens zu eröffnen; da warf ihn ein grausames Siechtum danieder, betrog ihn und uns um die Früchte seines Schaffens. Unermüdlich tätig, nie verlassen von seiner Seelenstärke, hat er noch viele Jahre hindurch der Krankheit widerstanden, bis er endlich, kaum zweiundfünfzigjährig, erlag.

Es muß ein harter Kampf gewesen sein, der den Dichter des „Fräuleins von Scudery“ befreite von den allzulange verfolgten romantischen Idealen. Genug, er brach mit dieser phantastischen Welt, endgültig nach seiner starken Art; er wollte fortan auf eigenen Füßen stehen, „Natur und Wahrheit geben, ja die Wirklichkeit selbst — so schrieb er — nicht die rohe, sondern die schöne“. In der Tat erschien das Trauerspiel „Der Erbförster“, das in Dresden (1852) zum ersten Male über die Bretter ging, wie eine leidenschaftliche Kriegserklärung gegen alle romantische Verschwommenheit. Es ist kaum möglich, über die ungeheuerliche Fabel dieses seltsamen Dramas ein allzu hartes Urteil zu fällen. Das Thema von Kleists Kohlhaas, das Bild des wackeren Mannes, der durch gekränktes Rechtsgefühl ins Unrecht gestürzt wird — dieser alte schöne grunddeutsche Stoff erscheint hier sonderbar verzerrt. Ein leichter, ja komischer Streit zwischen dem wackeren Förster und seinem nicht minder wackeren Herrn wird durch allerlei äußere Umstände, durch eine verwickelte dramatische Maschinerie, die den Einfluß von Lessings Emilia Galotti nur allzu deutlich erkennen läßt, emporgeschraubt zu der Höhe eines tragischen Kampfes; zuletzt greift gar der gemeine Zufall ein, und der Förster erschießt, indem er den Sohn des Feindes töten will, sein eigenes Kind.

Und doch, was war es, das damals die Hörer in gespannter Teilnahme auf den Bänken bannte? Warum regte sich kein Lächeln bei den widersinnigen Zumutungen, welche der Dichter an uns stellt? In leibhaftiger Wirklichkeit, mit überwältigender Wahrheit traten uns diese Menschen entgegen; während des Schauens zum mindesten vermochte der Zweifel nicht sich zu regen. Ein jeder fühlte: das ist tief innerlich empfunden, das ward geschrieben mit jener Sammlung des ganzen Wesens, welche in der heutigen Kunst — bei der Masse von Bildungsstoff, die auf den Künstler eindrängt und seine Teilnahme zerstreut — eine unendlich seltene Erscheinung ist. Diese Gestalten hatten von dem Blute des Lebens getrunken, sie sagten uns nicht, was der Dichter mit ihnen wollte, sie sagten, was sie selber wollten, und sie sprachen

es aus, ohne es recht zu wissen. Eine feine und tiefe Unterscheidung, die den Nagel auf den Kopf trifft und von Otto Ludwig in seinen Selbstbekenntnissen oft betont wird; der kalte Verstand begreift sie kaum, das gesunde Gefühl empfindet sie augenblicklich. Gerade die gebildeten Hörer, befangen in der Reflexion, an stete Selbstbeobachtung gewöhnt, zeigen heute wenig Sinn für die rechte Objektivität des Dramatikers; sie sind befriedigt, wenn die Gestalten auf der Bühne nur nichts sagen, was ihrem Charakter widerspricht, und hören gern jene pikanten epigrammatischen Selbstbekenntnisse, welche doch lediglich den psychologischen Scharfsinn, den analytischen Verstand des Dichters, nicht seine Gestaltungskraft zeigen. Hier aber erschien ein echter Dramatiker, der völlig hinter seinem Werke verschwand. Der unglückliche Dichter, der mit seinem schwerflüssigen Talent, seinen unablässigen grübelnden Seelenkämpfen dem fruchtbaren, glückselig heiteren Genius Albrecht Dürers gegenübersteht wie die Nacht dem Tage, zeigt doch in der naiven Wahrheit, der knorrigen Eigenart seiner Charaktere eine Verwandtschaft mit dem alten Maler.

Und warum fanden sie so wenig Anklang, jene kritischen Stimmen, welche mit der naheliegenden Behauptung auftraten, hier sei die krasse Trivialität der Schicksalstragödien wieder auferstanden? Nein, hier ist nichts von jener leichtfertigen Frivolität, die des Menschen Tun und Denken an einen rohen Zufall knüpft. Ein alttestamentarischer Ernst schreitet durch das Stück; der Dichter scheint frivol, weil seine gewissenhafte Strenge zur Härte wird. „Unschuld und Verbrechen stehn an den Enden des Menschlichen; aber den Unschuldigen und den Verbrecher trennt oft nur ein schnellerer Puls“ — das ist ein Ausspruch frevelhafter Schwäche, wenn er die Sünde entschuldigen soll. Aber Otto Ludwig versteht ihn im Sinne einer Anklage; er glaubt gerecht zu handeln, wenn er „einem raschen Worte, das unser Herr wird, weil wir uns nicht die Mühe geben, sein Herr zu sein“, die furchtbarsten Schrecken folgen läßt. Eine freudlose, trostlose Lebensweisheit, eine arge Verirrung, gewiß, aber die Verirrung eines tiefen und starken Geistes!

Vielleicht noch peinlicher als den grausamen Schluß empfand der Hörer die schwüle beklommene Luft, die über dem gesamten Werke liegt. Diese starken wilden Leidenschaften im engsten Raume tobend — das macht den Eindruck eines Sturmes im Glase Wasser, dabei geht die Harmonie von Form und Inhalt verloren. Die Berechtigung

des dörflichen und kleinbürgerlichen Lebens in der Tragödie bleibt schlechterdings eine sehr beschränkte. Worin besteht der poetische Reiz jener schlichten Lebenskreise? In der Einfachheit, der heimlichen Enge, dem traulichen Frieden eines der Natur noch nicht entfremdeten Daseins. Wie anders in dieser Tragödie! Von dem ästhetischen Reize des Wald- und Jägerlebens ist nicht die Rede; nur die Härte, die Unfreiheit der prosaischen Lebensverhältnisse tritt uns entgegen. Wo die Leidenschaft tobt, da erscheint sie in häßlicher Form: ausgehauen wird des Försters Sohn, und den ruchlosen Mordtaten muß sich die feige Waffe der Büchse als Mittel bieten. Fürwahr, das sind keine Äußerlichkeiten. Wenn der Dichter in der ersten Bearbeitung seinen Helden aufs Gericht gehen ließ, um für den Totschlag den Tod zu finden, wenn er später den juristischen Fehler durch einen psychologischen ersetzte und diesen starren Gläubigen durch Selbstmord enden ließ: — liegt darin nicht ein bedenklicher Fingerzeig, wie wenig diese harmlosen Lebenskreise sich für die Tragödie eignen? Die komische, die rührende Dichtkunst findet in solchen einfachen Zuständen ihr natürliches Element. Die Tragödie schreitet auf geweihtem Boden, sie verlangt den Kothurn, sie fordert eine reine, von dem Dunst und Staub des alltäglichen Lebens gesäuberte Luft, sie fordert große Verhältnisse, wenn die großen Leidenschaften, welche sie entfesselt, groß erscheinen, harmonisch wirken sollen, wenn ihr Eindruck nicht traurig statt tragisch, niederschlagend statt erschütternd sein soll. Oder wäre es ein Zufall, daß die große Familientragödie des Lear, das psychologische Drama des Tasso in der vornehmen Welt spielen? Wir sind weit entfernt, den niederen Ständen die tragische Hoffähigkeit kurzweg abzusprechen; aber es bedarf ungewöhnlichen Glückes, wenn der Dichter einer kleinbürgerlichen Tragödie die arge Klippe umschiffen will, daß die Leidenschaften in diesem engen Raume verkümmert, gebrochen erscheinen, und daß die rächenden Mächte des bürgerlichen Lebens, der Gendarm und das „Trillerhäusle", mit ihrer handgreiflichen Häßlichkeit den Kunstgenuß zerstören.

Noch mehr. Die Tragödie verlangt volle Zurechnung, individuelle Freiheit des Entschlusses der Handelnden, und auch darum sind die Höhen des Lebens ihr natürlicher Boden. Keine Spur davon in unserem Trauerspiele. Dieser Held bewegt sich in einer engen Welt fester Rechts- und Ehrbegriffe, welche nicht minder starr, aber weit minder ästhetisch sind als die Satzungen spanischer Ritterlichkeit

in den Dramen Calderons. Seine Ehre glaubt er geschändet, wenn sein Gutsherr ihn wegen einer Meinungsverschiedenheit aus dem Dienste entläßt, sein Ansehen denkt er zu wahren, wenn er mit der Furcht statt der Liebe Weib und Kind an sich fesselt. Auch Kleists Kohlhaas ist ein schlichter Mann aus dem Volke; doch hier zeigt sich die überlegenheit dieses mit Ludwig verwandten und doch ungleich größeren Geistes. Kleist läßt seinen Helden klar und einfach denken, also daß wir alle, hoch und niedrig, sofort verstehen, warum er in seinem Rechte gekränkt zur Selbsthilfe greift. Dem Erbförster dagegen widerfährt zwar eine Unbill, doch kein Unrecht, er wird als ein widerspenstiger Diener von seinem Herrn entlassen. Der brave Mann empfindet man dunkel — und wir mit ihm —, daß das formelle Recht diesmal zur unsittlichen Härte führt; in ihm regt sich die uralte, die echt-menschliche und doch ewig unerfüllbare Forderung, daß die Ordnung des Rechts und die Ordnung der Sittlichkeit sich decken sollen. Aber der Dichter verschmäht, dies klare und wirksame Motiv zu benutzen; er leiht seinem Helden nicht die Beschränktheit der Leidenschaft, welche im Drama ein ewiges Recht behauptet, sondern die Beschränktheit der Unbildung, die der Hörer belächelt. Der unwissende Förster kann das sonnenklare Recht seines Dienstherrn nicht begreifen, und auf dieser Dummheit des Helden ruht am Ende der ganze tragische Konflikt! — „So sind meine Thüringer" — pflegte Ludwig zu antworten, wenn man ihm solche Bedenken einwarf; er gedachte dann aller der harten und beschränkten Naturen, die ihm droben auf dem Walde begegnet waren, er erzählte von jenem Manne in Eisfeld, der mit den Seinen dem Hungertyphus erlag, weil er es für eine Schande hielt, der Behörde seine Dürftigkeit zu bekennen. Aber sind solche Empfindungen, weil sie im Leben vorkommen, poetisch wahr? Ist der Hörer, der mit freieren menschlichen Ideen an das Werk herantritt, imstande, sie nachzuempfinden oder auch nur zu begreifen? Die enge kleine Welt, worin der Dichter aufwuchs — sonst ein Segen für den Künstler, denn sie schenkt ihm, was keine Bildung ersetzen kann, Vertrautheit mit der Natur, mit dem einfachen Ausdrucke starker Empfindungen —, sie gereicht ihm zum Unsegen. Er vermag nicht, über das Reich der Erfahrung sich zu erheben, er zeichnet das Leben selbst, nicht ein künstlerisches Bild des Lebens. So hinterläßt dies Drama eines ernsten und strengen Künstlers doch einen ähnlichen Eindruck wie die Werke zuchtloser, nach willkürlichen Effekten haschender Geister: erstaunt und befremdet verweilen wir, dieser Held ist ein unverständliches Original.

Zu diesem Fehler, der aus unfreier Bildung entspringt, gesellt sich ein anderer, der seinen Grund hat in der Überfülle der Kraft. Die sinnliche Wahrheit der bis zur Zudringlichkeit deutlichen Gestalten überschreitet oft die dem Dramatiker gesetzten Schranken, also daß der Schauspieler gepeinigt oder zum Automaten herabgewürdigt wird; über ihnen schwebt nicht jener geheimnisvolle Duft, der die Phantasie des Hörers zu eigener Tätigkeit erweckt. Wie peinlich der Dichter durch seine Traumgestalten bedrückt ward, das fühlen wir bei Ludwig wie bei Kleist am deutlichsten an den Szenen höchster Erregung: hier finden beide selten die Beredsamkeit der Leidenschaft, sie reden die stammelnden Laute der rohen Empfindung, sie scheinen zu kalt, weil sie zu heiß sind. Das alles hat Otto Ludwig selbst späterhin eingesehen, da er sich vorwarf: „Wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantasie." Endlich — da einmal auch der begabteste Dichter seine Menschen teilweis sich zum Bilde schafft — so haben all diese Charaktere eine schwere, verschlossene, zurückhaltende Weise, die jede Situation übermäßig gespannt und ängstigend macht und dem Hörer zur Qual wird. — Wer die Stärke dieses Talents bewunderte, der mußte wünschen, ein freundlicher Stern möge die Phantasie des Dichters hinausführen aus der engen Welt, die seine Wiege umgab, damit er das Dürftige und Häßliche des Alltagslebens vergesse — und er möge sich befreien von der Schule Eduard Devrients, welcher er zwar die Bühnenkenntnis und die Sorgfalt in der Charakterzeichnung, aber auch die einseitige Vernachlässigung der idealen Elemente des Dramas verdankte.

Und Otto Ludwig erfüllte diese Hoffnung, als einige Zeit später „Die Makkabäer" erschienen. Der Stoff konnte nicht glücklicher gewählt sein; denn der lyrische Schwung, der in der Fabel selbst liegt, half freundlich einen Mangel in Ludwigs Talent verdecken, und nicht die sinnlich reizende Pracht, welche heute so viele blasierte Poeten an die orientalischen Stoffe fesselt, sondern der tiefreligiöse Ernst der jüdischen Welt, der dem Wesen Ludwigs vollkommen entspricht, hatte den Dichter angezogen. Das Drama gemahnt oft an den glaubensfreudigen Siegesjubel, der in den Klängen von Händels Samson redet. Wie Juda Makkabäus über die Leiche seines Oheims nach dem Götzenbilde schreitet und den Greuel in den Staub wirft — „O arme Beter, ärm'rer Gott!" — und wie den sterbenden Duldern zu Jerusalem aus den Augen des einziehenden Helden neue Kraft zum Leben zuströmt: diese Szenen stehen dem Besten unserer Dichtung zur Seite. Und es sind Kämpfe

von ewiger Wahrheit, die der Dichter schildert: die Empörung des freien Heldenmuts gegen religiösen Fanatismus, der Kampf der Glaubenstreue mit dem Zwange weltlicher Tyrannei. Die beklemmende Düsterheit von Ludwigs Erstlingsdrama finden wir hier nicht mehr, wohl aber dieselbe Kraft und Gedrungenheit, denselben sittlichen Ernst. Dies letztere erscheint besonders erfreulich, wenn wir uns des gleichnamigen Stückes von Zacharias Werner, das sich mit Ludwigs Tragödie vielfach berührt, erinnern; denn an dieser Arbeit des Apostaten empört uns nicht sowohl das wüste Durcheinander der Szenen und der hohle Klingklang schlechter lyrischer Verse, als der gänzliche Mangel an Gewissen, die prahlerische Äußerlichkeit des religiösen Gefühls.

In der Zeichnung der Charaktere hat der Dichter hier nur wenig und in großen Zügen motiviert, und leider pflegen die Aufführungen der Makkabäer das Heinesche Witzwort, daß Schauspieler und Dichter in demselben kordialen Verhältnisse zueinander stehen wie der Henker und der arme Sünder, in besonders schlagender Weise zu bewahrheiten. Es ist ein Vorzug großer historischer Stoffe, daß sie sparsames Motivieren ermöglichen: die erhabenen allgemein-menschlichen Empfindungen der Vaterlandsliebe, des Heldenmuts, der religiösen Begeisterung hat jede nicht ganz stumpfe Phantasie schon durchempfunden, der Dichter hat nicht nötig, durch Kleinmalerei sie uns näherzubringen. Wer sollte ihn nicht verstehen, diesen königlichen Juda, „den Mann, der seine Tugenden verhüllt, daß unsere Armut nicht vor ihm erröte," der bei der Feinde Drohen vor Lust bebt wie ein Baum im Regen? Und neben ihm „in ihrer Demut Niedrigkeit" das Röslein von Saron, eine Gestalt, die nur wenige Zeilen spricht, aber von einer erträglich schönen und gefühlvollen Schauspielerin dargestellt, jeden Zuschauer kaum minder rühren muß als den Juda selber. Auch der vielgeschmähte Charakter der Mutter der Makkabäer scheint uns durchaus wahr und treu. „Kein Weib war weiser, keine Mutter törichter", dies Wort des Juda löst das Rätsel. Mit durchdringender Klarheit erkennt sie die Schmach ihres Volkes, sie glaubt mit einer die Grenzen des Weiblichen schon überschreitenden Leidenschaft an die Rückkehr der Juden zum alten Glanze, zum alten Gott; und in weiblicher Weise vermischen sich diese religiös-politischen Bestrebungen mit ihrem Familienstolze, ihrer blinden Mutterliebe: in jedem ihrer Söhne meint sie den Helden ihres Volkes zu schauen, und indem sie ihnen die Bahn zum Ruhme weist, zittert sie davor, sie zu verlieren. Es ist ein tiefsinniger

Zug, daß diese entgegengesetzten Seiten ihres Wesens zuletzt, da sie selbst ihre Söhne zu Jehovas Ehren in den Tod treibt, miteinander in Kampf geraten.

Leider ist die Komposition sehr unfertig, auf Szenen voll Hoheit folgen oft matte, fast zwecklose Auftritte. Ludwig hat gleich Z. Werner zwei Fabeln verbunden, den Glaubenskampf des Juda und die rührende biblische Erzählung von dem Opfertode der sechs Knaben im Marterofen; aber ihm so wenig als Werner ist die Verschmelzung gelungen. Beide Stoffe sind durchaus dramatisch, es war möglich, sie mit derselben Idee zu durchdringen und in ähnlicher Weise wie die beiden Tragödien im Lear zu einer idealen Einheit zu verknüpfen. In der einsamen Größe des Juda, der sich losreißt von dem mütterlichen Boden der Gesittung seines Volkes, ruht ein tieftragischer Gehalt; der Held — das ist des Dichters eingestandene Absicht — soll zu seiner Beschämung erfahren, daß auch er nur ein Werkzeug ist in der Hand Jehovas und daß Israel gerettet wird nicht durch den Mut des Heerführers, sondern durch die Glaubenstreue der Masse. Aber dann durfte der Glaubenseifer dieses Volkes nicht bloß durch den Mund des Fanatikers Jojakim zu uns reden; vor Augen mußten wir es sehen, wie die Juden sich mit den Waffen in der Hand erwürgen lassen, weil sie die Sabbatgesetze nicht brechen wollen; und vor allem: dann durfte in den wenigen Szenen, wo wir es schauen, das Volk nicht — in jener Shakespeareschen Weise, die für unsere Gesittung unbedingt ein Anachronismus ist — so gar niedrig und erbärmlich auftreten, denn auch die entsetzliche Starrheit des Glaubens hat das Recht einer großen Idee. Diesem elendesten der Völker gegenüber bemerken wir Judas Schuld kaum, er erscheint als ein makelloser, ein epischer Held; und wie schwer er leidet, wie tief sein stolzer Geist sich zerknirscht fühlt durch die Erkenntnis seiner Kleinheit, das hat der Dichter, wie plötzlich erlahmend, kaum angedeutet. — Noch unsicherer entwickelt sich die andere Fabel; sie gelangt erst in der prachtvollen Schlußszene, da die Makkabäerin um das Leben ihrer Kinder fleht, zur vollen dramatischen Wirkung. —

Wie ist eine so seltsame Ungleichheit des Schaffens zu erklären? Otto Ludwig selber gibt die Antwort in einem rückhaltlos ehrlichen Bekenntnis. Der Dichter gesteht, daß ihn in den Stunden des Empfangens zuerst eine musikalische Stimmung überkommt; sie wird ihm zur Farbe, und durchleuchtet von dieser Farbe treten ihm dann

einzelne Gestalten der werdenden Dichtung vor Augen, in einer großen dramatischen Situation, die gewöhnlich nicht die Katastrophe ist. Erst nach diesen Gesichten hört er seine Menschen reden, und aus der Farbenpracht solcher Erscheinungen erwächst ihm nach und nach der Plan seines Werkes. Wer kann das lesen, ohne sofort befremdet zu rufen: Das ist das Bekenntnis eines epischen Dichters! Dem Dramatiker muß die Entwicklung seiner Charaktere, ihr stürmisches Fortschreiten durch eine Welt der Taten und der Leiden, das Erste, das Wesentliche sein. Ein dramatischer Dichter, der also nur einzelne Szenen seines Gedichts in seiner Seele erlebt, wird unvermeidlich in der Komposition des Werkes und in den Szenen, die er erst nachträglich hinzugedacht hat, eine ermattete Kraft zeigen, zumal wenn ihm, wie diesem treuen Thüringer, die Gabe des Machers, der über seine Schwächen zu täuschen weiß, gänzlich versagt ist. Und doch ward Ludwig durch sein männliches tiefleidenschaftliches Wesen unwiderstehlich auf das Drama hingewiesen; von der milden, heiteren Beschaulichkeit des Epikers lag gar nichts in ihm. Durch solche verschwenderische Kargheit der Natur, die ihm einige herrliche Gaben des Dramatikers, einige Kräfte des Epikers, doch nicht die Harmonie des Genius schenkte, wird das tiefe Unglück dieses ringenden Dichtergeistes vollauf erklärt. — In der Sprache des Stückes endlich kämpfen zwei Stile: das erhabene von großen Metaphern strotzende biblische Wort, das dem idealen Drama sich leicht einfügt, steht fremd neben der pointenreichen Redeweise des Lustspiels und des bürgerlichen Dramas.

Alle Freunde des Dichters fühlten: In dieser erhabenen Welt hatte das großangelegte Talent des Dichters seinen natürlichen Tummelplatz gefunden. Aber Ludwig überraschte uns einige Jahre darauf durch seine Rückkehr zu dem Ausgangspunkte seiner Bildung; das Thüringer Kleinleben hatte ihm den Stoff geboten für die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde". Jene unselige Fertigkeit, uns selbst zu belügen, deren Keim auch in dem reinsten Menschen schlummert, deren Verirrungen in der Liebe dem Komiker einen so dankbaren Stoff bieten — hier ist sie als der Urgrund der Sünde aufgefaßt. Wie wir uns einspinnen in eine Welt erlogener Vorstellungen, wie uns der Wahn lieb wird und wir eine Furcht ebenso schwer aufgeben als eine Hoffnung, wie wir die Welt zu kennen meinen, derweil wir nur uns selbst kennen, wie endlich die Schuld uns dahin führt, in den Menschen zu hassen, was wir an ihnen getan — diese Nachtseiten

des Herzens hat Ludwig mit wunderbarer Divination verstanden. Hier, bei Ludwigs reifstem Werke, dürfen wir auch die Frage aufwerfen: Was hat dieser Dichter gemein mit den Bestrebungen und Empfindungen seiner Zeit? Nicht als wollten wir in tenzendiöser Weise das fabula docet aus den Gebilden des Künstlers ziehen — nicht als wollten wir im mindesten die Berechtigung jener, man darf sagen, zeitlosen lyrischen Dichter bezweifeln, welche, wie Eduard Mörike, eine kleine Welt einfacher Gefühle mit unverwüstlichem Humor verklären: Allein gegenüber dem weit bewußteren Schaffen des Novellisten und des Dramatikers ist die Frage nach seinem Zusammenhange mit den Ideen seiner Zeit durchaus am Platze. Lange Jahre verleben unsere besten Männer im Kampfe mit falschen Götzen, mit einer verkehrten Genialität, mit sentimentalen Phrasen, die wir aus einer unklaren verschwommenen Zeit ererbt haben. Darum werden wir so mächtig berührt von der ungeschminkten Wahrhaftigkeit der Ludwigschen Gedichte; die schlichte Größe des Juda reißt uns hin, und selbst die pedantische Figur des Apollonius Nettenmair erweckt unsere Teilnahme, denn das tiefe Klarheitsbedürfnis dieses Mannes, sein Widerwille gegen jede Selbsttäuschung gemahnt uns an selbsterlebte schwere Stunden.

Wie in allen im Herzen des Künstlers empfangenen Gedichten hängen auch in dieser Erzählung Ludwigs die Fehler eng zusammen mit den Vorzügen. Er läßt uns die Stimmen hören, die sich in der Menschenbrust untereinander entschuldigen oder verklagen, doch er verirrt sich auch oft in eine Kleinmalerei, die dem lebhaften Geiste unerträglich wird. Wer wüßte nicht, wie selbst den edeln Menschen zuweilen an heiliger Stelle eine sinnlos widerwärtige Vorstellung überfällt? Welche Fülle widersprechender Bilder und Gedanken durchtobt uns in einem Augenblicke der Aufregung, und wie ganz vergeblich ist das Bemühen, jeden dieser Züge festzuhalten! Wie der Maler um seine Gestalten einen festen Rahmen zieht und dem Beschauer überläßt, diese schöne Welt der Träume noch ins Unendliche auszudehnen, so ist auch dem psychologischen Talent des Dichters eine Grenze gesetzt. Jede übertriebene Motivierung ist unschön, denn sie ermüdet; sie ist unwahr, denn ein vorübergehender Gedanke hinterläßt, in der Form der Darstellung fixiert, einen ganz anderen Eindruck als in seiner flüchtigen Erscheinung in der Wirklichkeit; noch mehr, die Überladung mit psychologischem Detail wirkt verwirrend, sie verdunkelt das Wesentliche, das Ergebnis des psychischen Prozesses.

Ludwig hat das thüringische Kleinleben vielleicht noch treuer, er hat es jedenfalls minder befangen von gebildeter Reflexion geschildert als Auerbach die Zustände seiner Heimat. Doch gerade darum tritt das Unschöne dieser Verhältnisse in der Detailschilderung der Erzählung sogar noch auffälliger zutage als in dem knappen dramatischen Bau des Erbförsters. Für die Kunst gibt es noch heute Banausen. Die Theorie soll sich nicht anmaßen, hier eine feste Grenze zu ziehen, welche der Mut eines schönheitssinnigen Künstlers jederzeit überspringen kann. Aber im bestimmten Falle läßt sich mit Sicherheit erkennen, ob des Dichters Helden zu klein, zu alltäglich sind für seine psychologischen Probleme — so hier in einer ganz herrlichen Szene. Als das geliebte Weib in warmem schwellendem Umfangen in Apollonius' Armen liegt, als die Versuchung in verlockender Schönheit an ihn herantritt, da faßt ihn „die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und, bewege er sich, ehe er sich umgesehen, so könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen". Jawohl, solche Bilder mögen in solchem Augenblicke das Hirn eines wackeren Schieferdeckermeisters durchzucken, der an Leib und Seele die Sauberkeit und Ordnung selber ist. Aber welcher Leser von freier Bildung kann ein so kleinliches Bild bei so großem Anlaß ertragen? Die Kunst hat einen anderen Maßstab als das praktische Leben. Nicht das wertvolle Gold, sondern die schöne Masse des Marmors ist dem Bildner der erwünschte Stoff; und wie der wilde Frevel des Mordes und der Liebe süße Sünden ästhetisch verzeihlicher sind als leichtere kleinliche Vergehungen, so ist das Ehrenwerte als solches noch nicht berechtigt, den Tempel des Schönen zu betreten. Ludwig selbst hat das gefühlt, indem er mit glücklichem Takt seinem Helden ein Gewerbe gab, das mit seinem kecken Wagen immerhin noch einigen ästhetischen Reiz hat.

Auch der ethische Gehalt der Erzählung leidet unter der Enge dieser kleinstädtischen Welt. Um zu schweigen von der grenzenlosen Zurückhaltung, die wie ein Alp auf allen diesen Menschen lastet und den Ton der Erzählung noch viel gedrückter macht als der furchtbar ernste Inhalt fordert: — die dargestellten Empfindungen sind nur teilweise rein menschlicher Art, wir steigen wieder hinab in eine Welt von konventionellen Begriffen beschränkter Naturen, denen die Sittlichkeit als mechanische Ordnung, die Vorsehung als eine finster nachtragende Macht erscheint, die zu unfrei denken, um die Idee der Schuld und der Zu-

rechnung zu fassen. Wir wollen zur Not den kleinen Widerwillen überwinden, den uns die peinliche Ordnungsliebe dieses Apollonius, sein Federchenlesen und Möbelbürsten einflößt, wir wollen den freudigen Künstlerspruch überhören, der uns dabei mahnend ins Ohr klingt, Goethes schönes und sittliches Wort: „Süß ist jede Verschwendung!“ Wenn wir dem Helden nur seine entscheidenden Entschlüsse nachempfinden könnten! Als Apollonius seine Vaterstadt gerettet und so sich vor seinen eigenen unerbittlichen Augen von jedem Scheine der Schuld geeinigt hat, da verschmäht er, die Witwe seines ruchlosen Bruders, die schändlich geraubte Geliebte seines Herzens heimzuführen, ihr und sich ein sittliches Dasein zu bereiten! Er ist dem Mordstoße seines Bruders ausgewichen, der Frevler ist dabei umgekommen, und — „hast du den Lohn der Tat, so hast du auch die Tat!“ Welche Moral! Empfänden diese Menschen natürlich, so wäre die Versöhnung zwar in der Dichtung schwer zu schildern — denn so Großes wirkt im Leben nur eine Macht, welche selbst für die freieste der Künste kaum darstellbar ist, die Zeit — aber sittlich wäre sie möglich, ja notwendig. Einem unfreien Denken bleiben ethische Konflikte unlösbar. Wahrlich, nicht jener aristokratische Tick, der die Tiefen des Volkslebens nicht versteht, heißt uns so reden, sondern die Erkenntnis, daß die freie Bildung den Menschen zur Natur zurückführt! Verstimmt und unfähig, uns der trübseligen Resignation des Schlusses zu erfreuen, legen wir endlich das schöne Buch aus der Hand. —

Während blinde Bewunderer das epische Talent des Dichters priesen, gestand der strenge Mann sich unbarmherzig ein, daß seine Novelle nur aus einer Reihe dramatischer Szenen bestand. Für das Epos bleibt das Berichten der Begebenheiten immer das Wesentliche. Doch wo war hier der leichte Fluß der Erzählung, wo die behagliche Freude des Epikers an der Detailschilderung der Außenwelt? Gewiß, die Geschichte ist, wie man sagt, novellistisch „spannend“, aber nur, weil uns der dramatische Konflikt der Charaktere mächtig fesselt. Gewiß, das Buch ist reich an wunderschönen landschaftlichen Schilderungen, aber nur da, wo es gilt, die Stimmung der handelnden Personen in der Natur widerzuspiegeln. Laßt einen Charakter dieses großen Psychologen zwei Zeilen reden, und der ganze Mensch steht leibhaftig vor euch. Aber laßt Ludwig die Außenwelt um ihrer selbst willen schildern, und ihr empfangt einen verworrenen unklaren Eindruck. Am allerseltsamsten spielt das epische und das dramatische Talent des Dichters

durcheinander, wenn er die äußere Erscheinung seiner Helden zeichnet: er sieht sie vor sich, hell und bestimmt wie der Epiker, aber er schildert mit peinlicher Unbeholfenheit; wir fühlen die Verlegenheit des Dramatikers, der, gezwungen zu erzählen, sich verpflichtet meint, alles zu berichten, was der Schauspieler agiert.

Jedem Unbefangenen mußte jetzt die Befürchtung aufsteigen, die psychologische Meisterschaft des Dichters werde, wenn er bei der saloppen Form der Erzählung verharre, zu virtuoser Manier ausarten, und seine strenge Wahrheitsliebe werde zum Behagen an der Prosa des Alltagslebens herabsinken, wenn er in der kümmerlichen Umgebung seiner Thüringer Heimat befangen bliebe. Leider schien das letzte Werk, das Ludwig veröffentlichte — zwei Novellen unter dem Titel „Thüringer Naturen“ — die schlimmsten Besorgnisse zu rechtfertigen. Es war die Zeit, da die neue realistische Richtung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Als unsere Dichtkunst noch jugendlich unsicher nach ihren Stoffen umhertastete, da brauchte es einen Lessing, um die Marken zwischen der Poesie und den anderen Künsten zu zeichnen. Hundert Jahre darauf hätte ein Mann von feinem Schönheitssinne wohl nach einem anderen Lessing rufen können, der Poesie und Prosa scheiden sollte. Gebildete Männer schämten sich nicht, jedes wohlgeordnete wissenschaftliche Buch über Branntweinbrennerei und Drainage ein Kunstwerk zu nennen; die ästhetische Kritik rief ungestüm nach patriotischen Stoffen, nach Schilderungen aus dem deutschen Leben, auf daß der haushälterische Leser zu dem Luxus der Kunst nur ja ein wenig patriotische Erhebung, ein wenig ethnographische Belehrung mit in den Kauf nehmen könne. Die blasierte vornehme Welt, der Hetärennovellen und der Redwitzischen Süßlichkeit satt, stürzte sich, gleichwie Mörike in jenem lustigen Gedichte über einen herzhaften Rettich die weibliche Schwäche der Mondscheinpoesie vergißt, mit roher stofflicher Lust auf die derbe Hausmannskost der Dorfgeschichten und fand den Tolpatsch originell, den Brosi pikant, das Amreile allerliebst! Es war eine Mode wie andere auch. Aus allen dunkeln Winkeln deutscher Erde, aus Kassubien und aus dem Ries beschworen die ideenlosen Nachtreter Berthold Auerbachs ein Geschlecht von Tölpeln und Rüpeln herauf, und je roher, je ungeschlachter diese Bauern es trieben, desto mehr waren sie „aus dem Leben gegriffen“, mit desto höherem „ethnographischem Interesse“ betrachtete sie die Lesewelt.

Es schien in der Tat, als hätte auch das Talent des Thüringer

Dichters sich dazu herabgewürdigt, der neuen Mode zu huldigen. Mit dem höchsten Aufwande von psychologischer und ethnographischer Treue erzählte er in seiner Novelle „Die Heiterethei“ eine dürftige Geschichte aus dem Volksleben seiner Heimat — den bloß scheinbaren Konflikt zwischen zwei wackeren Liebenden, die nur durch die Zwischenträgerei der „großen Weiber“ ihres Städtchens eine Weile getrennt werden. Der denkende Leser aber fragte verzweifelnd: Wozu so vielen Tiefsinn an einen kümmerlichen Stoff vergeuden? Uns ist, als stände eine jener Miniaturkapellen gotischen Stiles vor uns, zu klein, um erhaben, zu anspruchsvoll, um niedlich zu erscheinen. Die Heiterethei und der Holdersfritz sind wieder zwei jener stolzen reinen Menschen, denen das Aussprechen zarter Empfindungen unmöglich ist; beide Gestalten und die Schilderung ihrer sittlichen Wiedergeburt würden jeden fühlenden Leser entzücken, erschienen nicht auch sie entstellt und unschön in der maßlosen Häßlichkeit ihrer Umgebung. Die Heiterethei hat etwas von einer Heroine — und sie wird mit dem zürnenden Engel im Paradiese verglichen, da sie — den klatschenden Weibern den Kaffee ins Feuer gießt und das Volk zur Tür hinausjagt!! Als der Holdersfritz das Prügeln in der Schenke verschworen hat, will er den Genossen seiner stürmischen Jugend zeigen, daß er die alte Kraft noch besitzt: ein schwerbeladener Schubkarren wird im Kot festgefahren, die Heiterethei und alle Männer versuchen ihre Kraft daran, bis endlich der Fritz die Adelsprobe besteht! Wir lesen das nicht mit jenem Lächeln durch Tränen, das der wahre Humor hervorruft, sondern mit der ratlosen Frage auf den Lippen: Ist das alles Scherz oder Ernst? Wo das Unschöne zurücktritt, da erreicht der Dichter statt ästhetischer Erhebung doch nur moralische Erbauung; so in der Schlußszene, als der Fritz endlich den Trotz seiner Braut gebrochen hat und glücklich rufen darf: „Sie ist raus, die alt' Heiterethei!“ Und diese beiden Menschen stehen noch wie ideale Gestalten unter den übrigen. Im bittersten Ernste wird uns seitenlang eine Prügelei in der Schenke beschrieben. O ihr Grazien! Auf Schritt und Tritt begegnen wir der Schwäche aller Dorfgeschichten, jener unseligen Sprache, welche weder Dialekt noch Hochdeutsch, sondern ein unästhetisches und unnatürliches Gemisch von beiden ist. Und diese „großen Weiber“! Das freie leichte Spiel des Humors ist unserem ernsten Dichter versagt, in grotesken Zerrbildern erscheinen ihm seine komischen Gestalten, gespenstisch, peinlich für ihn selbst wie für den Leser. Diese Leute reden nicht, sondern der eine „hustet“, die andere „spinnt“; die

„Baderin besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt", eine andere „setzt ihr Zifferblatt auf den Kopf und nimmt ihr blaues Gehäuse um die Schultern", ein dritter „schlägt die Vorderbeine über den Kopf zusammen". Wahrlich, nur der tiefe ethische Gehalt in den inneren Kämpfen der beiden Liebenden vermag uns über so viel Unschönheit zu trösten.

Noch ärger verfehlt ist die letzte Novelle „Aus dem Regen in die Traufe". Ein zwerghafter Schneider, fortwährend geprügelt, anfangs von seiner Mutter, dann von seiner Braut — diese Mutter selbst „das alt' Fegefeuer", mit einem „polierten Nasenrücken", der, wenn sie bekümmert ist, so zu strahlen pflegt, daß man von „glänzendem Herzeleid" reden kann, endlich jene Braut, „die Schwarze", ein Scheusal an Leib und Seele, wo sie ihrer Natur freien Lauf lassen darf, immer polternd und mit ihren kolossalen Gliedmaßen alles zerschlagend — dies die Helden! Das ist zu viel des Häßlichen, das erregt physischen Ekel und erinnert an die abscheuliche Erzählung Auerbachs von den zwei keifenden und raufenden alten Hexen Huzel und Pochel, welche freilich damals die Bewunderung einer verblendeten Kritik erregte. Immerhin erscheint auch in dieser unglücklichen Novelle eine Gestalt, in der wir die edeln Züge unseres Dichters wiedererkennen, die kleine Sannel. In diesem guten Kinde ist der wunderbare Reichtum weiblicher Liebe und Hingebung zu entzückend liebenswürdiger Erscheinung verkörpert; und — ein großes Verdienst in solcher Umgebung — sie ist hübsch, gottlob, sehr hübsch! Um dieser braven Dirne willen ließ sich manche ästhetische Sünde verzeihen.

Die Fanatiker des Realismus jubelten, jetzt endlich habe der Dichter die ursprüngliche Kraft des biderben Volkslebens ganz verstanden; die Gegner beklagten mit schlecht verhehlter Schadenfreude, so werde ein großes Talent zugrunde gerichtet durch die Torheit der Mode. Wie wenig ahnten die Lobredner und die Tadler, was in diesem seltsamen Menschen vorging! Die Erzählungen, mit denen der Meister des Realismus sein letztes Wort gesprochen haben sollte, galten ihm selber nur als Beiwerke. Er hatte sie hingeschrieben ohne jede Rücksicht auf die Mode des Tages, lediglich um sich zu beruhigen, um unter den vertrauten Gestalten seiner Heimat einmal auszurasten; und soviel ich weiß, sind die „Thüringer Naturen", die fast wie ein Zerrbild von „Zwischen Himmel und Erde" erschienen, früher entstanden als diese schöne Erzählung. Ludwigs beste Gedanken schweiften längst auf

anderen, steileren Pfaden. Wieder wie vor Jahren, da er sich losriß von der Romantik, kam ein schwerer Kampf über seinen rastlosen Geist, er begann in der Stille seines Krankenzimmers seine eigenen Werke zweifelnd zu betrachten, und wie der bedeutende Künstler immer der beste Kritiker seiner Werke ist, so fand auch Ludwig, sicherer als das Urteil Dritter vermochte, die Mängel seines Schaffens heraus: „Der Gefahr des anatomischen Studiums muß ich erliegen, ich stehe vor einem Charakter wie eine Ameise vor einem Hause.“ Er fühlt, daß er mit seinen Makkabäern schon auf dem rechten Wege gewesen, daß das Ideal und die natürliche Wahrheit, statt einander auszuschließen, vielmehr für den rechten Künstler eines sind, daß die Illusion sich ganz von selber einstellt, wenn der Dichter nur das Schöne schafft: „Es gilt jetzt nicht, in Opposition gegen allen Idealismus zu stehen, es gilt vielmehr, realistische Ideale darzustellen, d. h. Ideale unserer Zeit.“ Er sucht das Drama hohen Stils, das in einer einfachen „schlanken“ Handlung, in dem Ringen und Leiden großer, nicht allzu individueller Charaktere das allgemeine Menschenschicksal darstellen, das der Natur treubleiben und doch nicht roh naturalistisch wirken soll: „Die ruhigen Szenen durch rasches Gespräch belebt, die bewegteren künstlerisch gemäßigt. So werden beide Klippen vermieden, dort die zu geringe, hier die zu starke Illusion.“

Eine bunte Welt dramatischer Gestalten drängte sich jetzt vor sein Auge; der alte Fluch geistvoller Naturen, daß sie sich übernehmen in ihren Plänen, ging an dem Kranken grausam in Erfüllung. Ein Entwurf jagte den anderen; der Anfang eines Schauspiels „Die Brüder von Imola“, einige herrliche Szenen aus einer Tragödie „Marino Falieri“ wurden niedergeschrieben, noch auf dem Totenbette ein Drama „Tiberius Gracchus“ begonnen. Auch die Heldengestalten des Siebenjährigen Krieges haben den Kranken beschäftigt; er schilderte in einem Vorspiele „Auf der Torgauer Heide“ das Friderizianische Heer mit einer derben, kernhaften Lebenswahrheit, die den wirksamsten Stellen des schönen Romans „Cabanis“ von W. Alexis nichts nachgibt. Das Lieblingswerk dieser Jahre war ein Trauerspiel „Agnes Bernauerin“. Ludwig fühlte mit feinem Künstlertakt, daß dieser Engel von Augsburg in der historischen Überlieferung mehr eine rührende als eine tragische Gestalt ist; er versuchte sie zu einem schuldvollen tragischen Charakter zu erheben, lieh ihr einen dreisten vorwitzigen Zug und lief freilich Gefahr, das Mitleid für die Heldin zu ertöten. Aber die alte rätsel-

hafte Unart seiner Phantasie, die nur fragmentarisch schaffen konnte, ließ sich nicht mehr bewältigen. In wundervoller Klarheit erschienen ihm einzelne Szenen, und was er von solchen Bruchstücken auf das Papier warf, wirkt hinreißend, bezaubernd auf den Leser. Er meinte wohl, jetzt, da er mit Bewußtsein schaffe, entwerfe er zuerst den Plan, dann erst erschienen ihm seine Gestalten; doch die unhemmbar vorwärtsschreitende Gestaltungslust des rechten Dramatikers, welche nicht ruhen kann, bis sie ihren Helden auf die Höhen der Leidenschaft emporgetrieben und dann herniedergestürzt hat — sie erwachte dem Kranken nie. Eine Lücke, die sich niemals füllen wollte, klaffte immer zwischen den einzelnen in höchster Pracht geschauten Bildern, der Ring des Kunstwerks schloß sich nicht. Nun packt er „die Stoffe, die er bebrütet", aber und abermals an, wohl zwölfmal oder mehr wird die Bernauerin umgearbeitet — nie vollendet.

Er belauscht sich während des Schaffens, er fühlt seine Verwandtschaft mit Kleist und Hebbel, vergleicht seine Gestalten mit den ihrigen, er findet in Shakespeare den vollendeten Künstler und versucht aus dessen Werken die höchsten Gesetze der Kunst abzuleiten. Sein eigenes Selbstgefühl, seine Künstlerfreudigkeit fühlt sich erdrückt durch die Größe des Briten, sieben Jahre lang bis zu seinem Tode läßt ihn das Bild des fremden Dichters nicht los, er schreibt „Shakespearestudien" und trägt in diese Blätter, wie in ein Tagebuch, alles zusammen, was ihm Kopf und Herz bewegt: Selbstgeständnisse, ästhetische Regeln, Dramenentwürfe, Studien über Shakespearesche Charaktere, Besprechungen eigener und fremder Werke. Der Thüringer Natursohn spricht in Lob und Tadel mit einer unbefangenen Gradheit, die unserer verzärtelten rücksichtsvollen Zeit wie eine Stimme aus den cheruskischen Wäldern klingt, er berührt die feinsten und höchsten Rätsel der Kunst und des Seelenlebens, er erörtert Fragen, die nur ein reicher Künstlergeist aufwerfen kann — als z. B.: „Wie reich ein Stück Shakespeares an Handlung ist und wie wenig Szenen es doch hat und wie diese auch soviel poetische Ausmalung haben" — und gleich darauf befremdet er uns durch einen Erklärungsversuch, der eine fertige historisch-philologische Bildung verlangt, also der Intuition des Künstlers allein nicht gelingen kann — und dann folgt wieder ein Selbstbekenntnis von fast unheimlicher Klarheit. Auch in Ludwigs Seele wühlte jene krankhafte Neigung, sich selbst zu belauern, welche das Leben Heinrich Kleists verwüsten half. Aber während Kleist in der Kunst sich immer wieder zu frischer

Schöpferlust ermannte und nur in seinem äußeren Leben ein unglücklicher Grübler blieb, verfloß Ludwigs Leben wohlgeordnet, in gleichmäßigem Wellenschlage, der krankhafte Trieb in ihm warf sich allein auf sein künstlerisches Schaffen. Schon ein Übermaß gelehrten Wissens lähmt oft den freien Flug des Dichtergeistes, doch noch verderblicher als die allzu schwere Bildung des Verstandes wirkt auf den Künstler jene vorzeitige Kritik, die ihm die Freude stört an seinen halbvollendeten Gestalten. Mir ward unsäglich traurig zumute, als ich einst in einigen Heften aus Ludwigs Nachlaß blättern durfte. Welch ein ungeheurer Fleiß in diesen eng beschriebenen Bogen; nur selten einmal hat die zitternde Hand des Kranken am Rande bemerkt, er habe heute seinen Kindern zulieb' zeitig Schicht gemacht. Große tiefsinnige Entwürfe, prächtige Verse, glänzender, schwungvoller als die schönsten Stellen der Makkabäer, dann wieder einzelne aufgebauschte geschraubte Bilder, und schließlich doch kein Ganzes — eine Phantasie, die uns zugleich durch ihren Reichtum und durch ihre Unfruchtbarkeit in Erstaunen setzt.

Ganz gewiß hat auch die Krankheit und die Sorge um des Lebens Notdurft den Aufschwung dieser Dichterkraft gelähmt. Man darf von Ludwig nicht reden, ohne mit ernstem Wort einer häßlichen Schwäche der deutschen Gesittung zu gedenken — des unanständigen Geizes, den die deutsche Lesewelt ihren Schriftstellern entgegenbringt. Alle die bequemen Entschuldigungen, welche auf unseren noch jugendlichen Volkswohlstand verweisen, zerfallen in nichts vor der beschämenden Tatsache, daß in dem kleinen Holland, dem halbbarbarischen Rußland die Auflagen guter Bücher weit stärker, oft zehnmal stärker sind als in dem großen gelehrten Deutschland. Kein Volk liest mehr, keines kauft weniger Bücher als das unsere. Namentlich unsere höheren Stände zeigen im literarischen Verkehrsleben einen Mangel an Feingefühl, eine Kargheit, welche unsere Nachbarn mit Recht als unschicklich schelten. Solange es bei uns noch nicht für schmutzig gilt, wenn eine reiche elegante Dame mit Handschuhen bewaffnet ein unsauberes Lesezirkelexemplar eines Buches liest, das sie im nächsten Laden für wenige Groschen kaufen kann — ebensolange werden alle Schiller- und Tiedgestiftungen die gedrückte Lage der deutschen Schriftsteller nicht wesentlich bessern. Ist ein deutscher Dichter vollends wenig fruchtbar, fehlt ihm, wie diesem Thüringer, gänzlich das Talent für den einzigen gewinnbringenden literarischen Erwerbszweig, für die Journalistik, so kann er der bitteren Not nicht entgehen.

Doch in Wahrheit liegt der letzte Grund der Unfruchtbarkeit von Ludwigs späteren Jahren nicht in der Krankheit, nicht in der Armut, sondern in jener rätselhaften Anlage seiner Phantasie. Ihm blieb versagt, der Welt die Schätze seiner Seele zu zeigen, er war mehr als er schuf, und nur seinen Freunden lebt das unverstümmelte Bild seines Wesens in der Erinnerung. In der Kunst aber gilt nur das Können — der alte Spruch soll allezeit in Ehren bleiben, ob er auch grausam scheine; das landläufige Urteil wird bei Otto Ludwigs Namen immer zuerst an jene Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" denken, welche er selber für ein Nebenwerk ansah. Wer den unendlichen Wert der Persönlichkeit in der Kunst versteht, wer da weiß, daß in der Entwicklung des geistigen Lebens wie in dem Haushalt der Natur nichts verloren geht, der darf freilich bei einer so äußerlichen Schätzung nicht stehenbleiben. Wie die politische Geschichte dem General Friedrich von Gagern einen ehrenvollen Platz anweist um der Gedanken willen, die er in der Stille für Deutschland dachte, um der unerfüllten Hoffnungen willen, die sich an ihn knüpften — so wird auch die Literaturgeschichte nicht bloß anerkennen, was Otto Ludwig schuf, sondern auch ein Wort des Dankes übrig behalten für die hohen Ziele, die der Ringende nicht ganz erreichte; sie wird gerecht und in Ludwigs eigenem Sinne urteilen, wenn sie ihn auffaßt als den Dichter der Makkabäer, der das realistische Ideal im Drama zu verwirklichen suchte.

Mit unwandelbarer Treue bewahrte sich der kranke Dichter den Glauben an sein Volk und seine Zeit, niemals vermochte die hergebrachte Klage über das Epigonentum der Gegenwart die Kraft seines Hoffens zu erschüttern. „Unsere Ideale sind andere als die der goldenen Zeit unserer Dichtung" — auf diesen Gedanken kommen die Shakespearestudien immer wieder zurück — die Gegenwart hat schon genug eigene Geschichte gehabt, um sich neue Ideale zu bilden, denen nichts fehlt als „die eigentliche Gestaltung" durch den Dichter. Gelingt es einst unserem aufstrebenden Volke, zu dem neuen Gedankengehalt, der unsere Welt erfüllt, auch jene Sicherheit der sittlichen Überzeugung, jene zweifellose Daseinsfreudigkeit zu erwerben, welche allein der dramatischen Kunst die volle Entfaltung gestatten — dann werden die glücklicheren Dichter, welche den Idealen der Zeit „die eigentliche Gestaltung" geben, mit dankbarer Rührung dieses echt deutschen Künstlers gedenken, der so tapfer, so schmerzlich, so wahrhaftig gerungen hat nach den höchsten Zielen der Kunst.

Friedrich Hebbel.

(Königstein 1860.)

In zwiefachem Sinn ist die Dichtkunst die Herzenskündigerin ihrer Zeit. Dem Dichter bleibt nicht nur das schöne Recht, herauszusagen, was die Gegenwart in ihren Tiefen bewegt; er zwingt auch die Zeitgenossen, durch die Aufnahme, welche sie seinen Werken angedeihen lassen, ihr innerstes Wesen der Nachwelt zu enthüllen. Die von Grund aus verwandelte Stellung der Gebildeten zu den Werken der Poesie zeigt klarer als irgend eine Tatsache der politischen Geschichte, daß wir wirklich binnen weniger Jahrzehnte andere Menschen geworden sind. Als nach einer langen Zeit vorherrschender literarischer Tätigkeit die ersten Keime freien politischen Lebens in Deutschland sich schüchtern aus dem Boden emporhoben, da galt es noch als ein Wagnis, der ästhethisch verbildeten Lesewelt politische Geschäftssachen in nüchterner geschäftlicher Form vorzutragen, und der alte Benzel-Sternau kleidete weislich den langweiligsten aller Stoffe, einen Bericht über die ersten bayrischen Landtage, in die phantastische Hülle eines Briefwechsels zwischen Hochwittelsbach und Reikiavik. Nur zwanzig Jahre vergingen, und jede Spur andächtigen Schönheitssinnes schien hinweggefegt von der politischen Leidenschaft. Alles jubelte, wenn die Meute gesinnungstüchtiger Zeitpoeten wider die vornehme Ruhe des Fürstenknechtes Goethe lärmte. Das Vaterland forderte, wie ein Wortführer jener Tage selbstgefällig sagt,

von der Dichterinnung
statt dem verbrauchten Leiertand,
nur Mut und gute Gesinnung.

Von diesem Äußersten unästhetischer Roheit freilich, von diesem Selbstmordversuch der Poesie sind wir zurückgekommen. Der schwere Ernst der politischen Arbeit lehrte uns die verschwommenen Phrasen der Tendenzlyrik mißachten, und jener schlichte Sinn für das Wahre, welcher das köstlichste Gut der Gegenwart bildet, wandte sich mit Ekel von poetischen Gestalten, die kein eigenes Leben lebten, nur das Mundstück waren für des Dichters politische Meinungen. Doch die alte Begeisterung der Deutschen für das Schöne ist nicht wiedererwacht; dem starken und tiefsinnigen Dichtergenius fällt in unseren Tagen ein unsäglich hartes Los.

Wir wollen nicht allzu bitter beklagen, daß die gesamte Lyrik heute lediglich von den Frauen gelesen wird, nur selten ein Mann von Geist in verschämter Stille an seinem Horaz oder an Goethes römischen Elegien sich erquickt: die Härte, der Weltsinn, die Aufregung des modernen Lebens verträgt sich wenig mit lyrischer Empfindsamkeit. Und wenn in sehr zahlreichen und sehr ehrenwerten Kreisen ein junger Mann, von dem man nur weiß, er sei ein Poet, mit verhaltenem Lachen empfangen wird, wenn man von ihm erwartet, er werde jenes Durchschnittsmaß von Verstand und Willenskraft erst erweisen, das wir bei allen anderen Sterblichen voraussetzen: so sehen wir keinen Anlaß, sentimental und verstimmt zu werden ob dieser notwendigen Folge der poetischen Überproduktion. Aber versuchet, in einem Kreise gebildeter Männer die triviale Wahrheit zu verfechten, daß die Kunst für ein Kulturvolk täglich Brot, nicht ein erfreulicher Luxus sei — und Widerspruch oder halbe Zustimmung wird euch lehren, wie arg der Formensinn verkümmert ist in diesem arbeitenden Geschlechte. Es ist nicht anders, der ungeheuren Mehrzahl unserer Männer gilt die Kunst nur als eine Erholung, gut genug, einige müde Abendstunden auszufüllen. Wir widmen, was von Idealismus in uns liegt, dem Staate, uns bedrückt eine Geschäftslast, welche die älteren Geschlechter unseres Volkes nie für möglich gehalten hätten, wir wissen den Wert der Zeit so genau zu schätzen, daß der ruhige briefliche Gedankenaustausch unter tätigen Männern fast ganz aufgehört hat und selbst unser geselliger Verkehr überall die Spuren hastiger Unruhe zeigt. Eine solche ganz nach außen gerichtete Zeit sucht in der Kunst die Ruhe, die Abspannung. Wer will bestreiten, daß Gustav Freytag seine Popularität weit weniger seinem edeln Talente verdankt als seiner liebenswürdigen Heiterkeit, welche auch dem Gedankenlosen erlaubt, vor dem unverstandenen, aber

lustigen Gebaren der Gestalten des Dichters ein gewisses Behagen zu empfinden? Sehr undankbar ist in solchen Tagen das Schaffen des pathetischen Dichters. Gelingt ihm sein schweres Werk nicht vollkommen, so vereinigt sich zu seiner Verurteilung der Haß der Massen gegen jeden, der ihren dumpfen Schlummer stört, und der gesunde Sinn für Harmonie, dem eine niedrige, doch erfolgreiche Bestrebung erfreulicher scheint als ein großangelegtes, aber unfertiges Schaffen.

Dabei lebt in diesem prosaischen Geschlechte unausrottbar doch die stille Hoffnung, daß das fröhlich aufblühende neue Leben unseres Staates auch die dramatische Kunst einer großen Zukunft entgegenführen müsse. Freilich nur eine unbestimmte Ahnung. Kein sicheres Volksgefühl zeichnet dem jungen Dramatiker gebieterisch bestimmte Wege vor; uns fehlt ein nationaler Stil, ein festes Gebiet dramatischer Stoffe, jede Sicherheit der Technik. Unermeßlich, zu beliebiger Auswahl breitet sich vor dem Auge des Poeten die Welt der sittlichen, sozialen, politischen Probleme aus; und wenn schon diese schrankenlose Freiheit der Wahl den geistreichen Kopf leicht zu unstetem Tasten, zum Experimentieren verleitet, so wird ihm vollends die Sicherheit des Gefühls beirrt durch die Wohlweisheit der Kritik. Scheint es doch, als verfolgten manche Kunstphilosophen nur das eine Ziel, dem schaffenden Künstler sein Tun zu verleiden, ihm den frischen Mut zu brechen. Was hat diese Altklugheit nicht alles bewiesen: für das Epos sind wir zu bewußt, für die Lyrik zu nüchtern, für das Drama zu unruhig; die alte Geschichte ist für unsere Kunst zu kahl, das Mittelalter zu phantastisch, die neue Zeit steht uns zu nahe — und wie die anmaßenden und doch im Grunde gehaltlosen Schlagworte sonst lauten. Zu den Füßen dieser überreifen Ästhetik treibt eine vulgäre Kritik ihr Unwesen, deren erschreckende Roheit täglich deutlicher beweist, daß die besten Köpfe der Epoche sich der Kunst entfremdet haben. Wir wundern uns gar nicht mehr, wenn ein tief empfundenes Kunstwerk als Nr. 59 unter „fünf Dutzend neuer Romane" abgeschlachtet wird, wenn eine Dichtung von G. Freytag oder G. Keller alles Ernstes in *eine* Reihe gestellt wird mit den Arbeiten der Frau Mühlbach oder ähnlichen Produkten einer volkswirtschaftlichen Tätigkeit, welche sich lediglich durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage bestimmen läßt. Wir fühlen uns nicht mehr befremdet, wenn jener beliebige Herr Schultze, der im Erdgeschoß einer politischen Zeitung seinen kritischen Sorgen-

stuhl aufgestellt hat, mit den Dichtern und Denkern, deren Werke er beschwatzt, auf Du und Du oder gar im Tone des Schulmeisters verkehrt. Wir empfinden für den Kritiker sogar eine gewisse Hochachtung, wenn er die Kenntnisse eines angehenden Obersekundaners entfaltet — eine Bildungsstufe, welche in diesen Kreisen unserer Literatur nicht allzu häufig erklommen wird. Begreiflich in der Tat, wenn ein starker Künstlergeist, angeekelt von diesem nichtsnutzigen belletristischen Treiben, auch die ehrenwerten Ausnahmen übersieht, welche in unserer Presse zuweilen noch auftauchen, und grimmig seine Straße zieht.

Doch das schwerste Hemmnis, das die Gegenwart den dramatischen Dichtern in den Weg wirft, ist die Gärung, die Unsicherheit unserer sittlichen Begriffe. Wie viel einfacher als der moderne Mensch standen unsere großen Dichter zu den Problemen des sittlichen Lebens! Welchen sittlichen und ästhetischen Schatz besaß Schiller an Kants kategorischem Imperativ — eine großartige, streng sittliche Weltanschauung, wie geschaffen für den Dramatiker, denn sie läßt dem tragischen Charakter ungeschmälert die Freiheit. Seit die neue Philosophie den Glauben an Gott und Unsterblichkeit erschüttert hat, seit die Naturforschung beginnt, den Zusammenhang von Leib und Seele schärfer zu beleuchten, steht der Dichter, wenn er zugleich ein Denker ist, den einfachsten und schwersten sittlichen Fragen minder unbefangen gegenüber; selbst die Idee der tragischen Schuld und Zurechnung, die dem Dramatiker unbedingt feststehen muß, wird ihm leicht durch Zweifel verwirrt und getrübt. Und wo ist sie hin, die edle mit Geist und Empfindung gesättigte Geselligkeit, die in den Tagen von Weimar freilich nur einige auserwählte Kreise unseres Volkes beglückte? Die schamlose Frechheit der Halbwelt auf der einen, die unleugbar steifen, gezwungenen Formen unserer guten Gesellschaft auf der anderen Seite — in einer solchen Umgebung erlangt der Künstler nicht leicht die harmonische Bildung der sittlichen und der sinnlichen Kräfte.

Das Edle und Große dieser durchaus von der Politik, der Volkswirtschaft, der Wissenschaft beherrschten Welt begeistert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und dennoch das Schöne, nichts als das Schöne zu schaffen, das ist die schwere Aufgabe des modernen Dichters. Ein Zug der Resignation, das Bewußtsein, daß nicht jede Zeit dem Künstler das Höchste zu erreichen gestattet, wird in solchen Tagen oft den Geist des Dichters ergreifen, und sicherlich viele der heutigen Poeten haben

zuweilen mit eingestimmt in die Bitte, welche Friedrich Hebbel einst an seine Muse richtete:

> Du magst mir jeden Kranz versagen,
> wie ihn die hohen Künstler tragen,
> nur daß, wenn ich gestorben bin,
> ein Denkmal sei, daß Kraft und Sinn
> noch nicht zu Wilden und Barbaren
> aus meiner Zeit entwichen waren.

Das ganze Wesen des Mannes liegt in diesen Zeilen: sein Stolz, sein ernster Künstlersinn und jene hoffnungslose Verstimmung, die ihn seinem Volke entfremdete. Aber wie schwer er auch irrte, den Ruhm, den er sich in jenen Zeilen erfleht, wird ihm heute kein Unbefangener mehr versagen. Er dachte groß von seiner Kunst, er lebte ihr mit rastlosem, fruchtbarem Fleiße, mit Andacht und Sammlung, treu seinem Ausspruch: „Leben heißt tief einsam sein." Oftmals berührt von den Sünden der Zeit, die er lästerte, hat er nie wissentlich ihren Launen gehuldigt; in ihm waltete jene vornehme Selbstgewißheit, welche jedes unmittelbar tendenziöse Einwirken der Poesie auf die Gegenwart verschmäht und sich des freudigen Glaubens getröstet, daß der Gehalt der Dichtung ein ewiger ist und seiner Stunde harren kann.

Ein Dithmarscher Kind, in einer engen und harten Welt aufgewachsen, bewahrte Hebbel immer einen Zug rauher reckenhafter Kraft, also daß starke nordische Naturen, wie der alte Dahlmann, ihm die Teilnahme des Landsmannes nie versagten, auch wenn sie seinen Wandlungen nicht folgen mochten. Er selber bezeichnete die altgermanische Welt und die Bibel gern als die Quellen seiner Dichtung. Doch auch andere, minder lautere Kräfte schlugen in sein Leben ein: die nervöse Sinnlichkeit des modernen Paris, die zersetzende, glaubenlose Reflexion der jungdeutschen Literatur. Verbittert durch die Entbehrungen einer freudlosen Jugend, ward der stolze Mann launisch, anmaßend, gehässig; bis zur Grausamkeit selbstisch mißbrauchte er die Güte der Menschen, die sich ihm liebend hingaben. Erst nach langen Irrgängen, da er endlich wieder zurückgriff zu den Sagengestalten unserer Vorzeit, die ihm die Träume der Knabenjahre erfüllt hatten, gelang ihm ein Kunstwerk, das dauern wird.

Die Künstlertugend, welche an Hebbel zuerst in die Augen fällt, ist der seltene, dem Dilettanten allezeit unverständliche Sinn für die Totalität des Kunstwerks. Er verachtet das Haschen nach Einzelschön=

heiten, wie die kleinmeisterliche, an einzelne Auffälligkeiten sich festklammernde Kritik. Schon aus diesem einen Grunde sollte man endlich aufhören, ihn mit Grabbe zu vergleichen. Grabbe war das Kind einer sinkenden Epoche, welche die Ideale einer großen Vergangenheit in zuchtlosem Übermute zerschlug; in diesem rohen Talente war keine Entwicklung. Hebbel erscheint als der Sohn einer aufstrebenden Zeit, welche neue Ideale zu gestalten suchte. Freilich es war ein Suchen, an dem der grübelnde Verstand oft mehr Anteil hatte als die schaffende Phantasie. Der Dichter experimentierte, er tastete umher nach einem Kunstwerk der Zukunft, in seinen ersten Werken erschien die Intention ungleich stärker als die lebendige Ausführung. Das traurige Wort, womit Hebbel einst die Frage „Man weiß doch, was ein Lustspiel heißt?" beantwortet hat: — „Dies steht so klar vor meinem Geist, daß, wenn ich's minder hell erblickte, das Werk vielleicht mir besser glückte" — dieses unselige Geständnis gibt leider den Schlüssel zu einem großen Teile seines Schaffens. Er haßt die Phrase, niemals drängt sich bei ihm der Verstand in der prosaischen Form undramatischer Betrachtungen hervor; aber bei aller realistischen Anschaulichkeit im einzelnen läßt das Ganze oft kalt, erscheint als gemacht und geklügelt. Und so findet sich bei Hebbel, der nach dem edeln Ziele strebt, alles Geistliche zu verleiblichen, das Zusammenfallen von Idee und Bild ebenso selten wie bei Klopstock, von dem ein altes treffendes Wort sagt, er habe alles Leibliche des Körpers entkleidet.

Man hat Hebbel schweres Unrecht getan, wenn ihm die Wärme des Gemüts gänzlich abgesprochen ward. Selbst aus den verfehltesten seiner Gedichte bricht zuweilen, und dann ergreifend, eine starke und tiefe Empfindung hervor. Wer die Gedichte kennt, worin er Selbsterlebtes wie das stille Glück des Hauses besingt, der wird den herzlosen Vorwurf der Herzlosigkeit nicht wiederholen. Er dichtete nur, wenn der Geist ihn rief, ließ oft jahrelang die halbfertigen Gestalten seiner Entwürfe ruhen, bis sie von selber wieder erwachten. Trotzdem trat in den also aus künstlerischem Drange entstandenen Werken die Reflexion zuweilen so stark hervor, daß der Hörer kaum wußte, ob ein Dichter oder ein Denker zu ihm sprach. Dies verrät sich vornehmlich in der Zeichnung der Charaktere. Otto Ludwig nennt in seiner grobkörnigen Weise Hebbels dramatische Gestalten kurzab „psychologische Präparate", er meint: „Sie tun dick, sie wissen sich etwas" in ihrer Eigenart. Ein hartes Urteil, das Hebbels ältere Werke leider nicht immer Lügen

strafen. Seine Charaktere handeln so folgerecht, daß wir jedes ihrer Worte vorausberechnen können; er motiviert oft mit überraschender Feinheit, und eine große dialektische Kraft steht ihm zu Gebote, um den Irrgängen innerer Kämpfe nachzugehen. Aber über dem allzu eifrigen Bemühen, den Charakteren feste scharfe Umrisse zu geben, verlieren sie die Farbe, das Leben. Wohl zwingt die strenge Prägnanz des Dramas den Dichter, seinen Menschen offenherzige Geständnisse in den Mund zu legen, welche der phantasielose Verstand unnatürlich findet; doch die helle Selbsterkenntnis, welche Hebbel seinen Charakteren leiht, überschreitet zuweilen die Grenzen der poetischen Wahrheit, und wie selten schallt aus diesen Menschen der volle Brustton naturwüchsiger Leidenschaft heraus, den, wie alles Herrlichste in der Kunst, keine Anstrengung des Hirns erklügeln kann!

Es klingt wie ein unwillkürliches Selbstbekenntnis, wenn dieser zwischen dem Reiche des Gedankens und dem Reiche der Phantasie einherschwankende Geist einmal ausruft:

Ein Shakespeare lächelt über alle hin
und offenbart des Erdenrätsels Sinn,
indes ein Kant noch tiefer niedersteigt
und auf die Wurzel aller Welten zeigt.

Der Denker verachtet den stofflichen Reiz, das Anektodenhafte in der Kunst, er will nicht „der Auferstehungsengel der Geschichte" sein. Er fühlt, daß die moderne Bildung ein Recht hat, über die Tragik Shakespeares hinauszugehen und eine Tragödie der Idee, nach dem Vorbild des Faust, zu fordern; und so fest hält er diesen Gedanken, daß er niemals versucht, eine einfache Charaktertragödie zu schreiben. Die bunte Fülle des Menschenlebens reizt ihn nur, wenn sie ihm ein „Problem", einen Kampf der Ideen zur Lösung darbietet. Unter allen Rätseln des Menschendaseins hat ihn keines so anhaltend beschäftigt wie das Verhältnis von Mann und Weib; von der Judith bis herab zu den Nibelungen, in den mannigfachsten Formen versucht er dies große Problem künstlerisch zu gestalten, immer tiefsinnig und mit starkem Gefühle, doch zuweilen spielt auch die häßliche Überfeinerung moderner Sinnlichkeit in seine Bilder hinein.

Ganz modern ist auch seine Anschauung der Geschichte: er sieht in ihr nicht wie Shakespeare die ewig gleiche sittliche Weltordnung, die sich immer wiederherstellt, wenn die Leidenschaft des Menschen sie auf Augenblicke gestört; der Jünger der modernen

Philosophen faßt sie auf als ein ewiges Werden. Er liebt den Zusammenstoß zweier Kulturwelten zu schildern: wie das Hellenentum aus der orientalischen Gebundenheit emporsteigt, das Christentum aus der jüdischen Welt, die neue Zeit aus dem Mittelalter. Ich kann jedoch nicht finden, daß der Dichter bei diesem kühnen Unterfangen immer glücklich ist. Die neue Welt, die aus der zerfallenden alten Ordnung sich erhebt, tritt nicht leibhaftig vor uns hin, sie wird uns lediglich angedeutet durch einen symbolischen Zug; und nur weil wir historische Schulbildung besitzen, erraten wir, was uns das Kunstwerk selber nicht sagt, daß die heiligen drei Könige, die am Schlusse von „Herodes und Mariamne" plötzlich auftreten, den Anbruch der christlichen Gesittung vorstellen sollen. Diese Neigung für symbolische Züge beherrscht den Dichter zuweilen so gänzlich, daß er in eine gleichgültige, ja absurde Fabel willkürlich eine Idee hineinlegt, welche ihr völlig fremd ist. Und da ja ausschweifende Phantastik im Innersten verwandt ist mit den Verirrungen überfeinen Verstandes, so erinnert Hebbel mit solcher Symbolik, solchem Mystizismus oft stark an Calderon.

In der Einsamkeit brütender Betrachtung mußte die düstere Denkweise vom Leben, wozu Hebbels Natur neigte, zu erschreckender Stärke anwachsen. Der Pessimismus ist insgemein eine Sünde begabter Menschen, denn nur ein heller Kopf wird die tiefen Widersprüche des Lebens, wie die schreckliche Tatsache, daß die Ordnung des Rechtes eine andere ist als die Ordnung der Sittlichkeit, in ihrer ganzen Schärfe durchschauen, nur ein tiefes Gemüt sie in ihrer vollen Schwere empfinden. Kein Wunder, daß diese, die Werke aller bedeutenden tragischen Dichter überschattende, reformatorische Strenge, welche die Welt verachtet und Lügen straft, von dem Haufen verketzert und als unsittlich gebrandmarkt wird. Aber selbst ein tiefmelancholisches Gedicht wird dem Poeten nur dann gelingen, wenn ihm, ob auch verhüllt und verborgen, tief in der Seele der Glaube lebt an den Sieg des Geistes über die Gebrechen der Welt. Noch keinem echten Dichter hat dieser Glaube gefehlt, er atmet selbst in dem schwermütigsten Gedichte, das je in den Nebeln Alt-Englands ersonnen ward, in Walter Raleighs „The lye". Hebbel wußte wenig von solcher Hoffnung. Wie er, der Konservative, nicht daran dachte, im Leben an der Heilung der kranken Welt mitzuwirken, so vermögen auch seine Gedichte, obwohl sie dann und wann von künftiger Versöhnung reden, von der Lebendigkeit dieses Glaubens nicht zu überzeugen. Die fruchtbare Anklage, die er in einem

abscheulichen Sonette gegen die menschliche Gesellschaft schleudert: „Der Mörder braucht die Faust nur hin und wieder, du hast das Amt, zu rauben und zu töten" — sie ist nicht ein wilder Ausbruch augenblicklichen Unmuts, sie blieb durch lange Jahre die Grundstimmung seiner Seele. Er erkannte mit eindringender Klarheit die Gebrechen der Welt, doch er verzweifelte an der Heilung. Ganz unerträglich wird diese Verbitterung des Gemüts, wenn Hebbel seinem eigenen Worte zum Trotz „die Kirsche vom Feigenbaum fordert" und seiner düsteren Phantasie die hellen Klänge der Komödie zu entlocken sucht.

Er gesteht, daß er mit seinen Gedichten „seiner Zeit ein künstlerisches Opfer dargebracht" habe; und gewiß, einige der Ideen, welche das moderne Deutschland bewegten, fanden in den Werken dieses Dichters einen treuen und großartigen Ausdruck. Doch gerade die schönste und herrlichste Erscheinung unserer Tage, recht eigentlich die Signatur der neuen Zeit, das Emporwachsen unseres Volkes zum staatlichen Leben, blieb diesem verdüsterten Auge verborgen. Er sah in der Entwicklung unseres Volkes „nicht eine Lebens-, sondern eine Krankheitsgeschichte". Nun warf ihn sein Unstern unter das verkommene Deutschtum in Österreich: „Wir und germanisieren!" rief er hohnlachend. Die frohe Botschaft des Jahrhunderts, die Verjüngung der antiken Sittlichkeit, welche von jedem Menschen, auch von dem Künstler, zugleich die Tugenden des Bürgers fordert — an ihm fand sie einen tauben Hörer. Selbst die Dichtungen unserer kosmopolitischen klassischen Zeit tragen die Spuren der politisch-nationalen Kämpfe der Epoche weit deutlicher auf der Stirn als Hebbels Werke die Eindrücke der Gegenwart. Und wird ja einmal die Natur der Dinge mächtiger als Hebbels Verstimmung, entschließt er sich, ein Zeitgedicht zu schreiben, so finden wir nicht, wie es bei dem Sohne der Marschen zu entschuldigen wäre, einen naturwüchsigen Ausbruch des Zornes über die Schmach seines Volkes, sondern ein griesgrämiges Epigramm über Staatsmänner, welche die Kunst verstehen, niemals zu erwachen, oder eine wegwerfende Bemerkung über moderne Staatsverfassungen — oder ein Gedicht an König Wilhelm, das im Grunde nicht gehauen und nicht gestochen ist, in schönen Versen nur die politische Ratlosigkeit des Dichters offenbart.

Bei so trostloser Anschauung des Lebens weiß er nichts von jener edeln Volkstümlichkeit, welche der Ehrgeiz großer Dichter ist. Darum hat er, der Dramatiker, Schillers Größe lange gänzlich verkannt; darum

verschmähte er die hohe Schule des Dramatikers, den Wechselverkehr mit der Bühne. Auch dieser Irrtum ist eng verflochten mit einer ehrenwerten Tugend, einer wohlberechtigten Verachtung gegen die bornierten Rücksichten der Konvenienz, welche gemeinhin das Bühnenschicksal eines Dramas bestimmen. Aber nicht die Theaterzensur allein verbannt seine Werke von den Brettern, sie sind in ihrer Mehrzahl in Wahrheit nicht darstellbar. Sie behandeln nicht bloß extreme Fälle, sondern abnorme, krankhaft seltsame Konflikte, welche keinen Widerhall erwecken in den Herzen der Hörer; und wer es verschmäht, die Edelsten seiner Zeit im Innersten zu bewegen, der mag der stolzen Hoffnung entsagen, für das Theater aller Zeiten zu schreiben.

Hart, ja grausam ward diese gewollte Vereinsamung an dem Lebenden bestraft. Über den vielgelesenen Schriftsteller bildet sich die Welt zuletzt immer ein mildes ausgleichendes Urteil. Doch die Werke dieses Sonderlings fielen zumeist nur einzelnen Kritikern in die Hände, die ihn von den Wällen ihres ästhetischen Systems herab schonungslos bekämpften. Nun geschah ihm, was gemeinhin den Einsiedlern des Gedankens widerfährt: wie um Friedr. Rohmer und Schopenhauer — Männer, die ich übrigens weder unter sich noch mit Hebbel vergleichen will — so scharte sich um diesen vielbekämpften Dichter eine kleine Gemeinde fanatischer Anhänger, die durch unmäßiges Lob den Hohn der Gegner erweckten. So zwischen gehässigen Tadel und blinde Bewunderung gestellt, ward das wohlbegründete Selbstgefühl des Mannes krankhaft reizbar. Auch wir halten es für trockene Philisterweisheit, wenn dem Poeten zugemutet wird, er solle nicht empfindlich sein. Wer darf Angriffe auf sein eigen Fleisch und Blut mit Kälte ertragen? Und wer könnte die alte Wahrheit, daß ein halbes Lob tiefer verletzt als ein ganzer Tadel, bitterer empfinden als der Dichter? Führt doch der Künstler das Los des verwunschenen Prinzen: im Leben soll er sich schelten und stoßen lassen wie die anderen auch, und kaum nimmt er das Saitenspiel zur Hand, so ist er ein geborener Fürst und hat immer recht und treibt mit uns, was ihm gefällt; darum mögt ihr Nachsicht üben, wenn nicht ein jeder dies gespaltene Dasein mit Haltung zu tragen weiß. Aber es ist ein anderes, seinem Ärger über die Kritik einmal durch einen derben, in Gottes Namen ungerechten Zynismus Luft zu machen — und wieder ein anderes, jahrelang die geschmacklose Rolle des verkannten Genies zu spielen,

fortwährend mit „Wichten" und „Kannegießern" um sich zu werfen, jedes seiner eigenen Worte mit einer Andacht zu bewahren, die dem reichen Geiste schlecht ansteht, ja sogar nach Knabenart pathetisch zu prahlen: diese und jene Tugend hat mir noch niemand abgesprochen. Jene Liebenswürdigkeit, die, nach der Versicherung seiner Freunde, dem Menschen zuweilen eigen war, blieb dem Schriftsteller versagt. Es gibt glückliche Naturen — und viele unserer streitbarsten Männer, Lessing vornehmlich, zählen dazu — denen wir niemals grollen, auch wenn wir widersprechen; andere wieder, welche uns immer in Versuchung führen, mit ihnen zu rechten, sie mögen sagen was sie wollen. Zu diesen letzteren zählt Hebbel, nach meinem und vieler anderer Gefühl; er hat den Mitlebenden erschwert, gerecht über ihn zu reden.

Dem Toten sollen endlich die menschlichen Schwächen vergessen werden; auch von dem Kunstwerk seines Lebens gilt das gute Dichterwort, das er einmal über das Drama aussprach: „In einem Kunstwerk muß immer die letzte Zeile die erste rezensieren." Er ist wirklich gewachsen mit seinem Volke, das er nie ganz würdigte, er befreundete sich als reifer Mann mit den einfachen Idealen, die er einst mißachtet, er lernte die Größe des edelsten unserer Dramatiker schätzen und schuf endlich jene hochpoetischen Gestalten der Nibelungen, die nicht mehr angekränkelt sind von der Blässe des Gedankens. Von diesen letzten Werken des Dichters fällt verklärend ein Lichtstrahl zurück auf die unfertigen Dichtungen seiner früheren Zeit. Kein Zweifel mehr: der friedlose Sinn, der aus Hebbels älteren Dramen spricht, ist nicht die blasierte Ironie der Romantiker, nicht die zuchtlose Frivolität, der buhlerische Weltschmerz der Jungdeutschen, er ist der tiefe und wahre Schmerz eines starken Geistes, der erst nach harten Kämpfen eine Versöhnung finden konnte, welche der Glückliche, der Gedankenarme mühelos erreicht. — Der Dichter wies in seinem Eigensinne jede Kritik der Wahl seiner Stoffe zurück, weil „das einmal lebendig Gewordene sich nicht zurückverdauen" lasse. Heute, da wir sein Schaffen im ganzen überschauen, wird uns das Körnlein Wahrheit deutlich, das in diesem anmaßenden Ausspruch liegt; auch in den seltsamsten Experimenten des Poeten läßt sich eine gewisse Notwendigkeit nicht verkennen.

Wir gehen rasch hinweg über Hebbels erste Novellen, die in der Art des Humors an Jean Paul, in der Hast der Darstellung an

Heinrich Kleist erinnern. Wie seltsam verkannte der Dichter sein ganz und gar nicht populäres Talent, wenn er hoffte, seine niederländische Geschichte „Schnock" werde im Bauerkittel von Fließpapier auf den Jahrmärkten feilgeboten werden; den derben Ton herzhaften Spaßes, den der Bauer verlangt, findet dieser Poet des Gedankens nicht.

In seinem ersten Drama Judith versucht Hebbel in der Seele der epischen Heldin der Bibel einen Bruch, einen Kampf hervorzurufen, er will uns an ihr das Recht des Weibes auf wahre Liebe zeigen und dergestalt den Liebling starkgeistiger Maler und Poeten dem modernen Bewußtsein verständlich machen. Freilich wird das gräßliche Weib selbst dadurch kein tragischer Charakter; denn unter den widerstreitenden Gefühlen, welche ihr Herz bewegen, der religiösen Begeisterung für ihr Volk, der durch den Anblick kläglicher Schwächlinge geschärften Ruhmbegierde, endlich der geheimen Liebe zu dem einzigen ganzen Manne, den sie kennt, tritt bald die nackte tierische Sinnlichkeit als das herrschende Motiv hervor. Noch häßlicher ist Holofernes, wohl der unwahrste aller jener souveränen Kraftmenschen, in deren Schilderung sich die Literatur jener Tage gefiel, bei aller scheinbaren Größe ein lächerlicher Prahler. Wahrhaft empfunden sind allein die glaubenseifrigen Gestalten des jüdischen Volkes. Hier war es dem Sohne strenger bibelfester Bauern leicht, aus voller Seele zu schaffen. Aber wie fremd steht die Frömmigkeit des Alten Testaments neben einem Materialismus, der an die häßlichsten Ausgeburten der poésie de sang et de boue gemahnt! Diese Zerfahrenheit der Stimmung, diese Unsicherheit der sittlichen Begriffe des Dichters raubt dem Stücke, trotz der in mächtigem Aufschwung stetig anschwellenden Handlung, die innere Einheit.

Selbst jenes verwirrenden und berauschenden Reizes, den die Judith bei der ersten Aufführung immer bewähren wird, entbehrt die Genoveva. Hebbel versteht noch nicht, den unbestimmtesten und darum bildsamsten der Verse zu gebrauchen: sein dramatischer Jambus ist korrekt und entspricht durch die Härte seiner männlichen Endungen äußerlich dem Wesen des Dramas, aber er hat weder lebendige Kraft noch melodischen Fluß. Mißachtend das durch die Natur des Stoffes Gebotene hat der Poet das wehmütig-liebliche Volksmärchen gewaltsam in eine Tragödie verwandelt, indem er den versöhnenden Schluß hinwegließ und jede Spur des Naiven und Naturwüchsigen vertilgte. Ja, er benutzte den mythischen Stoff, um an ihm die Unwahrheit

unserer sittlichen Gesetze zu zeigen. Hier freilich sind „Satzungen und Rechte, die das Lebendig-Freie schamlos knechten". Diese Menschheit ist befangen in formalistischer Sittlichkeit: nur ein Äußerliches erblickt sie in der Ehre, der Treue, dem Glauben, zu deren Schutze sie die blutbefleckten Hände hebt. Doch wir erkennen in ihr unser eigenes Gefühl nicht wieder; rein unbegreiflich erscheint in dieser gebundenen Welt die ganz moderne Empfindung des Versuchers Golo. Die Handlung ist ein gehäuftes Maß von Schrecknissen — denn bei Hebbel erscheint der Tod stets als die gräßliche Kere, nimmer als milder Genius — die Diktion bietet einen jähen Wechsel von Frost und Hitze; der letzte Eindruck ist vollkommene Ermüdung und die ratlose Frage, ob die wirre Symbolik dieser Szenen wirklich eine Tragödie der ehelichen Treue vorstellt?

Verdankte die Judith ihren Erfolg vor allem ihrer Wahlverwandtschaft mit gewissen krankhaften Verstimmungen der Zeit, und hatte die Genoveva als ein Verstandeswerk gar nur das Staunen eingeweihter Literatenkreise erregt, so fand die Maria Magdalena den verdienten Beifall aller Unbefangenen, ein wahrhaft poetisches Werk, das über seiner klaren und strengen Komposition und über der ergreifenden Wahrheit seiner Charaktere alle seine Mängel leicht vergessen läßt. Hebbel war kühn genug, aus der Not eine Tugend zu machen, die „schreckliche Gebundenheit in der Einseitigkeit" — jene Klippe, an der die meisten bürgerlichen Dramen und Dorfgeschichten scheitern — zum Mittelpunkte des tragischen Konflikts zu erheben. Die Hohlheit kleinbürgerlicher Ehrbegriffe mit ihren schrecklichen Folgen soll dargestellt werden. Zu solcher Arbeit ist Hebbels große dialektische Kraft wie geschaffen. Auch das Eingehen auf Sitten und Zustände, welche dem Poeten genau bekannt waren, ist ihm zum Heile ausgeschlagen. Nicht als meinten wir mit den Verehrern photographischer Wahrheit, der Künstler solle nur Verhältnisse schildern, die ihm durch persönliche Erfahrung vertraut geworden; wer das Zeug hat zu einem Dichter, trägt ein Bild der Menschheit im Herzen. Hebbel jedoch mußte durch einen Stoff, dessen feste Schranken ihm selbst wie den Lesern wohlbekannt sind, von seiner Unart, symbolische Züge in die Aktion zu legen, abgehalten werden. Er bewährt hier seinen Ausspruch: „überall soll der Dichter ökonomisch sein, nur nicht in seinen Grundmotiven." Der Bau des Dramas ist musterhaft knapp und gedrungen, auch die Naturlaute der Leidenschaft erklingen tief erschütternd, das Stück würde

das Muster eines bürgerlichen Trauerspiels sein, wenn nicht der Dichter durch die Unsicherheit seines sittlichen Gefühls auch dem Hörer das Gefühl verwirrte. Der Hörer nimmt Partei — nicht wie der Dichter will für die büßende Heldin, sondern für den harten alten Philister Meister Anton. Das unglückliche Mädchen hat sich im Zorn verschmähter Liebe einem ungeliebten Manne verlobt, und da ihr Gewissen sie noch immer der alten, jetzt sündhaften Liebe zeiht, wähnt sie sich verpflichtet, dem eifersüchtigen Bräutigam durch verzweifelte Hingebung ihre Treue zu beweisen. Eine solche Tat ist denkbar — denn was wäre unmöglich für ein geängstetes Mädchengewissen? — doch sie steht sittlich tiefer als ein in der Hitze natürlicher Leidenschaft begangener Fehltritt. Der Dichter soll uns nicht einreden, das Mädchen sei durch diesen Schritt nicht innerlich befleckt worden. Der alte borstige Vater hat ganz recht, wenn er die Schande nicht auf seinem ehrlichen Bürgerhause dulden will — und über solchen unabweisbaren Verstandesbedenken geht uns die Freude an dem schönen Gedichte fast verloren.

Mit diesem Werke war ein großer Erfolg errungen, des Dichters dramatisches Talent unzweifelhaft erwiesen. Wer hätte nicht hoffen sollen, Hebbel werde mit frischem Mute, mit seiner jetzt durch schöne Reisen erweiterten Bildung fortschreiten auf so glückverheißendem Wege? Statt dessen verlor er sich jahrelang in zielloses Experimentieren, er schrieb jene unglückseligen Märchendramen „Der Diamant" und „Der Rubin", deren Symbolik zu enträtseln der Mühe nicht lohnt.

In Unteritalien lernte er eine Welt verrotteter Zustände kennen, einen tief unsittlichen Polizeistaat, einen leeren Lippenglauben, einen getretenen und verwilderten Pöbel, eine gewissenlose Geldmacht. Hier, wenn irgendwo, war seine Verachtung der schlechten Wirklichkeit am Platze, hier mußte er fühlen, daß des Künstlers Hände zu rein sind, um die Verwesung byzantinischer Verhältnisse zu berühren. Und hier gerade ließ er sich durch eine aberwitzige Anekdote anreizen zur Erfindung seiner berüchtigten Tragikomödie „Ein Trauerspiel in Sizilien", welche ein tragisches Geschick in untragischer Form darstellen, des Hörers Lachmuskeln zucken und zugleich ihn vor Grausen erstarren machen soll. Das heißt doch nur die gemeine Prosa des Alltagslebens geradeswegs in die Kunst einführen. Das tragische Geschick in untragischer Form stöhnt und ächzt auf allen Märkten; ihm die tragische Form zu finden, ist des Dichters schönes Recht. Hebbels feiner Formensinn hat ihn davor bewahrt, den unglücklichen Gedanken weiter zu

verfolgen. Auch ein anderes Experiment dieser Zeit blieb liegen. In der Tragödie „Moloch“ wollte der Dichter „ein Volk stammeln lassen“, die Uranfänge der menschlichen Gesittung, die Entstehung der Religion darstellen — ein Versuch, der mit ungemeiner dichterischer Kraft begonnen, schließlich doch in undramatischer Symbolik verlaufen mußte. Wiederum in den zerfressenen italienischen Verhältnissen wurzelt das Schauspiel Julia — eine Schilderung moderner Blasiertheit und Verworfenheit, wie sie nur einem völlig umnachteten Auge erscheinen konnte, ein Drama ohne Abschluß, ohne jedes Interesse, gerade darum gefährlich und unsittlich, weil Hebbel die unnatürliche, kläglich-sentimentale Handlungsweise seines Helden, der sich selber eine wandelnde Leiche nennt, als eine sittliche darstellen, sittlich erhebend durch das abgeschmackte Drama wirken will.

Das waren böse Tage für Hebbel, da sein Selbstgefühl im selben Maße wuchs, wie die Teilnahme der Leser sich ihm entfremdete. Selbst die Freunde fragten verwundert, ob er denn aus dem ewigen Rom nichts anderes davongetragen habe als die feine Durchbildung der Form, welche fortan alle seine Gedichte auszeichnete. Auch das bedeutendste Drama dieser unseligen Periode ist ein Werk des kalten Verstandes. „Herodes und Mariamne“ schildert das Judentum in seiner Selbstauflösung und ist zugleich eine Tragödie der ehelichen Treue; so bildet es ein Gegenstück zur Judith und zur Genoveva. Herodes kann es nicht ertragen, daß sein Weib ihn überlebe, zweimal stellte er sie, während er zu gefahrvollen Fahrten verreist, unter das Schwert des Henkers. Gegen solchen Zwang sträubt sich der Stolz der Gattin, denn „das kann man tun, erleiden kann man's nicht“. Und dieser bei aller Seltsamkeit gewaltige, echt dramatische Konflikt, der schon in der Darstellung des Josephus jedes Herz bewegt, läßt bei Hebbel vollkommen kalt. So sehr ermangeln diese Menschen der Ursprünglichkeit und Freiheit, so sehr befremdet uns die moderne epigrammatische Sprache an historischen Personen, deren grundverschiedene Gesittung wir von Kindesbeinen an kennen.

Endlich, endlich nach so langem theoretischen Umhertasten öffnete sich Hebbels Gemüt wieder natürlicheren, einfacheren Gefühlen, als er die „Agnes Bernauer“ schrieb und auf heimatlichem Boden Menschen schuf, so wahr und tüchtig, wie sie ihm seit der Maria Magdalena nicht mehr gelungen waren. Hier erscheint der moralische Revolutionär als politisch konservativ: die Berechtigung des Allgemeinen, des Staates,

wird gezeigt gegenüber dem subjektiven Belieben der Leidenschaft. Hebbel bleibt vollkommen frei von der sentimentalen Auffassung der Liebe, deren heute der vornehme Pöbel voll ist. Leider verrät die Heldin kaum durch ein hingeworfenes Wort eine Ahnung von der Schwere ihrer Schuld, und wir empfinden ihren Tod als eine brutale Mißhandlung. Der wahrhaft innerlich ringende Held des Stückes vielmehr ist Herzog Ernst; sollte das Werk dramatisch wirken, so mußte der alte Herzog in den Mittelpunkt der Handlung treten. Dann ließ sich ein besserer Schluß finden als dieser unselige fünfte Akt, wo Hebbel, der sonst das Gräßliche liebt, einen tödlichen Gegensatz durch eine übereilte Versöhnung beendet. In einem Aufzuge die Ermordung der Agnes, den wütenden Kampf des Sohnes gegen den Vater und die Beilegung des Streites darstellen — das verletzt jene Einheit der Zeit, welche der Dramatiker auch nach Lessing noch achten soll, das bleibt unglaublich, obschon der Poet durch die sprudelnde Heftigkeit, welche er dem jungen Herzoge leiht, uns darauf vorbereitet hat. Aber wie das Land nach langer Wasserreise begrüßen wir in dem Stücke wieder eine warme natürliche Stimmung, wir freuen uns der getreuen Genossen des jungen Herzogs und der kernhaften Bürger. Lebendig tritt die gärende Zeit uns vor die Seele, wo die Tage der Hohenstaufen bereits als ein ferner schöner Jugendtraum in der Sehnsucht der Menschen lebten und moderne Diplomatenkunst die ritterliche Vasallentreue zu verdrängen begann.

So war das Eis gebrochen, und die gesunde freudige Stimmung hielt an. Das gemütvolle Versmaß, das uns Deutschen wie ein liebes altes Märchen zum Herzen redet, das Metrum der deutschen Reimpaare, ward von Hebbel glücklich benutzt für das kleine Künstlerdrama Michel Angelo. Diese geistreiche Behandlung einer sinnigen Anekdote gewährt manchen tiefen Einblick in die Geheimnisse künstlerischen Schaffens; und doch ist genug Handlung in dem Stücke, um selbst auf der Bühne Interesse zu erregen. Mögen andere rügen, daß die Schilderung der Kunstfreunde und dilettierenden Künstler sich von tendenziöser Bitterkeit nicht freihält und sehr deutlich an des Verfassers eigne Fehden mit der Kritik erinnert; mögen sie tadeln, daß die Gestalt des Raphael, wie fast alles Holde und Milde bei Hebbel, ganz schattenhaft gehalten ist: — uns widersteht es, an einem erfreulichen und mit Unrecht vergessenen Werke zu mäkeln. Dieser Michel Angelo lebt wirklich — ein hohes Lob, da die allzu verbreitete Kenntnis der Kunstgeschichte hier der freien Tätigkeit des Dichters schwer beengende Fesseln

anlegte. Mancher akademisch korrekte Künstler wird an dem jugendfrischen, vielsagenden Worte „Die Ordnung, mein' ich und bleibe dabei, beginnt erst bei der Staffelei“ seine eigene Hohlheit erkennen; mancher, der Hebbel mit Mißwollen betrachtet, wird aus diesen einfachen Szenen den heiligen Ernst des Schriftstellers begreifen.

Noch einmal, in der Tragödie Gyges und sein Ring hat Hebbel einen Schatz von Formenschönheit und Kunstverstand an einen undankbaren Stoff verschwendet. Der Dichter versteht, uns in die Atmosphäre längst entschwundener Zeiten zurückzuzaubern, „an den alten Nil, wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen für tote Könige ew'ge Häuser bau'n“. Wo nicht stellenweise eine allzu moderne Bewußtheit der Sprache uns die Stimmung verdirbt, steht sie wirklich farbenprächtig vor uns, die reiche Wunderwelt des Herodot, die mit der Fülle ihrer reinmenschlichen Konflikte unseren Poeten ein so dankbares Feld eröffnet. Dennoch wird dies Trauerspiel mit vollem Rechte nie auf der Bühne Fuß fassen, denn es ist ein antiquarisches Stück. Es ist ein sinniger, freilich mehr für eine Novelle als für eine Tragödie der Ehe geeigneter Gedanke, daß auch in der innigsten Vereinigung jeder Gatte ein Etwas zurückbehält, das Schonung erheischt, das er dem Gemahl nicht hingeben kann, ohne sich selbst aufzugeben; aber wie wenige Leser werden aus der seltsamen Handlung des „Gyges“ diese Idee erraten! Heute, da man den Dramatiker unaufhörlich auf historische Stoffe verweist, kann nicht laut genug die einfache Wahrheit wiederholt werden, daß der Dichter seine Menschen in den Herzen seiner Zuschauer, der Kinder seiner Zeit, entstehen und wachsen lassen muß. Mag er getrost Weltverhältnisse aus den Tagen vor der Sündflut uns vorführen: in den Empfindungen seiner Charaktere dulden wir nichts Antiquarisches. Gerade unser Publikum mit seinen abgestumpften Gefühlen wird nur durch einfach-drastische, sofort verständliche Empfindungen erregt werden. Dieser König Kandaules, welcher „Zeugen braucht, daß er nicht ein eitler Tor ist, der sich selbst belügt, wenn er sich rühmt, das schönste Weib zu küssen“, welcher darum den Fremden als Zuschauer an das eheliche Lager führt — er handelt nach unseren Begriffen mit einer brutalen Roheit, die seinen Edelmut uns völlig unglaublich macht und jedes tragische Mitleid aufhebt. Hier aber sind unsere Begriffe im Rechte, weil wir leben. Nur ein bedauerndes Achselzucken haben wir für die untadelhafte Komposition, die Melodie der Sprache und den Gedankenreichtum des Dichters, der in diesem Werke sich glänzend ent-

faltet. Wie nämlich Kandaules in seinem Hause die Schranken altheiliger Sitte zerstört, so wagt er auch im Staate „an den Schlaf der Welt zu rühren“, obwohl er „nicht die Kraft hat, ihr Höheres zu bieten“. Und in diese dumpfe gebundene Menschheit tritt der einzige, den wir ganz verstehen, der jugendliche Gyges, der Mann der freien entschlossenen Tat, der Sohn des klaren Hellenenvolkes, das die Fesseln starrer Sitte lächelnd abgestreift hat.

Wie seine Dramen, so zeigen auch Hebbels kleine Gedichte eine auffällige Ungleichheit des Wertes. Wir sehen eine ursprünglich poetische Natur vor uns, welche durch übereifrige Verstandestätigkeit sich der schönsten Früchte ihres Talents beraubt. Hebbel erstrebt eine Universalität, woran selbst ein Goethe nie gedacht hat — ein Unterfangen, wobei einem pathetischen Dichter das Ärgste widerfahren muß. Ein Mann wie er konnte in seiner Jugend ein Mädchen erschrecken durch heiße, despotische Leidenschaft; er konnte dann ein edles Weib mit jener tiefen und ernsten Mannesneigung erfassen, wovon so manches schönes Gedicht an Christine Kunde gibt; versucht er jedoch zu tändeln und leicht zu kosen, so zeigt er nur die Grazie eines seiltanzenden Elefanten. Auch für das einfache Lied fehlt ihm die Naivität. Dagegen sind mehrere der Balladen durch ihre einheitliche Stimmung sehr wirksam, nur leiden sie meist an zu großer Länge; denn der Dramatiker weiß nichts von dem Kunstgeheimnis des lyrischen Rhapsoden, durch Verstummen das Tiefste zu sagen. Die Gedichte „Dem Schmerz sein Recht“ erschüttern durch den heftigen rastlosen Kampf eines aufwärtsstrebenden Geistes; doch zeigen auch sie, wie selbst die schönsten Gedichte der Sammlung, eine ungelöste Zutat von Reflexion. Das Epigramm ist natürlich stark vertreten: fast überall Gedanken eines gescheiten Mannes, aber auch überall eine unselige Störung, bald durch die Breite der Darstellung, bald durch die Prosa des Gedankens oder durch ein geschmackloses Bild. Selbst das verständigste der Gedichte, selbst das Epigramm, muß in der Phantasie des Künstlers empfangen werden.

Es ist doch ein frischer, erfreulicher Dichterzug in Hebbels Leben, wie er, entzückt von dem liebenswürdigen Spiele einer Künstlerin, sie rasch entschlossen von der Bühne heimführte. Beglückt an der Seite dieser edeln Frau, in dem Frieden eines wohlgeordneten Hauses ließ er jetzt in dem kleinen Epos „Mutter und Kind“ alles wieder zu frischem Leben erwachen, was vorzeiten seine Phantasie erregt: das derb-

tüchtige niederdeutsche Bauernleben, das reiche Hamburg und seinen furchtbaren Brand. Auch die Ideen, welche seinen Kopf vorzugsweise beschäftigt, das Verhältnis von Mann und Weib, die Fragen von der Armut und dem Sozialismus, spielen in das Gedicht hinein. In dieser kleinen Welt rein-menschlicher Empfindungen hat der Dichter jene Wärme des Gefühls, jene Freude an dem Milden und Gemütlichen, jene gläubige versöhnte Stimmung wiedergefunden, die auf seinen langen spekulativen Irrfahrten fast verloren schienen.

> Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
> das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
> und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert? . .
> Und so ist die Natur gerecht im ganzen und großen
> und verteilt nur den Tand, die Flitter, nach Lust und nach Laune.

Uns scheint, in diesen Worten über die Elternliebe liegt unendlich mehr Tiefsinn und kräftiger Mannesmut, als in den heftigsten Invektiven, welche Hebbel je gegen die Gesellschaft geschleudert. Der wesentliche Mangel des Werkes zeigt sich in der Form. Wir meinen hier nicht die übermäßige Anwendung des Trochäus, die Hebbel sich erlaubt. Denn der Hexameter ist zwar keineswegs, wie Hebbel meint, „der deutscheste Vers", sondern ein Maß, das einer ursprünglich der Quantität entbehrenden Sprache niemals ganz natürlich zu Gesichte stehen kann; doch gerade deshalb mag der deutsche Dichter bei dessen Handhabung mit großer Freiheit verfahren. Sein feines Gehör allein muß ihn warnen vor dem Schein der Dürftigkeit, der durch zahlreiche Trochäen entsteht, wie vor dem haltlosen hüpfenden Wesen und dem zischenden Mißklang gehäufter Konsonanten, welche die Daktylen der „korrekten" Platenschen Schule in den Hexameter bringen. Wir meinen hier die Form in einem minder äußerlichen Sinne. Die ungeheure, vollkommen nur einmal erfüllte Aufgabe, in unserer aufgeregten Zeit das erhabene Gleichmaß epischer Diktion und Empfindung zu bewahren, war dem Dramatiker unlösbar. Bald staut seine Rede sich auf in abgebrochenen Sätzen, bald stürmt sie daher in langen Perioden, die ebenmäßige Wallung des Hexameters geht verloren. — Und dies einfach herzliche Gedicht ging in der Lesewelt fast spurlos vorüber. Ist es doch längst kein Geheimnis mehr, daß das Los der Gedichte heute in den Händen der jungen Damen liegt. Wirken Tragödien zu aufregend auf die Gemüter der Fräulein — nun, hier ist ein Epos aus der stillen Welt des Hauses, ganz dazu geschaffen, ein einfaches Mädchen sanft zu bewegen. Doch leider, keine Spur von Sentimentalität

und augenverdrehender Frömmigkeit; und diese Bäuerin hat so gesunde Nerven, sie untersteht sich sogar, im Grünen zu gebären! Mon Dieu, welche Pensionsdirektrice von Pflichtgefühl darf ihren Zöglingen solche Natürlichkeiten bieten?

Unterdessen reifte langsam des Dichters größtes Werk, die Nibelungen. Wenn der gebildete Durchschnittsmensch heute schon beim Anblick des Titels einer Nibelungentragödie mit der Ruhe des Weisen zu sagen liebt: Das sind alte Geschichten, der Himmel bewahre uns vor dieser tausendjährigen Hexerei — so können wir nicht bestimmt genug die Überzeugung aussprechen: Nur wenige moderne Dichter haben die gewaltige Versuchung nicht empfunden, die Gestalten des Nibelungenliedes irgendwie nachzubilden. Da steht sie vor uns, eine jener grandiosen Fabeln, woran die Kunst und der Glaube von Jahrhunderten gearbeitet, das Wunderwerk eines ganzen Volkes, in ihren Grundzügen hoch erhaben über jene Anfechtung der Kritik. Und mit dem vollen Reize der Jugend tritt das altehrwürdige Werk vor unsere Augen. Seit zwei Menschenaltern erst hat sich die Liebe unseres Volkes wieder der alten Dichtung zugewendet. Seitdem sind die Gestalten des hörnenen Siegfried und der Rächerin Kriemhild einem jeden eng verwachsen mit jenen ersten Empfindungen der Kindheit, welche ewig frisch bleiben, als wären sie gestern empfunden. Und dieser Schatz gewaltigster menschlicher Leidenschaft, der unsere Maler zu immer neuen Nachschöpfungen reizt, ist uns überliefert in einer poetischen Bearbeitung, die dem feineren Kunstsinne der Gegenwart nimmermehr völlig genügen kann. Denn — zum Schrecken orthodoxer Germanisten sei gesagt, was jedes einfache Gefühl sofort empfindet — neben Stellen von hinreißender Kraft und Schönheit dehnen sich im Nibelungenliede weite Strecken von langweiliger Einförmigkeit. Auch der Inhalt bietet oftmals eine fremdartige, ja feindselige Mischung von altnordischen, deutsch-heidnischen und christlichen Elementen. Die ungeheure Bewegung und leidenschaftliche Wildheit des Stoffes, welchen die epische Form oft kaum bewältigen kann, fordert den Dramatiker ebenso laut zum Nachbilden auf, wie jene Keime verschlungener eingehender Charakteristik, die sich im Epos nur halb entfalten dürfen. Gründe genug, um in unzähligen modernen Menschen den Wunsch zu erregen, daß die Heldengestalten der alten Sage auf der Bühne erscheinen möchten, wo, nach Hebbels schönem Worte,

> wo sich die bleichen Dichterschatten röten
> wie des Odysseus Schar von fremdem Blut.

Aber wie läßt sich diese ungeheure Fabelwelt dem Verständnis unserer Hörer erschließen? Am nächsten liegt es, durch sorgfältige psychologische Motivierung die alten Recken uns menschlich nahezuführen. Dieses Weges ist Emanuel Geibel gegangen — und der Erfolg bewies, daß auf solche Weise die finstere Größe des alten Gedichtes gänzlich verloren geht. Wie anders ist Hebbel verfahren! Ein ungeheures Geheimnis bleibt immerdar über den riesigen Gestalten dieser Sage, das keine Kunst unserer helleren Zeit lichten kann. Sollen unsere Hörer an einen Hagen Tronje wirklich glauben, so gilt es nicht, ihn hinabzuziehen in unsere Kleinheit und Feinheit, nein, es gilt, ihn noch reckenhafter erscheinen zu lassen und die Wunder der alten Göttersagen, die im Nibelungenliede schon halb verwischt sind, in voller Pracht zu entfalten. Von vornherein muß der Hörer empfinden, daß er die Welt des hellen bewußten Verstandes verlassen hat, daß er unter Menschen tritt, die wahllos, zweifellos, wie die Naturgewalten, das Ungeheure tun, die der vollbrachten Untat hart und sicher in die Augen sehen und sie auf sich nehmen wie der Hagen des Liedes, der bei jedem neuen Frevel sich vordrängt und spricht: „Laß mich den Schuldigen sein."

Diese Erhöhung der Helden fast über das Maß des alten Liedes hinaus hat Hebbel mit bewundernswürdiger Kunst vollzogen. Wie vertraut sind diese Menschen mit aller Heimlichkeit des Naturlebens. Beredt wird ihre Zunge nur, wenn sie sich erzählen von den Geheimnissen des Waldes, von den Seherworten, die aus dem Nixenbrunnen ertönen, von den Wundern des nordischen Eislandes, von jenen Runen, darüber ein Held vergeblich sinnen mag bis an seinen Tod. Wo es zu handeln gilt, gehen sie ans Werk wortlos, sicher, unentwegt; dann und wann bricht aus den geschlossenen Lippen ein Ausruf jenes gräßlich wilden Humors hervor, der sich schon in dem alten Liede findet, wenn es von Volker spricht:

„Das ist ein roter Anstrich, den er am Fiedelbogen hat."

Doch während der Dichter so trotzig allen unseren konventionellen Begriffen ins Gesicht schlägt, ist er um so maßvoller und schonender verfahren, wo er unser sittliches Gefühl zu verletzen fürchten muß. Jener König Gunter, der schon in dem alten Liede eine sehr widerwärtige Rolle spielt und bei jedem Versuche eingehender psychologischer Zergliederung notwendig ekelhaft erscheinen muß, ist von Hebbel mit sicherem künstlerischen Takte in den Hintergrund geschoben worden. Jung und schwach läßt er den grimmen Hagen gewähren, der ihn und

seine Brüder ganz beherrscht. Ebenso ist jener nächtliche Ringkampf auf Brunhilds Lager von Hebbel sehr schamhaft behandelt, und wer sich einmal eingelebt in die wunderbare Luft dieses Dramas, wird ohne jeden Anstoß daran vorübergehen.

Auch daß Hebbel den ganzen Inhalt des Nibelungenliedes in die dramatische Form umgegossen hat, können wir nur billigen. Denn wenn man so gern auf die attischen Dramatiker verweist, die nur einzelne Katastrophen aus der reichen Fülle der homerischen Gedichte sich auswählten, so will diese gelehrte Vergleichung hier nimmermehr passen. Wie Schuld die Schuld gebiert — dies Fortwirken des Frevels, welches in der ursprünglichen Form der Sage, in dem Fluche, den Andwari über das Gold gesprochen, sogar noch schöner ausgedrückt war, bildet recht eigentlich den Kern der Tragik des Nibelungenliedes. Darum müssen wir sehen, wie Siegfrieds Mörder und ihr ganzes Geschlecht untergehen; eine Vision, welche dies nur andeutete, kann uns nicht genügen.

Wer diesen Stoff dramatisch gestaltet, muß verzichten auf die konzentrierte Schönheit des Einzeldramas, er ist gezwungen zur zyklischen Behandlung. Hebbel griff zur Dreiteilung; er läßt auf ein kurzes Vorspiel „Der hörnene Siegfried“ zwei Trauerspiele „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhilds Rache“ folgen. Diese Einteilung ist eben deshalb ein großes künstlerisches Verdienst, weil der Laie meinen wird, sie verstehe sich von selbst. Sie bietet dem Dichter den Vorteil, daß er, ohne je in undramatische Breite zu verfallen, den reichen tragischen Gehalt seiner Fabel wirklich erschöpfen kann. Es gibt einige Stoffe von so unergründlicher tragischer Tiefe, daß sie unserer Seele bei jeder neuen Betrachtung immer neue und immer ergreifendere Situationen enthüllen. Wer hat das Bild von Paul Delaroche „Maria in ihrem Hause in der Nacht nach der Kreuzabnahme“ gesehen, ohne im ersten Augenblick zu erstaunen über die Neuheit der Erfindung und im zweiten ihre Notwendigkeit freudig anzuerkennen? Und wenn die Bauern vom Oberammergau ihr Passionsspiel aufführen, was ist es, das diese Tausende während langer Stunden in atemloser andachtsvoller Stille fesselt, den blasierten Großstädter so gut wie die schwäbische Bäuerin, die meilenweit gewallfahrt zu der heiligen Handlung? Es ist nicht bloß die einzige Erscheinung, daß hier die künstlerische Kraft, die in den Tiefen unseres Volkes schlummert, frei und freudig aus dem Verborgenen hervortritt; es ist nicht bloß die erhabene Weihe, welche der Glaube

von Millionen über den grandiosen Mythus von der Kreuzigung Christi ausgegossen hat. Noch ein anderer, rein ästhetischer Grund gibt den anspruchslosen Zeilen des alten Dorfschulmeisters eine so mächtig erschütternde Kraft. Jener eine Tag des Todes Christi ist so überschwenglich reich an tragischen Momenten, daß der Nachdichter nicht nötig hat, zu jenen Verkürzungen zu greifen, welche das Drama insgemein verlangt. Stunde für Stunde vielmehr des schmerzensreichen Tages geht in jenem Passionsspiele an uns vorüber. Also hat der Zuschauer den zweifachen Genuß der tragischen Erschütterung und zugleich der vollen ungetrübten Naturwahrheit; denn auch jener letzte Schein des Absichtlichen, der nach Goethes tiefem Worte jedem Kunstwerke anhaftet, verschwindet bei dieser glücklichen Fabel. Einen ähnlichen Moment voll unerschöpflicher Tragik bietet die Nibelungensage in dem Morgen nach Siegfrieds Ermordung, und Hebbel hat verstanden, die Gunst der Fabel auszubeuten. Kein Augenblick des Grausens wird uns erlassen von der Stunde an, da Kriemhild erwacht und der Kämmerling über den toten Mann vor der Tür stolpert, bis zu jener schrecklichen Totenprobe, da der grimme Hagen unerschüttert ruft:

Das rote Blut! Ich hätt' es nie geglaubt,
nun seh' ich es mit meinen eigenen Augen.

In solcher Weise ist der fünfte Akt von Siegfrieds Tod das Schönste geworden, was Hebbel je geschrieben.

Wenn Hebbel in klarer und berechtigter Absicht das Maßlose, das Reckenhafte seiner Helden in den gewaltigsten Umrissen gezeichnet hat, so war sein Plan doch keineswegs, uns durch das Fremdartige dieser Erscheinungen lediglich in Erstaunen zu setzen. Nein, wir sollen empfinden, dies ist das Geschlecht der Heiden, der Gewissenlosen, das einer neuen reinen Menschheit die Stätte räumen soll. Darum hat er jene Spuren des Christentums, welche in das Nibelungenlied hineinspielen, weiter verfolgt und den Heiden Hagen in grimmiger Feindschaft der Kirche gegenübergestellt. Zuletzt, als die Heiden sich hingemordet, ergreift der Christ Dietrich von Bern das Szepter der Welt

„im Namen dessen, der am Kreuz verblich".

Dies war sicherlich der einzige Weg, um das Entsetzen dieser Fabel zu einem für das moderne Bewußtsein versöhnenden Abschlusse zu führen. Dennoch liegt hier eine Schwäche des Werkes. Die christlichen Elemente treten im Verlaufe der Handlung so wenig hervor, Dietrich selbst greift so wenig in das Spiel ein, daß sein letztes Aufsteigen fast wie ein sym-

bolischer Zug, zum mindesten nicht als eine Notwendigkeit erscheint. Der ruhige gewaltige Alte des Nibelungenliedes ist uns verständlicher als dieser Dietrich, der so befremdlich mitten inne steht zwischen der heidnischen und der christlichen Welt.

Gerade vor diesem schönen Drama haben wir aufs neue empfunden, wie ganz eigen unser Volk zu seiner Geschichte steht, wie vertraut und zugleich wie fremd die Jugend unseres Volkes uns erscheint. Jene jugendliche Naivität des Naturlebens, welche sich im Drama schon wegen seiner klaren bewußten Kunstform nur leise andeuten läßt und nur in der Breite des Epos zu ihrem vollen Rechte kommt — sie ist es, die noch heute das Gemüt des Deutschen zu seinen alten Mythen hinzieht. Was aber des Dramatikers eigentliche Aufgabe bildet, das Gemütsleben dieser epischen Zeit, das ist uns in solchem Maße fremd geworden, daß wir dreist behaupten können, ein Trauerspiel aus der französischen oder italienischen Gegenwart dürfe sich heute mit größerem Rechte ein deutsches Trauerspiel nennen als eine Dramatisierung der Nibelungensage.

Dem Dramatiker sind, weil seine Kunst gewaltiger als irgend eine andere den ganzen Menschen erschüttert, engere Schranken gesetzt bei der Wahl seiner Stoffe als dem Maler oder dem erzählenden Dichter; und dieser Einsicht voll hat sicher schon mancher moderne Poet der reizenden Versuchung dieser Fabel widerstanden. So gewiß wir beim Hören von Uhlands Ballade „Jung Siegfried“ uns willig in die alte Wunderwelt versenken, ebenso gewiß ruft das Drama den Verstand zum schonungslosen Mitsprechen auf. Indem Hebbel seine Recken gänzlich aus der Welt unseres Denkens und Empfindens heraushob, hat er zwar den einzigen Ton angeschlagen, der diesem Stoffe geziemt, doch er hat zugleich verzichtet auf die höchste Lust des Dramatikers, daß die Hörer fortwährend mit seinen Helden leiden und denken, sie treiben oder zurückhalten möchten. Allerdings bietet dies Drama auch mehrere Charaktere, welche uns völlig verständlich sind, namentlich den Charakter der Kriemhild, den nach unserem Gefühle schönsten des Werkes — wie ja auch Shakespeare in dieser alten Sagenzeit mehrere Stoffe von rein menschlichem für alle Zeiten gültigem Gehalte gefunden hat. Aber daneben stehen sehr viele Züge eines halb bewußtlosen Menschenlebens, das „keinen Grund braucht“ für sein Handeln, während der heutige Zuschauer sich doch fortwährend im stillen nach den Gründen fragt.

Und untersuchen wir, was Hebbel neu geschaffen hat in dem alten

Stoffe, so finden wir zwar einzelne überraschend feine Motivierungen, welche das Lied gar nicht oder nur leise andeutet, wir sehen Brunhilds geheime Liebe zu Siegfried, wir erfahren, daß die Eifersucht Kriemhild bewog, ihre Schwägerin zu schelten, und daß der Neid der letzte Grund des Hasses ist, den Hagen gegen Siegfried hegt, aber wir können nicht sagen, die Helden seien uns in dem modernen Drama vertrauter geworden als in dem alten Liede. Unvermeidlich vielmehr treten in dem Drama einige moderne Züge störend hervor. Die alten Recken beurteilen sich gegenseitig mit einer bewußten Klarheit, welche zu ihrem eigenen Tun wenig stimmt; und wenn Brunhild zu Gunter spricht:

in dir und mir
hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
den Kampf ums Vorrecht ausgekämpft —

so offenbaren auch diese Worte ein helles Bewußtsein, das wir der Königin von Isenland nicht zutrauen. Gestehen wir also: Wenn uns die Lust anwandelt, uns zu erfreuen an der Größe unserer Sagenzeit, so greifen wir lieber zu dem Nibelungenliede selber, als zu dem neuen Drama. Denn in einer Erzählung vergangener Taten nehmen wir vieles arglos und willig hin, was uns in der unmittelbaren Gegenwart des Dramas verletzt, und während die Mängel des alten Liedes uns nur wie das Blei erscheinen, worein die Natur das Silber verborgen hat, machen die Mängel des modernen Werkes den Eindruck einer fremden künstlichen Zutat. Der Dichter hat das mögliche geleistet, aber er hat gewisse Bedenken nicht überwinden können, welche notwendig gegeben sind durch die ungeheure Kluft, die unser Empfinden von dem Seelenleben der epischen Tage trennt.

So war dem kräftigen Manne doch gelungen, das Echte seines Wesens der Mitwelt zu offenbaren, und auch sein letztes Werk gab ein Zeugnis von der Läuterung dieses Geistes. Er nahm die Fabel des Schillerschen Demetrius wieder auf; doch Schillers Drama einfach fortzusetzen, kam ihm nicht bei: „Ich könnte ebensogut da zu lieben anfangen, wo ein anderer aufgehört hat.“ In seinen jungen Jahren wäre ihm unzweifelhaft der verzwickte Charakter eines tugendhaften Betrügers ein reizender Vorwurf gewesen; jetzt stand er anders zu den sittlichen Fragen. Sein Sinn war jetzt so ganz auf das einfach Edle gerichtet, er empfand so lebhaft die Gemeinheit, die in jedem Betrüger liegt, daß ihm sogar Schillers Idealismus nicht mehr genügte. Schiller wäre, erklärte er oft, mit seinem Betrüger nicht zu Ende gekommen.

Er faßte den Demetrius als den Betrogenen, der erst ganz zuletzt, da er nicht mehr zurück kann, seine eigene Schuld erfährt, und stellte den Usurpator so rein und edel hin, daß ich fast zweifle, ob nicht das vollendete Werk an dramatischem Interesse ebensoviel verloren hätte, als der Held an Tugend gewann. Hebbels realistischer Sinn zeigt sich diesmal nur in der drastischen Schilderung des slawischen Volkslebens, die unser deutsches Gefühl fremdartig berührt. Überhaupt liegt über dem tiefdurchdachten Werke eine seltsame Kälte; unter den vielen, welche sich an dieser erhabenen Schicksalstragödie versucht haben, reicht keiner an Schillers feurige schwungvolle Weise heran.

Das Gedicht abzuschließen war dem Dichter nicht vergönnt. Eben jetzt begann die Welt dem lange Verkannten zu danken, da warf ihn eine tödliche Krankheit nieder. Er hörte noch auf dem Krankenbette, seinen Nibelungen sei der große Berliner Dramenpreis zuerkannt worden. Die Antwort, die er dem Boten gab, ist wie der letzte Pinselstrich zu dem Charakterbilde des düsteren schwer kämpfenden Mannes, der die helle Lust am Leben niemals ganz gekostet hat. Er sagte trüb: „Das ist Menschenlos. Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher." —

Karl Mathy.

(Heidelberg 1868.)

Wer heute den Durchschnitt unserer Jugend mustert, wie sie daher lebt, altklug, frühe mit sich selbst im reinen, nicht allzu roh in ihren Ausschweifungen, aber auch arm an holder Torheit und freudiger Begeisterung, wenig geneigt, den Rätseln des Daseins ernsthaft nachzudenken — der kann sich der Besorgnis kaum entschlagen, daß der geistige Gehalt unserer nächsten Zukunft nicht reich sein wird. Es hat den Anschein, als wüchse uns ein Geschlecht von verständigen Politikern, tapferen Soldaten und guten Bürgern für den neuen deutschen Staat heran, und wir müssen es hinnehmen als eine notwendige Grausamkeit der Natur, wenn in dieser jungen Generation die schöpferische Kraft in Kunst und Wissenschaft selten, unter ihren Staatsmännern die Zahl der eigenartigen Charaktere gering sein sollte. Mit solcher Aussicht vor Augen beklagen wir bitter den Hingang eines Freundes, welcher, der Besten einer unter unseren Staats- und Geschäftsmännern, noch bedeutender war als ein ganzer Mann von selbständigem, ursprünglichem Gepräge.

Vollendet, eine Welt für sich selber, vererben sich die Werke des Künstlers und des Denkers auf kommende Geschlechter; sie tragen in sich die Kraft, immer von neuem aufzutauchen aus der Vergessenheit. Dem handelnden Staatsmanne fällt ein entsagungsvolles Los. Er wirkt an einem Baue, der niemals auch nur den Schein der Vollendung erlangt; das junge Geschlecht, das droben an den Türmen schafft, spottet der treuen Hände, die einst sorgsam den Grundstein legten. Noch ist kein Menschenalter verflossen, seit die begeisterte Teilnahme

der Nation an den Lippen der süddeutschen Liberalen hing, und schon heute fällt uns schwer, den Männern der Rotteck-Welckerschen Schule gerecht zu werden, ja nur zu begreifen, warum eine solche Opposition einst notwendig und heilsam war. Die wenigen, die noch übrig von den Streitern jener Tage, sind fast allesamt überholt worden von der eilenden Zeit; wir sehen die einen abseitsstehen, die anderen mit altersschwachem Zorne eifern wider die junge Welt. Nur einzelne sind gewachsen mit ihrem Volke, und nur einem war beschieden, als ein leitender Staatsmann einzugreifen in die neue Staatsbildung, die der Deutsche Krieg uns gebracht hat. Karl Mathy hat, früh eingetreten in das öffentliche Leben, alle Entwicklungsstufen unseres neuen Liberalismus durchmessen, von der philhellenischen Schwärmerei und den badischen Kammerkämpfen bis zu der Paulskirche und wieder bis zu der Gründung des Zollparlamentes; und derweil so vieles um ihn und in ihm sich verwandelte, blieb er doch immer er selber, allen, die ihn kannten, ein erhebendes Zeugnis von der Treue zugleich und der bildungsfähigen Lebenskraft unseres Volkes. Er kannte Deutschland wie wenige Männer im Süden, und war darum vor anderen berufen, mitzuwirken an der schwierigsten Aufgabe der jüngsten deutschen Politik, an der Verschmelzung der Kernlande des alten Rheinbundes mit dem neuen preußischen Deutschland. Ein hartes Geschick hat ihm diesen Ruhm versagt. Kaum drei Jahre nach seinem Hingange ward das Deutsche Reich wieder aufgerichtet, und von den Lippen seiner Freunde klang die schmerzliche Frage: Warum hat Mathy diese Tage nicht mehr schauen dürfen? —

Auch Karl Mathys Vater Arnold ist in den Kämpfen des öffentlichen Lebens ergraut; sein Name ward einst viel gescholten und viel gepriesen im pfälzischen Lande. Er war ein denkender katholischer Priester und ein gefürchteter Gegner der ultramontanen Partei, die in den argen Tagen des Kurfürsten Karl Theodor das Land beherrschte. Späterhin trat er über zur evangelischen Kirche, ward Professor der Mathematik am Lyzeum zu Mannheim und gründete sich noch als bejahrter Mann das glückliche Hauswesen, darin Karl Mathy am 17. März 1807 geboren wurde. So wuchs der Sohn auf unter den Ideen der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, und bald zeigte sich, daß er auch die unabhängige Willenskraft des Vaters geerbt hatte. Als er in Heidelberg Kameralwissenschaften studierte, brach er plötzlich auf, um zu Fuß nach Paris zu wandern; er wollte sich dort in die Reihen der

Griechenkämpfer stellen. Nur mit Mühe gelang es der besorgten Mutter, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er trat nun in den Staatsdienst, und bei seinem reichen Wissen, seiner seltenen Arbeitskraft und Verstandesklarheit schien ihm eine glänzende Beamtenlaufbahn bevorzustehen. Da stürzte der Thron der Bourbonen zusammen; der Rückschlag der Julitage brachte dem badischen Lande Freiheit der Presse, stürmischen Kampf der Parteien, dazu die Aussicht, daß auch hier die Verfassung zur Wahrheit werde.

In solchen Tagen litt es den jungen Liberalen nicht länger im Staatsdienste. Er ward Journalist, schrieb in die Allgemeine Zeitung Berichte über den badischen Landtag. „Ich liebte schon damals dies Blatt wenig,“ sagte er mir später, „aber ich legte großen Wert auf seine Leser.“ Im Jahre 1832 gründete er ein eigenes Blatt: „Der Zeitgeist“; doch kaum bestand das neue Unternehmen, so hob der Bundestag die badische Preßfreiheit auf, und Mathy hatte nun alltäglich den erbitternden Kampf zu führen gegen die Willkür, nein, gegen den Blödsinn einer gesetzlosen Zensur. Wir Jüngeren haben allzu rasch vergessen, durch welche Leiden, welche Kämpfe uns damals erkauft ward — so lauten Mathys Worte — „die Herstellung des natürlichen und durch das Grundgesetz verheißenen Rechtes des freien Menschen, sich von dem Thiere und von dem Sklaven unterscheiden zu dürfen, indem er auf eigene Gefahr und Verantwortung hin seine Gedanken ausspricht“. Selbst Kutusows verheißungsvolle Proklamation von Kalisch durfte nicht wieder gedruckt werden, und Struve stellte später die ihm von der Zensur gestrichenen Stellen in drei Bänden, also zensurfrei zusammen, ohne daß eine Anklage gegen das Buch gewagt wurde!

Da das Preßgesetz in seiner Weisheit nur dreißigjährigen Menschen die Herausgabe einer Zeitung gestattete, so war der junge Publizist gezwungen, den Namen seines Ausläufers auf sein Blatt zu setzen. Trotzdem entging er selber nicht der Verfolgung, er mußte zu Karlsruhe in langer Haft für seine literarischen Sünden büßen. Frühzeitige politische Schriftstellerei ist gemeinhin der sicherste Verderb für die staatsmännische Bildung; für den Herausgeber des „Zeitgeistes“ war solche Gefahr nicht vorhanden. Er schreibt nicht, um zu schreiben, er redet als Geschäftsmann, geht rasch auf sein Ziel los mit knappen, gedrungenen Sätzen, deren lakonische Kürze sehr einsam dasteht inmitten der Phrasenseligkeit der Epoche. Auch die zahlreichen staatswirtschaft-

lichen Artikel, die Mathy in das Staatslexikon von Rotteck und Welcker schrieb, zeichnen sich aus durch Fülle des Wissens und Prägnanz der Sprache; er wußte, daß in jenem Unschuldsalter unseres Staatslebens tatsächliche Belehrung die wirksamste Weise der Publizistik war. Manche Modetorheiten, die sich den Liberalen der dreißiger Jahre von selbst verstanden, kehren auch in dem „Zeitgeist" wieder, so die Bewunderung für die Polen. Auch die Ausfälle wider die Gegner sind oft, im Geiste der Zeit, von einer fast fanatischen Heftigkeit: den liberalen Patrioten stehen die Gemäßigten gegenüber, „für die das Wörtlein muß die einzige Triebfeder des Tuns und Lassens in bezug auf vaterländische Angelegenheiten ist". Jedoch in ernsten Fragen deutscher Politik bewährt der Herausgeber schon damals eine spröde Selbständigkeit, die sich den Vorurteilen der Partei nicht gefangen gibt. Während Rotteck und sein Anhang um den Untergang der badischen Handelsfreiheit klagten und von dem Zollvereine auch den Sturz der heimischen Verfassung fürchteten, hatte der jüngere Genosse nach langer Erwägung sich eines Besseren belehrt. Der Schüler des alten Rau erkannte den Wert des freien Verkehrs, der Patriot ahnte dunkel den zukunftsreichen Beginn der praktischen Einigung der Nation.

Es war ein kühner Schritt für einen jungen Liberalen, daß Mathy in der Schrift „Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutschen Zollverein" (1834) sich auf die Seite seines politischen Gegners Nebenius stellte; es war noch kühner, daß er der Selbstgefälligkeit der süddeutschen Liberalen zurief: „Durch die Zolleinigung wird das gebundene Handwerk des Südens der preußischen Gewerbefreiheit teilhaftig werden." Seitdem ist ihm der Zollverein ein Gegenstand unablässiger Arbeit und Sorge geblieben. „Die Deutschen", sprach er später in der Kammer, „sollen um jeden Preis daran festhalten und nur mit dem Leben davonlassen." Ihm war kein Zweifel, daß die Freiheit des Marktes die erste Voraussetzung bilde für das Dasein einer modernen Nation; auf diesen Segen verwies er die Kleingläubigen und sprach: „Deutschland ist niemals in seiner Geschichte einiger gewesen als seit dem Jahre 1834." Die Isolierung der Hansestädte nannte er kurzweg „einen Skandal". Was Mathys erfahrener Rat in den Zollkonferenzen der jüngsten Jahre gegolten hat, ist bei allen Kundigen in dauerndem Gedächtnis. Ein Praktiker von Grund aus, blieb er ein Gegner der Schutzzöllner wie der unbedingten Freihändler,

jener vermittelnden Richtung treu, welcher der Zollverein seine wirksamsten Gesetze verdankte.

Weit entfernt, mit einem so gefährlichen und doch so unbefangenen Gegner sich zu versöhnen, fuhr die Regierung fort, den Redakteur des „Zeitgeistes" durch boshafte kleinliche Verfolgung zu mißhandeln, und Mathy, des hoffnungslosen Kampfes müde, entschloß sich endlich, das Land zu verlassen. Mit Ergötzen lesen wir heute in den Akten der Demagogenkommission des Bundestages, welche fürchterlichen Umsturzpläne Karl Mathy in der Schweiz ausgebrütet haben soll, im Vereine mit Joseph Mazzini, den er allerdings gelegentlich bei seinen Zeitungsunternehmungen unterstützte. Der Mann, dem die k. k. Polizei so Arges zutraute, stand dem wüsten Treiben der anderen Flüchtlinge mit kalter, sicherer Überlegenheit gegenüber, schlug als ein hartgeplagter literarischer Tagelöhner sich und sein junges Haus mühselig durch das Leben und ward endlich Schullehrer zu Grenchen bei Solothurn.

Was hätte er auch nicht werden können mit seinem Verstande, seiner Arbeitskraft? Am Lehren hatte er schon in seinen Studentenjahren immer Freude gefunden, mit der ruhigen maßvollen Sicherheit seines Wesens war er wie geschaffen zum Pädagogen. Ich habe selbst in späterer Zeit oft dankbar erfahren, wie liebevoll und herzlich er mit Jüngeren zu verkehren wußte, wie meisterhaft er verstand, durch ein schlichtes Wort des Lobes alles Tüchtige in seiner Umgebung anzuspornen. Dem Fremden erschien er oft schroff und unzugänglich in seiner schlichten wortkargen Weise; Gemeinheit und anmaßende Mittelmäßigkeit schraken zurück, wenn er sie abfertigte mit schneidender Kälte. Die ihm nähertraten und seine Neigung gewannen, werden die Güte dieses reichen Herzens, die feste Treue seiner Freundschaft nie vergessen und immer die guten Stunden preisen, da die helle Lebenslust der fröhlichen Pfalz aus den Worten des ernsten Mannes lachte. Wohin ihn auch sein bewegtes Leben verschlug, überall ist ihm zum Abschiede der Scheidegruß seiner getreuen Grenchener nachgerufen worden: „Es ist gefehlt, daß Ihr von uns fortgeht!"

In Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit hat Mathy selber diese glücklichen Grenchener Jahre geschildert, da der Protestant als einziger Lehrer die katholische Schule leitete und einem derben kräftigen Völkchen den Sinn für freie Menschenbildung erweckte. Besser als unsere Worte mag diese schöne Erzählung den Lesern sagen, wie unser Freund gewesen ist: wie seinem reichen Geiste nichts Mensch-

liches fremd blieb, wie gemütvoll der Mann der Geschäfte zu schreiben vermochte, und welch ein kernhafter demokratischer Grundzug in seinem Wesen lag. Seinen Schülern überließ er gern selber das Schwurgericht zu halten über die Fehler der Kameraden. Jener Zug der Mittelmäßigkeit, der vielen schweizerischen Zuständen anhaftet und seinem scharfen Auge nicht entging, störte ihm keineswegs die Freude an der wackeren Rüstigkeit eines aufrechten Volkes, das sich selbst regierte und damals noch nicht den schlechten Künsten zuchtloser Demagogen verfallen war.

Die gedankenlose Schwärmerei seiner liberalen Genossen für die französische Weise der Völkerbeglückung von oben hat Mathy nie geteilt; „der germanische Ruf nach der Polizei" galt ihm stets als der letzte Grund unserer politischen Leiden. Während der gelehrte Kenner der Staatswissenschaft bescheiden seine Schweizerbuben erzog, blieb er doch mit der deutschen Presse in Verbindung. Auch in das Staatsleben der Schweiz hat er einmal eingegriffen. Die Aufhebung des Zehnten, von den Berner Herren lange versagt, ward jetzt durch die liberale Partei stürmisch gefordert. Eine demokratische Volksversammlung zu Nidau schrieb einen Preis aus für die beste volkstümliche Beleuchtung der Streitfrage. Mathy löste die Aufgabe durch die Schrift „Der Zehnt, wie er war, wie er ist und wie er nicht mehr sein wird" (1838). „Nach dem Tode des Zehnten — so schließt die Einleitung — wollen wir dann Gutes von ihm sagen, wollen uns gern erinnern, daß es ein ehrwürdiges Institut gewesen, daß es vor alters manchen Segen verbreitete und nur darum schädlich geworden ist, weil es sich überlebt hat." Das Wort ist bezeichnend für den Mann der Tat, der über beschauliche Gelehrtennaturen, wenn sie in der Praxis des Staatslebens sich nicht zurechtfanden, sehr scharf zu urteilen pflegte, nicht bloß über den allzu weichen Nebenius, auch über stärkere Männer, wie Dahlmann.

Unterdessen hatte in Baden der Freiherr von Blittersdorff sein unseliges Regiment begonnen, dessen tief entsittlichende Wirkungen bis zur Stunde noch nicht völlig verwischt sind. Mit beispielloser Roheit ward die Presse geknechtet, die Zensur geradezu angewiesen, mißliebigen Blättern durch das Streichen der neuesten Nachrichten die Kundschaft zu entziehen, der Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Wahlen zur Regel erhoben. „Lassen Sie sich Ihre Eisenbahn von Ihrem liberalen Abgeordneten bauen!" sagte der Minister zu den Bürgern einer bedeu-

tenden Fabrikstadt, die eine Stunde östlich von der neuen Staatsbahn liegenblieb. Dem Landtage erwies man jede erdenkliche Mißachtung; man ging so weit, zu verbieten, daß eine Kammerverhandlung über die Wiener Konferenzen von 1834 in den stenographischen Berichten abgedruckt werde. Zudem war seit dem Kölner Bischofshandel, seit dem Auftreten von Strauß und Ronge der kirchliche Hader neu erwacht; von fanatischen Priestern wurde, nach Mathys Worten, unter dem katholischen Landvolke „der halbverschollene Geist der Salpeter wieder heraufbeschworen", und dies Treiben durch die Regierung begünstigt in einem kleinen Staate, mit höchst verwickelten kirchlichen Verhältnissen, dem konfessioneller Haß schlechthin tödlich werden kann. Es war ein von Blittersdorff wohl ausgesonnenes System, das im wesentlichen unverändert blieb, auch als sein Schöpfer, von dem Ministerposten entfernt, nur aus der Ferne, vom Bundestage her, den Nachfolgern Ratschläge gab. Mit grober Anmaßung donnerten die Beamten in der Kammer, die Junghanns und Rettig, wider die „unbefugten" Anträge der Opposition; mit einer, ich darf es sagen, welfischen Zuversicht verkündeten sie die Fortdauer der Rheinbundsbureaukratie bis an das Ende der Dinge. Die Folgen dieses Regiments traten bald zutage. Die Bureaukratie ward wirklich, wie Blittersdorff gewünscht, „ein Instrument, das man nach Belieben zerbrechen kann"; ihre Mehrheit bewährte in den Tagen der Prüfung eine vollendete Gesinnungslosigkeit. Im Volke dagegen tat sich alles, was nicht ultramontan oder schlechthin servil war, zusammen zu einer leidenschaftlichen Opposition: Bassermann und Struve, Welcker und Hecker, Gemäßigte und Radikale in wüstem Durcheinander. Gehässiger Parteikampf zerrüttete den ohnehin künstlich gebildeten, durch die Nachbarschaft Frankreichs und der Schweiz leicht aufgeregten kleinen Staat. In solcher Zeit hielt Mathy sich verpflichtet heimzukehren.

Er ward im Jahre 1842 in die Kammer gewählt, und der schweigsame Mann, den die Freunde zum Reden erst bereden mußten, galt dem Kabinette bald als der furchtbarste Gegner. Wenn er sich langsam erhob, mit seinen großen ruhigen blauen Augen den Ministern gerade ins Gesicht sah und dann kalt in wohlerwogenen Sätzen ihnen die schärfsten Vorwürfe zuschleuderte, so hinterließ er tieferen Eindruck als Heckers leidenschaftliches Ungestüm. Am liebsten sprach er am Ende der Debatte; dann pflegte er die gehaltenen Reden durchzugehen und mit scharfem Spotte die Schwächen der Gegner herauszuheben. Die grau=

same parlamentarische Züchtigung, die er einst dem Ultramontanen Buß angedeihen ließ, ist noch heute unvergessen. Man kämpfte den alten unendlichen Kampf um Preßfreiheit, Schwurgerichte, feste Schranken der Polizeigewalt; die Ahnung eines großen Zusammenbruchs lag auf den Gemütern. Als im Jahre 1846 zum neunten Male den Antrag auf Einführung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit gestellt wurde, da warnte Mathy: „Ich kann mich der Ahnung nicht entschlagen, daß diesem neunten Antrage nicht eine gleiche Anzahl folgten, daß die Zeit nicht mehr fern sein werde, wo über Tag oder Nacht, über Leben oder Tod die Entscheidung fällt.“ Diesen „unwürdigen Ton“ wies der Minister Nebenius zurück: „Wir wissen,“ rief er aus, „was der Herr Redner will und was er uns und Ihnen in Aussicht stellt.“ Nur wenige Monate, und die unwürdige Weissagung war erfüllt.

Mathy hatte die beste Kraft seiner Jugend den Parteikämpfen seiner Heimat gewidmet, er hatte in der Schweiz im Verkehre mit Munzinger die bescheidene Tüchtigkeit eines gesunden kleinstaatlichen Patriotismus achten gelernt. Jetzt, inmitten der unendlichen Debatten über Pferderationen und Zensurlücken, überkam ihn oft das Gefühl der Nichtigkeit solches Streites. Sein scharfer Kopf durchschaute den heillosen Widerspruch, darin seine Partei sich bewegte: sie verlangte die Einheit des Vaterlandes und war doch verdammt, die Verfassung ihres Staates über die Beschlüsse des Bundestages zu stellen.

Immer stärker regte sich ihm der Zweifel an der Lebenskraft unserer kleinen Staaten. Im Dezember 1845 schloß er unter tiefer Stille der Versammlung eine Rede also: „Ein neueres Geschichtswerk sagt, daß Baden seine Vergrößerung dem Wohlverhalten gegen Frankreich und der Verwandtschaft mit Rußland verdanke. Man scheint solche Stützen nicht hinlänglich dauerhaft für einen deutschen Staat gehalten zu haben und fügte die Verfassung hinzu, die ihre Wurzeln in dem Herzen des Volkes geschlagen hat. Geben Sie einer reaktionären Kamarilla die Verfassung preis, so ist Baden nur noch die letzte napoleonische Schöpfung in Deutschland. Bedenken Sie dies — ich schweige.“ Immer fester ward ihm, wie seinem Freunde Bassermann, die überzeugung, daß die konstitutionelle Herrlichkeit der kleinen Staaten ein Schein bleibe ohne einen gründlichen Umbau der Bundesverfassung. Trotzdem tat er unablässig seine Pflicht in dem kleinen Kreise; sein „Landtagsblatt“ verbreitete die Verhandlungen der Kammer in allen Dörfern des Landes. Für den Unterhalt seiner Familie sorgte er in-

zwischen, indem er mit Bassermann eine Buchhandlung gründete. Ein echter self-made man fand er sich auch in diesem Berufe rasch und sicher zurecht. In Mathys Hause wurde damals der Wert von Berthold Auerbachs Dorfgeschichten zuerst erkannt und dem Buche der Weg zum Markte geöffnet. In diesem Verlage erschien auch das neue große Organ des gemäßigten Liberalismus, Gervinus' Deutsche Zeitung.

Im Februar 1846 wurde der Landtag wieder einmal in Ungnaden heimgeschickt, und die Fürsten von Bayern, Württemberg und Darmstadt sprachen verabredetermaßen dem Großherzog Leopold in eindringlichen Briefen ihren Dank aus, weil er seinen ehrgeizigen Volkstribunen so mannhaft widerstanden habe. Aber noch im selben Jahre ward das alte System als unhaltbar aufgegeben. Das liberale Ministerium Bekk trat ans Ruder, und da Baden zuerst in Deutschland eine liberale Regierung erhielt, so begann auch hier früher als in den Nachbarstaaten die unvermeidliche Trennung der grundverschiedenen Bestandteile der alten Opposition.

Mehrmals geriet Hecker in den Kammern mit seinen staatskundigeren Freunden heftig aneinander; die „entschiedene" Presse, Struve voran, donnerte wider die Halben, die Kammermandarinen. Mathy gestand schon im Jahre 1846 in der Kammer: „Das Volk ist bescheidener als die Koterien, welche den Ausdruck seiner Gesinnungen bei den Wahlen zu fälschen und sich der Zügel der Geschäfte zu bemächtigen bemüht waren." Sein sittlicher Ernst empörte sich wider die schreiende Zuchtlosigkeit der Radikalen; sein sicherer Blick erkannte, daß in Deutschland für eine gesittete Republik jeder Boden fehle; dem gewiegten Volkswirt ward unheimlich bei den sozialistischen Phrasen über den Kampf der Arbeit gegen das Kapital, welche sich bereits in die radikalen Reden einschlichen. Freilich, diese heilsame Klärung der Parteien war erst im Werden. Da die schwache Regierung nicht vermochte, der widerwilligen Hofpartei ernsthafte Reformen zu entreißen, so schloß sich der Bund zwischen Radikalen und Liberalen immer aufs neue. Sie standen zusammen, als Bassermann das deutsche Parlament verlangte, und wieder als Struve, auf die Nachricht von der Februarrevolution, jene vier Forderungen des Volkes aufstellte, welche dann die Runde durch Deutschland machten.

Erst in den folgenden Wochen vollzieht sich die Trennung der alten Verbündeten. Ein neuer Parteikampf beginnt mit reißender

Schnelligkeit und mit der ganzen bitteren Leidenschaft verfeindeter Brüder. Schon am 1. März, als Hecker die Massen in das Ständehaus führen wollte, widersetzte sich Mathy. Auch die sofortige tumultuarische Annahme der Volksforderungen ohne Prüfung schien ihm würdelos: „Ich werde", rief er aus, „eher auf meinem Posten sterben als mich durch Einschüchterung von meiner Überzeugung abbringen lassen." Jetzt ging die Saat auf, die Blittersdorff ausgestreut; die verbitterte Masse verfiel den Demagogen.

Eine republikanische Schilderhebung wurde vorbereitet, und — was Mathy vornehmlich anwiderte — sie rechnete auf den Beistand revolutionärer Banden aus Frankreich und der Schweiz. An der Spitze dieser Umtriebe standen im Unterlande Hecker und Struve, im Oberlande, zu Mathys Kummer, Jos. Fickler, ein begabter Mann, der vordem unserem Freunde zu dem Abgeordnetensitze verholfen hatte. Mathy wußte wie die Regierung, daß Fickler soeben in Mannheim die entscheidende Verabredung mit den Genossen getroffen hatte. Während die Regierung ratlos einherschwankt, entschließt er sich auf eigene Faust zu einer verwegenen Tat: Er verhaftet Fickler auf dem Bahnhofe zu Karlsruhe, als dieser am 8. April aus Mannheim in das Oberland zurückkehren will. Damit waren die Pläne der Verschworenen zerrissen: statt einer revolutionären Erhebung im ganzen Lande erfolgte ein verfrühtes, vereinzeltes Losschlagen, der tragikomische Heckerputsch. Am selben Tage kam Mathy nach Mannheim. Umringt von drohenden Volkshaufen trat er auf den Altan des Rathauses, rechtfertigte seine Tat mit schlichten Worten und schloß: „Hätte ich morgen wieder vor mir, was heute früh vor mir stand, so würde ich abermals tun, was ich getan habe, denn ich bin überzeugt, dem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben." Da brachte die Bürgerwehr, die vorher in zweifelhafter Haltung dabeigestanden, dem kühnen Redner ein donnerndes Hoch.

Es war ein kurzer Triumph. Mit unbeschreiblicher Wut stürzten sich sofort die Redner und die Presse der Radikalen auf den Mann, der ihren Plan durchkreuzt hatte; achtzehn Monate lang war der „Ficklerfänger" der verhaßteste Mensch in unserem Süden, ein Lieblingsheld aller schmutzigen Bilder. Sein Name schon erregte die Wut des Haufens. Als im Mai 1849 in der republikanischen Landesversammlung zu Karlsruhe ein abmahnender Aufruf des Reichsverwesers verlesen ward, da rief eine Stimme: „Das ist von Mathy", und alsdann erklang jenes urkräftige Grunzen, wodurch damals die sittliche Ent-

rüstung sich zu offenbaren pflegte. Solchen Haß der Radikalen hat unser Freund gelassen als selbstverständlich hingenommen; aber mit tiefer Verachtung sah er auf das liberale Philistertum seiner Heimat, das zuerst dem Retter zujauchzte, nachher, der Sorgen ledig, in die giftigen Verleumdungen der Demokratie mit einstimmte. Und wahrlich, wenn eine solche Tat, unternommen unter schweren Gefahren und im Kampfe mit teuren persönlichen Gefühlen, noch heute von manchem verständigen Manne mißdeutet und auf unlautere Beweggründe zurückgeführt wird, so erkennen wir schmerzlich, wie wenig die politische Verkümmerung des kleinstaatlichen Liberalismus den echten Bürgermut auch nur zu verstehen vermag. Drei Wochen später wurde Mathy zum Staatsrat und Mitgliede des Ministeriums ernannt, aber die Regierung wagte nicht, diese kräftige Hand zu benutzen, die einzige, welche vielleicht der Zerrüttung des Staates Einhalt gebieten konnte. Sie belud sich mit dem Hasse, der an Mathys Namen haftete; seine Kraft ward in Frankfurt verwendet.

Auch in der Paulskirche galt es zunächst, das Werk der deutschen Revolution vor den Hirngespinsten eines bodenlosen Radikalismus zu behüten. „Ich will nicht", rief Mathy der Linken zu, „die Selbstherrlichkeit eines gekrönten Individuums auf ein beklatschtes übertragen. — Die Republik, wie sie uns hier erscheint, ist jene Herrenlosigkeit, von der man nicht sprechen kann bei freien Männern, sondern nur bei freigelassenen Sklaven; denn unter freien Männern versteht jeder, sein eigener Herr zu sein, und erkennt einen unumschränkten Gebieter über sich — den Willen der Nation und seinen Ausdruck, das Gesetz. Ich kann es nicht über mich gewinnen angesichts der Tatsachen, die Anarchie, die mit fremden Mitteln und zu fremden Zwecken das Vaterland zu schwächen sucht, als die Zuckungen einer patriotischen Kraft und Gesinnung darzustellen." Wie kampflustig auch diese Worte klingen, sie waren doch mit schwer bekümmertem Herzen gesprochen. Während der konservative Bassermann sich leicht in die Rolle eines Bekämpfers der Demokratie fand, beklagte sein durch und durch liberaler Freund schmerzlich, daß die Torheiten der Linken zu solchem Kampfe zwangen; er ahnte, das werde der Reaktion die Wege bereiten. Die Revolution hatte die kleinen Throne verschont; darum verlangte Mathy, daß man den vorhandenen politischen Kräften ein gesetzliches Organ gewähre und den Bundestag mit vereinfachtem Geschäftsgange als eine Vertretung der Kronen neben der Zentralgewalt aufrechthalte. Nachdem dieser

staatsmännische Gedanke verworfen und die kecke Mißbildung des Reichsverweseramts gewagt wurde, hielt Mathy sich dennoch verpflichtet, der neuen Behörde seinen Beistand nicht zu versagen. Er trat als Unterstaatssekretär in das Reichsministerium und unterstützte Schmerling bei der Bekämpfung des Septemberaufstandes. Die weitverbreitete Meinung, daß die Zentralgewalt diesem Aufruhr absichtlich einige Frist zur Entfaltung gegönnt habe, wurde von Mathy stets auf das bestimmteste als ein Parteimärchen zurückgewiesen.

Als die Verfassungsberatung die Anhänger des Bundesstaates von den Bekennern der großdeutschen Phrase trennte, ergab sich Mathys Parteistellung von selbst. Er hatte vor vierzehn Jahren den Beruf Preußens zur Leitung der deutschen Volkswirtschaft gegen die Befangenheit seiner Genossen verteidigt und wurde jetzt folgerecht ein eifriges Mitglied der Kaiserpartei. Aber ihm entging nicht die unnatürliche Lage des Parlaments, das ihm von vornherein als ein zweifelhaftes Werkzeug der nationalen Einigung erschien. Er erkannte, wie schwer es halte, die Österreicher im Hause dahin zu bringen, daß sie gleichsam sich selber zur Tür hinauswürfen. Zudem hegte er lebhafte Achtung für Schmerling, der sich auch späterhin mit unserem Freunde nicht persönlich verfeindete und mit einem è per la vita von ihm Abschied nahm. Darum lautete Mathys Rat: Entweder schonet Schmerling, auf daß er euch nicht zu einem gefährlichen Feinde werde — oder, wenn ihr ihn stürzen wollt, so bildet ein Kabinett, das ausschließlich aus Preußen besteht und im engsten Einverständnis mit der Berliner Regierung vorgeht. Der Rat ward überhört, das Ministerium Gagern begann seine unselige Politik des Zuwartens und der Halbheit.

Da der Kaiserpartei begabte Redner nicht fehlten, so glaubte Mathy ihr durch seine Feder mehr als durch Reden nützen zu können; er war tätig in der Presse und in der Verwaltung des Ministeriums. Nur selten hielt er für nötig, einen neuen Gedanken in die Debatten des Hauses zu werfen: so, als er zur Verwunderung der liberalen Freunde vorschlug, die beweglichen Posten des Budgets von den dauernden zu trennen und dergestalt den Bedürfnissen des Staates wie den Ansprüchen der Volksvertretung gerecht zu werden. Erst zuletzt, als König Friedrich Wilhelm die Kaiserkrone abgelehnt hatte und bereits viele in St. Paul das Spiel verlorengaben, trat Mathy hervor mit einem Rettungsversuche: er wollte die Durchführung der Reichsverfassung der gesetzlichen Tätigkeit der Landtage anvertrauen. Er

beantragte, die Regierungen zu veranlassen, daß sie jetzt ihre Volksvertretungen nicht auflösten, und verteidigte seinen Vorschlag in einer der schönsten, lichtvollsten Reden, welche das Parlament je gehört hat. Der Gang der Ereignisse war mächtiger als der Wille des tapferen Mannes. Mathy mußte noch in Gotha und Erfurt die letzten Zuckungen der deutschen Revolution mit anschauen. Dann ging er, ohne Amt und Vermögen, abermals einer ungewissen Zukunft entgegen.

Der Staatsmann trat aus dem Kabinett sofort wieder in das Kontor der Bassermannschen Buchhandlung. Indessen war der Ruf seiner außerordentlichen staatswirtschaftlichen Begabung von Frankfurt her in die Kreise der großen kaufmännischen Welt gedrungen. Im Jahre 1854 ging Mathy nach Köln, um bei seinem Freunde Mevissen in dem Schaaffhausenschen Bankvereine die Technik des Bankwesens im einzelnen kennenzulernen. Dann trat er in die Direktion der Berliner Diskontogesellschaft, vier Jahre später ward er Mitbegründer und Direktor der Gothaer Bank, im Jahre 1859 Direktor der Deutschen Kreditanstalt zu Leipzig. Hatte er in Gotha die Unternehmungen einer neuen Bank eingeleitet, so mußte er in Leipzig, unter dem Murren dividendenlustiger Aktionäre, eine Reihe gewagter Geschäfte, welche von der früheren Direktion allzukühn begonnen waren, wieder abwickeln. Inmitten solcher Arbeiten fand er noch Zeit für die Presse. Die Leser der Grenzboten ergötzten sich an der köstlichen Ironie, womit Mathy die Vertrauensseligkeit des „ruhigen Bürgers“ geißelte, und die älteren Freunde der Preußischen Jahrbücher entsinnen sich noch der gediegenen Abhandlung über den Münzvertrag von 1857, welche damals schon die heute allgemein anerkannte Unzulänglichkeit der neuen Münzreform hervorhob und die Epoche der Goldwährung voraussah. Mathy zählte zu den wenigen deutschen Politikern, welche von dem italienischen Kriege nicht überrascht wurden. Sein Aufsatz „Deutsche Interessen und deutsche Politik“ verkündete schon im Juli 1858 die nahende Krisis der großen Politik und mahnte vergeblich die Männer der Einheitspartei, sich im voraus zu verständigen, „damit eine Macht und ein leitender Gedanke da sich einstellen, wo die gedankenlose Mittelmäßigkeit abdanken muß“.

Es war eine Lust, den stattlichen Mann reden zu hören in jener Genossenschaft von Freunden, die sich in Leipzig um ihn, um Gustav Freytag und S. Hirzel versammelte. Er stand jetzt auf der Höhe seines politischen Denkens, er hatte die wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des Nordens kennengelernt, unerschütterlich war ihm die Überzeugung,

daß dem preußischen Deutschland die Zukunft gehöre. Wenn der patriotische Eifer der jüngeren Freunde manchmal ungestümer ward, als unter der schirmenden Vaterhand der sächsischen Polizei rätlich schien, dann hielt sich Mathy wohl verpflichtet, zur Vorsicht zu raten; an dem Tone seiner Warnungen hörte man doch, daß das unerschrockenste Auftreten ihm das liebste war. Von seltenem Zauber war sein Gespräch, das mit gleicher Klarheit und Sicherheit über Volkswirtschaft und Kunst, Personen und Ideen sich verbreitete. Wer in Mathys Haus trat und die edle hochbegabte Frau, das tiefe Herzensglück dieser Ehe kennenlernte; wer dann erfuhr, welche Stürme über die beiden dahingegangen, wie ihnen alle vier Kinder, zuletzt ein erwachsener hoffnungsvoller Sohn, entrissen wurden — der mußte die heitere, gefaßte Ruhe des Mannes bewundern.

Währenddem war in Baden ein liberales Ministerium an das Ruder getreten; sein Führer, der Freiherr von Roggenbach, stand längst in regem Verkehre mit dem älteren Freunde. Zu Anfang 1863 wurde Mathy von dem Großherzog Friedrich zu einer hohen Finanzstelle berufen, ein Jahr darauf mit der Leitung des Handelsministeriums beauftragt. Mathy folgte dem Rufe aus ernstem Pflichtgefühl, obgleich er längst wußte, daß nur in einem einigen Deutschland die gesicherte Freiheit der Einzelstaaten möglich sei. Der kühne, wahrhaft freisinnige Versuch, über der Selbstverwaltung der Gemeinden auch die Selbstverwaltung der Kreise durchzuführen, fand Mathys warmen Beifall; aber er sah mit Unmut, daß seine alten Freunde, die liberalen Philister, sich nicht geändert hatten. Von ernsthafter politischer Gesinnung war wenig zu spüren; nur konfessionelle Leidenschaften, katholischer Fanatismus oder der nicht minder fanatische Eifer seichter Aufklärung, vermochten die Ermüdeten aufzurütteln. Die Kunst, populär zu werden, hat Mathy nie verstanden; er brachte es nicht über sich, den ergebenen Liberalen seiner Heimat seine Verachtung zu verbergen. Als ihm der wohldurchdachte Plan einer badischen Bank durch Empfindlichkeit und kleinbürgerlichen Neid gestört ward, sprach er diese Gesinnung in der Kammer mit scharfen, allerdings unparlamentarischen Worten aus.

Der schleswig-holsteinische Handel begann. Mathy erkannte rasch, daß der Name des augustenburgischen Prätendenten, anfangs das Losungswort für den Kampf gegen Dänemark, sehr bald ein Deckmantel wurde für eine selbstsüchtige und hochmütige Sonderbündelei. Als ein Minister des Erbprinzen am Karlsruher Hofe seine Verwunderung

ausſprach, warum im Süden die Teilnahme für den Prätendenten lebendiger ſei als im Norden, da antwortete Mathy — mit jener maſſiven Offenherzigkeit, wodurch er ſo oft die Ängſtlichkeit der kleinen Diplomatie erſchreckt hat —: „Das iſt ſehr natürlich. Hier kennt man euch noch nicht.“ Die Ereigniſſe drängten ſich. Herr v. Roggenbach trat zurück, und da der kleine Staat an Diplomaten ſchweren Mangel litt, ſo berief man in das Auswärtige Amt den Freiherrn v. Edelsheim, von dem Mathy nichts kannte als einige wohlgeſchriebene Wiener Depeſchen.

Während Mathy unverhohlen ſeine Freude ausſprach über den großen Zug der Politik des Grafen Bismarck, enthüllte ſich der neue Miniſter des Auswärtigen ſchnell als ein ergebener Vaſall Öſterreichs. Mathy warnte umſonſt; er ſah bald, daß ſeines Bleibens in dieſer Regierung nicht mehr ſei. „Bald wird auch für mich die Stunde der Befreiung ſchlagen“, ſchrieb er mir im Juni 1866; nur die Rückſicht auf ſeinen Fürſten hielt ihn noch zurück, auch forderten die kaum begonnenen großen Staatseiſenbahnbauten noch eine Zeitlang ſeine Tätigkeit. Sobald der Krieg gegen Preußen begann, nahm er ſeinen Abſchied.

Nach wenigen Wochen erhielt der Großherzog Friedrich die Freiheit der Entſchließung zurück, er berief den entlaſſenen Miniſter am 27. Juli an die Spitze der Regierung. Nun endlich fand Mathy einen Wirkungskreis, würdig ſeiner Kraft. Er erſchien wie verjüngt in froher Tatkraft, angeſichts der ſchönen Aufgabe, ſeine Heimat, und vielleicht den geſamten Süden, zu dem Reiche deutſcher Nation zurückzuführen. Es wäre der glücklichſte Abſchluß ſeines ſtaatsmänniſchen Wirkens geweſen. Er gedachte nicht alle Wünſche eines begehrlichen Liberalismus zu erfüllen, ſondern begann mit einigen Schritten notwendiger Strenge gegen die Zügelloſigkeit der radikalen Preſſe. Aber er wollte feſthalten an dem Worte und dem Geiſte der Verfaſſung, feſthalten vornehmlich an den geſunden, bei der Läſſigkeit der Bevölkerung freilich erſt halb entwickelten Anfängen der Selbſtverwaltung. Höher als alles dies ſtand ihm der treue rückſichtsloſe Anſchluß an Preußen. Augenblicklich wurde das Heer vom Kriegsſchauplatze zurückgerufen, die Feſtung Raſtatt unter die alleinige Verfügung der Karlsruher Regierung geſtellt, bald darauf der Frieden und das Bündnis geſchloſſen. In der Armee war nach den traurigen Erfahrungen des Feldzuges an der Tauber die beſſere Erkenntnis raſch durchgedrungen. Die Umbildung des Korps nach preußiſchem Muſter fand bei den Offizieren ebenſo

lebhafte Zuſtimmung wie die Erneuerung der Zollvereinsverträge bei den Gewerbetreibenden.

Wenn Mathy die hoffnungsloſe Verwirrung des zerfahrenen ſüddeutſchen Parteilebens betrachtete, dann ward der ſtarke Mann oft, wie damals alle treuen Patrioten im Süden, von finſteren Ahnungen befallen. „Bei Euch,“ ſchrieb er mir im Spätjahr 1866, „bei Euch im Norden hilft das Wort, bei uns nur der Schlag.“ Um von ſeiner Heimat mindeſtens ſolche Nöte fernzuhalten, wendete er ſich im Herbſt Herbſt des folgenden Jahres an Graf Bismarck, bat ihn geradezu, Baden aufzunehmen in den Norddeutſchen Bund. Der Brief blieb ohne Antwort, und wir überlebenden wiſſen, welcher Irrtum dieſen hochherzigen letzten Wünſchen des badiſchen Staatsmannes zugrunde lag; wir wiſſen alle, daß der erſte preußiſche Soldat auf der Kehler Brücke vollauf genügte, um zur unrechten Stunde einen europäiſchen Krieg zu erregen. Was aber heute klar vor jedermanns Augen liegt, das blieb vor vier Jahren noch dem leitenden Miniſter Badens verborgen; ſo wenig vermögen unſere kleinen Höfe die Lage Europas zu überſchauen! Die Entſcheidung der ſüddeutſchen Frage lag in Paris, Berlin und München, nicht in Karlsruhe. Tief niedergeſchlagen, doch nicht entmutigt hat Mathy die Zurückhaltung des Berliner Kabinetts ertragen; er verſuchte jetzt der Welt zu zeigen, was er ſelber kaum für möglich hielt, daß ſein Syſtem auch ohne Norddeutſchlands Hilfe aufrechtbleiben könne.

Es war ihm nicht vergönnt, die Früchte ſeines Tuns zu ernten. Er wurde am 3. Februar 1868 raſch vom Tode ereilt, und den Freunden, die um ihn trauerten, ward noch die bittere Erfahrung, daß ſelbſt dieſer Mann für die Roheit der deutſchen Demokratie nicht zu hoch ſtand. Alle Welt wußte, daß die ultramontane Partei keinen verhaßteren Namen kannte als den ſeinen; und doch ſind über ſeinem Grabe auch pöbelhafte Schmähungen wider den Volksverräter erklungen! Wir Preußen aber wollen nicht vergeſſen, daß unſer Staat niemals in Süddeutſchland einen treueren, einſichtigeren Freund beſaß, als Karl Mathy war. Und dankbar preiſen wir die Gnade des Geſchicks, das jenem beſorgten Worte des edeln Mannes eine ſo wunderbar glückliche Erfüllung gebracht hat. Denn freilich nur der Schlag — aber der Schlag deutſcher Schwerter wider fremde Feinde, nicht der Jammer des Bürgerkrieges — hat die Deutſchen jenſeits des Maines zurückgeführt zu ihrem großen Vaterlande.

Druck von
Grimme & Trömel
in Leipzig.

